

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



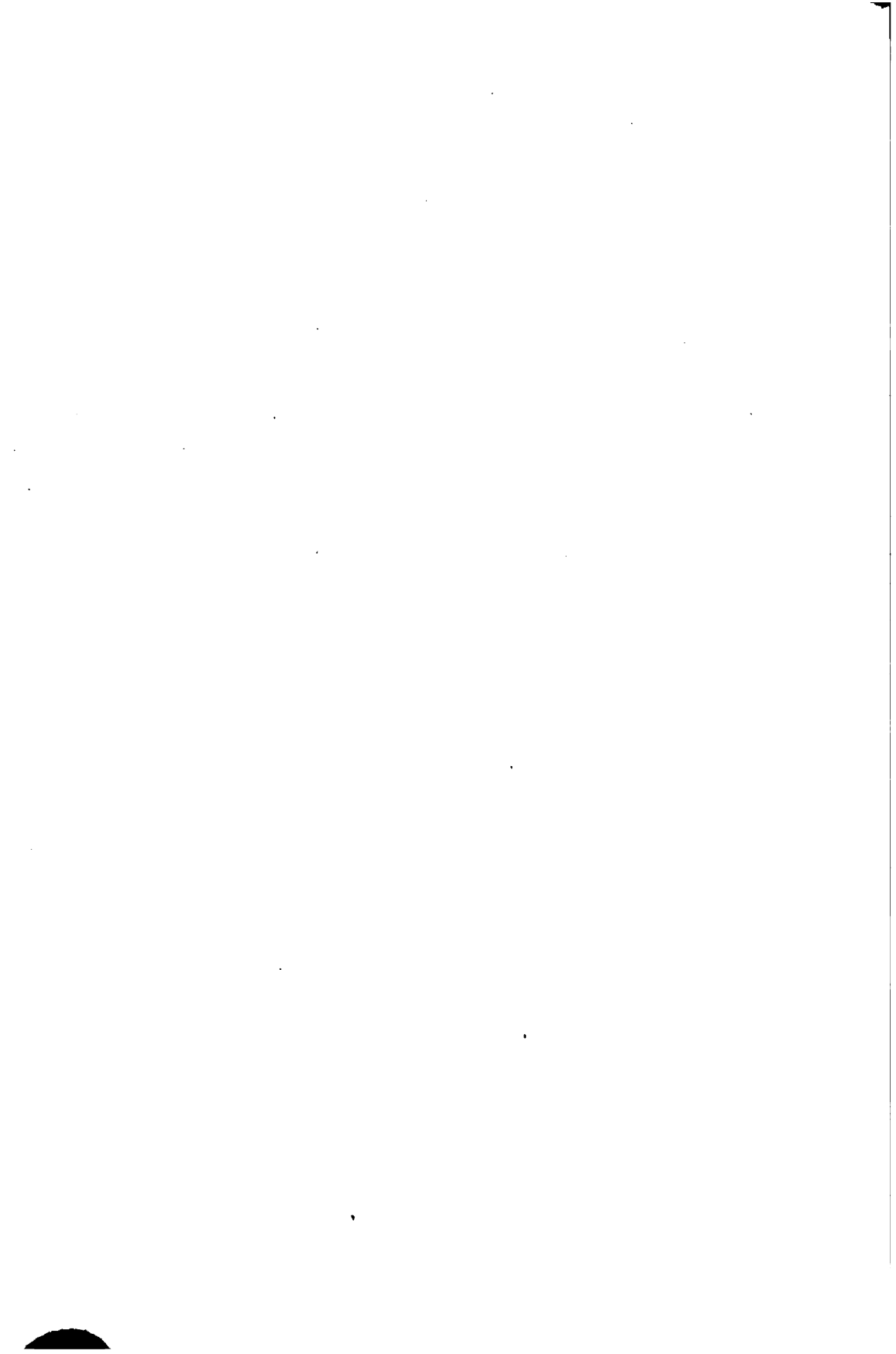
Band XV.

(April — Mai — Juni 1878.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandria, Fred. Hoffmann. — Amsterdam, Schjelderb'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Willberg. —
Bairi, Chr. Meier. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, G. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest,
Carl O. Goltz. — Buenos-Aires, J. Jacobsen & Co. — Bukarest, Gottschel & Co. — Caracas
(Venezuela), Alfred Roth. — Christiania, Albert Sammermeier. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. —
Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. — G. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. —
Helsing, H. Secher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoeft & Sohn. Wilhelm Prior's
Hofbuchhandlung. — Lima, G. Riemer & Inghirami. — Liverpool, Charles Schoff. — London, A. Siegle.
Tulbier & Co. — Luzern, Dolsch's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. —
München, Fr. Beck. — Montevideo, Jacobsen & Edderstedt. — Moskau, J. Teubner. Edmund Kunth.
Alexander Lang. Galtzoff's Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Tetten & Kochell. Ulrico Hoepli. —
New-York, Gustav E. Scherl. E. Steiger. — Odessa, Emil Bernab's Buchhandlung. J. Teubner. — Paris,
Gaut & Göttert. Gaudoy & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, August Teubner. Carl Rieder.
H. Schindler's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, G. Schaefer & Korabi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-
Rico, Lee Bragg & Co. — Riga, J. Teubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, G. & H. Laemmert. — Rom,
Zucchi & Co. — Rotterdam, van Nengel & Goltjes. — San Francisco, J. B. Goltz & Co. — Stockholm,
Gambon & Wallin. — Toronto (Süd-Australien), F. Wasedow. — Triest, G. Baerenflamm. — Valparaiso,
G. Himmeler & Inghirami. — Warschau, G. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Jaesch &
Frid. H. Remy. — Yeddo, F. Ahrens & Co. — Zürich, G. M. Edel.



Inhalts-Verzeichniß

zum

fünfzehnten Bande (April — Juni 1878).

	Seite
I. J. W. von Goethe, Die Elis. Parabel. Zur Feier seines Todestages mitgetheilt von E. du Bois-Reymond . . .	I
II. Theodor Storm, Renate	1
III. Karl von Gebler, Auf den Spuren Galilei's	48
IV. F. H. Geffken, Katharina II., die Pforte und Europa	82
V. Gustav Hirschfeld, Das heutige Griechenland	122
VI. Bret Harte, Die beiden Heiligen der Vorberge. Deutsch von Udo Brachvogel	134
VII. Karl Frenzel, Die Theater (Berlin)	145
VIII. ***, Briefe von Ludwig Feuerbach	152
IX. ***, R. E. Franzos' Kulturbilder	158
X. Literarische Notizen	163
XI. Literarische Neuigkeiten	165
XII. Rudolph Lindau, Nach der Niederlage. Novelle. I. . . .	169
XIII. Karl Gillebrand, Aus dem Leben Sainte-Beuve's	200
XIV. E. Hübnér, Eine römische Annexion	221
XV. ***, Fürst W. A. Ischertasski, der Reorganisator Polens und Bulgariens. I.	253
XVI. F. Max Müller, Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen	269
XVII. Georg Brandes, Esaias Tegnér. Nach neuen Quellen dargestellt. I.	293
XVIII. Ferdinand Hiller, Vincenzo Bellini	308
XIX. Georg Ebers, Die Geschichte des alten Aegyptens und ihre neueste Behandlung durch Maspero und Brugsch-Bey	318

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XX. Bruno Meyer, Kleist's zerbrochener Krug, illustriert von Menzel	325
XXI. Literarische Notizen	330
XXII. Literarische Neuigkeiten	332
XXIII. Gottfried Keller, Gedichte	335
XXIV. Rudolph Lindau, Nach der Niederlage. Novelle. II. (Schluß)	340
XXV. Conrad Fiedler, Bemerkungen über Wesen und Geschichte der Baukunst	361
XXVI. Georg Brandes, Esaias Tegnér. Nach neuen Quellen dargestellt. II.	384
XXVII. H. W. Vogel, Die gegenwärtigen Leistungen der Photographie	414
XXVIII. * * *, Fürst W. A. Ischerkasski, der Reorganisator Polens und Bulgariens. II.	440
XXIX. Hermann Gellner, Wolf Graf Baudissin. Ein Nachruf .	455
XXX. Briefe der Familie Körner (1804—1815). Herausgegeben von Prof. Albr. Weber in Berlin. I. . . .	461
XXXI. Hermann Krüger, Rückblick auf die musikalische Saison (Berlin)	480
XXXII. Erich Schmidt, Ein englisches Werk über Lessing . .	485
XXXIII. Rudolph Genée, Frenzel's „Berliner Dramaturgie“ .	488
XXXIV. * * *, Karoline Bauer in ihren Briefen	491
XXXV. „Vom Don zur Donau“	493
XXXVI. F. von Hartmann, General der Cavallerie z. D. . .	494
XXXVII. Literarische Notizen	496
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten	499

Die Eblis.

Parabel von Goethe.

Zur Feier seines Todestages

mitgetheilt

von

E. du Bois-Reymond.

Wo fluge Leute zusammen kommen
Da wird erst Weisheit wahrgenommen.
So gab einst Sabas Königin
Gelegenheit zum höchsten Sinn;
Vor Salomo, unter andern Schätzen,
Läßt sie eine goldene Vase setzen
Groß, reicher, unerhörter Zier,
Fischen und Vögeln und Waldgethier,
Worum sich krause Schnörkel häufen,
Als Jafin und Boas an beyden Knäufen!
Sollt ein Knecht allzutäppisch seyn
Stößt eine wüste Beule hinein;
Wird augenblicks zwar reparirt,
Doch feines Auge den Makel spürt,
Genuß und Freude sind nun genirt.

Der König spricht: Ich dacht es eben!
 Trifft doch das Höchste das uns gegeben,
 Ein allzugarstiger Schmitz darneben.
 Es können die Eblis die uns hassen
 Vollkommnes nicht vollkommen lassen.

Die Handschrift Goethe's, nach welcher obiges Gedicht in Deutschland hier zum ersten Male gedruckt erscheint, schenkte mir im Sommer 1838, als ich in Bonn studirte, Hr. Prof. Alfred Nicolovius, der, ein Enkel Cornelia's, während Goethe's letzter Jahre ein gern-gesehener Gast in Weimar gewesen war. Im Glauben, das Gedicht stehe im Westfälischen Divan, wie der Geber mir wohl gesagt hatte, ließ ich es bis vor wenig Jahren ruhen, ohne zu ahnen, daß ich ein Licht unter einen Scheffel setze. Als ich einst im Laboratorium, wo es an Gelegenheit dazu nicht fehlt, die Verse citirte: „Es können die Eblis die uns hassen Vollkommnes nicht vollkommen lassen“, erweckten diese Verse die Aufmerksamkeit meines jungen freundes und damaligen Gehülfsen Dr. Boll, jetzt Professor in Rom, und als Entdecker des Sehroths berühmt. Ebenso eifriger Jünger der Musen wie Physiologe, begann Hr. Boll der Stelle nachzuspüren, wo bei Goethe das Gedicht sich finde. Es fand sich aber nirgend, und einer der genauesten Goethe-Kenner, der Geheime Ober-Regierungsrath Hr. G. von Koepfer erklärt es für neu.

Das format der Handschrift ist Querfolio, das Papier grobes granes Formpapier, die Schrift lateinisch. Ueber- und Unterschrift fehlen, leider auch das Datum. Unter den Tintenschriftzügen erkennt man, wie oft bei Goethe, halbverwischt den mit Bleistift geschriebenen Entwurf. Goethe's Schreibart und Interpunction sind oben beibehalten.

Um die Entstehungszeit des Gedichtes annähernd zu bestimmen, dienen folgende Anhaltspunkte. Man wird es unter die Paralipomena zum Divan rechnen dürfen, was auf 1820 als obere Grenze weist. Unter Hrn. von Koepfer's Goethe-Handschriften findet sich eine mit drei 1827 erschienenen Kenien: „Brich doch mit diesem Lump sogleich“ — „Schneide so kein Gesicht“ — „Wie soll ich meine Kinder unterrichten?“ — Farbe und Wasserzeichen des Papiers und die Schriftzüge dieser Handschrift stimmen mit denen der unsrigen überein. Wir werden also kaum fehlen, wenn wir die Entstehung des Gedichtes in die zwanziger Jahre verlegen.

Vor mehreren Wochen theilte Hr. Boll das Gedicht dem Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga mit, welcher Faust und Hermann und Dorothea in's Italienische übertragen hat. Der Marchese übersehte es, und die Uebersetzung erschien mit dem deutschen Text in derselben Nummer des fanfulla (7. Februar d. J.), welche den Tod des Papstes anzeigte. fanfulla sagt, daß die Abschrift des Gedichtes von Prof. Boll herstamme. Auf diese von unberechtigter Seite, an so fremdartiger Stelle geschehene Veröffentlichung bezog sich die Beschränkung, daß in Deutschland das Gedicht hier zum ersten Male gedruckt erscheine.

Ueber Jakin und Boas — im fanfulla steht fälschlich Sakin — s. l. Könige 7, 21.



R e n a t e.

Von

Theodor Storm.

In einiger Entfernung von meiner Vaterstadt, doch so, daß es für Lustfahrten dahin nicht zu weit ist, liegt das Dorf Schwabstedt, welcher Name nach einigen Chronisten so viel heißen soll als: Suavestätte d. i. lieblicher Ort. Hoch oberhalb des weiten wiesenreichen Treenethales, durch welches sich der Fluß in schönen Krümmungen windet, ist der alte Kirchspielskrug, dessen Wirth bis zu der neuesten, alle Traditionen aufhebenden, Zeit immer Peter Behrens hieß, und wo „Mutter Behrens“, je nach den Geschlechtern eine andere, aber immer eine saubere sei es junge oder alte Frau, als eine wahre Mutter für die Leibesnothdurft ihrer Gäste sorgte. Die lange Bindenlaube mit dem „schlweiß“ gedeckten Kaffeetisch darunter, die steile granitne Treppe, die unter den alten Silberpappeln zum Fluß hinabführte, die Rahnfahrten zwischen den schwimmenden Leichrosen, diese Dinge werden bei vielen älteren Leuten ein hübsches Abseits ihres Jugendparadieses bilden.

Und Schwabstedt bot noch Anderes für die jugendliche Phantasie; denn Sage und halberloschene Geschichte flechten ihren dunklen Epheu um diesen Ort. Freilich wenn man sichtbare Spuren auffuchen wollte, so mußte man genügsam sein: wo einst often dem Dorfe ein Hafen der gefürchteten Vitalienbrüder gewesen sein sollte, sah man jetzt nur aus dem Flußthal eine Schlucht ins Land hinein; von dem festen Hause der Schleswigschen Bischöfe, welches sich einst oberhalb des Flusses hart am Dorf erhob, war nichts mehr übrig, als die Vertiefungen der Burggräben, und karge Mauerreste, die hie und da aus dem Rasen hervorsahen; wenn man nicht etwa die Zähne von Wildschweinen hinzurechnen will, deren wir Knaben einmal eine Menge unter der Grasnarbe hervortöhlten, so daß wir das Zeugniß des großen Wild- und Waldbreichthums, der einst hier geherrscht haben sollte, lebhaftig in den Händen hielten.

Aber mehr noch, als durch diese Vertlichkeiten wurde meine Neugier durch ein sichtlich dem Verfall preisgegebenes Gehöft erregt, das seitwärts von der Bischofs Höhe lag, fast versteckt unter uralten hohen Eichenbäumen. Das Haus, das

schon durch seine zwei Stockwerke sich von den übrigen Bauerhäusern unterschied, gewann allmählig eine geheimnißvolle Anziehungskraft für mich, aber mit der Blödigkeit der Jugend scheute ich mich heranzugehen. Ich mochte schon ein hochaufgeschossener Junge sein, als ich dieses Wagstück ausführte; ich entsinne mich dessen noch mit allen Umständen.

Während ich zögernd auf der einsamen Hofstätte umherging und bald auf die blinden Fenster des Hauses blickte, bald hinauf in das Gezweig der alten Bäume, wo ein paar Elstern über ihrem Neste schrieten, kam ein altes Weib um die Ecke, die von dem herabgefallenen Astholz in ihre Schürze sammelte. Als ich ihr unter den groben Strohhut guckte, erkannte ich das braune scharfe Gesicht der allbekannten „Mutter Pottfacksch“, welche je nach der Jahreszeit mit Maililien und Waldmeisterkränzen oder Nüssen und Moosbeeren in der Stadt haufiren ging.

„Mutter Pottfacksch!“ rief ich: „Wohnt Sie hier in dem großen Hause?“

„Je, junge Herr,“ erwiderte in ihrem Platt die Alte; „id hol de Kram hier man wat uprecht!“

Und auf weitere Fragen erfuhr ich, daß einst ein großes Bauerngut bei diesem Hause gewesen, daß aber schon vor hundert Jahren das Land davon gekommen sei, und in nächster Zeit auch der Hof — denn so werde das Haus noch jetzt genannt — auf Abbruch verkauft, und die Bäume niedergeschlagen werden sollten.

Mich dauerten die armen Elstern, die droben so mühsam sich ihr Nest gebaut hatten; dann aber fragte ich: „Und vor hundert Jahren, wer hat denn damals hier gewohnt?“

„Dotomal?“ rief die Alte und stemmte die freie Hand in ihre Seite. „Dotomal hätt de Hex hier wohnt!“

„De Hex?“ wiederholte ich. „Hat's denn Hexen hier bei Euch gegeben?“

Die Alte winkte mit der Hand. „Oha! Bät de Herr dat man betämen!“ womit sie sagen wollte, ich solle das nur sachte angehen lassen, es sei damit auch heut noch nicht geheuer.

Als ich frug, ob jene Hexe denn verbrannt sei, schüttelte sie heftig ihren alten Kopf. „Oha, Oha!“ rief sie wieder und gab dann zu verstehen, der Amtmann und der Landvogt hätten nur nicht herantwollen; denn — na, ich verstehe wohl —; und nun machte sie unter bedeutsamem Kopfnicken die Gebärde des Geldzählens. Die Zerstückelung des Gutes sei nämlich erst nach dem Tode derselben vor sich gegangen, sie selber habe noch ihre Wirthschaft streng betrieben und sei eine gewaltige Bäuerin gewesen.

Was diese Hexe denn aber eigentlich gehezt habe, davon schien Mutter Pottfacksch nichts zu wissen. „Düwelswart, Herr!“ sagte sie. „Wat so'n Slag bedrivt!“ Soviel jedoch sei sicher: Sonntags, wenn andre Christenmenschen in der Kirche geseßen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe sie sich auf ein Pferd gesetzt und sei nach Norden zu in Haide und Moor hinaus geritten; was sie dort betrieben habe, davon sei wol übel Nachricht einzuholen. Plötzlich aber habe dieses aufgehört, und seitdem habe sie Sonntags ihr großes düsternes Zimmer nicht mehr verlassen; noch Mutter Pottfacksch Urgroßmutter

habe das blasse Gesicht mit den großen brennenden Augen hinter den kleinen Fenster Scheiben sitzen sehen.

Mehr vermochte ich von der Alten nicht herauszubringen.

„Und war das Pferd, worauf sie ritt, denn schwarz?“ fragte ich endlich, um mein schnell geschaffenes Phantasiebild doch in etwas zu vervollständigen.

„Stwart?“ schrie Mutter Pottsack, wie entrüstet über eine so überflüssige Frage. „Gnidderstwart! Dat mag de Herr wull löwen!“ (glauben.)

Noch lange mußte ich an die Schwabstedter Heze denken; auch that ich nach verschiedenen Seiten hin noch manche Fragen nach ihrem näheren Geschick; allein was Mutter Pottsack nicht erzählt hatte, das konnten auch Andere nicht erzählen. Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen.

Viele Jahre nachher, da ich diese Dinge längst vergessen hatte, saß ich vor einer dort bei Seite gestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrath und kramte in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem später noch ein demnächst zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in Nachstehendem mittheile. An der Schreib- und Vortragsweise habe ich so viel geändert, als zur lebendigeren Darstellung des Inhalts nöthig erschien; an einzelnen Stellen für manche Leser vielleicht kaum genug; an dem Inhalte selbst ist nicht von mir gerührt worden.

Und somit möge der Schreiber jenes alten Aufsatzes selbst das Wort nehmen.

* * *

1700. **A**m diese Zeit war mein lieber nun in Gott ruhender Vater Kaplan oder Diacomus im Dorfe Schwefen, allwo er seine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleisch, von Haus zu Hause einsammeln und überdies zu seinem Predigtdienst auch noch die Schule halten mußte. Da aber meine lieben Eltern sich Alles an ihrem Munde abspareten, und anderseits wohlgefinte Leute mir Mittags einen Platz an ihrem Tische gönneten, so kam ich auf die lateinische Schule zu Husum, welcher derzeit der treffliche Nicolaus Rudlof als Rector vorstand, und hatte bei einer frommen Schneiderswitwen mein Quartier. War auch mit Gottes Hilfe schon in die Secunda aufgerückt, als mir eine Leibesgefahr widerfuhr, welche gar leicht allen Studien eine plötzliche Endschafft hätte bereiten können.

So war es am Nachmittage letzten Sonntages Octobris, daß ich nach der gewöhnlichen Sonnabendseinfuhr unter mein elterlich Dach von unserem Dorfe wieder nach der Stadt zurück wanderte. Hatte mich jedoch zuvor schon müd gelaufen; denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater selig zu sagen pflegte, einen Gergefener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, so waren unsere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerst des Dorfes

ausgerissen, also daß wir an diesem letzten heißen Tage des Jahres eine gar tolle Jagd hatten anstellen müssen. Schritt aber des unerachtet auch ißt, da es über solchem Beginnen spät geworden, und schon die sinkende Sonne einen rothen Dunst über die Haide warf, mit eilenden Schritten fürbaß; streifete nemlich nach dem erst jüngst verglichenen Kriege mit dem Könige von Dänemark allerlei loses Volk umher und verübete Raub und Einbruch: auch sollten drüben nach dem Holze zu, wo die alten Weiber die Moosbeeren holen, in voriger Nacht die Irzwich gar arg getanzet haben, dessen Anblick in alle Wege besser zu umgehen.

Da ich endlich in die Stadt und nach dem Markt hinunter kam, stunden schon die Giebel der Häuser dunkel gegen den Abendhimmel, und war ob des Sonntages eine große Stille auf der Gassen; nur aus der alten Kirche hinter den Bindenbäumen tönete ein sanftes Orgelspiel.

Wußte wol, es sei der Organiste Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor, der es liebte, in den Schummerstunden nur für sich und seinen Gott seine meisterliche Kunst zu üben; und da ich inne ward, daß die Kirchthür unter der sogenannten Mutterlinden offen stand, so ging ich hinein und setzte mich in der Nordseite still in eines der alten Mönchsgefühle. Es war aber, wenn gleich die Bäume draußen schon die meisten Blätter abgeworfen hatten, hier innen eine Dämmerung, daß ich die Bilder und Figuren an den Epitaphien, so diese gewaltige Kirche zieren, nur kaum erkennen mochte. Gleichwol spielte da droben der unvergleichliche Meister noch immer zu; und wie ich so in meiner Ecken saß, ganz allein hier unten, und von dem Dunkel immer mehr umhüllet ward, in das hinein die lieblichen Tongänge der Flöten und Oboen gleich sanften Lichtern spielten, da war mir, als wenn die beiden Engel drüben von dem Crucifix des Altarbildes zu mir herabflögen und mich mit ihren gälbenen Flügeln deckten. Wie lange ich in solcher Huth geruhet, ißt mir unbewußt; schreckte aber ißt davon empor, daß der Schlag der Thurmuhre dröhnend in den weiten Raum hinunter hallete. Durch die nahezu kahlen Bäume schien der Mond in die hohen Fenster; insonders war das mächtige Reiter-Standbild des St. Jürgen, mit dem Drachen, so eigentlich dem Gasthaus angehörte, zur Zeit aber hier neben dem Altar aufgestellt war, in einer also hellen Beleuchtung, daß ich das grimme Antlitz des Ritters und unter den Hufen des bäumenden Hengstes gleicherweise den aufgesperreten Schlund des Drachen von meinem Sitze aus gar wohl erkennen mochte.

Aber das Tonspiel droben von der Orgel hatte aufgehört, und drüben an dem Altarbilde schwebten wieder die Engel zur Seiten des Gekreuzigten. Es war eine große Stille um mich her; nur, da ich, um hinauszugehen, die Thür des Gefühles öffnete, scholl es von meinen Tritten weithin durch das Schiff der Kirchen. Da rannte ich eilends, erst an die Norder-, dann an die Thurm-, dann an die Süderthür, fand aber alle festgeschlossen, und alles Klopfen, so ich mit meinen Fäusten ißt vollführte, schien an keines Menschen Ohr zu reichen. Da ich mich dann rathlos umwandte, fielen meine Blicke auf das große Epitaphium, das sich gegenüber an dem Pfeiler zeigt, bei dessen Fuße der alte Bürgermeister Agidius Herfort begraben lieget. Man hatte aber an selbigem

vorgeſtellt, daß der Tod, als ein natürliches Gerippe ganz aus Holz geſchnitten, gleich einer ungeheuren Spinnen an dem Conterſen des ſeligen Mannes herauftrieb. Wollte mir ſolches anſicht nicht eben wohl gefallen; denn durch die Schatten der vor den Fenſtern wankenden Gezweige, ſo mit den Mondlichtern ihr Spiel darüber trieben, wollte mich faſt bedünken, als ob das grimmig Untweſen mit dem Kopfe rucke und die ſpizen Knochenfinger an des Seligen Geſicht hinauſſtrecke. Da fuhr es mir gar noch durch den Sinn, ſelbiges könne auch wol einmal abwärts an dem Pfeiler hinunterklettern oder ſich gar umwenden und auf das nächſte Geſtühl zuſpringen. Wußte zwar, daß ſolches nur ein töricht Phantaſma ſei, drückte mich aber doch längs dem Steige nach dem großen Reiterbilde des Heiligen, faſt unwillens wähnend, daß ich bei ſeligem Schutz und Hilfe finden müſſe. Freilich fiel mir bei, daß dieſe papiftiſche Gedanken und das hölzerne Standbild nur gleichſam als ein ſymbolum zu betrachten ſei; legte aber doch meine Hand um den geſpornen Fuß des Ritters. Da vernahm ich, wie drüben in der Vorderthür der große Schloßſchlüſſel rasselte und wollte ſchon dem Ausgange zuſtürzen, als ich die ſchwere Thür ſich aufthun, aber in ſeligem Augenblicke ſich wieder ſchließen ſah. Darauf vermochte ich hier innen weder Etwas zu ſehen, noch eines Menſchen Tritte zu vernehmen. Däuchte mir aber gleichwol, daß Etwas mit mir in der Kirche ſei, und iho, da ich mit beſonnenem Odem lauſchte, hörte ich es deutlich ſchnaufen und drunten durch den Quergang trotten. Zitternd ſetzte ich meinen Fuß auf den des Reiterbildes, um ſolcher Weiſe mich auf das hölzerne Roß hinaufzuſchwingen. Es mochte aber dabei einiges Geräuſch erfolgt ſein, denn mit ſeligem erſcholl ein fürchtbar dröhnend Geheul, und in weiten Sprüngen ſah ich einen ſchwarzen, gar gewaltigen Hund gegen mich daher rennen. Aber ſchon ſtund ich oben auf dem Bug des Pferdes; die eine Hand hatte ich um des Ritters Hals gelegt, mit der anderen hatte ich nach des barmherzigen Gottes Eingebung deſſen Lanze herausgeriſſen, ſo nur loſe durch den Handschuh ſtedete.

Da gab es einen Kampf zwiſchen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und ſtarcken beſtia. Mit funkelnden Augen ſprang das Unthier an mir auf, mit ſeinen Zähnen riß es an meinem Schuhzeug, und ich ſah in den offenen Rachen mit der rothen dampfenden Zunge; nur einer Spannen Weite brauchte es, ſo hatten die weißen Zähne, ſo gegen mich geſtülſet waren, mich gefaßt und auf den Grund geriſſen. Aber ich wehrte mich meines Leibes und ſtach dem Unthier mit meiner Lanzen in ſein zottig Fell, daß es mehrmals heulend auf die Seite ſlog.

Mir iſt nicht bewußt, daß ich in ſolcher Noth der Menſchen Hilfe angerufen; nur ein ſtumm und heiß Gebet zu Gott und ſeinen Engeln ſtieh aus meiner Bruſt; auch meiner lieben Eltern gedachte ich, wenn ſie mich hier an Gottes Altar ſo elendiglich zerriffen finden ſollten. Denn da das Thier unter heiferem Geſchnaufe allzeit auf's Neue gegen mich ſprang, ſo ſah ich wol, daß ich auf's Beſte ihm doch zur Beute werden mußte. Schon begannen die Sinne mir zu ſchwinden, und war mir, als ſei es nun nicht mehr der Hund, ſondern der Tod ſelber ſei von dem Epitaphio herabgekommen und von einem der Geſtühle auf mich zugeſprungen. Schon packten die knöchern Hände meine Lanze,

da vernahm ich drunten in der Kirchen ein Rufen und Getöse, und wurde mir allzugleich, als flöge oben von dem Crucifix her eine Engel wiederum zu mir herab und risse mit seinen Armen den grimmen Tod von meinem jungen Leibe.

„Lürr, Lürr, du Mordshund!“ hörte ich da eine kleine tapfere Stimme unter mir, und als ich schwindelnd niederblidte, sahe ich hart an dem rauhen Kopf des Unthiers ein gar lieblich Angesicht, das mit zwei dunkeln Augen angstvoll zu mir aufstarrte. Wol strebte das Unthier noch mit Gewinsel zu mir auf; aber zwei braune Aermchen hatten sich um seinen Hals geklammert und ließen es nicht los; auch leckte des Thieres Zunge ein paar Mal wie liebevoll nach dem schönen Antlitz hin. Das Alles gewahrte ich gleichsam mit einem Blick, da der Mond noch hell durch die Kirchfenster leuchtete; noch hörte ich eine Männerstimme rufen: „Ein Kind, ein Anabe, des Pastors Sohn aus Schwefen!“ Dann vergingen mir die Sinne, und ich stürzte von dem hölzern Roß herab.

— Da ich meiner Sinnen wieder mächtig worden, fand ich mich in meinem Logement in meiner Bettstatt liegend und sahe meine alte Schneiderswittwen neben mir auf dem Stuhle, ihr grünes Fläschchen mit den Herztropfen auf dem Schooße. Ich that aber gleichwol, als ob ich noch in Ohnmacht läge; denn das Gesichtlein neben dem Kopf des grimmen Thieres stand mir gar lieblich vor, sobald ich nur die Augen schloß; erwog auch bei mir selber, wenn es ein Engel möge gewesen sein, so hab es doch das Haar unter ein goldglitzernd Käpplein zurückgestrichen gehabt, wie es am Sonntag hier herum die Dirnen auf den Dörfern tragen; ja, übertam mich fast die Lust, noch einmal auf St. Jürgens Gaul hinaufzuklettern. Erst als das gute Mütterchen mit der qualmenden Lampe mir unter die Nase fuhr, richtete ich mich auf in meinen Kissen. Da rief sie einmal über das andere ein großes Lob-Gott; dann zapfte sie mir aus ihrer grünen Flaschen und sagte: „Es ist gut, Jofias, daß Du heut Morgen bei Deinem Vater Gottes Wort gehört; denn unter dem Thurm bei dem alten Taufstein soll unterweilen iht der Teufel sitzen und böß Ding sein, mit weltlichen Gedanken ihm vorbei zu kommen.“

Ich aber frug gar ängstlich, ob sie mich denn dort hinaus getragen.

„Freilich, Jofias,“ entgegnete sie; „’s war ja der Küster; wer im Beruf gehet, der braucht sich nicht zu fürchten.“

Da freute ich mich, daß ich meiner Sinne ganz unmächtig gewesen; denn ob meine Engel-Gedanken, die ich aus der Kirchen mitgenommen, geistlich oder aber weltlich seien, das wollte mir allganz nicht deutlich werden. Im Uebrigen fiel mir bei, daß der grausame Quadrupede, mit welchem ich gekämpft, des Küsters Albert Carstens’ feiner müsse gewesen sein; er hatte einem dänischen Capitän gehört, der bei Lezterem in Quartier gelegen, bei der Verrennung der Finkenhaus-Schanze aber sein Leben hatte lassen müssen. Und erzählte mir auch das gute Mütterlein, daß der vielen Einbrüche wegen sie den Hund zur Wache hätten in die Kirchen eingelassen. Woher aber der Engel kommen, der mich vor ihm bewahret, das wurde mir nicht kund; mochte auch späterhin, aus weß Ursach war mir selber nicht bewußt, bei anderen Leuten mich nicht darum befragen. Und ist mir in meiner noch übrigen Schulzeit, soviel ich an den

Markttagen danach spähet, das lieblich Antlitz mit dem glühenden Rapplein niemalsen mehr begegnet.

Anno Dom. 1705. Es gab zwar zu Zeiten des Administratoris, Hochfürstlichen Durchlaucht Christian August, mit denen geistlichen Aemtern sonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rath von Goerz das Pastorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börse an den Meistbietenden verlaufen lassen; an einen Schlemmer und Spielbruder, dem man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge. Gleichwol glückete es meinem lieben Vater, daß er aus seinem elendigen Diaconate zu Schwesin in das einträglichere Pastorat zu Schwabstätte gelangte und darin beschäftigt wurde. Da ich bereits auf der Universität zu Kiel inscribirt war, so machten mich die von meinen lieben Eltern nun viel reichlicher fließende Subsidien für eine Weile gar übermüthig; denn ich stolzirte in hohen Stiefeln und einem rothen Rodelor mit einem Degen an der Seiten; ja, hatte gar einmal einen Ehrenhandel mit einem aus dem Adel, maaßen selbiger meines Hauswirths ehrbare Tochter, so mich aber sonst nichts anging, vor eine Studentenmeze proclamirt hatte. Im Uebrigen blieb ich nicht dahinter, weder in theologicis noch in philosophicis; hielt mich in Ersteren aber meist zu denen älteren professores; denn insonders unter den magistri legentes waren derer, so entgegen der Lehre Pauli und unseres Dr. Martini die Macht des Teufels zu verkleinern und sein Reich bei den Kindern dieser Welt aufzuheben trachteten. Solches aber war nicht in meinem und meines lieben Vaters Sinne.

Weil nun aber nach dem alten Spruche die Repetition die Mutter der Studien ist, so wurde nach absolviretem biennio unter uns beschloffen, daß ich zu solchem Zwecke den Sommer des obbezeichneten Jahres im elterlichen Hause verleben, sodann aber zu weiterer Erudition für eine Zeit lang noch die berühmte Universität zu Halle beziehen solle. Rangete also eines Nachmittages mit guter Gelegenheit in Husum an, und bedienete mich für die noch übrige zwei Meilen der Beförderung der heiligen Apostel.

Ich war freilich bislang in Schwabstätte noch nicht gewesen und des Weges unbekannt; es führte selbiger aber zuerst durch die Marsch, wo es auf dem Tagebeiche geradehin läuft; und wo es aufwärts dann in Sand und Haide ging, zeigte sich wol hie und da eine Kathe, so daß ich mich leichtlich weiter fragen mochte. Plötzlich, da der Weg sich zu einer Anhöhe hinauf gewunden und schon der Abend seine Schatten warf, sahe ich unter mir das Dorf mit seinen rauchenden Dächern, wie es unter Busch und Bäumen längs dem Ufer des lieblichen Treenefflusses hingestreckt lag. Da klopfete mir das Herz, daß ich zu meinen lieben Eltern käme, und warf nur kaum noch einen Blick auf den Thurm des alten Bischofshauses, der im Abendgeleucht wie gilden an der Wasserseite aufragete, sondern schwang meinen Stab und sang gar lustig:

„Hier oben von der Höhe
Da kommt der Herr Student!
Herr Vater, o Frau Mutter,
Nun schüttelt mir die Hände!“

Mit solchem war ich auch schon unten; und die Dorfs Hunde fuhrten bellend nach meinen Stiefeln, die Weiber, so vor den Thüren standen, glocketen nach meinem rothen Rocke und stießen sich mit den Ellenbogen. Da ich aber durch die kleinen Häuser in das Dorf hineinschritt, erblickte ich hinter denselben, nach dem Flusse zu, ein groß und zweistöckig Gebäu, das lag wie in Einsamkeit und nahezu versteckt unter gewaltigen Bäumen; war auch kein lebend Wesen dort zu sehen, weder am Hause noch an der Scheune, so dahinter lag; nur oben aus den Baumkronen erhob sich groß Gebügel und flog dazwischen hin und wieder.

Da frug ich einen Alten: „Wer wohnet denn dort unten?“

— „Das wisset Ihr nicht?“

„Nein; ich frage Euch eben derothalben.“

— „Dort wohnet der Hofbauer,“ entgegnete er, strich mit der Hand um seinen Stoppelbart und ging in seine Rathen.

Schritt also mit solchem Bescheide fürbaß, wandte aber, unwillens fast, wiederholentlich den Kopf und sahe rückwärts nach den Fenstern, die dorten so schwarz und heimlich unter den düsteren Bäumen glikerten. Da, wie ich so eine Weile fast in Gedanken fortgegangen, hörte ich es plötzlich: „Josias, Josias!“ wie aus der Luft zu mir herabrufen. Und war es mein lieb Mütterlein, die stund oberhalb des Kirchhofes auf der Höhe, darauf sie das Glockenhaus gebauet, und hatte durch den Abend nach mir ausgesehen. Da war ich flugs an ihrer Seiten und hielt sie an meiner Brust und frug alsbald, wo unsere Heimstätte izo denn belegen sei; und da sie nur über den Weg hinüber auf ein freundlich Haus und Garten zeigte, hub ich die fein und handlich Frau auf meine Arme und trug sie den Berg hinab.

Und wiederum; aber solches Mal vom Hause her, rief es: „Josias, Josias!“ und unter herzlichem Lachen: „Aber gehet man so mit seiner Mutter um!“ Das war mein lieber Vater; der war vor die Thür getreten und nahm sich nun die Mutter aus des Sohnes Armen; denn er war von Denen, welche wol wissen, was ein Scherz bedeute, der aus reiner Herzensfreude quillet. Da aber mein Mütterlein nach ihrer lebhaften Art ihn drängete, ihren stattlichen Sohn gleich ihr mit Worten zu bewundern, entgegnete er fürsichtig: „Ja, ja, Mutter; ich sehe, der Bruder studiosus ist gar wohl gerathen; wollen sehen, ob der theologus darum nicht schlechter sei.“

Dann führten die Eltern mich in meine Kammer; die lag anmuthig nach dem Wald hinaus, und hat selbiger mich dorten oftmals nach meinem Nachtgebete sanft in Schlaf gerauschet. Zwar war der Fußboden nur mit Backsteinen ausgeleget; aber mein Mütterlein hatte eine Decken übergebreitet, wie solche von den kleinen Leuten hier aus den Flußbinken angefertigt werden.

Bald stellte ich meine Bücher und die wohlgebundenen Collegienhefte auf den großen Tisch und saß gar bald zu meines lieben Vaters Freude mit großem Eifer über meiner Arbeit. Meine Mutter aber störete mich dann wol, suchte mich in's Freie hinauszutreiben und sprach: „Was sollten doch die Leute denken, so Dir in Deiner Mutter Pflege die frischen Wangen einsfielen!“ Und eines Abends, da es eben neun vom Glockenthurm geschlagen hatte, rief sie gar: „Da

figest Du noch, Josias, und weißt doch, daß des Kirchenältesten Tochter Hochzeit hält! Da will es sich schiden, daß auch des Pastors Sohn mit der Braut ein Tänzchen mache!" Dann hub sie meinen Rock vom Nagel, bürstete ihn säuberlich und steckte mir einen Hochzeitsthaler in die Taschen. Und igt vernahm ich auch von fern das Fiedeln und Trompetten, und währte es nicht lang, so war ich mitten in der Hochzeit.

Es sind aber nach altsächsischer Art die Häuser hier gebauet, also daß das Vieh, welches, wie dazumal im Sommer, auf den Koppeln oder Fennen weidet, zur Winterzeit zu beiden Seiten der großen Diele seinen Stand hat, die Stuben für den Bauern und seine Leute aber, was sie „Döns“ benennen, der Thorsfahrt gegenüber zu unterst an der Dielen liegen.

Da ich nun von draußen aus der sommerlichen Abendstille eintrat, war mir erstan, als sähe ich in ein seltsam und beweglich Schattenspiel; denn die Unschlitterzen an den Ständern warfen nur karg und rothe Lichter über die Köpfe Derer, die hier sich durch einander drängten oder zu Paaren ihren Zweitritt tanzten und mit Juchzen und Gestampf den Musikanten Hilfe gaben. Und da der große Raum mit Gästen fast gefüllet war, so dauerte es eine Weile, ehe ich die Flitterkrone der Braut daraus emportauchen sahe; machte dann meine Reverenz und drehete mich, obschon in dem Gedrang eine eigene Baurenkunft dazu gehörte, ein Duzend Male mit selbiger hindurch. Hienach aber setzte ich mich zu einem Krämer aus der Stadt, so von der Schulzeit mir bekannt war, oder zu dem und jenen von denen älteren Bauern, die unter den Tonnen der Musikanten oder drinnen in der Döns an ihrem Bierkrug saßen.

Wochte solcherweise die Zeit bis Mitternacht verfloßen sein, da sahe ich auf dem Tritt zur Osterstube eine Dirne stehen, abseits von den andern, als zieme ihr nicht, sich in dem Haufen zu verlieren; und da ich ihr im Rücken näher trat, gewahrte ich, daß sie zwar in Baurentracht gekleidet, ihr Röcklein aber von schwarzem Seidentaffet und das Käppchen auf ihrem braunen Haar von rothem Sammet und gar reich mit Gold gestickt war. Mit dem, da igt die Musikanten auf einen neuen Tanz anhuben, war ein junger Knecht zu ihr herangetreten; der stieß einen Juchzer aus und winkete ihr, daß sie mit ihm in die Reihe träte. Aber sie wandte nur leichtthin den Kopf, als sähe sie ihn kaum und rührte sich nicht von ihrem Plaze. Da stampfte der Bursche gar grimmig und mit einem Fluche auf den Boden; und bald sahe ich ihn mit einer Andern im Gedrang verschwinden.

Die zierliche Dirn aber stund noch an dem Thürgerülste; und hatte ich, da sie vorhin den Kopf gewandt, bemerkt, daß sie die Kinderschuh noch nicht gar lang verworfen habe; denn ihre bräunlichen Wangen waren noch wie von zartem Pfirsichsfaum bedeckt.

„Saget mir,“ frug ich ein altes Weib, so eben mit einem Träschchen Bier an mir vorüber wollte, „wer ist die feine Dirne dort?“

„Die, Jungherr? Das ist die Renate vom Hof.“

— „Vom Hof? da norden vor dem Dorf?“

„Ja, ja, Herr! O die ist stolz! Wollen immer was Besser's sein die vom Hof; sind aber auch nur Bauern, sind sie!“

— „Und wer war,“ frug ich wieder, „der junge Knecht, den sie so eben fortjagte?“

„Hab's nicht gesehen, Herr; wird aber wol nicht hoch genug gewesen sein.“

Nach solchem sahe ich gar fröhlich auf meinen rothen Rock und meine hohen Stiefel, zu mir selber sprechend: „Du bist der Rechte!“ Ging also näher, und indem ich sanft mit der Hand an ihren Arm faßete, sprach ich: „Mit Verlaub, Jungfer, wir tanzen wol einmal mitsammen!“ Erhielt aber auf so zierliche Anrede von dem kleinen Ellenbogen einen Stoß, daß ich fast getaumelt wäre. „Was will der dumme Jung!“ rief sie; und als sie dabei das Köpfchen zu mir lehrete, da blickten ein Paar großer dunkler Augen gar zornig auf mich hin.

Als ich darauf entgegnete: „Das war nicht fein, Jungfer; aber ich hab' Dich wol erschreckt;“ geschah es mit einem Male, als fiel es mir wie Schuppen von den Augen: der Engel von St. Jürgens Standbild, er war es, und hatte mich eben gar kräftiglich gegrüßet! Da sie aber noch stumm mit offenem Mündlein mir in's Antlitz blickte, rief ich: „Ja, ja, Jungfer, gucket nur; ich bin's, und habe den Engel nicht vergessen!“

Bei solchen Worten flog ein lieblich Roth über ihr junges Angesicht; da ich nun aber dachte, sie zum Tanze frischweg von ihrem Tritt herabzuziehen, setzten jählings die Musikanten ihre Geigen und Trompetten ab, und lief Alles in großem Tumulte auf der Dielen durcheinander; angesehen nunmehr die Ueberreichung der Hochzeitsgaben vor sich gehen sollte. War auch bald eine Tafel hergerichtet; dahinter saßen Braut und Bräutigam, jeder von ihnen mit einer irden Schüssel vor sich. Da drängte Alles sich heran und brachte, wie es Brauch ist, der Eine einen Kronthaler, der Andre ein süßes Marktstück, die Färnehmeren auch wol ein silbern Geräthstück; und in weissen Schüssel es gelegt wurde, der trank dem Geber aus einem Glase zu, so neben einer Flasche Weines gleichfalls vor ihrer jedem stand. Griff also auch in meine Taschen und hatte nicht groß Mühe, das schöne Silberstück darin zu finden; doch waren meine Gedanken bei dem Dirnlein, das ich schier nirgendwo erschauen mochte. So trat ich auf die Stufen, da sie zuvor gestanden; und siehe, mitten im Gedrange glitzerte das goldne Rapplein; gewahrte auch einen silbern Suppenlöffel, so von einer kleinen Faust emporgehalten wurde. Aber hart vor dem Mädchen stand der junge Knecht, dem sie zuvor den Tanz versaget hatte; der winkete seinen Kameraden, darauf Alle sich fest zusammenschlossen, und also das Mädchen nicht mehr vorwärts konnte.

Ei Tausend, war ich rasch von meinem Tritt herunter, und brauchete meine Arme, bis ich gar bald an ihrer Seiten war. „Kenate,“ frug ich, „darf ich Dir helfen?“

Da nickte sie fast scheu zu mir hinüber; ich aber in dem dichten Haufen, wo wir standen, suchete ihre freie Hand und sprach: „Nun danke ich Dir auch herzlich für dazumalen an St. Jürgens Reiterbildniß.“

Sie schlug die Augen nieder und entgegnete: „O ja, Ihr hattet meinem armen Turt gar jämmerlich das Fell zerstoßen!“

„Und wolltest Du denn lieber, daß mich das grimmig Vieh zerrißen hätte?“

Da lachete sie leise auf; dann aber sprach sie traurig: „Das war ja gar kein grimmig Vieh; das war der frömmste Hund im ganzen Dorf!“

„Möchte ihm doch lieber nicht begegnen!“ sagte ich.

„Begegnet ihm hier auch Keiner mehr,“ entgegnete sie; „die Latern haben ihn über Nacht verlockt; er muß nun wol ihre Karren ziehen oder ihre schmutzigen Kinder auf sich reiten lassen.“

Indem sie dieses sagte, rückten vor uns die Bursche nach dem Brauttische zu. Da faßete ich ihre kleine Hand fest in die meine. „Iht!“ raunete ich ihr ins Ohr, und mit einem Rucke brach ich für uns Beide Bahn; merkte aber noch, wie Renate das Mädchen hob, als wolle sie ihrer Reinen sehen, so da mit einem Fluche oder höhnischem Lachen auf die Seiten wichen. Dann aber stunden wir mittsamen vor den Hochzeitleuten. Ich warf mein Silberstück in des Bräutigams Schüssel, und leerete das Glas, daraus er mir zutrank, auf einen Zug; da ich mich aber nach dem Mädchen wandte, sahe ich wol, daß sie von ihrem Munde das volle Glas der Braut zurückgab.

Als wir sodann uns wieder rückwärts durch den Haufen drängeten, erhob sich wiederum ein spöttlich Reden hinter uns, so daß ich sagte: „Du hast Dir übel Feindschaft gemacht, Renate; war Dir der junge Knecht nicht gut genug zum Tanze?“

Da sahe sie mich gar fürnehm aus ihren dunkeln Augen an: „Den kennet Ihr nicht, Herr Studioß; das ist des Bauervogten Sohn; der ist ein Prunkhans, er trohet auf seines Vaters Geldsack und meint, er brauche nur zu winken.“

Gläubete wol ihrer Rede; denn es kostete dazumal noch die Last Gerste hundert und der Waizen mehr denn hundert und fünfzig Thaler; das machte die Bauern überthätig, die Jungen mehr noch, denn die Alten.

Wir stunden aber wiederum in dem offenen Thürgerüste zu der Osterstube; darin von den städtischen Gästen mit den fürnehmeren Bauern am Kartentische saßen und viele Richter brannten. So konnte ich in rechter Muße ihr Angesicht betrachten.

Betrachtete es also, so daß ich es von Stund an nimmer hab vergessen können; deß Lage ich zu Gott und danke ihm doch dafür. Es war aber von lieblich ovaler Bildung, die Stirn fast schmal und die obere Lippe ihres Mündleins ein wenig aufgeworfen, als hebe es eben an zu sprechen: „Ja, gläubet nur, ich laß mir so nicht winken!“

Schon war der Brauttisch fortgeräumt und die Musikanten von ihren hohen Sizen probireten wieder ihre Instrumente. „Wie wird's, Renate,“ wollte ich eben fragen, „tanzen wir denn iho mit einander?“ Da hörte ich neben aus der Stube des Mädchens Namen rufen; und da ich den Kopf wandte, sahe ich sie schon am Stuhle eines hageren Mannes stehen, der hatte gleich ihr so dunkle spitze Wimpern an den Augen, und dachte wol, daß es ihr Vater wäre. Sie hatte aber ihren Arm um des Mannes Nacken und er den seinen um ihren Leib gelegt; so hielt er müßig in der Hand sein Kartenspiel und schauete in seines Kindes Angesicht, unachtend, daß die Andern Trumpf und Herzendaus von ihm

verlangeten. Da Renate aber meines Vaters Namen nannte, so trat ich näher und grüßete den Mann.

Selbiger streifte mit einem scharfen Blick an meinem prunkenden Habit und sprach: „Ihr schaut gar lustig aus, Herr Studioist; werden aber wol bald die schwarzen Federn darüber wachsen!“

Worauf in gleichem Scherz entgegenredete, die müßten freilich noch schon wachsen; gäb's ohne solche ja auch keinen ausgewachsenen Raben, der doch bekanntlich der Pastor unter dem Vogelvolke sei.

Hierauf sahe er mich wieder mit seinen scharfen Augen an und meinete, er kenne auch so was die modi auf denen Universitäten; „denn,“ sagte er, „Ihr wißet wol, drüben in Husum meines Schwagers Sohn gehöret auch zu Euerem Orden.“

Da frug ich geziementlich, wie denn der Name sei, und erhielt die Antwort: „Es ist der Künstler Albert Carstens; meine Renate war das letzte Jahr in seinem Hause, damit sie ein wenig mehr erlerne, als hier in der Bauernschul zu laufen ist.“

Hierüber erschrak ich sehr und dachte: „Weh deinem armen Engel, daß er unter eines solchen Atheisten Dach gerathen!“ War mir nemlich bewußt, daß selbiger Carstens, als derzeit noch ein studiosus, hier im Dorf gewesen und gar heftig gegen den exorcismus geredet, auch ein alt mandatum, so die Gottorpißchen Calvinisten im vorigen saeculo zu Wege gebracht, wieder vorgekramet habe, wonach es in der Taufeltern Belieben war gestellt worden, ob sie den Antichrist in ihrem Kinde wolten beschworen haben oder nicht. Deß hatte mein Vater als bei seinem hiesigen Amtsantritte große Noth gehabt, maaßen der redefertige Neuerer auch den Diaconum und manchen sonst gläubigen Christen in seine Schwärmerei hineingezogen hatte.

Da mir nun solches gar widerwärtig meinen Sinn durchkreuzete, fühlte ich plötzlich meine Hand ergriffen: „Aber, Herr Studioist,“ sprach Renate, „Ihr wolltet ja mit des Hofbauern Tochter tanzen!“

„Ja, ja,“ fügte der Bauer bei, „tanzet nun mit einander; Renate hat es in der Stadt gelernt. Und besuchet uns einmal, Herr Studioist; der Hofbauer hat wol noch eine Flasche Rheinischen in seinem Keller.“

Da flogen all schwere Gedanken fort. Mit dem schönen Dirnlein an der Hand tauchete ich gleichsam in das dunkle Gebräng hinab, so daß mir dünkte, wir seien schier darin verloren. Ueber uns weg von ihren Sonnen bliesen und fiedelten die Musikanten; und um uns her stampfeten und schrieen die jungen Knechte und Dirnen. Kümmerle aber das Alles uns nicht sehr, mich und Renaten; so nur ein freier Raum entstand, faßete ich sie um und schwenkte das leichte Kind in meinen Armen; und wenn's nicht weiter gehen wollte, stunden wir still und schaueten uns voll Freud und Neugier in die Augen. Und wenn ich heut zurücker denke, wißt ich nicht zu sagen, wobei sich mein Herz zumeist ergödete; auch nicht, wie in solch anmuthigem Wechsel uns die Nacht zerronnen; denn, da ich einmal über der Tänzer Köpfen nach dem offenen Thore blickte, waren am Himmel schier die Stern erblichen und streifte ein bleicher Schein

die Balken an der Bodendecke. „Sieh, Renate,“ sprach ich, „da geht die Luft zu End.“

Da fühlte ich, daß sie sich leise an mich drängte; aber sie entgegnete nichts und schauete auch nicht auf. Als ich aber gewahrte, wie ihre Wangen glühten, frug ich: „Dürstet Dich auch, Renate? So wollen wir drüben zu dem Tische gehen.“

Und da sie nickte, gingen wir hin, und ich schenkte ihr aus einem der Bierkrüge in ein Glas, so eben eine Dirne von ihrem frischen Mund gesetzt hatte; aber Renate nahm es nicht, da ich's ihr zubot, sondern ein anderes von den leeren, die auf dem Tische waren, und hückte sich zu einem Eimer Wasser und schwenkte es aus.

Erst viele Jahre später hab ich solches in näheren Betracht gezogen; doch weiß ich noch, ich frug: „Bist Du so ekel, Renate?“ Auch, daß auf dieses Wort sie fast beschämt wurde und nur ihr Glas mir hinhielt, daß ich es ihr füllte. Da sie dann aber ihr Hälschen aufredte und gar durstig trank, kam eine sehr alte Frau mit einer schwarzen Kappen auf dem greisen Haar gelaufen, kuppelte sie an ihrem Tassetwäcker und raunete: „Der Bauer ist schon heim; der Bauer ist schon heim!“

Und als Renate ihr Glas hinsetzte, rufend: „Maril, ich komme schon, Maril!“ da war die Alte nimmermehr zu schauen.

Ich aber haschete des Mädchens Hand und sagte: „Du wolltest mir doch also nicht entlaufen? Ich gehe schon mit Dir, Renate, so Du gehst!“

Und so gingen wir schweigend mittsammen aus dem Hochzeitshause. Und da wir auf die Höhe vor dem Bischofshause kamen, wo der Steig hinüber führt, blieben wir unter dem Thurme stehen und schaueten in die Tiefe unter uns; denn vor dem aufsteigenden Morgen floß dorten der Strom mit dunkelrothem Glanze in das noch dämmerige Land hinaus. Zugleich aber wehete eine scharfe Luft von Osten her, und da Renaten schauderte, legte ich meinen Arm ihr um das nackte Hälschen und zog ihre Wange dicht zu mir heran. Da wehrte sie mir sanft: „Vasset, Herr Studioß,“ sprach sie, „ich muß nun heim!“ und wies hinab nach ihres Vaters Hause, so seitwärts unter den düsternen Bäumen lag. Und als nun gar ein heller Hahnentraht daraus emporstieg, da sahe ich sie schon den Berg hinunterlaufen; dann aber wandte sie sich und schaute unverholen mit ihren dunkeln Augen zu mir auf.

„Renate!“ rief ich und streckte beide Arme ihr entgegen. Da nickte sie noch einmal und schritt dann eilig auf dem Steige über die bethauten Wiesen. Ich aber stand noch lange oben in der scharfen Morgenluft und starrte hinunter auf die düsternen Eichen, aus deren dürrer Krone iht ein Paar Elstern aufkamen und krächzend den Nachtschlaf von den schweren Flügeln schüttelten.

Andern Tages fiel die Sonne schon hoch in meine Kammer, da mein Rütterlein mir die Morgensuppe an meine Bettstatt brachte; und da sie in ihrer liebevollen Weise mich über die Lustbarkeit befragte, hörte sie nicht ungern von der Bekanntschaft mit des reichen Hofbauern Tochter und spann, wie die Rütter pflegen, schon ihre festen Fäden für die Zukunft. Als sie dann aber Nachmittags, da ihr Gespinnste nahezu fertig war, solches voll Freudigkeit vor

meinem lieben Vater auszubreiten begann, schien selbiger nicht völlig gleichen Sinnes, sondern rieb sich, wie er in Zweifelsfällen es gewöhnet war, bedächtig mit dem Finger an der Nasen und wiegete schweigend seinen Kopf dazu.

„Wie, Vater,“ brausete die Mutter auf, „ist Dir die liebe Gottesgabe, das Geld und Gut, etwan im Wege? Und meinst Du, daß ein künftiger Diener Gottes müsse alle Mal in Armuth leben, weil solches, Leider Gottes, unser Theil gewesen ist?“

„Nein, oh nein, Mutter!“ entgegnete er. „Nein, das gewißlich nicht!“

„Nun, Gott sei gedankt!“ rief die Mutter. „Was ist denn nun noch für ein Aber?“

— „Ja, Mutter, Ihr Weiber wollet Euch gar am eignen Sohn den Ruppelpelz verdienen; aber — ich denke, der Josias geht wol andre Wege.“

Damit ging er in seine Kammer und setzte sich zu seiner morgenden Sonntagspredigt; und hatte ich, der fast beschämt dabei gestanden, nun gar wohl vermerket, daß mein lieber Vater von diesen Dingen nicht mehr wolle geredet haben; — nicht minder, daß wegen der Hofleute was immer für eine Bedenklichkeit in ihm verfire.

Ich war aber hiedurch in eine gar üble Unruhe versetzt worden. Ich lief aus dem Hause und über den Weg auf den Glockenberg und sahe hinüber nach dem Schloßthurm, von wo ich in der Frühe mit Renaten in das stille Land hinausgeblüdet; lief wiederum zurücke, warf mich an meine Arbeit und brachte aber nichts zu Stande, als daß ich den Buchstaben R wol hundert Mal in meine Feste malete, gleichsam als hätt ich's wegen dieses einen noch von der Schreibstube nachzuholen.

Drum, als es Abend wurde, trieb mich's nach dem Krüge, der oberhalb der Treene liegt, ob ich dorten was erfahren möchte; redete auch mit dem und jenem und lehrte dann gelegentlich das Wort auch auf den Hofbauern. Da sahe ich wol, daß er geringen Anhang hatte: redeten ihm nach, ob schon er, weit gefehlet, kein Bauer aus dem Fundamente sei, so schlage Alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, so sei in seinem Stalle ihm kein Stück gefallen, und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Ratten ihnen das Korn zerschroten, so habe in einer mond hellen Herbstnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angesehen, wie aus des Hofbauern Scheune, gar greulich anzuschauen, sothanes Geschmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und sich mit Quieken und Gepsen in das Wasser gestürzt habe. zog mich sogar der blasse Dorfschneider bei einem Rodtknopf in die Ecken und sprach gar heimlich: „Jungherr, Jungherr! Wisset Ihr, was die schwarze Kunst bedeutet!“ Schlug sich dann auf's Maul und zeigte mit der Hand dahin, als wo der Hof belegen.

War mir nun zwar bewußt, daß selbstn geistliche Herren sich mit solcher Kunst befasset, wie denn der vorig Pastor in Medelbhe darin gar sonderbar geschickt sollte gewesen sein; auch daß solches, wenn gleich kein endgültig pactum mit dem Seelenfeinde, so doch ein frevelig Spiel um Seel und Seligkeit sei, so bei der menschlichen Schwachheit gar leicht in das ewige Verderben führen könne; sahe aber gleichertweise, daß diese Leute dem Hofbauern seinen Reichtum

neideten, ihm auch auffällig waren wegen seiner Hofart und schon von seines Vaters wegen nicht vergessen konnten, daß selbiger gegen der Gemeinde Willen sich einen Emporstuhl in der Kirchen durchgesetzt.

— Schritt also, wie ich dem Hofbauren das versprochen, am andren Nachmittage nach der Predigt über die Bischofshöhe den Fußsteig zu dem Hof hinab. Da ich herzutrat, lag das große Gebäu gar stille unter seinen alten Eichenbäumen; bellte auch kein Hund vom Flur heraus; nur droben in den Wipfeln erhuben die Elstervögel ein Geträchze, als ob sie hier die Wacht am Hause hätten. Indem vernahm ich einen Tritt von drinnen, und das alte Baurentweib, so in der Nacht Renaten von der Hochzeit abgerufen hatte, öffnete die Hausthür; dabei hatte sie einen langen Wollenstrumpf in Händen, an welchem sie so gleich wieder zu stricken fortfuhr.

„Ist Er des Priesters Sohn?“ frug sie; und als ich das bejahete, that sie ein Zimmer auf und sagte: „Geh Er nur hinein; da steht auch eine Faulbant; ich will den Bauren rufen.“

Und war das ein breit und hoch, aber gleichwol düsteres Gemach; denn zu Nord und Osten, überall vor den Fenstern hing das Geizweig herab, so daß man aus den letzteren nur kaum noch an den Fluß hinunter schauen mochte. Unter den Stühlen war wol auch ein Kanapö; sonst aber an den weiß getünchten Wänden ein paar große Tragkisten und sonstig Bauerngeräth; doch prunkete auf einer Schatullen eine Theekanne mit einem halben Duzend Tassen, desgleichen ich bei Bauren bislang nur noch auf den großen Marschhöfen gesehen hatte. Daneben aber erblickte ich, und deuchte mir solches wol ein seltsam Zierrath, ein unförmlich und scheußlich Graunbild, fast eines Fußes hoch und, wie mir schien, aus rothem Ton gebildet. Da ich solch Unding noch mit widerwilliger Neubegier betrachtete, trat der Bauer in die Stuben. „Ja, ja, Herr Stubiosi,“ sprach er und reichete mir die Hand, „beschaut's Euch nur! Wird in der Welt zu allerlei Ding gebetet! Der Rothe hier, das ist ein Heibengöze, den hat mein Vaterbruder, so ein Steuermann gewesen, mit über See gebracht.“

Ich sahe nun erst, welch ein groß gewachsener Mann es war, der solches redete. Sein Antlitz war etwas bleich; aber er trug seinen Kopf mit dem schwarzen Bart und dem dunkelen, kurz geschorenen Haupthaar gar hoch auf seinen Schultern.

Das alte Weib, das mit dem Bauren eingetreten und mit ihrem langen Strickstrumpf auf und ab gewandert war, zeigte mit selbigem auf den Gözen und raunte mir ins Ohr: „Das ist der Fingaholi! Der Pastor darf's nicht wissen; aber gläub' Er's mir, der ist gar gut gegen die Mäus und Ratten.“

Mir fielen die Reden des Schneiders bei; aber der Bauer, der es wol vernommen hatte, lachte und sprach: „Ich meint, daß Du mir die vertrieben hättest, Marike!“

Die Alte warf ihm einen bösen Blick zu und begann vor sich hin scheltend und strickend wieder auf- und abzuwandern.

Draußen in den Bäumen schrachelten die Elstern: mir war's mit einem Mal gar einsam in dem großen, düsteren Gemache.

Da that die Thür sich abermalen auf und geschähe mir, als sei es ißt jähling's helle worden; und war doch nur ein braun bläßlich Dirnlein, so herein getreten. Ein Brett mit Flasch und Gläsern setete sie vor dem Kanapé auf den Tisch, worauf der Bauer rief: „Da kommt der Rheinische, Herr Studioßi; sehet Euch nun, so wollen wir Eins mitsammen reden.“

Kenate aber, welche ein sorglich Auge auf die alte Frau gewendet, hing sich an deren Arm und redete ihr leise zu, indeß sie einige Male mit ihr auf und ab wanderte. So wurde die Alte wieder ruhig und ging gar bald hinaus. „Es ist meines Vaters Rindsmagd, Herr Studioßi,“ sprach das Mädchen; „sie meint noch immer, sie allein nur könne ihm die Strümpfe stricken. Sonst aber ist sie nur schwach — wisset, da, hier herum!“ und dabei tickete sie mit dem Finger an ihre Stirn. Dann trat sie zu dem Bauren, der schon den hellen Wein in die Gläser goß, und wie im Scherze mit ihrer kleinen Faust ihm drohend, sprach sie: „Vater, Vater, was hat Er mit Seiner Marite wieder angestellt.“

Der aber sahe sie unwirsch an und sagte: „Daß gut sein, Kenate; das alte Tropf, es kömmt' mich noch zu Ding und Recht reden! Kommet, Herr Studioßi,“ fügete er bei, „und probet einmal! Weiß nicht, ob im Pastorshaufe besserer zu haben ist.“

That also Bescheid, und entgegnete, im Pastorshaufe sei der Wein gar selten; aber daß in dem dumpfen Keller gar das Bier verderben müsse, deß habe mein lieber Vater arge Noth.

Da lachte der Mann und griff sich in die silbern Knöpfe seines Wamses: „Lasset den Pastor nur mit dem Hofbauern reden; er soll bald einen Keller für sein Bier bekommen.“

Ich sahe auf Kenaten, die am Fenster saß und an einem Namentüchlein stichelte. Dachte immer, sie solle einmal wieder die großen Augen auf mich wenden; aber sie schauete auf ihre Arbeit, und ich, des jungfräulichen Herzens unkundig, wurde in mir fast unwillig, daß sie unsere Bekanntschaft also verleugnen mochte. Dachte aber, ich müsse der höflichen Anerbietung des Bauren Eins entgegenbringen und begann also die anmuthige Sage seines Hofes oberhalb des Erenesflusses in das Licht zu stellen, was er gar gern zu hören schien.

„Das möget Ihr wol sagen, Herr Studioßi,“ hub er an, „und hat auch seine eigene Bewandtniß. Der stammet noch aus der katholischen Zeit vom alten Gottorpschen Bischof Schonbeleß, der drüben in dem wüsten Thurmgebäu residiret, wo später der König seinen Amtmann sitzen hatte. Müßet nemlich wissen, bevor sie anno 1621 da drunten die Stadt und die große Eiderschleuße baueten, kam die Fluth auch hier herauf und was Ihr drunten durch das Fenster sehet, war damals ein breit und mächtig Wasser, so mit seinen Buchten in den Wald hineinging. Trieb sich aber damals auf allen Meeren ein wild und gefährlich Gefindel um, die sich „Lildebeler“ hießen; Ihr wisset, die Vitalienbrüder unter dem Godeke Michels und dem Störtebeker, dem sie auf dem Hamburger Grasbrooke den Kopf herunterschlugen.“

Von denen hatte ich denn freilich wol vernommen. Nicht minder, daß selbige, so sie von den Hansestädten oder den Mecklenburgern gejaget wurden,

sich oftmalen mit ihren Schiffen die Treene hier herauf retiriret hätten, allwo ihnen der dicke Wald im Rücken war. Merkte das also an und sagte auch: „Es wird aber erzählt, der Bischof selber habe hier den Räubern einen Hafen angewiesen.“

Der Bauer lachte und griff in seinen schwarzen Bart: „Ihr meint nach der Regel, wo der Marder sein Nest hat, da holet er die Hühner nicht! Ist aber Altweiberrede; der alte Schonbeleff hatte gar übeln Vertrag mit denen und hätte wol gar sein Leben an sie lassen müssen, wenn meiner Mutter Urahn ihn nicht mit seiner guten Art herausgehauen hätte. Derohalben aber hat er ihn mit diesem Hof nebst Wald und Gründen begabet und ihm den Namen ‚Ohm‘ beigelegt, weil er nicht als ein Diener, sondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe.“

Und da ich frag, wo solche Kriegsthat denn geschehen sei, antwortete der Bauer: „Es ist nur ein Viertelsländchen ostem dem Dorfe, an dem Vitallienhafen, der freilich igo nichts, als eine leere Höhlung ist, darum sie es auch ‚Holbet‘ zu nennen pflegen; aber hart dahinter stehet noch der Wald wie dazumal, und von der Höhe ist ein Ausblick weit in das Dithmarscher Land hinaus.“

Ruß wol bekennen, daß bei solchem Zwiesprach meine Gedanken nur halb zugegen waren; sie gingen nach drüben zu dem Fenster, daran Kenate saß, noch immer über ihre Rätherei geneiget. Hier innen war's noch düsterer geworden; aber draußen hinter den Bäumen spielten die Lichter der Nachmittags-sonne, daß sich der Abriß ihres lieblichen Angesichtes gleich einem Schattenbilde auf grüngülbenem Grunde abhub.

„Run, Herr Studioßi,“ rief der Bauer, da ich im Hinschauen wol schier mochte verstummet sein, „was gucket Ihr so an's Fenster? Ihr meint auch wol, ich solle ein paar Klastern Holz aus meinen alten Bäumen hauen?“

Da stürzte ich rasch mein Glas herunter; war es mir doch schier, als sei ich auf verbotenem Weg ertappet worden; ingleichen aber, als ob der Bauer mit seinem Rheinischen mich hier am Tisch gefangen halte. Sprang also von meinem Stuhle auf und sprach: „Was meint Ihr, Hofbauer; draußen ist noch lichter Tag; kommet mit Eurer Tochter und zeigt mir, wo Euer Ohm den Bischof freigeht!“

Der Bauer entgegnete, er wolle schon mit durch's Dorf hinaus; danach aber habe er noch einen Gang auf's Moor, wo die Woche seine Leute bei dem Torf gearbeitet; doch werde seine Tochter mir den Weg schon weisen.

Und als ich hinsah, nickte Kenate ihrem Vater zu und stund von ihrem Stuhle auf; der Bauer aber ging noch erst mit mir auf seine Hoffstelle und durch Stall und Scheuer; und gewahrte ich darinnen Manches, das deuchte mir anders und auch verständiger, als wie es sonst von Vater auf den Sohn die Bauern sich herzurichten pflegen.

„Sehet einmal hier, Herr Studioßi,“ sagte der Hofbauer, „Ihr mögt's mir glauben, um dieser Rinne willen möchten die Kerle hier mich gar am liebsten fassen, nur weil ich leht beim Neubau den alten Ungeschied nicht wiederum verneuern wollte. Aber, 's ist schon richtig; die Ochsen, wenn sie ziehen sollen,

müssen das Brett vor'm Kopfe haben." Er nahm eine Furte, so am Wege lag, und warf sie mit kraftvollem Schwung in eine Ecken.

Als wir aus dem Stalle traten, kam Renate zu uns, und wir schritten mit einander durch das Dorf. Einen Büchschuß dahinter, untweit des Waldes, nahm der Bauer seinen Abschied. „Ihr kennet nun den Hof," sagte er; „und vergeßet das Wiederkommen nicht; ich muß hier nach Norden zu. In Husum der Rathsverwandte Feddersen soll ein Duzend Tagesgrift für seine Brauerei geliefert haben, da muß ich schauen, ob auch die richtige Stückzahl in den Ringeln ist.“

Und dann gingen wir zu zweien weiter.

Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüberschwingen; aber auch wol dreißig Jahre sind seit jenem Tag zur Ewigkeit gegangen — ohne sie zu mehren; denn nur der Mensch ist in der Zeitlichkeit — im Dorfe Ostenfelde sitze ich hier als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger bei dem pastor loci, meinem lieben, ferngesunden Vetter Christian Mercatus. Hätte somit der Muße genug, um, wie meine übrige Lebensumstände, so auch die Vorgänge jenes Nachmittages aufzuzeichnen. Sieget mir selbiger doch gleich einem Ueberschwang holdseliger Erinnerung im Gemüthe; habe auch einen ganzen Bogen Papiers dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Rükter schneiden lassen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu sehen, als vor mir einen einsamen Weg zwischen grünen Aniden, der sich allgemach zum Wald hinaufwindet. Weiß aber wol, es ist der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und ist mir, als wehe noch ein sommerlich Düften von Weißblatt und Hagerosen um mich her. — —

„Renate!" sagte ich, nachdem wir lange stumm dahin geschritten.

„Ja, Herr Studioßi?" Sie hatte den Kopf gewandt und hielt die dunkeln Augen mir entgegen.

Da wußt ich nimmer, was ich sagen sollte, und dachte doch: „Es muß nicht gelten, daß ein Studirter und zukünftiger Ranzelmann einem Bauerdirnlein gegenüber also den Text verlieret." Aber selbiges Dirnlein war ja der Engel von St. Jürgens Bildniß, und so fiel's mir bei: „Renate," frug ich, „habet Ihr denn iho keinen Hund auf Eurem Hofe?"

„Einen Hund? Nein, Herr Studioßi; es wollt nicht gehen mit dem Aufziehn. Ich mag auch keinen, seit sie meinen Türl gestohlen haben.“

— „Ich mein aber, der Türl habe dem Rükter in Husum zugehöret?"

„Freilich; aber er hatte sich mir zugewöhnt und ist mir nachgelaufen; da hat ihn der Vetter mir gelassen.“

— „Und nun," sagte ich, „habet Ihr nur die Krähenvögel in Eueren alten Bäumen.“

„Ihr spaßet, Herr Studioßi," entgegnete sie; „aber es braucht bei uns kaum eines Hundes; mein armer Vater leidet an der Luft und schläft allzeit nur leis. Wenn es arg ihn übersfällt, rufet 'er wol nach mir; wir wandern dann gar manche Stunde mit einander; in der Stube und über den Flur in den Peseel,

wo das Bild vom Schloß und von dem alten Bischof hängt. Da sind die draußen nimmer sicher, daß nicht ein paar Augen durchs Fenster in die Nacht hinausschauen."

Sie sahe gar bekümmert aus, da sie solches erzählte, und ich sagte: „Du bist doch noch so jung, Renate!“

— „Ja; aber mein Vater hat gar Niemanden sonst; meine Mutter ist lang schon todt.“

Und somit waren wir unter die breiten Buchen in den Wald geschritten; da schlug noch eine Amsel aus dem Wipfel eines Baumes, und in der Ferne hörten wir es durch die Büsche brechen. „Das sind die Hirsche,“ sagte das Mädchen; „zu Herzog Adolphs Zeiten soll die Unmenge hier gewesen sein.“

Dann theilte sie mit den Händen das Gesträuch von einander und sprach: „Hier ist's, Herr Studio!“ — Und wir standen oben an Störtebeckers Hafen und sahen unter uns in das weite Ereenethal hinaus. Es war aber nur eine Höhlung, so in das sandige Hochland hier hineinging; das Wasser floß, ist fern davon in seinem schön geschlängelten Laufe durch die Wiesen. Renate führte mich zu einer dicken schrunbigen Eiche, und zeigte auf einen schier vernarbten Spalt in deren Stamme. „Sehet, Herr Studio, hier hat der Urahn seine Art hincingehauen, als die Kriegsarbeit gethan war und die Räuber da hinab zu ihren Schiffen rannten. Er hat auch eine Tochter gehabt, die hat wie ich Renate geheißt, und weil ihr Vater im Gefecht es so gelobet, so hat sie in ein Kloster sollen; da sie aber aufgewachsen, hat sie dazu nein gesprochen, und ist hernach dann meine Ahne worden.“

Sie hatte sich an den Baum gelehnet und ihre Hände vor sich in den Schooß gefaltet; so schauete sie in das Abendgold hinaus, das ich allgemach am Erdenrand emporglomm. Ich aber blickte auf die junge ernste Antlitz und mußte mich fast sorglich fragen, was denn wol sie in solchem Fall gesprochen haben würde; und lobete im Stillen unseren Vater, Dr. Martinum, daß er dem Unwesen der Klöster bei uns ein Ziel gesetzt.

Indem ich solches dachte, richtete sie sich jählings auf. „Nehmt's nicht für ungut,“ sprach sie hastig; „aber ich bitt Euch, wollet ich mit mir durch das Holz gehen; es führt von hier ein Nichtsteig nach dem Moor hinüber.“

Und da ich eine Unruhe auf ihrem Antlitz las, so frug ich, ob sie etwan um ihren Vater Sorge.

Da schüttelte sie sich als wie aus einem Traume und sagte: „Es wird nichts sein, Herr Studio; aber wenn Ihr wollt, so laßt uns eilen; vielleicht, er mag uns dann entgegen kommen!“

So gingen wir hierauf in den tiefen Wald hinein. Immer stiller ward es um uns her und immer mächtiger wuchs die Dunkelheit; nur kaum noch mochte ich Renatens anmuthige Gestalt erkennen, wie selbige unter den hohen Stämmen so rasch vor mir dahin schritt. War mir mitunter, als gaukele vor mir dort mein Glück, und müsse ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle. Wußte aber gar wohl, daß des Mädchens Sinnen ich auf nichts, als einzig nur auf ihren Vater zielten.

Endlich dämmerte es durch die Bäume wie graues Abendlicht, der Wald

hörte auf, und da lag es vor uns — weit und dunstig; hie und da blänkerte noch ein Wassertümpel und schwarze Torfringeln rageten daneben auf; ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierete mit tragem Flügelschlage über dem Boden hin. An meiner Seite stund Renate; ich hörte ihren Odem gehen und konnte gewahren, wie ihre Augen angstvoll und nach allen Seiten in die vor uns hingestreckte Nacht hinausschaueten; denn uns im Rücken hinter den gewaltigen Schatten des Waldes lag das letzte Tageleuchten. Da mußte ich mit dem Psalmisten sprechen: „Herr, Du machest Finsterniß, und es wird Nacht; aber Himmel und Erde sind Dein; denn Du hast sie gegründet und Alles, was darinnen ist!“

Indem aber rührte Renate mit der einen Hand an meine Schulter, und mit der anderen wies sie auf das Moor hinaus.

„Was meinst Du, Renate?“ frug ich.

— „Sehet Ihr nicht? Dort?“

Und da ich meine Augen anstrengete, meinete ich fern im Dufte einen Schatten schreiten zu sehen; aber nur eines Athemzuges lang. „War das Dein Vater?“ frug ich wieder.

Da nickte sie und sprach: „Verzeihet, meine Angst war thöricht; er ist schon jenseit unseres Moores auf der festen Geest.“

„So laffet uns eilen,“ rief ich; „ob wir ihn noch erreichen mögen!“

Aber sie ergriff mit beiden Händen meinen Arm: „Das Moor, Herr Student, kennet Ihr das Moor? Wir können nimmermehr hindüber!“ Dann, als ob ein plötzlich Grauen sie befiel, zog sie mich zurück und sagte: „Kommet, hier führet der Weg am Wald hinab!“ und ließ meine Hand nicht los, so lange wir den düstern Ungrund an der Seiten . . .



Die Handschrift ist hier lückenhaft; zunächst fehlen einige Blätter gänzlich, das dann Folgende ist durch Wasserflecke fast zerstört. Doch ist zu ersehen, daß der studiosus Josias ein Musikfreund und mit seinem Vater der Ansicht Dr. Luthers war, die lateinische Sprache habe viel feiner musica und Gesanges in sich, daher man sie keinesweges aus dem Gottesdienste solle wegkommen lassen. — Schon als Knabe hatte er zu den auserwählten Schülern gehört, welche dem derzeitigen Husumer Cantor Petrus Steinbrecher vor der Frühlpredigt assistirten, und „zur Ehre Gottes und zur Erweckung eines jeden Christen Devotion“ von der Orgel in die damalige gewaltige Kirche hinab das Te Deum laudamus mitgesungen. Hier in Schwabstedt werden derzeit sich auch noch Reste des lateinischen Kirchengesanges erhalten haben; denn es gelingt ihm — wo, ist nicht ersichtlich — eine Anzahl junger Kirchensänger und Sängerinnen um sich zu versammeln, wie es heißt, „zur besseren Einübung der bekannten, sowie Erlernung einiger neu hinzugebrachter Lieder.“ Renatens Stimme, welche „gleich einem silbern Licht ob allen andern schwebete“, scheint den Zauber noch verstärkt zu haben, den die Bauerntochter so unbewußt auf unseren Gottesgelahrten ausübte. Worauf sonst in jenem Sommer der Verkehr der beiden jungen Menschen sich erstreckt habe, ist nicht erkennbar; erst mit dem Ende desselben beginnen

wieder die bis zu einem gewissen Punkte fortlaufend erhaltenen Theile der Handschrift, der nun wieder wie vorher das Wort gelassen wird.

... war es eines Abends Ende Septembris, als ich mit meinem Vater sel. in dessen Studirstüblein über Abfassung einer Supplite an unsern allergnädigsten Herzog beisammen saß; denn da meinem lieben Vater wegen übermäßiger studia in seiner Jugend eine Augenschwäche befallen, so hatte er es gern, wenn ich für ihn die Feder führte. Wollte nemlich die Angelegenheit mit unserem Keller noch immer keinen Fortgang nehmen. Zwar hatte der Hofbauer, nur auf meine frühere Rede — denn mein Vater wollte ihn nicht um seine Dienste angehen — die Sache noch einmal in der Gemeinde fürbracht; aber die Bauern hatten ihm erwidert, der alt Pastor habe bei seinem Bier gut predigen können, so werd der Keller auch wol für den neuen reichen.

Es war nun an diesem Abend ein gar wüßtes Wetter, und brausete es draußen von dem Walde her, daß man hier innen oft die Worte kaum erfassen konnte.

„Schreibe nun so;“ sagte mein Vater, indem er zu mir rüdete: „Obgleich die meisten meiner Reichkinder mir herzlich gern einen besseren Keller gönneten, so waren doch deder, die halbsarrig dawider stritten; von Mitten Majo bis hieher habe kein frisch und kühl, sondern nur sauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wie viel aber von solchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrant hingießen lassen, will ich hier feuszend übergehen.“

Ich entfinne mich noch aller dieser Worte meines lieben Vaters; denn ich setzte die Feder ab, weil mich ein Bedenken antvandelte, Hochfürstliche Gnaden also wegen des pastoris sauerem Bier in Compassion zu nehmen. Als ich aber solches eben nur geäußert, hörte ich draußen auf der Hausdiele ein laut Getrebe mit unserer alten Margreth. Wurde dann auch unsere Stubenthür gewaltsam aufgerissen, und erschien ein Mann in schier beschmutzten Reifelleidern, scheinbar von meines Vaters Alter und auch wol geistlichen Standes; aber mit vollem braunrothen Antlitze, daraus ein paar kleine blanke Augen gar hurtige Blicke über uns hinlaufen ließen. „Salvo, Christiane, confrater dilectissime!“ schrie er; „komme gar spät unter Dein gastlich Dach; aber der Teufel, der mir als seinem scharfen Widersacher allzeit auf den Faden ist, hatte mit seiner höllischen Kunst meinen Gaul vom Wege in das Moor hineingegaukelt, also daß ich ihn durch ein paar Rätthner zwischen den Bülden habe müssen herausgraben lassen; der Unsaubere hatte es wol gerochen, daß ich unter meinem Wamse eine neugeschmiedete Waffe gegen ihn am Reibe trug.“ Und dabei schlug der heftige Mann gegen seine Brust und zog alsdann unter seinem Mantel ein biß manuscriptum herfür; das warf er vor uns auf den Tisch in meine Schreiberei hinein. „Siehe da,“ rief er; „mein ‚höllischer Morpheus‘ hat zwar dem holländischen Schwarmgeist, dem unverschämten Dr. Balthasar Bedern und seiner ‚Bezauberten Welt‘ den Legt geseget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvokaten erscheu immer mehr. Nitimur in vetitum, Herr Bruder! Es thut Noth der unvernünftigen Vernunft den Daumen gegenzuhalten!“

Aus solcher Rede ward mir inne, daß ein gar hochgelahrter Mann in unser Haus getreten; und war es Herr Petrus Goldschmidt, derzeitiger Pastor zu Sterup, welcher als ein Husumier einstmals mit meinem lieben Vater auf dortiger Schulen und später auf der Universität beisammen gewesen. Er hatte aber nach seinem hochberühmten ‚Morpheus‘ ein zweites Werk fertig gestellt, und zwar gegen den Hallischen Professor Thomastius, der in seinem derzeit erst verdeutscheten Buche ‚De crimine magiae‘ all Teufelsbündniß vor ein Hirngespinnst erklärt, und solcher Weise als ein rechter advocatus das unselige Hergen- und Trudenvolk der irdischen Gerechtigkeit zu entreißen strebte. Fehlte dem Herrn Petrus zur Ehirung seines neuen Werkes nur noch die Einsicht etlicher Schriften, so er selber nicht besaß, aber wußte, daß selbige unter meines Vaters Büchern seien; ad exemplum des Romigius Daemonologia, des Christ. Northolbi Tractätlein von dem glühenden Ringe und etliche andere.

„Habe zwar einen festen Kopf, Christiane,“ rief er; „mißtraue aber weislich der menschlichen Schwachheit; und würde doch dem Pastor zu Sterup übel anstehen, sich von dem Vater der Lügen über faulen Citaten ertappen zu lassen.“

Da nun mein Vater ihn willkommen hieß, warf er Hut und Mantel hochvergnüget von sich, und hörte ich mit Attention der beeden wohlversahrenen Männer Wechselreden, so bald emsig hin und wieder gingen. Zwar hatte ich wegen meiner Studien und um jugendlicher allotria willen, mit denen ich meine Zeit erfüllet, weder den Goldschmidtischen Morpheus, noch seiner Widersacher Schriften gelesen, faßete aber gegen letztere, da der gelehrte Mann sie explicirte, gar bald einen lebhaften Abscheu, und wurde auch, da ich solchen Kund that, von selbigem weiblich belobet und verwarnet, daß ich auch künftig hin mich nicht zu denen Atheisten und Schwarmgeistern gesellen möge.

Auch über dem Reißbrett, den meine liebe Mutter dem Gaste zu Ehren auf die Abendtafel brachte, nahmen diese Gespräche ihren Fortgang, so daß mein Mütterlein wol gern von Anderem gehöret hätte, und sie lieber anhub, ihr mäßig Bier mit vielen Worten zu entschuldigen und die Glendigkeit des Kellers zu beklagen.

Der Mann Gottes aber ergriff den vor ihm stehenden vollen Krug, stürzte ihn mit Eins hinunter und sprach mit gravitätischer Verbeugung: „Frau Pastorin, man soll auch so der Gottesgabe nicht verschmähen!“ Dann stäubete er sich mit der Hand die Tropfen aus dem Barte und begann ein neu Gespräch vom exorcismo, so daß meiner lieben Mutter nichts verblieb, als den geleerten Krug zu neuer Füllung an das Faß zu tragen. Herr Petrus aber frug nun meinen Vater, was eine formula bei der Taufen allhier gebräuchlich sei, und da dieser entgegnete, daß er zum Läufling rede: „Entsagest Du dem bösen Geist und seinen Werken?“ so sprang der gewaltige Mann von seinem Stuhle auf, daß ihm der Döffel über den Tisch hinüberflog. „Christiane, ehue Christiane!“ rief er. „Was weiß denn solch ein Saugkalb, ob es den Widerchrist in seinen dünnen Därmen hat! Exi immundo spiritus! Fahre aus, unsauberer Geist! So sollt Du sprechen! Dann mag es Dir wol glücken, daß Du den Argen als einen stinkenden Rauch aus des Läuflings Mündlein herfürgehen siehest!“ Er ergriff aufs Neue seinen Döffel, den meine Mutter auf seinen

Platz zurückgelegt, und that der wohlmeinenden Gattin noch mehr als
Eltern nochmals alle Ehre an. Da aber mein Vater ganz gewiss
daß doch das Kind durch der Gevattern Wille zu Grunde
Herr Petrus nur seinen Löwenkopf und meinen Namen, den
unrauberer Geiz nur nicht in ihrem eigenen Haus hatte."

Reber ist der Meinung, dass es noch, Wintermangel, indessen: 1887 1888 1889
ehren Namen von Schatz in seine Sammlung bringen:

Saß ich nach einem Jahre in 2. einer hiesigen ...
 Vater, indem er ...
 hatten, die auf ...

Forbakterer som kan gi sykdom hos mennesker

Auf diesen Namen der Liebe, der
 Auf den ich mich verlassen habe,
 Seine heiligen Namen, die ich
 Wann, in dem ersten Augenblick,
 Herrschaft über die Welt, die
 Leblos und unsterblich,
 Gefügen."

das dieje Dinge hingereicht
 tief abermalen: „Christus
 den höllischen Gaudenarr
 ihn sammt seinem Sautepon-

— — In dieser Nacht
 sahe durch die Schwere der Augen
 und hörte auf das Brausen der
 Wellen, daß ich das von der See
 an die leutselige Art meine
 Rede mit nicht allgemach
 für ein Reich Gottes

1. *Der Herrscher*
 2. *Der Herrscher*
 3. *Der Herrscher*
 4. *Der Herrscher*
 5. *Der Herrscher*
 6. *Der Herrscher*
 7. *Der Herrscher*
 8. *Der Herrscher*
 9. *Der Herrscher*
 10. *Der Herrscher*
 11. *Der Herrscher*
 12. *Der Herrscher*
 13. *Der Herrscher*
 14. *Der Herrscher*
 15. *Der Herrscher*
 16. *Der Herrscher*
 17. *Der Herrscher*
 18. *Der Herrscher*
 19. *Der Herrscher*
 20. *Der Herrscher*
 21. *Der Herrscher*
 22. *Der Herrscher*
 23. *Der Herrscher*
 24. *Der Herrscher*
 25. *Der Herrscher*
 26. *Der Herrscher*
 27. *Der Herrscher*
 28. *Der Herrscher*
 29. *Der Herrscher*
 30. *Der Herrscher*
 31. *Der Herrscher*
 32. *Der Herrscher*
 33. *Der Herrscher*
 34. *Der Herrscher*
 35. *Der Herrscher*
 36. *Der Herrscher*
 37. *Der Herrscher*
 38. *Der Herrscher*
 39. *Der Herrscher*
 40. *Der Herrscher*
 41. *Der Herrscher*
 42. *Der Herrscher*
 43. *Der Herrscher*
 44. *Der Herrscher*
 45. *Der Herrscher*
 46. *Der Herrscher*
 47. *Der Herrscher*
 48. *Der Herrscher*
 49. *Der Herrscher*
 50. *Der Herrscher*
 51. *Der Herrscher*
 52. *Der Herrscher*
 53. *Der Herrscher*
 54. *Der Herrscher*
 55. *Der Herrscher*
 56. *Der Herrscher*
 57. *Der Herrscher*
 58. *Der Herrscher*
 59. *Der Herrscher*
 60. *Der Herrscher*
 61. *Der Herrscher*
 62. *Der Herrscher*
 63. *Der Herrscher*
 64. *Der Herrscher*
 65. *Der Herrscher*
 66. *Der Herrscher*
 67. *Der Herrscher*
 68. *Der Herrscher*
 69. *Der Herrscher*
 70. *Der Herrscher*
 71. *Der Herrscher*
 72. *Der Herrscher*
 73. *Der Herrscher*
 74. *Der Herrscher*
 75. *Der Herrscher*
 76. *Der Herrscher*
 77. *Der Herrscher*
 78. *Der Herrscher*
 79. *Der Herrscher*
 80. *Der Herrscher*
 81. *Der Herrscher*
 82. *Der Herrscher*
 83. *Der Herrscher*
 84. *Der Herrscher*
 85. *Der Herrscher*
 86. *Der Herrscher*
 87. *Der Herrscher*
 88. *Der Herrscher*
 89. *Der Herrscher*
 90. *Der Herrscher*
 91. *Der Herrscher*
 92. *Der Herrscher*
 93. *Der Herrscher*
 94. *Der Herrscher*
 95. *Der Herrscher*
 96. *Der Herrscher*
 97. *Der Herrscher*
 98. *Der Herrscher*
 99. *Der Herrscher*
 100. *Der Herrscher*

1997

1000



und Greifen und Klopste die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage schon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit seinem tönenden Häuspern nur von fern daher geschritten kam.

Als sodann am dritten Tage der merkwürdige Mann seinen Gaul bestiegen hatte und davon geritten war, wurde es gar still in unserem Hause. Mein lieber Vater sahe ein wenig müd und abgespannet aus, und meine Mutter sagte scherzend: „Ich muß Dich pflegen, Christian; eine so gewaltige und robuste Gottesgelahrtheit ist nicht vor eines Jeden Constitution!“

Im Dorfe aber war es wie in einem Bienenstode, der da schwärmen soll; überall ein Gemunkel, welches nicht laut werden wollte und doch nicht stumm sein konnte; die Aelteren redeten wieder von der Hezen, so sie vor zwanzig Jahren in Husum hätten einschern sehen sollen, der aber die Nacht zuvor in der Frohnerei ihr Herr und Meister das Genick gebrochen; aus Flensburg kam Einer, der hatte auf dem Südermarkt gehört, die Hezen hätten wieder einmal in der Föhrde alle Fisch vergiftet; im Dorfe selber wurde Unheimliches auf den und jenen gedeutet; so fast bekommen ich aber aufmerkte, des Hofbauren geschah darunter nicht Erwähnung.

So rückte die Zeit heran, daß auch ich, und auf gar lange, meinen Abschied nehmen sollte. Renate war seit etlichen Tagen bei dem Husumer Küster auf Besuch, und da ich Abends vor meiner Abreise auf den Hof kam, war sie noch nicht wieder da. „Ich hatt sie heut erwartet,“ sagte der Bauer; „nun wird's wol morgen werden; da möget Ihr sie unterweges treffen oder in Husum zu dem Küster gehen!“

Mit dem kam die alt Marile mit ihrem langen Strickstrumpf in die Thür, sahe den Bauer fast verstört an und wollte wieder fort. Der aber rief ihr zu, sie solle heut als wie zum Abschiedstrunke noch eine von den Rheinischen aus dem Keller holen; und die Alte brummelte so etwas für sich hin und lief zur Thür hinaus. Nach einer Weile kam auch die Jungmagd und setzte eine Flasche auf den Tisch; aber der gute Wein wollte mir heut gar übel munden, da wir in dem weiten Gemache so allein beisammen saßen. Nahm deßhalben auch bald meinen Abschied, und war mir gar seltsam im Gemüthe, da ich aus dem Hause unter die alten Eichen hinaustrat, welche mit ihrem gelben Herbstlaub schon den Grund bestreuet hatten.

Der Hofbauer stund noch und hatte meine Hand gefasset. „Lebet wohl, Herr Studiosi,“ sagte er; „habet nur da draußen recht die Augen offen; und wenn Ihr heim kommet, ich denke, des Hofbauren Thür, die werdet Ihr wol wiederfinden!“

Er schauete mich mit seinen dunklen Augen an, als wolle er mich noch zurückhalten, oder als habe er noch etwas mir zu sagen. Aber er sprach nichts mehr, und ich ging fort, ohne Ahnung, daß ich diesen Mann niemals sollte wiedersehen.

— Da ich an diesem Abend meinen lieben Eltern gute Nacht gegeben hatte, öffnete ich mein Kammerfenster und schauete auf das Dorf hinaus. Eine Weile sahe ich nach einem einzeln Lichtschein drüben in des diaconi Hause, bis auch der erlosch; aber mein Gemüthe war voll Unruh, und endlich, da es vom

Glockenthurm die eilfte Stunde ſchlug, war ich ſchon unten in der freien Nacht und ſchritt bald danach über die Biſchofshöhe den bekannten Steig hinab.

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle ſtund über der ſchönen Gotteswelt; der Hof unter ſeinen düſteren Bäumen lag, als ob er ſchliefe in dem mit ſanftem Licht erfüllten Erdenraume. Es war ſo ſtill, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und unterweilen den Schrei eines Hirſchen aus dem Wald herüber. Ich horchte nach dem Hauſe; aber dorten war kein Laut zu hören; dann trat ich unter die Bäume und ſchauete durch ein Fenſter in die große Stube. Dicht vor mir ſah ich die Lehne von Renatens Stuhle ragen; ſonſt war es ſtill und finſter drinnen. Ich konnte gleichwol nicht von hinnen finden und ging hart an der Mauer und um die Ecke herum, bis wo die Hauſthür iſt. Da, in dem tiefen Schatten, regete ſich etwas, und ein Freudenschaer überſtrömte mein Herz; denn obſchon ich nichts gewahren konnte, ſo wußte ich doch, es war das Rauſchen ihres Kleides, welches ich vernommen hatte.

„Renate!“ rief ich.

„Still!“ — und ein paar warme Hände lagen in den meinen — „Ich wußte wohl, Joſias, daß Ihr kommen würdet!“

Sie horchte noch einmal in die Thür; dann zog ich ſie in den hellen Mondenſchein hinaus, denn mich verlangte ſehr nach ihrem Anblick.

Was wir ſprachen, mag nicht viel geweſen ſein. Wir gingen Hand in Hand über die weite Hofftatt; wir ſahen auf unfere Schatten, welche vor uns auf den Raſen fielen, und ſo das Mondlicht zwiſchen ihnen Platz gewinnen wollte, neigten wir uns zu einander und ſchaueten darauf hin, wie ſie in Eins zuſammenfloſſen. Dann ſtunden wir auf der Uferhöhe und ſahen ſchweigend in das Land hinaus und hörten auf das Strömen des Fluſſes, der darunten mit ſeinen Waſſern nach dem Meer hinabzog.

Da ſchlug es Mitternacht vom Dorf herüber; und mit jedem Schläge, auf den wir mit verhaltenem Odem lauſchten, ſchloſſen unfere Hände ſich feſter in einander. „Renate,“ ſagte ich leiſe; „das war der letzte Tag.“

„Ja, Joſias!“ entgegnete ſie ebenſo.

— „Und werde ich Dich denn hier noch finden, ſo ich wieder heimgekommen?“

„Ich denke; wer ſollte mich denn holen?“

— „Wer, Renate? Verſuch' es nur, ſie nicht mehr fortzuſtoßen!“

Ich weiß nicht, was mich alſo zwang zu reden; denn einem Geher gleich hatte plötzlich die Angſt der Eiferſucht mich überfallen. Sie aber warf das Köpfchen in den Nacken, daß das Gold auf ihrem Köpplein glitzerte.

„Was redest Ihr, Joſias!“ ſprach ſie. „Mit denen Bämmeln haſt' ich nichts zu ſchaffen; ſie mögen kommen oder nicht!“

Das war nun wol ein hoffärtig Wort; und müßte doch lügen, daß es ſich mir derzeit nicht wie Balsam auf mein Herz geſeget.

Aber es kam iht ein Anderes, das ſolche Gedanken jählings von mir nahm.

Wir ſtunden nemlich, da wir ſolches ſprachen, vor dem großen Scheunenthor, welches faſt tageshell vom Mond beleuchtet war. Vor etlichen Wochen

hatte ich dort unter Peitschenknall den schweren Gottesfegen einfahren sehen; nun lag Alles da in großer Stille.

Und doch; oder hatte mich mein Ohr getäuscht? Da drinnen in der Scheuer rührte es sich; Renatens Hand zuckte in der meinen, und ihre Augen starreten; und ißt, gleich einem breiten grauen Schatten quoll es unter dem Scheunenthor herfür, immer mehr und mehr, als ob's von unhörbarem Peitschenschlag getrieben würde. Das rannte, daß wir kaum die Füße wahrten, an uns vorbei und über die bethaueten Wiesen nach dem Fluß hinab; und weiß ich nimmer, wo es in der Nacht verschwunden blieb.

Wol merkte ich, wie Renate am ganzen Leibe bebte; ich aber schwieg lange Zeit; denn was meine Augen hier gesehen, das konnte ich fürder nicht vor mir verleugnen. Endlich sagte ich: „Das war gar wunderbar, Renate; Du bist gar sehr erschrocken!“

Da richtete sie sich auf und sprach: „Die Ratten machen mich nicht fürchten; die laufen hier und überall; aber ich weiß gar wohl, was sie von meinem Vater reden; ich weiß es gar wohl! Aber ich hasse sie, das dumm und übergläubig Volk! Wollt nur, daß er über sie käme, den sie allezeit in ihren bösen Mäulern führen!“

Wegen solcher Rede entsetzte ich mich arg; denn das Mädchen hatte dräuend ihre kleine Faust zum Himmel aufgehoben. „Renate!“ rief ich, „Renate!“

„Ja, ja; ich wollt' es!“ sprach sie wieder. „Aber er ist unmächtig; er kann nicht kommen!“

Ich hatte ihre erhobene Hand herabgezogen. „Berufe ihn nicht, Renate,“ rief ich; „bete zu Gott und unserem Heiland, daß sie ihn von Dir halten! Aber es ist der Geist des Hufumer Atheisten, der aus Deinem jungen Munde redet.“

„Atheist?“ frug sie. „Ich kenne das Wort nicht; wen wollet Ihr damit schelten?“

Was Art Erklärung ich ihr hierauf gegeben, entsinne mich nicht mehr. Aber sie schüttelte nur den Kopf und sagte traurig: „Und unser arm alt Mariken, das haben sie mir nun auch allgang verwirret, daß schier nicht mehr mit ihr zu haufen ist! Es wird gar einsam werden, wenn auch Ihr nun nicht mehr kommt, Josias.“

Ich nahm ihr Antlitz in meine beiden Hände, und da ich es gegen das volle Mondlicht wandte, sahe ich, daß es sehr blaß war und ihre Augen voll von Thränen stunden. Da konnte ich es nicht lassen, daß ich sie an mich zog; und sie dulbete es und legte ihren Kopf, als ob sie müde sei, in meinen Arm; und sahe zu mir auf, als ob sie also ruhen möchte.

In selbigem Augenblick aber wurde aus der Tiefe des Hauses, so daß ich schier davor erschrak, mit einer angstvollen und stöhnenden Stimme ihr Namen wiederholentlich gerufen.

„Mein Vater! Mein armer lieber Vater!“ stieß sie da herfür. Dann fühlte ich ihre Arme um meinen Hals und einen warmen Kuß auf meinem Munde. „Leb' wohl, Josias! Lieber Josias, lebe wohl!“

Und da sich dann von innen auch die Hausthür schloß, so stand ich alleine auf der Hoffstatt und hörte wieder nur den Fall des Laubes und den Leisen

nächtlichen Gefang der Wasser. Aber das unheimlich Wesen, das vorhin ich hatte tagen sehen, lag noch gleich einem Schauer auf mir und stritt wider meines jungen Herzens Seligkeit.

Am anderen Morgen, da ich von meinen lieben Eltern Abschied genommen hatte und schon auf den Wagen steigen wollte, kam der blasser Schneider angelaufen, bittend, er solle zur Stadt zum Ellenkrämer, ob er mit dem Jungheeren die Gelegenheit benützen dürfe. Hatte also einen Reisegefährten; dazu einen, dem allezeit das Maul überließ, während ich doch lieber mit meinem bedrängten Herzen allein dahin gefahren wäre. Widelte mich auch in meinen Mantel und hörte nur halb im Traum, wie seine unruhige Zunge in allem Unholden rührte, was die letzte Zeit unter den Dorfleuten war im Schwang gewesen.

Als wir aber eben von der Sandgeest in die Marsch hinunterfuhren, hub er an, und mochte wol wissen, daß er damit sich Gehör erwerbe: „Ja, Jungherr,“ sprach er; „Ihr kennet ihn ja besser als wie ich, den fremden Pastor; aber das ist Einer, so ein Allertweltskerl! Auch dem alt' Mariken auf dem Hofe hat er das Maul aufgethan. Ihr habet wol gesehen, Jungherr, wie dem Bauren allzeit der eine Strumpf um seine Hade schlappet! Hat immer schon geheißen, er dürfe nur ein Knieband tragen, sonst sei es mit all seinem Reichthum und mit ihm selbst am bösen Ende; müßt Euch aber gerathen haben, rühret nicht daran; denn da mich eines Tages der Färwiß plagete, fuhr er mir über's Maul: „Ja, Schneider,“ sprach er, „das eine hat die Raß geholt; willst Du das ander haben, um Deinen dürren Hals daran zu hängen?“

Als ich entgegnete, daß ich dergleichen an des Bauren Strümpfen nicht gesehen, meinte er: „Ja, ja; Ihr kommet nur des Sonntags auf den Hof, da trägt der Bauer seine hohen Stiefeln!“

Da sich das in Wahrheit also verhielt, so schwieg ich; der Schneider schob sich einen Schrot Tabak hinter seine magere Wange und sagte, seinen Hals zu meinem Ohre redend: „Es liegen wol oftmalen zwei der Strumpfbänder vor seinem Bette; aber der Bauer hütet sich; er weiß es wol, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt' Marike hat zwar auch versucht, die Strümpf ihm eng zu stricken, damit sie nicht herunterfallen; aber wenn sie dran kommt — sie hat's mir gestern selbst erzählt — so tanzt es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib. Will auch wol scheinen, als ob dem — Ihr wißt, wen ich meine, Jungherr — das Spiel schon allzu lange währe; denn der Bauer hat Nächstens oft harte Anfechtungen zu bestehen, daß er in seinem Bett nicht dauern kann; es wälzet sich was über ihn und drängt ihm den Odem ab; dann springt er auf und wandert umher in seinen finsternen Stuben und schreiet nach seinem Kinde.“

Als ich bei diesen Worten mich in meinem Sitze aufhub, sagte der Schneider: „Ich weiß, Jungherr, Ihr habet vielen Aufschlag gehabt mit dem Mädchen; währt auch kein Unthätlein an ihr, als daß sie gar stolz thut gegen unser Einen; mag aber auch besser zu Eures Gleichen passen!“

Der Mann redete in solcher Art noch lange fort, ob schon ich ferner mit

keinem Wörtlein ihn ermunterte. War aber eine üble Wegzehrung, welche ich also mitbekommen. Zwar sagte ich mir zu hundert Malen: es war ein Schwärzer, der dir solches jutrug, so Einer, der die schwimmenden Gerüche sich fehentweise aus der Luft herunterholet, um seinen leeren Kopf damit zu füllen; wollte aber gleichwol der bittere Schmach mir nicht von meiner Zungen weichen.

1706. In Anbetracht meiner Studien zu Halle will hier nur anmerken, daß ich dort manche hochberühmte Theologos und andere zu meinem Zwecke arbeitende Männer hörte und deren collegia gewissenhaft frequentirte, so daß ich hoffen durfte, in Kurzem eine solide systematische Erudition mir anzueignen. Spürte auch kein Verlangen, meinen schwarzen Habit, so ich vor meiner Abreise mir von dem blassen Schneider hatte anmessen lassen, auf's Neu mit einem rothen zu vertauschen.

Nur unterweilen, zumal wenn ich zum abendlichen Spaziergange dem Ufer der Saale entlang wandelte, wenn die Wasser sich rötheten und ihr sanftes Strömen an mein Ohr klang, überfielen mich wol schwere sehnenbe Gedanken nach der Heimath; und wenn dann im Südost der Mond emporstieg und mit seinem bleichen Licht die Gegend füllte, so sahe ich in jedem düstern Fleck den Hof am fernen Treene-Flusse, und mein Herz schrie nach dem Mädchen, so ich dort verlassen hatte.

Nach einem solchen Gange, da schon ein Jahr verflossen und wiederum der Herbst sein rothes Laub verstreute, kam ich eines Abends heim auf meine Kammer, und da ich das Licht mir angezündet, fand ich einen dicken Brief mit meines lieben Vaters Handschrift auf dem Tische liegen. Ich brach das Siegel, und meine Hände zitterten vor Freude; denn auch meine Mutter pflegte stets ein Blättlein anzulegen, und wenn auch nur ein kurz und unterlaufend Wörtlein von Renaten drinnen stand, so konnt ich's wol zu hundert Malen lesen. Aber das Schreiben, so ich gleich den wenigen, welche ich noch von dieser verehrten Hand erhalten sollte, getreulich aufbewahrt, war allein von meinem Vater und lautete nach viel herzlichen Worten, wie hier folget:

Was aber die Gemeinde in solche Wirrnüß setzet, daß selbst mein mahnend Wort nur kaum gehöret wird, das darf auch Dir, mein Josias, nicht gar ver-schwiegen bleiben.

Es war am letzten Sonnabend, da ich Nachmittages an meiner Predigt saß, als der Höftmann Hansen mit ungestümen Schritten zu mir eintrat. „Was habt Ihr, Höftmann,“ sagte ich; „Ihr wisset, daß ich um diese Zeit ungern gestöret bin?“

„Ja, ja, Herr Pastor,“ sprach er; „wisset Ihr's denn schon? Fort ist er, und wird nicht wieder kommen!“

Und da ich schier erschrocken nachfrag: „Wer ist denn fort?“ entgegnete er: „Wer anders, als der Hofbauer! Hab's mir schon lang gedacht, daß es so kommen müsse!“

„So spricht, Höftmann,“ sagte ich und schob mein Schreibewerk zurück; „was ist's mit dem?“

„Weiß nicht, Herr Pastor; aber ein Stöhnen und Klamenten haben die

Mägde Nachts von seiner Kammer aus gehört; doch die Tochter ist nicht daheim, und so hat keine sich hinein getrauet; erst als die alt Marike aufgestanden, haben sie der sich an den Rock gehangen. Ist auch ein groß Geschrei geworden, da sie in die Kammerthür getreten; denn als sei die ganze Bettstatt umgestürzt, so hat Alles, Pfuhl und Rissen, über den Fußboden hin verstreut gelegen; das alte Weib aber ist auf ihren Knien in dem Wust umhergerutschet, hat darin umhergefunselt und jedes Häuflein Bettstroh sorgsam aufgehoben, als wolle sie darunter ihren Buren suchen, von dem doch keine Spur zu finden war."

"Nun, Höftmann," sagte ich fürsichtig; „es ist noch früh am Tage; der Hofbauer wird schon wieder kommen."

Der aber schüttelte den Kopf: „Herr Pastor; es ist schon über eine Stund nach Mittag."

Da ich dann erfuhr, daß die Tochter wieder einmal bei dem Küster und Klosterprediger Carstens in Husum auf Besuch sei, so vermochte ich den Höftmann, ihres Vaters Wagen mit Bottschaft nach der Stadt zu schicken. Aber schon um 3 Uhr ist sie von selber wieder auf dem Hof gewesen; und hat es die Weiber, welche dort zusammengelaufen, schier verwundert, daß das Mädchen, so doch kaum achtzehn Jahre alt, so schweigend zwischen ihnen hingegangen und nicht geweinet, noch eine Klage um den Vater ausgestoßen; nur ihre Augen seien noch viel dunkler in dem blassen Angesicht gestanden. In den alten Bäumen — so wird erzählt — habe es von den Vögeln an diesem Tage gelärmet, als seien alle Elstern aus dem ganzen Wald dahin berufen worden.

Das Mädchen hat aber fürgeben, ihr Vater müsse auf dem Moor bei seinem Dorf verunglückt sein, wo er die letzten Tage noch habe fahren lassen; da sie jedoch außer ihren beiden Knechten noch Leute aus dem Dorf hat aufbieten wollen, so sind nur gar Wenige ihr dahin gefolget, denn sie fand keinen Glauben mit ihren Worten; und auch die Wenigen sind schon vor Dunkelwerden heimgekehret; denn bei den Dorfgruben sei vom Bauer keine Spur zu finden, und sei das Moor zu unermesslich groß, um alle Sümpf und Lümpel darin durchzusehen.

Als nun der allmächtige Gott Wald und Felder und auch das wüste Moor mit Finsterniß gededet, ist der Schmidt Held Carstens, der seine Schwiegermutter, so ihrer Tochter in den Wochen beigestanden, nach Ostendfeld zurückgebracht, um Mitternacht am Rand des Waldes wieder heimgefahren. Der Mann hat sein alt treuherzig Gespann am Zügel gehabt und ist schier ein wenig eingenidet; da aber die sonst so frommen Gäule plötzlich unruhig worden und mit Schnauben nach der Waldseite zu gedrängt, so hat er sich ermuntert, und ist nun selber schier erschrocken; denn drüben auf dem Moore hat aus der Finsterniß ein Schein gleich einem Licht gezucktet; das ist bald still gestanden, bald hat es hin und her gewanket. Er hat gemeinet, daß die Irtrisch ihren Tanz beginnen würden, hat aber als ein beherzter Mann während dem Fahren noch mehrmals hingesehen, und da es lechlich näher kommen, ist eine dunkle Gestalt ihm kenntlich worden, so neben dem Irtschein zwischen den schwarzen Gruben und Bülden umgegangen. Da hat er ein still Gebet gesprochen und auf seine Gäule losgepeitschet, damit er nur nach Hause komme. Am andern Morgen

in der Frühe aber haben die Leute drunten an der Straße des Hofsbauern Tochter ohne Kappe, mit zerzausetem Haar und eine zertrümmerte Laterne in der Hand, langsam ihres Vaters Hofe zuschreiten sehen.

Als ich am Vormittage dann dahin ging, wie es meine Amtspflicht heischet, vernahm ich, daß sie abermalen mit ihren Knechten nach dem Moor hinaus sei; da ich aber spät am Nachmittage wiederkam, trat sie in schier zerrissenen und besudelten Kleidern mir entgegen und sahe mich fast finster aus ihren dunkeln Augen an. Ich wollte sie auf den vertweisen, ohn dessen Hilf und Willen all unsre Kraft nur eitel Unmacht ist; allein sie sprach: „Habet Dank, Herr Pastor, für die gute Meinung; aber es ist nicht Zeit zu dem; schaffet mir Leute, so Ihr helfen wollet!“ Was ich entgegnete, hörte sie schon nicht mehr; denn sie war nach Leitern und Strichen mit ihren Knechten der Scheune zugegangen. Auf dem Heimweg, den ich also nothgedrungen antrat, glückete es mir, ihr ein paar junge Burschen nachzusehen; und auf Deiner guten Mutter Zureden, „dem jungen Blut zum Troste“, wie sie meinete, hat auch unsere Margreth sich denselben angeschlossen. Diese verständige und, wie auch Dir bekannt, in keine Wege schreckbare Person ist jedoch am späten Abend mit wankenden Knien und verstürztem Antlik wieder heimgekommen. Das Suchen nach dem verlorenen Mann — so berichtete sie, alsbald sie ihres Obems wieder Herr geworden — sei ganz umsonst gewesen. Aber da endlich alle jungen Knechte schier verdrossen fortgegangen, und Margreth mit dem Mädchen, das nicht wegzubringen gewesen, nun dorten ganz allein verblieben, so ist mit Dunkelwerden ein Irrwiß nach dem andern aus dem Moore aufgeduket und ein Gemunkel und Gesimmer angegangen, daß sie das Bläntern des Wassertümpels habe sehen können, an welchem dieser gräueliche Tanz sich umgedrehet. — Lasse das dahin gestellt. Es ist aber noch ein Anderes geschehen, und will Dir zuvor ins Gedächtniß bringen, daß wir unsre Margreth auf einer Bügen niemals noch betreten haben. Als nemlich die Irrwiß so getanzet, hat des Bauren Tochter gleich einer stummen Säulen darauf hingeschaut; da aber Margreth sie bei der Hand gezogen, daß sie schleunig mit ihr heimgehe, hat sie plötzlich überlaut um ihren Vater gemammert und wie in das Meer hineingeschrien, ob ihr etwas von ihm Kunde geben möchte. Und hat es darauf eine kurze Weile nur gedauert, so ist aus der finsternen Luft gleichwie zur Antwort ein erschreckliches Geheul herabgekommen, und ist es gewesen, als ob hundert Stimmen durch einander riefen, und eine mehr noch habe künden wollen, als die andere.

Da hat die Alte Gott und seine Heerschaaren angerufen, hat aber das Mädchen, als ob es angeschmiedet gewesen, mit ihren starken Armen nicht vom Plage bringen können, als bis das Toben über ihnen, gleich wie es gekommen, in der Finsterniß verschollen war.

Wenn Dich, mein Josias, schmerzet, was ich hier hab schreiben müssen, da des Mädchens irdische Schönheit, wie mir wohl bewußt, Dein unerfahren Herz bethöret hat, so gedenke dessen und baue auf ihn, welcher gesprochen: „Wer sein Leben verlieret um meinethwillen, der findet es.“ Und sinne diesem nach, daß Du das Rechte wählst!

Will dann zum Schluß noch Erwähnung thun, daß unser Gastfreund

Petrus Goldschmidt, welchen in meiner geistlichen Bedrängniß wegen obbemeldter Dinge ich mir vielmal's hergewünscht, lezthin zum Superintendenten in der Stadt Güstrow, so wie ob seiner Gelahrtheit und Verdienste um das Reich Gottes von der (die Handschrift ist hier unleserlich) Facultät zum Doctor honoris causa ist creiret worden.'

— — Also lautete meines lieben Vaters Brief. Und will hier nicht vermerken; was Herzensschwere ich davon empfangen, wie ich in vielen schlaflosen Nächten mit mir und meinem Gott gerungen, auch gemeinet, ich könne nicht anders, als daß ich heim müsse, um der Armen Leib und Seel zu retten, und wie dann immer das erwachend Tageslicht mir die Unmöglichkeit für solch Beginnen klar gelegt.

Aber, wie die Rede ist, es sei das eine Leid ein Helfer für das andre, so geschähe es auch mir. Denn noch vor dem heil. Christfeste empfing ich von meiner Mutter einen Brief, daß mein lieber Vater mit unvermutheter Schwachheit befallen sei, und selbige allen gebrauchten irdischen Mitteln entgegen ihn fast sehr entkräftet habe; und dann nach wenig Wochen einen zweiten, der mich drängete, meine Studien zu vollenden, da der theuere und getreue Mann nicht lang mehr selber seines Amtes werde warten können.

Solche mein Herz aus's Neu erschütternde Nachrichten trieben mich früh und spät zu strenger Arbeit, und wurd ich bald auch dessen inne, daß ich nur so den Weg zur Heimkehr kürzen könne.

1707. Es währete doch noch bis gegen den März des beigefügten Jahres, daß ich als ordinirter Adjunctus meines Vaters in meiner lieben Eltern Hause eintraf. Nur noch zum Troste, nicht zur Freude; denn ich fand meinen Vater auf seinem Siechbette, von dem ich wol sahe, daß er nach Gottes allweisem Rathschluß nicht mehr erstehen solle. Da er nun in den Tagen, die er als seine lezten fühlte, seines einzigen Kindes nicht entbehren mochte, so hatte ich Niemanden aus dem Dorfe noch gesehen; auch Renaten nicht. Meine Eltern ißt nach ihr zu fragen, trug ich billig Scheu, und so hörte ich nur noch einmal von unserer alten Margreth, was ich in meines Vaters Briefe schon gelesen hatte.

Es war aber am Sonntage Reminiscere, an welchem ich zum ersten Male für meinen lieben Vater predigen sollte. Er hatte das heilige Abendmahl seit lange nicht ertheilen können, und so hatten Viele sich gemeldet, um es bei seinem Sohne zu empfangen. Dachte auch, Renate würde unter ihnen kommen; aber sie kam nicht.

Die Nacht zuvor, in welcher mit meiner lieben Mutter ich die Krankenwacht getheilet, hatte der Sturm gar laut gebrauset; nun aber lag Alles in der lichten Morgensohnne, und eben da ich in den Kirchhof eintrat, scholl mir gleich Auferstehungsgruß ein Drosselschlag vom Wald herüber. Und währete es nicht lange, so stund ich in der Kirchen vor dem Altar und sprach aus inbrünstigem Herzen das: „Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam;“ und die Gemeinde respondirete andächtig: „Et salutare tuum da nobis!“ „Ja, Gott Vater,“ sprach ich leise nach, „dein Heil schenke uns; und auch ihr, für

die ich hier im Staube zu dir stehe!" Und da igt der Gesang anhub: „Benedicamus Domino," wobei die rauhen Kehlen der Männer mit darein sangen, da schwamm gleich einem silbern Lichtlein ein Ton dazwischen, der leuchtete hinab in mein bekümmert Herz; denn ich wußte, welche Stimme ich gehört hatte.

Also in fast freudigem Muthe erstieg ich die Stufen zu der Kanzel, und da ich die Augen aufhub, sahe ich gegenüber in dem Emporstuhl ein blaßes Angesicht, das ich des Gitters ohnerachtet wohl erkennen mochte. Da hub ich meine Predigt an: „Und siehe, ein kananäisch Weib schrie ihm nach: ‚Ach Herr, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner; meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget!‘ Und er entgegnete ihr kein Wort. Da aber die Jünger sprachen: ‚Laß sie von Dir, Herr; denn sie schreitet uns nach!‘ antwortete er und sprach: ‚Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel!‘“ — Und mein Herz schwoll mir, und das Wort kam auf meine Lippen; was ich daheim für meine Predigt angemerkt, war nur ein Staub, darüber meine Seele sich erhob, und meine Rede ging hervor einem Strome gleich aus heiligen Quellen. In der vollen Kirchen war kaum eines Odems Leben; Männer und Greise sahen zu mir auf, und die Weiber in ihren Gestülhten saßen mit betendem Angesicht. Neben mir in dem Stundenglase verrann der Sand; aber ich merkte es nicht und wußte nicht, wie ich an das Ende meiner Rede kam: „Herr, Herr! Locke sie mit deiner lieblichen Stimme; denn dein Tisch steht bereitet, wo sie dich empfangen mögen und dein Heil und deine Gnade. Amen.“

Und da ich nach dem Vaterunser einen Blick genüber nach dem Gitter warf, sahe ich in dem blassen Angesicht die großen, dunkelen Augen starr auf mich gerichtet.

„Mit deiner Stimme, Herr, o Locke sie!“ So betete ich nochmals und schritt dann hinab in die Sacristey, um mit dem feierlichen Meßgewand mich zu bekleiden, so derzeit noch gebräuchlich war.

Da ich dann vor den Altar trat, brannten auf selbigem schon die Kerzen in den großen Leuchtern, und aus den Gestülhten drängten sie sich heran, Mann und Weib, Alt und Jung; doch indeß ich den Leib des Herrn austheilte und den Kelch an Aller Lippen reichte, rief es unaufhörlich in meinem Herzen: „Herr, bringe auch sie, auch sie zu deinem Tische!“ Aber über dem Gesang der Gemeinde schwebete noch immerfort der silberne Ton ihrer Stimme. Da plötzlich, als schon die Becken sich dem Altar naheten, verstummte er, und ich vernahm einen leichten Schritt die Stufen des Emporstuhles herabkommen. Aber noch waren Andre, so auch des Heils begehrten; ein Greis und eine Greisin, von ihren Enkeln unterstützt, schaueten mit blöden Augen zu mir auf, und da ich ihnen den Kelch bot, vermochten ihre zitternden Lippen den Rand desselben kaum zu fassen.

Sie wurden hinweggeführt; und dann stund sie, Renate, vor mir; blaß und mit gesenkten Augen, in schwarz Gewand gekleidet, ein schwarzes Käpplein auf den braunen Haaren. Nach fast zweien Jahren sahe ich sie hier zum ersten Male wieder; ich zögerte, denn mein Herz wallte mir über; und indem ich dann die Hostie aus der Patene nahm und zwischen ihre Lippen

legte, betete ich: „Herr, mache meine Seele heilig!“ Dann erst sprach ich: „Nimm hin! dieß ist mein Leib, der für Euch gegeben wurde!“

Ich wandte mich zum Altare und nahm den Kelch. Da ich aber selbigen an ihre Lippen brachte, sahe ich, wie ihr schönes Antlitz sich verzog, und wie sie schauderte ob dem Trunkte, der darinnen war. Da sprach ich die Einsetzungsworte: „Das ist mein Blut, das für Euch vergossen wurde!“ Und sie neigte ihr Antlitz in den fast geleerten Kelch; ob ihre Lippen ihn berührten, vermochte ich nicht zu sehen. Da ich aber — aus weiß Ursach, vermag ich nicht zu sagen — auf die Seite blickte, gewahrte ich die Hostie in dem Schmutz des Fußbodens; ihre Lippen hatten sie verschmähet, und die Spitze ihres Schuhs trat das Brod, so als den Leib des Herren sie empfangen hatte.

Mein Gebein erzitterte, und fast wäre der Kelch aus meiner Hand gestürzt. „Renate!“ rief ich leise; in Todesangst brach dieser Ruf aus meinem Munde; „Renate!“

Wol sahe ich, daß ein Zittern über die schöne Gestalt des Mädchens hinlief; dann aber, ohne aufzusehen, ihr weißes Sacktuch in die Hände pressend, wandte sie sich ab, und bei dem Schlußgesange der Gemeinde sahe ich sie langsam den langen Steig hinabschreiten.

— Wie ich mein Meßgewand abgelegt und in meiner Eltern Haus zurückgelommen, vermochte ich kaum zu sagen; wußte nur, als ich daheim an meinem Pulte stand, daß auch wol ein junger Prediger, der ich war, nicht mit also ungestümen Schritten über den Kirchsteig hätte dahinstürmen sollen. An meines Vaters Krankenbette vermochte ich ihn nicht zu treten; ich stützte den Kopf in beide Hände, und mit geschlossenen Augen spähte ich nach dem Weg der Pflicht, den ich zu gehen hatte.

Aber nur eine kurze Weile; dann schritt ich den wohlbekannten Fußsteig nach dem Hof hinab. Wieder, wie vor Jahren, schrien die Elstern oben in den Bäumen; und da ich links vom Flur in das Zimmer eingetreten war, schien es mir weiter und einsamer, als ich es zuvor gesehen. Dennoch hatte ich Renaten sogleich erblickt; sie saß drüben auf ihrem Platz am Fenster, den Kopf gesenkt, die Hände vor sich hingefaltet. Da ich dann näher trat, erhob sie sich langsam, als ob sie müde sei; und in dem langen, schwarzen Gewande, das sie trug, erschien sie mir größer und fast gleich einer Fremden. Als ich aber stehen blieb und sie mit ihrem Namen anredete, rief auch sie: „Josias!“ und anredete beide Arme gegen mich.

War es die Liebe, so Gott zwischen Mann und Weib gesetzt, die aus ihrer Stimme klang, oder war es ein Hilferuf, ich vermochte das nicht zu erkennen; aber ich zog sie nicht an meine Brust, wozu mein Herz mich mit gewaltigen Schlägen drängte, sondern beharrte auf meinem Platz und sprach: „Du irrst, Renate; es ist nicht Josias, es ist der Priester, der hier vor Dir steht.“

Da ließ sie die Arme sinken und sagte dumpfen Tones: „So spricht! Was habt Ihr mir zu sagen?“

Und wie sie mich iht aus dem ernstern Antlitz mit ihren großen Augen ansah, da schrie es in mir auf: „Du kannst sie nimmer lassen; in diesem Weibe

ist all Dein irdisch Glück!" Aber ich rief zu meinem Gott, und er half mir, bei meinem heiligen Amte die weltlichen Gedanken in die Tiefe bannen.

"Renate!" sprach ich; "wer war es, der Dich zu der Todssünde versuchte, daß Du den Leib des Herrn von Deinen Lippen spieest? Nenne seinen Namen, daß wir mit Gottes Engeln ihn besiegen!"

Aber sie wiegete nur das Haupt. "O die armen alten Leute!" rief sie. "Ich weiß, es war eine Sünde! Aber da ich ihr Antlitz sahe, von den greisenhaften Gebrechen so ganz entsetzt, da schauderte mich, daß ich mit ihnen aus einem Kelche trinken solle, und die heilige Hostie entfiel meinen Lippen in den Staub. Bete für mich, Josias, daß ich dieser Schuld entlastet werde!"

Aber ich glaubte ihren Worten nicht. "So," dachte ich, "will der Versucher Dir enttrinnen"; und sprach laut: "Vor einem Schenkenglase mag Dir ekeln; aber der Kelch des Herrn ist rein für Alle, denen er geboten wird! Ein höllisch Blendwerk hat Dein Aug verwirret; und es kommt von dem, mit welchem auch Dein Vater sein unselig Spiel getrieben, bis Leib und Seele ihm dabei verloren worden."

Bei diesen meinen Worten stürzte sie auf ihre Kniee und hub die Arme auf und schrie:

"Mein Vater, o mein armer Vater!"

"Ja schreie nur um ihn, Renate!" sprach ich. "Und möge unseres Gottes Allbarmherzigkeit in seinen tiefen Pfuhl hinunterleuchten!"

Sie sahe zu mir auf und sprach mit fester Stimme: "Die wird ihm leuchten, Josias, so gut wie allen Andern, die ein jäher Tod ereilet!"

Ich aber rief: "Das ist des Teufels Hochmuth, der von Deinen Lippen redet: Demüthige Dich gegen den, bei dem alleine Rettung ist, und schütte Dein Herz aus vor mir, der hier stehet an seiner Statt!" Und da sie hierauf schwieg, so sprach ich weiter: "Da Du mit unserer alten Margreth nächstens auf dem Moore gingest, wen hast Du angerufen, daß er Dir von Deinem Vater Kunde brächte, und was war es, das aus der leeren Luft herab mit schrecklichem Geheul Dir Antwort gab?"

"Ich weiß von keinem Geheule;" entgegnete sie; "aber Du, Priester Gottes" — und ein trotzig Feuer brannte in ihren schönen Augen — "so ich wüßte, daß dort Kunde wär, zur Stund noch ging ich und schrie meine Noth ins Moor hinaus und fragete nicht viel, von wannen mir die Antwort käme!"

"Renate!" rief ich. "Exi immunde spiritus!" und spreizete beide Hände ihr entgegen. "Bekenne! Bekenne, mit welch argen Geistern hast auch Du Dein Spiel getrieben!"

Sie hatte sich vom Boden aufgerichtet; und da ich sie anschaute, war ein kalter Glanz in ihren Augen. Sie strich mit den Händen über ihr Gewand und sagte: "Ich verstehe nicht, was Ihr redet; aber mir ist, als sei das große Gemach hier so düster, wie es nimmer noch gewesen." Und da in diesem Augenblicke an die Stubenthür gepocht ward, welcher ich den Rücken wandte, und selbige sich aufthat, setzete sie hinzu: "Tretet näher, Margreth! Euer Herr ist hier!"

Ich aber wandte mich um und sahe unsre alte Margreth vor mir stehen; die schaute mich gar ernsthaft an und sprach nach einer Weile: „Kommet heim, Herr Josias; denn Euer lieber Vater will nun sterben, und ihn verlangt nach einem letzten Wort mit Euch.“

Da war mir, als bräche der Boden unter mir zusammen, und ich verließ Renaten und eilte nach meines Vaters Sterbekammer.

Da ich eintrat, saß er laut redend in seinen Kissen; aber seine Stimme deuchte mir fremd, gleich als hätte ich nimmer sie gehört.

„Es ist Dein Großvater, von dem er redet;“ raunete mir meine Mutter zu.

„Er sieht mich nicht, Mutter!“ entgegnete ich leise.

„Nein, Josias, er ist bei denen, die ihm zu Gottes Thron vorausgegangen.“

Und mein Vater sahe mit glänzenden Augen vor sich hin und rebete weiter:

„Lang, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Josias thäte das gar gerne auch für mich — denn er wurde sehr alt; sein leiblich Augenlicht war erloschen und der Schall der Welt drang nur verworren noch zu seinem Ohre. Aber, da er seine Stunde nahen fühlte, hieß er mich und meine Schwestern ihn in die Kirche führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er sein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und sein silbern Haar hing über seine blinden Augen. Er meinete, es sei Sonntag, und die Gemeinde sei versammelt. Er irrte; die Schwestern waren oben an seiner Seiten, und brunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhob seine Stimme und sie scholl stark in der leeren Kirche; denn er nahm Abschied und rebete erschütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren.“

Der Kranke streckte die Arme über das Deckbett; und sein abgezehrtes Antlitz leuchtete wie von innerem Lichte. „Ja, mein Vater“, rief er, „aus der Ewigkeit herüber höre ich Deine Stimme, wie Du sprache: „Und so wie einst herauf, so führe an Deiner Hand mich jetzt hinab von dieser Stätte! Aber, mein Gott und Herr, Du hellest das Dunkel vor mir; gleich meinen Vätern werden Sohn und Enkelöhne von Deinem Stuhle aus Dein Wort verkünden. Laß sie Dein sein, o Herr! Nimm ihren schwachen Geist in Deiner Gnaden Schutz!“

Nach diesen Worten schwieg mein lieber Vater, und als nun meine Mutter ihre Arme um ihn schlang, da sank sein Haupt zurück auf ihre Schulter. — Aber er erhob es wieder; und da sie zu ihm rebete: „Mein Christian, spare Deine Kräfte, und ruhe nun“; da schüttelte er leise mit dem Haupt und sagte nur: „Nachher; nachher, Maria!“ Dann sahe er liebevoll, aber mit fast flehentlichen Blicken, zu mir auf, und sprach langsam und wie mit großer Mühe: „Du kommst vom Hof, Josias; ich weiß es. Der Bauer ist nicht mehr, und möge Gott ihm ein barmherziger Richter sein — aber seine Tochter lebt! Josias, das rechte Leben ist erst das, wozu der Tod mir schon die Pforten aufgethan!“

Die Hand des Sterbenden haßete ins Beere nach der meinen; und da ich sie ihm gegeben, hielt er sie sehr fest in seinen mageren Fingern.

Noch einmal begann er: „Wir sind ein alt Geschlecht von Predigern; die Ersten von den Unsern saßen zu Dr. Martins und Melancthons Füßen. Josias!“ er rief meinen Namen, daß es gleich Schwerdteschnitt durch meine Seele ging —

„vergiß nicht unseres heiligen Berufes! — — Des Hofbauren Haus ist keines, daraus der Diener Gottes sich das Weib zur Ehe holen soll!“

Der Obem des Sterbenden wurde stärker; aber seine Stimme sank zu einem Flüstern, und da wir lautlos horcheten, kamen wie fernhin verhallend noch die Worte: „Versprich — — das Irdische ist eitel — —“

Darauf verstummte er ganz; seine Finger löseten sich von meiner Hand und der Friede des Herrn ging über sein erbleichend Angeficht. Ich aber neigte mich zu dem Ohr des Todten und rief: „Ich gelobe es, mein Vater! Mög die entfliehende Seele noch Deines Sohnes Wort vernehmen!“

Da sahe meine Mutter mich voll Mitleid an; dann zog sie das Laten über das geliebte Todtenantlitz, fiel an dem Bette nieder und sprach: „Gott gebe uns selige Nachfolge und sammle uns wieder in der frohen Ewigkeit.“

Als meines lieben Vaters Grab geschlossen war, kamen noch mehr der ersten Frühlingstage; von dem Strohdach unseres Hauses tropfete der Schnee herab, und die Vögel trugen den Sonnenschein auf ihren Schwingen; aber das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ wollte sich noch nicht an mir bewähren. Da geschah es am Sonntage danach, Nachmittages, daß ich von dem Dorfe Hude auf dem Fußsteig nach Schwabstedte zurückging; ich war in meiner Amtstracht; denn ich hatte einen Kranken mit den Tröstungen unserer heiligen Religion versehen. Die ersten Tage meines Amtes waren schwer gewesen, und ich ging dahin in tiefem Sinnen.

Unweit vom Dorfe aber schneidet ein Bach den Weg, der aus dem Walde zu dem Treeneßfluß hinabgeht. An selbigem pflegen die Vögel sich zu sammeln, welche das Wasser lieben, und war auch igt von Finken und Amseln hier ein fröhlich Schallen, als wollten sie schon des Maien Ankunft melden. Und so von des Ortes Lieblichkeit gehalten, schritt ich nicht über den Steg, der von dem Fußweg hinüber führt, sondern ging dieseits ein paar Schritte an den Wald hinauf, und setzte mich an das Ufer, wo sich der Bach zu einem kleinen Teich erweitert. Das Wasser aber, wie es um diese Zeit zu sein pflegt, war so klar, daß ich am tiefen Grunde das Wurzelgeflecht der Teichrosen und die daran keimenden Blätter gar leicht erkennen und also Gottes Weisheit auch in diesen kleinen Dingen bewundern mochte, so für gewöhnlich unserem Aug verborgen sind.

Da wurde ich jählings aufgeschreckt, und auch die Vögel, die eben ihren durch meine Ankunft gestörten Gesang aufs Neue anhuben, rauschten auf und flogen fort. Denn von jenseit des Baches kam ein Geschrei: „Hoidoh! Hoidoh!“ und war es, als wie bei der Klopplagd die Bauerkerle den Hirsch zu jagen pflegen. Da ich aber den Kopf wandte, sahe ich drüben aus den Tannen einen Haufen junger Knechte hervorbrechen. „Schwimmen! Schwimmen!“ schrieen sie. „Ins Wasser mit der Hex!“ Und jetzt erst gewahrte ich unter ihnen ein Frauenbild, das gescheuchet vor dem Einen und dem Anderen floh und nach dem Stege zu entkommen suchte. Aber Einer von den Burschen sprang voran dahin und versperrete ihr so den Weg. Ich kannte ihn wol, von Zeit

der großen Hochzeit schon; denn es war der Sohn des Bauervogten; und das Wild, so hier gejaget wurde, war Renate.

Nun kam ich eilends auf die Füßen, lief zu dem Steg hinab und rief hinüber: „Ihr dort, was wollet Ihr beginnen!“

Da schrienen sie hintwieder: „Die Hex! Die Hex!“

Ich aber frug sie: „Wollet Ihr richten? Wer hat zu Richtern Euch bestellt?“

Und als sie hierauf schwiegen, trat Einer aus dem Haufen und sprach: „Das Brennholz ist theuer worden; die Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt fassen sie nicht an.“ Und Alle schrienen wieder: „Hoidoh! Hoidoh! Ins Wasser mit der Hex!“

Da setete ich meinen Fuß auf den Steg und rief: „Rühret sie nicht an! Im Namen Gottes, ich gebiete es Euch!“

Aber der Bursche, welcher auf dem Stege war, drängete mich zurück. „Ihr trokset auf Euer Priesterkleid!“ sprach er. „Ihr würdet sonst die großen Worte sparen; ich rath Euch, thut das nicht zu sicher!“ Und dabei stund er vor mir mit gekniffenen Fäusten, und unter seinem Kraushaar funkelten die kleinen Augen.

Da überkam es mich, und ich lösete mein geistlich Gewand und warf es von mir auf den Boden; denn das junge Blut war damals noch in meinen Adern. „Da liegt der Priester;“ rief ich, „und hier steht der Kerl!“ Und da ich einen Blick nach drüben that, sahe ich, daß einer von den Burschen Renaten gefaßt hatte und ihr die Hände über ihrem Rücken hielt; ihre Augen aber ruheten auf mir und waren wie leuchtend in dem blassen Angesicht.

„Gieb Raum!“ schrie ich und packete den Burschen mit meinen beiden Fäusten; und ich bin mir heut noch wohl bewußt, in den tiefsten Abgrund hätt ich ihn gestürzt, so ich das vermocht und solcher unter uns gewesen wäre.

Einen Augenblick wurde eine Todtenstille; denn er hatte auch mich ergriffen und wir stunden wie in Erz gegossen an einander. Da gewahrte ich, daß sie Renaten an den Bach hinabzuzerren strebten; und, ohne Laut zu geben, rang ich mit meinem Feinde, Anie an Anie und Aug in Auge. „Geduld, Du Hexenpriester!“ schrie er mit heiserer Stimme. „Erst soll sie schwimmen, eh' sie der Teufel Dir ins Brautbett leget!“

Ein laut Gelächter und „Hoidoh!“ von drüben scholl als Antwort; vergebens suchte ich Renaten zu erblicken. Aber schon hatte ich den Burschen auf den Steg zurückgebrängt und griff nach seinem Hals, um ihn hinabzutwerfen, da empfing ich selber einen Stoß auf meine Brust, und mit einem Schrei, der mir unwillens von dem jähen Schmerz entfuhr, sank ich zu Boden.

Es mochte ein Schreden dadurch in die ganze Schaar gefallen sein; denn ich fühlete mich von keiner fremden Hand mehr berührt; und hörte dann, wie jenseit des Wassers der Trupp von dannen zog.

Als ich aber mich mühselig aufgerichtet hatte, da schlangen zwei Weiberarme sich um meinen Hals, und die Stimme, welche ich niemalsen hab vergessen können, sprach leise meinen Namen: „Jofias, ach, Jofias!“ Und da ich mit der Hand des Mädchens Haar zurückstrich, so ihr wirr auf Stirn und Augen

fiel, da sahe ich um ihren Mund, was ich noch ißt ein selig Lächeln nennen muß, und ihr Antlitz erschien mir in unsäglichlicher Schönheit.

„Renate!“ rief ich leise, und meine Augen hingen in sehnächtiger Begier an ihren Lippen.

Sie regeten sich noch einmal, als wollten sie mir Antwort geben; aber ich lauschte vergebens; des Mädchens Arme sanken von meinem Halse, ein Zittern flog um ihren Mund und ihre Augen schlossen sich.

Ich starrte angstvoll auf sie hin und wußte nicht, was ich beginnen sollte. Als ich aber auf dem schönen Antlitz das Leben also in den Tod vergehen sahe, wurde mir mit einem Male, als blickten meine Augen weithin über den Rand der Erde, und vor meinen Ohren hörte ich meines sterbenden Vaters Stimme: „Vergiß nicht unseres heiligen Berufes! — — — das Irdische ist eitel!“

Und da ich noch die ohnmächtige Gestalt in meinen Armen hielt, gewahrte ich, daß unser Nachbar, der Schmidt Feld Carstens, mit seinem Weibe von dießseits des Weges daher gegangen kam. Da erzählte ich ihnen, wie die jungen Knechte das Mädchen erschreckt, und bat, daß sie sich um sie annehmen möchten; denn es sei eine andre Pflicht, so mich von hinnen rufe.

Der Schmidt aber trat nur zögernd näher; und auf die Ohnmächtige hinblickend, sprach er: „Die da? — — Nun, wenn Ihr es heißet, Herr Josias?“

Da bat ich abermalen; und ißt kam auch das Weib heran, welches als gar verständig im ganzen Dorf berufen ist. Als ich dann aber des Mädchens Leib aus meinen Armen in die ihren sinken ließ, durchstach mir wiederum der jähe Schmerz die Brust, daß nicht viel fehlte, es hätte mich auf's Neu dahin geworfen.

Und so, zwiefach verwundet, ging ich heim und sahe nicht mehr hinter mich zurück. Aber in meines Vaters Sterbekammer hab ich an diesem Abend lang inbrünstiglich gebetet.



Was meine liebe Mutter auch dagegen reden mochte, und obßchon die Nachfolge in meines Vaters Amte mir so gut wie zugesaget war, ich wußte doch, daß meines Bleibens nicht mehr hier am Orte sei. Und so reisete ich schon anderen Tags nach Schleswig, um mich nach einem anderen Amte umzusehen. Aber dort angelangt, befiel mich eine Schwäche, daß meine Mutter zu meinem Krankenbett herbeigeholet werden mußte. Und als dann eines Nachts gar ein Blutstrom aus meinem Mund hervorbrach, da schrie sie laut, daß sie anißo auch ihr einzig Kind dahin geben müsse.

Aber ich genas mit Gottes Hilfe, erhielt auch ein geistlich Amt im Norden unseres Landes, von Schwabstedte viele Meilen fern, und dienete noch über zwanzig Jahre dieser Gemeinde mit redlichem Willen und nach meinen besten Kräften. Ich begrub dort meine liebe Mutter und beweinete sie sehr; nach ihrem Tode hatte ich Keine, in der die Liebe so sichtbarlich an meiner Seite ging.

Von Renaten hörte ich noch einige Male; zunächst und bald nach meinem Fortgange, daß sie derzeit über das Wasser und auf den Blättern der Leichrosen, welche sie getragen hätten, zu mir hingelaufen sei. Ich aber weiß von

solchem nichts; müßte auch ein Gaudelwerk des argen Geistes gewesen sein, maassen ich ja selbst die Mummelblätter unter dem Krystall des Wassers noch in ihren Hüllen hatte liegen sehen.

Dann, wol fünf Jahre später, von einem Manne, der mit Binsennatten durch das Land ging, wurde mir erzählt, daß eines Abends ein mächtig großer schwarzer Hund auf ihren Hof gekommen sei, beschmußt und abgemagert und mit einem abgerissenen Strick an seinem Halse. Da sei sie zu ihm hingeknieet, und habe mit beiden Armen das alte Thier umfangen und seinen rauhen Kopf an ihre Brust gezogen.

— Ob sie noch ist auf dieser Erde ist, ob Gott sich ihrer schon barmherzig angenommen, darüber ist mir keine Kunde mehr geworden.

* * *

So weit die Handschrift.

Aber der Zufall, der uns vergönnt hat, das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben aufzuheben, läßt es noch einmal; wenn auch weniger, als Manche, die dies lesen, wünschen mögen.

Die zu Anfang der Erzählung erwähnte Schatulle auf dem Boden unseres alten Erbhauses ward eine tönende Vergangenheit, sobald man Muth und Geduld hatte, den Staub in ihrem Innern aufzuregen. Ich hatte das nicht immer. Aber ein paar Jahre nach dem Funde unserer Handschrift, an einem herbftlichen Sonntagnachmittage, saß ich doch wieder einmal vor ihren eingeklemmten Schubfächern und zog, oft mühsam, eines um das andere auf. Papiere über Papiere; und fast überall jene anheimelnde leserliche Schrift des vorigen Jahrhunderts. Von vielen Päckchen hatte ich schon die Bindfäden aufgelöst, und sie, nachdem ich dies und das darin gelesen, wiederum zu ihrer Ruß' gelegt. Da kam ich an eines, welches allerlei Papiere über die Erbschaft eines alten Predigers in Ostensfeld enthielt; ein Bruder meines Urgroßvaters, wie ich aus beiliegenden, an ihn gerichteten Briefen sah, hatte sich dieser Angelegenheit für eine in Husum wohnende Predigerwitwe angenommen. Und bald nahm ein ungewöhnlich langes Schreiben, datirt von 1778 aus einem ostschleswigischen Dorfe, und unterschrieben „Jensen past.“ meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; denn es war augenscheinlich der Begleitbrief, mit dem einst das Manuscript des Pastor Josias, allerdings sub pot. rom., an meinen Urgroßonkel übersandt war.

Die ersten Seiten beschäftigten sich unter Beifügung eines sauber ausgeführten Stammbaumes nur mit den Erbverhältnissen jenes Ostensfelder Pastors, wie bald ersichtlich, des Veters unseres Josias, in dessen Hause er das Gedächtniß seines Jugendlebens niederschrieb. Dann aber hieß es weiter:

Unseres von Dir erwähnten Schülerbesuches bei meinen Junggesellen-Önkeln in dem Ostensfelder Pastorate entfinne ich mich gar wohl; und daß Du den Onkel Josias in so warmer Affection behalten, hat mir insonders wohlgethan; die Fragen aber, die Du über ihn gestellet, wirst Du in dessen hier angeschlossener eigener Handschrift insgesammt beantwortet finden.

In Wahrheit, es waren zwei recht verschiedene Menschen, der Herr Josias mit seinem Johanneskopfe und der berbe aufbrausende pastor loci. Oftmals in

meiner eigenen Amtsthätigkeit habe ich des ersten Sonntages dort gedenken müssen; Du kamest erst des Abends zu uns, ich aber saß schon Vormittages an Onkel Josias' Seite in der Kirche. Noch sehe ich unter den Abendmahlsgästen die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in schwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Pastor der Einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: „Weg, weg damit!“ die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch emporhielt. Onkel Josias aber schüttelte still den Kopf und lehnte mit einem Lächeln sich in seinen Stuhl zurück. Gleichwol, wie ich später beobachtet, da ich den letzten Sommer vor dem großen Examen dort meine Repetitionen machte, lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht mit einander. Beide waren Männer, die, wie man sagt, das Ihrige gelernet hatten und dieß nicht in Vergessenheit gerathen lassen wollten. Sie unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputirten dann, auch wol lateinisch, mit einander.

In einem Punkte aber stimmten sie völlig überein; sie beide glaubten noch an Teufelsbündnisse und an schwarze Kunst und erachteten solch thörichten Wahn für einen nothwendigen Theil des orthodoxen Christenglaubens. Der Ostenselder Pastor that dieses im zornigen Bewußtsein eines wohlgerüsteten Kämpfers, der Onkel Josias dagegen, zu dessen zarter Organisation dieser wilde Glaube gar übel paßte, schien selbigen mir gleich einer Last zu tragen. Deßhalb suchte ich oft, wenn wir alleine waren, mit Gründen aus der heiligen Schrift, wie aus der menschlichen Vernunft ihm solches auszureden, allein mit allem seinem Scharffinn, wengleich als wie in schmerzlicher Ergebung, vertheidigte er die gottlose Macht des Erzfeindes.

Als der Sommer zu Ende ging, wurde für seine Gesundheit die strengste Vorsicht nöthig; er durfte Sonntags die Kirche nicht mehr besuchen, kaum noch das Haus verlassen; aber seine milde Freundlichkeit und seine, ich möchte sagen, schwermuthsvolle Feiterkeit blieben sich auch dann noch gleich.

Da war es kurz vor meiner Abreise an einem Morgen im Oktober; der erste Reif war gefallen und eine frische Klarheit durch die Luft verbreitet. Ich wandelte im Garten auf und ab und sah dabei bisweilen in die Zeitung, welche der Stadtbote mir soeben durch den Zaun gereicht hatte. Als ich nun las, daß der einst vielberühmte, aber seit lange seines Amtes wegen Simonie entsetzte Petrus Goldschmidt als Aneipenwirth bei Hamburg das Zeitliche gesegnet, eilte ich ins Haus und dachte, nicht ohne eine kleine Schadenfreude, solches dem Onkel Josias zu verkünden.

Als ich zu ihm eintrat, war mir, als sei auch in dieses sonst etwas düstere Zimmer der schöne lichte Morgen eingedrungen; denn trotz des brennenden Ofenfeuers standen beide Fensterflügel offen, und der Schall von den benachbarten Dreschennnen und von hellen Kinderstimmen hatte freien Eingang.

Aber zu meiner beabsichtigten Mittheilung kam ich nicht.

Feierlich, mit strahlendem Antlitz trat Herr Josias mir entgegen. „Mein Andreas,“ sprach er, „wir werden ferner nicht mehr disputiren; es hat das Licht sich plötzlich in mein Herz ergossen; ich weiß es ißt in diesem Augenblick: der Teufel ist nur ein im Abgrund liegender unmächtiger Geist!“

Doch als ich ganz erstaunet frug, wie ihm denn heut die heilvolle Erkenntniß komme, entgegnete er nur: „Ich denke so, Andreas: die Schatten des Todes wachsen immer höher; da will der Allbarmherzige die anderen Schatten von mir nehmen.“

Seine Augen leuchteten wie in überirdischer Verklärung; er wandte sich gegen das Licht und breitete die Arme aus. „O, Gott der Gnaden,“ rief er, „aus meiner Jugend tritt ein Engel auf mich zu, verwirf mich nicht ob meiner finsternen Schuld.“

Ich wollte ihn stützen; denn er wurde todtensbleich, und mir war, als sähe ich ihn wanken; er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht schwach in diesem Augenblick.“

Dann ging er an seinen Schrank und reichte mir daraus dasselbe manuskriptum, welches Du mit diesem Brief empfängst.

„Nimm es, mein Andreas,“ sagte er, „und bewahre es zu meinem Gedächtniß; ich bedarf desselbigen nun nicht mehr.“

— — Kurz darauf reiste ich ab; und was nun folget, hat mir erst lange nachher der Sohn des dortigen Küsters erzählt, welcher einige Jahre hier im Dorfe Lehrer war.

Noch in dem Monat meiner Abreise nämlich verbreitete sich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche sei, so stehe ein fremder, brauner Gaul am Pastorate angebunden, prall und blank, doch von inländischer Zucht; und bald danach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und lehre im Pastorate ein; wenn aber der Pastor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann sei sie jedesmal schon wieder fortgeritten. Daß dieses Weib den Herrn Josias besuche, war unschwer zu errathen; denn um solche Stunde weilte Niemand außer ihm im Hause. Dabei aber ereignete sich gar Sonderliches; denn ob schon sie unzweifelhaft schon in älteren Jahren gestanden, so ist doch von Etlichen, welche sie gesehen haben, dawider gestritten und behauptet worden, daß sie noch jung, von Anderen, daß sie auch schön gewesen sei; wenn man aber des Näheren nachgefraget, so hatten sie nichts wahrgenommen, als zwei dunkle Augen, aus denen das Weib sie im Vorüberreiten angeblicket.

Im ganzen Dorfe ist nur ein Einziger gewesen, der von diesen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Pastor selber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Hestigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Josias lieb gehabt.

Aber eines Sonntages, da es wieder Frühling worden und die Veilchen in den Gärten schon geblüht haben, ist die Haidefrau auch wieder da gewesen; und auch dies Mal, da der Pastor aus der Kirche heimgekommen, hat er weder sie, noch ihren Gaul gesehen; es ist, wie immer, Alles still und einsam gewesen, da er seinen Hof und dann sein Haus betreten hat. Und da er, wie er ihn nach der Kirche pflegte, in seines Verwandten Zimmer ging, war es auch dort sehr still. Die Fenster standen offen, so daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende sah Herrn Josias in seinem großen Lehnstuhl sitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein

Kleiner Vogel saß furchtlos auf einer seiner Hände, die er vor sich auf dem Schooß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Pastor iht mit seinem schweren Schritt herankam und sich über den Lehnstuhl beugete.

Herr Jostias saß noch immer unbeweglich; sein Angesicht war voller Frieden, nur seine Seele war nicht mehr darinnen.

— Nun aber hat es bald ein laut Gerücht im Dorf gegeben: und auch dem Onkel Pastor haben Alle es erzählt, von denen er es hat hören wollen; man wisse nun, die Heze von Schwabstedte sei es gewesen, die auf ihrem Roß all' Sonntags in das Dorf gekommen; ja derer Etliche hatten sichere Kunde, daß sie, unter Vorspiegelung trügerischer Heilkunst, dem armen Herrn Jostias das Leben abgewonnen habe.

Wir aber, wenn Du Alles nun gelesen, Du und ich, wir wissen besser, wer sie war, die seinen letzten Hauch ihm von den Rippen nahm.

Auf den Spuren Galilei's.

Von
Karl von Gebler.

Die herkömmlichen Quellen der Geschichtsforschung sind bekanntlich Acten und Documente, Berichte von Chronisten und Zeitgenossen u. s. w., Alles in Allem aber stets beschriebenes oder bedrucktes Papier, wobei ersteres unbedingt den Vorzug verdient. Nun war und bin ich noch stets der Meinung, daß es neben jenen nothwendigen und daher von den Disciplinen der Gelehrsamkeit mit Recht vorgeschriebenen Quellen zur Erforschung der historischen Wahrheit noch eine andere als die Lesung und sorgsame Prüfung der Texte gibt, welche im Allgemeinen aber stark vernachlässigt wird, wol oft aus dem Grunde, weil die Benützung dieser Quelle mit vielen Kosten und Umständen verbunden ist: ich meine die Besichtigung der Orte, wo die zu schildernden Ereignisse sich zugetragen haben. Und doch ist Nichts so sehr geeignet, dem historischen Bilde, welches sich nach dem sorgfältigen Studium der geschriebenen Geschichtsquellen in unserem Geiste gebildet, lebenswarmen Athem einzuflößen, als ein Besuch der Localitäten, in welchen unser Held gelebt und gewirkt hat. Sind auch seither Jahrhunderte über jene Plätze hinweggegangen, so sind diese „Texte“ wol in manchen Fällen verstümmelt, doch für das Auge des vorbereiteten Forschers zumeist noch gut lesbar. Und wenn so der eigene Fuß die Stelle tritt, welche einst der Große, dessen Sein uns erfüllt, berührt, wenn wir in derselben Umgebung, in derselben Natur uns befinden, in welcher er geathmet und von der er so manche Eindrücke empfangen, so tritt uns das historische Bild ganz anders plastisch und lebendig vor Augen, als in den vier Wänden unserer Studirstube.

Bei solchen Ansichten zog es mich schon lange nach jenen Plätzen Italiens, an welchen der Caesar der Wissenschaft dieses Landes geboren und gestorben war, seine höchsten Erfolge errungen und solche namenlose, wenn auch nicht körperliche, so doch gewiß nicht minder folternde geistige Qualen erduldet hatte. Aber Hindernisse aller Art schoben sich dazwischen, und erst ein besonders mächtiger Impuls von Außen im Frühlinge des verfloffenen Jahres vermochte dieselben

in den Hintergrund treten zu lassen und mich binnen achtundvierzig Stunden aus dem Alpenstädtlein, das ich bewohne, nach dem Vaterlande Galilei's zu versehen. Durch die äußerst gütige Vermittlung der k. k. österreichischen Botschaft beim heiligen Stuhle wurde mir nämlich um diese Zeit vom Herrn Cardinal-Staats-Secretär Simeoni in liberaler Weise die von mir erbetene Befugniß erteilt, sofern ich nach Rom kommen wolle, im Vatican jenen berühmten Quartband einzusehen und für die Geschichtsforschung zu verwerthen, der die Acten des Galilei'schen Processes enthält und im päpstlichen Geheimarchive sorgfältig aufbewahrt wird. Das war ein Impuls, vor welchem alle Reisebedenken schwanen, und der mich vermochte, meinen langgehegten Gedanken, den Spuren Galilei's zu folgen, zur endlichen Ausführung zu bringen.

I.

Zuerst lenkte ich meine Schritte jener altherwürdigen einstigen Etruskerstadt zu, welche so viele Wandlungen von Macht und Größe erfahren, und wo, anderthalb Jahrhunderte nach dem endgültigen Zusammenbrechen der selbständigen ruhmbedeckten Republik, die Wiege jenes Mannes gestanden, dessen Vaterstadt Pisa mit Stolz sich nennt. . . . Wenn man am Ausgange des Lungarno Regio den Ponte alle Piagge überschreitet, sich dann links wendet und durch den Thorbogen am Lungarno Galilei den alten Festungswerken entlang geht, so trifft man am Ende dieser düsteren, von altersgrauem Gemäuer eingefriedeten Gasse bei deren erster Biegung auf ein einstöckiges, ärmlich aussehendes Gebäude, über dessen bescheidenem Portal eine Marmortafel angebracht ist, welche die wenigen, inhaltschweren Worte trägt:

Qui nacque Galileo Galilei

Il 18 febbrajo 1564.

Aus einem offenstehenden Fenster tönten in einförmigem Rhythmus helle Kinderstimmen herab, welche in Chorus und wohlgeordnetem Tacte das Einmaleins recitirten. Ich stieg die schmale, finstere Treppe empor und stand bald vor einer Thür, hinter welcher Italiens Jugend die ersten mathematischen Studien machte — unter demselben Dache, unter welchem Italiens größter Mathematiker das Licht der Welt erblickt hatte. Da bei diesen lauten Rechenübungen ein Anpochen kaum gehört worden wäre, trat ich ohne Umstände in die geräumige Stube. Beim Erscheinen des Fremden unter der Thür brachen die Exercitien sofort ab; die fünfzig oder sechzig kleinen Burschen, welche die Bänke des Schulzimmers füllten, sprangen rasch auf und standen in strammer Haltung da, während der Lehrer, welcher ebenso wie seine Schüler an derlei Besuche gewöhnt sein mochte, höflich auf mich zulam. Ich erkundigte mich, ob das Zimmer bekannt und zu sehen sei, in welchem Galileo geboren. Die Frage wurde bejaht, und der Lehrer geleitete mich gefällig durch das Schulzimmer und ein anstoßendes, auch ziemlich großes Gemach in ein drittes, kleineres, das durch ein einziges, nicht allzugroßes Fenster sein Licht empfing: hier war Galileo Galilei vor dreihundertvierzehn Jahren in die Welt eingezogen, an demselben Tage, ja fast zur selben Stunde, da zu Rom Michel Angelo Buonarroti

aus derselben schied An der rückwärtigen Wand des Zimmers steht ein Himmelbett, und die Tradition will wissen, daß genau an derselben Stelle das Bett der Wöchnerin gestanden, da sie Galilei gebar.

Gedankenvoll stieg ich die Treppe dieses ewig denkwürdigen Häuschens hinab, begleitet von dem monotonen Geklimme der Kinderstimmen, welche ihre unterbrochenen Rechenübungen wieder aufgenommen hatten, und wandte mich nun dem altberühmten hundertfenstrigen Pisaner Dome zu, in welchem der neunzehnjährige Studiosus medicinae Galileo Galilei durch einen äußeren Zufall die Anregung zu seiner ersten Entdeckung im Reiche der physikalischen Gesetze erhalten haben soll. Im Mittelschiffe der Kirche, unmittelbar vor dem Presbyterium, hängt die wunderhübsche Bronzelampe des Pisaners Vincenzo Possenti herab Es war eines Tages im Jahre 1583, da der junge Galileo an einer der vierundzwanzig Prachtsäulen lehnte, welche das Mittelschiff über Kreisbögen tragen, und träumerisch seine Blicke auf jene Lampe heftete, die eben, um bequemer angezündet zu werden, aus ihrer verticalen Lage gebracht, nun in langsamen Schwingungen zur Ruhe zu gelangen suchte. Da plötzlich glaubt er zu bemerken, daß die Schwingungen wol räumlich immer kürzer, doch stets in gleichen Zeiten sich bewerkstelligen — sein Puls dient ihm als Zeitmesser: der Isochronismus der Pendelschwingungen ist gefunden! —

Von der Anekdote zur Geschichte ist diesmal nur ein Schritt: vom Dome zu dessen Campanile, diesem Wahrzeichen Pisa's. Erweist sich jene Historiette, welche übrigens Galilei's scharfe Beobachtungsgabe, aus dem aufgeschlagenen Buche der Natur selbst zu lesen, treffend kennzeichnet, als geschichtlich unverbürgt, so steht es hingegen historisch außer Zweifel, daß Galilei in der Zeit seiner Professur in Pisa von der Höhe des hängenden Thurmes aus seine berühmten Fallversuche anstellte. Indem er denselben bestieg und durch das Herabfallenlassen von Körpern von ungleicher Schwere, doch von derselben Dichte, den zahlreich versammelten Aristotelikern zu ihrem ebenso großen Zorne als Erstaunen ad oculos demonstirte, daß der Lehrsatz ihres Herrn und Meisters, die Fallgeschwindigkeit hänge von der Schwere der Körper ab, unrichtig sei, vielmehr Gegenstände von derselben Dichte und verschiedener Schwere von derselben Höhe mit gleicher Geschwindigkeit zur Erde fallen, erwarb sich Galilei in der Geschichte der Physik den Namen des Vaters der Experimentalphysik; doch pflanzte er damit gleichzeitig den Keim zu allen seinen Verfolgungen, zu seinem Inquisitionsprocesse, seiner Verurtheilung und Abschwörung. Der Mensch verzeiht nämlich Vieles, sogar gelegentlich seinem Feinde — nur niemals und zu keiner Zeit der Einfachere dem geistig höher Stehenden seine Ueberlegenheit. Zudem galt damals die zweitausendjährige Autorität des Aristoteles Alles. Die Peripatetiker lebten von der Weisheit ihres Altmeisters. Die ganze „Schule“ war darauf gegründet. Was sollte daraus werden, wenn ein junger Neuerer es wagte, allem wissenschaftlichen Hausbrauche entgegen, die altehrwürdigen, für unantastbar gehaltenen Sätze aristotelischer Naturerkenntniß mit der bis dahin unerhörten Kraft des Experimentes umzustößen? Darauf ließ sich ja nicht einmal antworten; denn der fatale Augenschein schlug alle noch

so fein erdachten Argumente lediglich aus dem Felde. Es ließ sich nicht darauf antworten — das war es eben! Die ehrlichen Waffen der Wissenschaft reichten nicht aus, den gefährdeten Peripatetismus zu erhalten; es gab nur noch ein Rettungsmittel: die Theologie. Man erinnere sich: nicht von der Römischen Curie rührte zuerst der perfide Gedanke her, jene „Königin aller Wissenschaften“ in den Streit um die Erkenntniß der Naturgesetze herbeizuziehen — den Männern der Gelehrsamkeit, den erschrockten und erbitterten Aristotelikern mit und ohne Rutte, bleibt das traurige Verdienst, jene Verbündete herbeigerufen zu haben, welche, schlau verwendet, den gefährlichen Revolutionär der Wissenschaft den Armen der Inquisition überliefern sollte.

In Pisa führen die letzten Spuren Galilei's nach der altberühmten Universität, an welcher derselbe Medicin „studirte“ und wenige Jahre später die Lehrkanzel der Mathematik bestieg. Die „Spuren“, die sich hier finden, sind jene, welche der Menschheit edelstes Gefühl, die Pietät der Nachwelt, zurückgelassen. In der „Scuola magna“ hat sie die Statue des größten Schülers und Lehrers der Universität Pisa gesetzt. Demi's wohlgelungenes Werk ward passend gerade zu jener Zeit (2. October 1839) enthüllt, da sich in Pisa der erste italienische naturwissenschaftliche Congress versammelte. —

II.

Meine Aufgabe in Pisa schien erfüllt; so steuerte ich denn mit leichtbegreiflicher Ungebuld der ewigen Stadt zu, wo ich ja endlich und mit aller Muße jene Papiere von welthistorischer Bedeutung einsehen sollte, die da heißen: die Acten des Galilei'schen Processes. Zwei Tage später hielt ich im Vatican die unschätzbaren Documente in Händen. Dieselben bilden, abgesehen von ihrem geschichtlichen Werthe, auch eine äußerst interessante Autographensammlung. Da findet sich die verschnörkelte, in fortwährenden Abkürzungen sich bewegende Schrift des würdigen Paters Corini, der Galilei dem Inquisitionsgerichte denuncirt; ferner die eigenhändige, sehr saubere Unterzeichnung des ebenso würdigen Paters Caccini, welcher 1614 in Florenz jenen so artigen Kanzelscandal zu Ehren Galilei's in Scene gesetzt. Die Unterschrift Caccini's prangt unter seinen famosen Aussagen, welche er „zur Entlastung seines Gewissens“ in seinem Verhöre vom 20. März 1615 wider Galilei abgab. Einige Blätter weiter begegnet man den elf Unterschriften der „gelehrten“ Qualificatoren des heiligen Officiums, welche ihr weises Gutachten abgaben, es sei „thöricht und absurd in der Philosophie und formell ketzerisch“ zu glauben, „die Sonne wäre das Centrum der Welt und in Folge dessen ohne örtliche Bewegung“ und „ebensolchem Tadel in der Philosophie“ unterliege der zweite Satz, „die Erde sei nicht das Centrum der Welt und nicht unbeweglich, sondern sie bewege sich auch in täglicher Umdrehung um sich selbst“; auch sei dieser Satz „bezüglich der theologischen Wahrheit zum mindesten irrig im Glauben“. Wieder einige Seiten später trifft man die eigenhändigen Briefe des vielgeplagten Palastmeisters und obersten Römischen Büchercensors

B. Riccardi an den Inquisitor von Florenz, worin diesem die nöthigen Vorschriften wegen Ertheilung der von Galilei nachgesuchten Druckerlaubnis für seine vielberühmten Dialoge über die beiden wichtigsten Weltssysteme bekannt gegeben werden. Bald folgen dann die Verhöre Galilei's vom 12., 30. April und 10. Mai 1633, welche sämmtlich dessen Unterfertigung tragen; hierauf kommt seine eigenhändige Vertheidigungsschrift, in der die verhängnißvollen Worte „VEL QUOVIS MODO DOCERE“, welche er nie gehört zu haben fest behauptet, durchaus mit großen Buchstaben geschrieben sind und das „QUOVIS“ noch außerdem unterstrichen ist. Diesem hochinteressanten Autographen schließt sich unmittelbar ein anderes von nicht minderer Tragweite für die Geschichtsforschung an: das Galilei unterm 26. Mai 1616 ausgestellte, von der Hand des Cardinals Bellarmin selbst geschriebene Zeugniß, worin dieser Kirchenfürst bestätigt, daß Galilei nur jene von der heiligen Congregation des Index erlassene Erklärung intimirt worden sei, laut welcher die Copernicanische Lehre, als der heiligen Schrift widersprechend, weder vertheidigt noch festgehalten werden dürfe. Noch ein Autograph möge hier seine besondere Erwähnung finden: Galilei's Unterzeichnung des Protokoll's seines letzten Verhöres vom 21. Juni, in welchem man ihm bekanntlich mit der Folter gedroht. Er möge die Wahrheit gestehen, sonst werde man mit den geeigneten Rechtsmitteln gegen ihn verfahren, hatte man ihm zugerufen. Galilei blieb bei seiner früheren Aussage, die Copernicanische Lehre nach 1616 nicht festgehalten zu haben, und fügte mit der Resignation der Verzweiflung hinzu: „Uebrigens bin ich hier in Eueren Händen, thut mit mir nach Euerem Gefallen.“ Nochmals drängte man ihn, er möge die Wahrheit bekennen, sonst werde man zur Tortur schreiten. In dem Verhörsprotokolle steht mit der geläufigen, kalt gleichförmigen Handschrift des Protokollführers die Antwort Galilei's: „Ich bin da, um Gehorsam zu leisten, und habe, wie gesagt, diese Meinung nach der erfolgten Entscheidung nicht festgehalten.“ Etwas tiefer hat Galilei seine Unterfertigung gesetzt; dieselbe lautet wie bei allen früheren Verhören: „*Io Galileo Galilei ho deposto come di sopra.*“ Aber wie sehen diese Buchstaben, diese Worte, welche sonst eine noch feste Hand verriethen, diesmal aus! Die ganze furchtbare Aufregung des zu Tode geängstigten, unglücklichen Greises wird uns in diesen stummen Worten offenbar. Wie muß diese Hand gezittert haben, als sie diese Zeile niederschrieb — was mögen Hirn und Herz dieses größten Dulders der Wissenschaft dabei empfunden haben! Wahrlich, es bedurfte nicht mehr der materiellen Folterung, die geistige hatte genug, übergenug geleistet.

III.

Im weiteren Verlaufe meiner Studien machte sich die Nothwendigkeit fühlbar, womöglich in Erfahrung zu bringen, ob und was für Documente die Archive der heiligen Inquisition über den Galilei'schen Proceß enthalten. So begab ich mich denn eines Tages in den hinter dem Petersplatze befindlichen Palast des heiligen Officiums. Bekanntlich besteht das Institut der heiligen

Römischen Inquisition heute noch gerade so wie zu Galilei's Zeiten, nur mit dem bemerkenswerthen Unterschiede, daß ihr dormalen die executive Macht fehlt. In diesem erfreulichen Bewußtsein schöpfte ich den Muth, mich direct in jenes Gebäude zu begeben, das den Sitz des einst meistgefürchteten Tribunals der Welt bildet. Recht beruhigend mag es überdies auf ängstliche Gemüther wirken, daß heute vor dem Thore des Palastes der Inquisition ein königlicher Soldat der Unita Italia Schildwache steht. Die italienische Regierung hat nämlich gefunden, daß die Hälfte des weitläufigen Gebäudes für die Hüter der Inquisition, die P.P. Dominicaner, vollkommen genüge, während die andere Hälfte sich vorzüglich zur Casernirung von Truppen eigne. So deckt denn heute dasselbe Dach die Soldaten des Königs und jene des Papstes. Ich stieg die breite Treppe hinauf, welche zur vorderen Front des Palastes emporführt; die gegenüberliegende im Hofraume gehört dem Militär. Im ersten Stockwerke angelangt, schritt ich den endlosen Corridor entlang. Ueberall starteten mir verschlossene Thüren entgegen, welche sich trotz wiederholten Anpochens nicht öffneten. Kein Mensch war hier zu sehen, und tiefes, ernstes Schweigen lag über diesem Theil des Palastes, während drüben in den offenen Gängen die Soldatesca sich lustig hin- und herbewegte, fröhliche, wenn auch nicht eben streng christliche, Lieder singend. Endlich klopfte ich einen Pater Dominicaner heraus, der sich artig nach meinem Begehren erkundigte. Ich ersuchte, zum P. General-Commissar des heiligen Officiums geführt zu werden. Der Pater sah mich etwas überrascht an, doch willfahrte er sofort meinem Wunsche. Voranschreitend geleitete er mich in einen großen, kühlen Vorssaal, wo er mich bat, einen Augenblick zu verweilen, indessen er selbst mit meiner Karte hinter einer, durch einen schweren, grünen Vorhang vom Saale getrennten Thür verschwand. Doch kehrte er fast unmittelbar darauf zurück, mich mit einer Handbewegung zum Eintreten einladend. Der Thürteppich fiel hinter mir nieder: ich befand mich gegenüber dem Amtsnachfolger des berühmten P. Vincenzo Maccolani da Firenzuola, jenes General-Commissars, der den Proceß gegen Galilei geführt. Der heutige Großinquisitor des heiligen Amtes, Monsignore Leone Vincenzo Sallua, Erzbischof von Caledonien, ist eine gedrungene, mittelgroße Gestalt, mit einem feinen, aristokratischen Gesichte, aus welchem zwei geistvolle, durchdringend blickende braune Augen hervorleuchten. Ein violettes Käppchen bedeckte das Haupt mit dem spärlichen, frühgebleichten Haare, auf der Brust an goldener Kette hing das große goldene Kreuz, und an der rechten Hand schimmerte der diamantenbesetzte Ring, die Abzeichen seiner hohen geistlichen Würde. Der erste Beamte der Inquisition saß eben an einem großen, mit Actenstößen bedeckten Arbeitstische; doch erhob er sich bei meinem Erscheinen sofort und, höflich auf mich zuschreitend, reichte er mir die rechte Hand entgegen. Zum Russe? — ich weiß es nicht; ich drückte dieselbe mit einer stummen Verbeugung. Ich wollte nun sprechen, aber der lebenswürdige Kirchenfürst ließ mich nicht zu Worte kommen, bis wir nicht Platz genommen — und das war sehr gut; denn unsere Unterredung währte nahezu eine Stunde.

Mit einem feinen, gebildeten Manne sich zu verständigen, fällt immer leicht,

selbst wenn die gegenseitigen Principien und Anschauungen divergirend, ja einander diametral entgegengesetzt sind. Die formelle Höflichkeit wird da zu einer Brücke, welche wenigstens äußerlich über manchen sonst unübersteigbaren Abgrund führt und ein sonst unmögliches Gespräch nicht allein möglich, sondern zugleich auch anziehend und unter Umständen (wie z. B. diesmal) sehr interessant macht. Ich theilte dem Monsignore den Zweck meines Aufenthaltes in Rom, wie meine Studien im Vatican mit. Aufmerksam hörte mir derselbe zu, und als ich geendet, zögerte er nicht, sich über den Galilei'schen Proceß auszusprechen. Er begann damit, meiner Ansicht beizupflichten, nicht die Römische Curie, sondern die aufgebrauchten Aristoteliker hätten ursprünglich „Leider“ (wie sich der Redner ausdrückte) die Theologie in den naturwissenschaftlichen Streit gemengt; dann aber habe Galilei die heilige Schrift nach seiner Weise auslegen wollen, was man in Rom natürlich nicht dulden konnte. — Im zweiten Theile dieses Satzes ist es schon, wie man sieht, der Großinquisitor, welcher aus dem Kirchenfürsten spricht. Mit berebten Worten, in der schönen, melodischen Sprache seines Landes, erging sich nun Monsignore Sallua in der Schilderung all' der großen, fürwahr unerhörten Begünstigungen, welche Urban VIII. und die heilige Congregation Galilei während der Dauer seines Processus hatten zu Theil werden lassen. Der angeblichen Folterung des großen Astronomen wurde als einer böswilligen Verleumdung gedacht. Die Ausdrücke „examen rigorosum“, welche in der Sentenz vorkommen und worauf nicht die Zeitgenossen, sondern mehr als hundert Jahre später „einige der Kirche feindlich gesinnte Gelehrte“ ihre Meinung stützen wollten, Galilei sei gefoltert worden, beziehen sich auf das Verhör vom 21. Juni 1633, worin dem Angellagten „natürlich nur formell“ mit der Tortur gedroht worden sei. Nun aber gelangten wir zum Kernpunkte des ganzen Processus: zur legalen Motivirung der gegen Galilei gefällten Sentenz. Es war mir beinahe komisch, aus dem Munde des heutigen General-Commissars des heiligen Officiums zu vernehmen, wie man berufenen Ortes noch jezt das über Galilei ergangene Urtheil geradeso begründet, wie im Jahre 1633, nämlich: Galilei hatte 1616 den speciellen Befehl erhalten, über die Copernicanische Lehre in keinerlei Weise, weder durch Wort noch Schrift, sich je wieder vernehmen zu lassen; durch die Herausgabe der Dialoge 1632 hatte er dieses Verbot überschritten, sich des Ungehorsams wider einen ihm im Namen des Papstes und des heiligen Officiums feierlich ertheilten Befehl, dem zu gehorchen er gelobt, schuldig gemacht — die Sentenz strafte sohin mit allem Rechte diesen begangenen Ungehorsam. — Auf diese mir wohlbekannte Motivirung bemerkte ich, daß auffälliger Weise in der vaticanischen Actensammlung des Processus kein Document vorhanden sei, welches die Intimation eines solchen unbedingten Verbotes mit legaler Kraft erweise. Wol finde sich dort eine Notiz vor, wahrscheinlich von der Hand des Notars des heiligen Officiums herrührend, welche referirt, daß Galilei am 26. Februar 1616 durch den P. General-Commissar des heiligen Officiums vor Notar und Zeugen den strengen Auftrag erhalten hätte, der Copernicanischen Lehre nie mehr und in keinerlei Weise zu erwähnen; allein jene Annotation könne niemals als ein juristisch rechtsgültiges Instrument angesehen werden, da jede Unterschrift fehle. Ich theilte

nun dem Monsignore alle die mächtigen, den Lesern dieser Blätter schon bekannten Argumente mit ¹⁾, welche dem Dictum entgegenstehen, daß Galilei ein solches kategorisches Sonderverbot je empfangen, und berichtete ferner, dieselben seien so gewaltig, daß viele Forscher, und auch ich, der Meinung sich hingeeben, jenes Papier wäre eine im Jahre 1632 zum Verderben Galilei's von seinen Feinden begangene Fälschung. Ich erzählte nun dem augenscheinlich etwas überrascht lauschenden P. Commissar, wie eine zu wiederholten Malen von mir vorgenommene strenge Prüfung der äußeren Kriterien des verdächtigen Schriftstückes die feste Ueberzeugung mir verschafft, dasselbe könne unmöglich ein nachträgliches Falsificat sein; doch, fügte ich hinzu, müsse ich so lange an der Wahrhaftigkeit seines Inhaltes zweifeln, bis ich nicht ein damit übereinstimmendes legales Document entdecke — und eben in dieser Absicht habe ich es gewagt, Monsignore heute zu stören. Der Ausdruck der Ueberraschung, welcher in der letzteren Zeit im Antlitz des Kirchenfürsten geherrscht, machte nun dem offenbarer Spannung Platz. Ich fuhr fort: „Hat sich wirklich Alles so zugetragen, wie jene Annotation im Vatican-Manuscripte besagt, so muß nothwendig über den ganzen Act ein Protokoll aufgenommen worden sein, welches der Notar, die Zeugen und Galilei selbst zu unterzeichnen hatten. Nur das Vorhandensein eines solchen, durch die nöthigen Unterschriften beglaubigten Documentes hätte dem Inquisitionstribunal ein rechtsgültiges Instrument wider Galilei geliefert, während seine Verurtheilung auf jene bloße Annotation hin, immer zu dem Vorwurfe Veranlassung geben würde, die Sentenz sei auf Grund eines juristisch werthlosen Papiers gefällt. Es liegt somit im eigenen Interesse der Inquisition, jenes authentische Protokoll, sofern dasselbe vorhanden, der Geschichtsforschung zur Benutzung auszuliefern. Im Vatican-Manuscripte fehlen viele Documente, so z. B. sämmtliche im Galilei'schen Processe erlassenen Originaldecrete des Papstes und des heiligen Officiums, worüber jener Band nur spärliche Notizen enthält; alle diese Urkunden müssen sich wol voraussichtlich im Archive der heiligen Inquisition befinden. Meine Bitte geht nun dahin, in diese Papiere, wenn möglich, Einsicht zu erlangen und sie der Geschichtsforschung zugänglich zu machen.“ —

Im Gesichte des P. Commissars spiegelte sich Etwas wie ein namenloses Erstaunen über diese wahrscheinlich unerhörte Zumuthung. Auch antwortete er mir mit dem vollen Tone der Ueberzeugung: „Was Sie da verlangen, ist der Einblick in die Geheimnisse der Inquisition. Dies zu gestatten, bin ich nicht befugt; ja, es wäre eine gröbliche Pflichtverletzung meinerseits, würde ich Ihren Wunsch erfüllen. Die Entscheidung steht der Congregation des heiligen Officiums zu; doch glaube ich, wird es, um in diese Archive zu gelangen, noch der besondern päpstlichen Erlaubniß bedürfen. Können Sie diese erlangen, so soll es mir zum Vergnügen gereichen, Sie selbst in's Archiv zu geleiten.“ — Ich erkundigte mich nach dem Wege, den ich einschlagen müsse; diese Erlaubniß zu

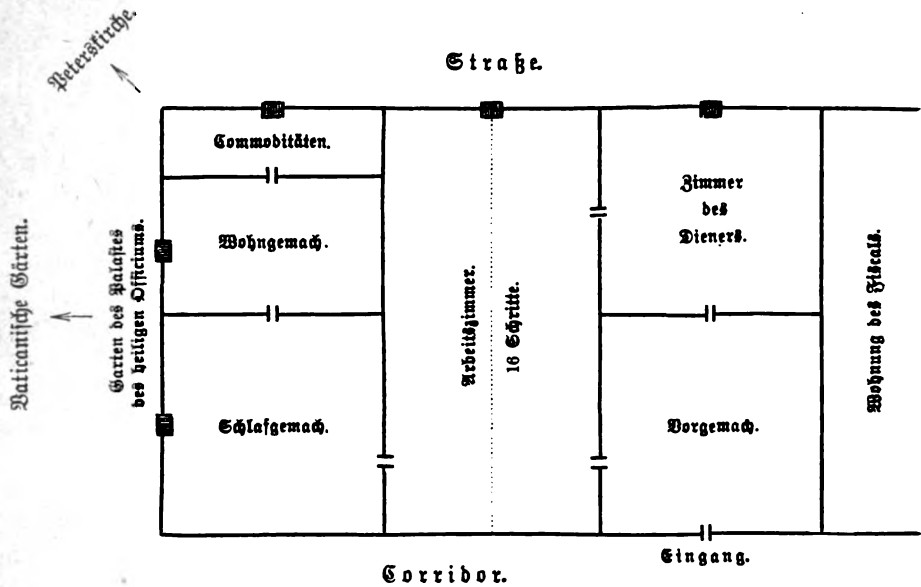
¹⁾ Und zwar bekannt aus der ausgezeichneten, übersichtlichen Studie: „Der Proceß Galilei's“ von Professor E. Zeller. „Deutsche Rundschau“, dritter Jahrgang, Heft 1, October 1876, S. 66 ff.

erhalten. Monsignore Sallua rieth mir, wieder an die einflußreiche Vermittelung der k. k. österreichischen Botschaft zu appelliren¹⁾.

Unsere Unterredung schien beendet, ich erhob mich; da blickte in mir ein Gedanke auf und ich richtete an den P. Commissar noch die Frage: „Könnte ich vielleicht die Zimmer besichtigen, welche Galilei während seiner achtzehntägigen Haft in diesem Palaste bewohnt?“ — Dieses neue Begehren kam dem liebenswürdigen Kirchenfürsten offenbar unerwartet; doch antwortete er verbindlich: „Dies verstößt nicht gegen meine Pflicht, ich werde Sie sofort selbst hinaufführen;“ mit diesen Worten setzte er eine Klingel in Bewegung. Der Dominicaner, welcher mich eingelassen, erschien und empfing den kurzen Befehl seines Vorgesetzten: „La chiave delle stanze di Galilei.“ Der Pater verschwand, um kurze Zeit darauf mit einem großen Schlüssel zurückzukehren, welchen der P. Commissar ihm aus der Hand nahm, mich freundlich auffordernd, zu folgen. Anfangs ging es durch den Vorfaal über den breiten Corridor, den ich und meine verehrten Leser bereits kennen; zu Ende desselben wandte sich mein gefälliger Führer links und wieder ging es einen Corridor entlang, der uns zum anderen Flügel des weiten Gebäudes brachte. Hier stiegen wir zwei Treppen hoch und befanden uns dann einer massiven, grün gefirnigten Thür gegenüber. Indem Monsignore Sallua den Schlüssel in's Schloß schob und die Thür aufstieß, sprach er mit einem feinen Lächeln: „Ecco il carcere di Galilei!“ — Diese kleine Ironie ist dem Kirchenfürsten nicht zu verargen, wenn man weiß, welche Albernheiten und Lügen in Wort und Bild über die „dumpfen Kerkerzellen“, in welche Galilei geworfen worden sein soll, durch Jahrhunderte in Umlauf gesetzt wurden und stellenweise noch jetzt, trotz actenmäßiger Gegenbeweise, verbreitet werden. Schrieb doch Galilei selbst unterm 16. April 1633 aus diesen Räumen, die ich jetzt betrat, an seinen Freund Geri Bodinieri: „... Es sind mir gegen den gewöhnlichen Gebrauch drei große und bequeme Zimmer eingeräumt worden, ein Theil der Wohnung des Herrn Fiscals des heiligen Officiums, mit der freien Erlaubniß, in den weiten Räumen umherzuwandeln...“

Zur bequemeren Uebersicht gebe ich anbei einen kleinen Grundriß der Wohnung Galilei's im Palaste des heiligen Officiums, den ich an Ort und Stelle schnell entworfen. Die Zimmer sind sämmtlich groß, lustig, hell und vom Wohn- sowie vom Schlafgemache Galilei's aus genießt man eine herrliche Aussicht, einerseits nach der majestätisch in die Lüfte sich erhebenden Kuppel der Peterskirche, anderseits nach den reizenden, hochgelegenen vaticanischen Gärten. Keine Frage, die Inquisition bot Galilei in diesen Räumen ein sehr schönes, bequemes Unterkommen — doch belehrt uns ein Blick auf den nebenstehenden

¹⁾ Es ist hier nicht der Platz, über den weiteren Verlauf der Schritte, die ich in dieser Angelegenheit unternommen, zu berichten. Ich habe dies bereits im zweiten Bande meiner Schrift: „Galileo Galilei und die Römische Curie“ gethan, der unter dem Titel: „Die Acten des Galilei'schen Processes nach der vaticanischen Handschrift“ vor einigen Monaten im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen ist. Siehe hier S. XXIX des Vorberichtes das über diesen Gegenstand an mich gerichtete Schreiben des Herrn Cardinal-Staatssekretärs Simeoni.



Grundriß, daß sie dabei keineswegs die gewohnte Vorfiicht außer Acht ließ: Eine einzige, schwere Thür sperrt die ganze Wohnung ab, Eine Umdrehung des Schlüssels und der Bewohner jener Gemächer war ein wohl- aufgehobener, sicherer Gefangener der heiligen Inquisition.

Ich hatte die Geduld und Zeit des so zuvorkommenden P. General- Commissars nun schon zu lange in Anspruch genommen und so verabschiedete ich mich, nicht ohne Monsignore Sallua für seine große Freundlichkeit wärmstens gedankt zu haben. Einen Augenblick später befand ich mich wieder bei dem königlichen Posten der Unita Italia, der nach wie vor gemächlich auf- und ab- schlenderte.

Ich trat nun dieselbe Wanderung an, welche Galilei am unvergeßlichen 22. Juni vor zweihundertvierundvierzig Jahren zurückgelegt, das heißt vom Palaste der Inquisition nach dem damaligen Dominicanerkloster St. Maria sopra la Minerva. — Dasselbe ist heute der Sitz des Finanzministeriums und dort, wo einst die Congregation des heiligen Officiums, sowie jene des Index ihre Versammlungen gehalten, dort, wo so manches furchtbare Urtheil gefällt, so manche erpreßte Abschwörung mit bebender Stimme zum Himmel auf- gestiegen — trippeln heute Kanzleidiener, große und kleine Beamte geschäftig hin und her, und eifrige Berathungen werden abgehalten, wie dem finanziell arg zerrütteten Vaterlande am besten auf die Beine zu helfen wäre. — Mein Streben ging dahin, den großen Conventsaal zu sehen, in welchem die Ab- schwörungen gewöhnlich stattgefunden und in dem auch Galilei sich jenem trau- rigen Acte unterzogen, aber niemals die ihm von einer nach Effecten haschenden Tradition in den Mund gelegten Worte: „E pur si muove!“ — „Und sie be- wegt sich doch!“ gesprochen hat. Das schien aber nicht leicht zu erreichen; denn

jener historisch so düstere Saal bildet heute den Empfangsalon Seiner Excellenz des Herrn Finanzministers. Zum Glück wußte dessen gefälliger Herr Secretär, dem ich mein Anliegen vorbrachte, sofort Rath: sein Chef war eben ausgegangen und es stand demnach der Befichtigung Nichts im Wege, im Gegentheile führte mich der Herr Secretär selbst dahin.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man einen geschichtlich ewig denkwürdigen Platz betritt und dieser uns in völlig modernem Gewande entgegenstrahlt. Ich trat in jenen Saal, das erschütternde Bild vor Augen, wie hier, nachdem man Galilei mit Strenge sein Urtheil verkündet, der unglückliche, gebrochene Greis, vor der großen, feierlichen Versammlung von Cardinälen und Prälaten demüthig knieend, das Evangelium mit den Händen berührend, die Copernicanische Lehre „mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben“ abschwor, verwünschte und verfluchte — während er dabei selbst sammt allen seinen Richtern, Gerichtsbeisitzern und der ganzen versammelten Congregation, allen theologischen Sentenzen zum Hohn und den ewigen Naturgesetzen gehorchend, jene Sonne umkreiste, welche nach dem Gutachten der Qualificatoren des heiligen Officiums nicht der Mittelpunkt sein durfte!! . . . Und all' das hatte sich zugetragen in diesem eleganten, geschmackvoll eingerichteten Salon mit himmelblauen Tapeten und feinen weißen Vorhängen, wo zwischen grünen Topfgewächsen zierliche Statuetten hervorblickten und auf dem glatt-polirten Tische vor dem weichen Canapé eine schöne Petroleumlampe auf sorgfältig gearbeitetem Bronzepodestamente prangte! —

Der Syndicus von Rom geht schon lange mit der Absicht um, an der Stelle, wo Galilei seine Abschwörung geleistet (also wahrscheinlich in der Mitte des Saales), diesem welthistorischen Acte ein Denkmal zu setzen und den Saal dem freien Besuche des Publicums zu übergeben. Allein der geneigte Leser wird doch auch einsehen, daß man dem Herrn Minister, der noch überdies das vielleicht wichtigste Ressort im Lande verwaltet, seinen Empfangsalon nicht so mir nichts dir nichts wegnehmen kann, ohne ihm nicht vorher einen anderen, wenn auch nicht gerade gleich historisch berühmten, so doch zum mindesten ebenso elegant eingerichteten anzuweisen — und in Rom herrscht augenblicklich großer Wohnungsmangel. —

Galilei war laut der über ihn gefällten Sentenz „zum förmlichen Ketzer beim heiligen Officium für eine nach freiem Ermessen desselben zu bestimmende Zeitdauer“ verurtheilt worden. Allein nachdem er sich so gefügig gezeigt, nachdem die gefährliche Lehre vom geistlichen Tribunale mit der gebührenden Feierlichkeit als Quasihäresie gebrandmarkt worden war, konnte man wol gegen den Gefangenen, der bei seinem Großherzog in so hohem Ansehen stand, einen gewissen Grad von Gnade walten lassen, nur mußte derselbe derart sein, daß Galilei stets und bis an sein Lebensende die eiserne Hand des heiligen Gerichtes auf sich lasten fühlte — sonst hätte er ja vielleicht noch gar im Laufe der Zeiten ein Wort über die doppelte Bewegung der Erde sich entschlüpfen lassen können! In Folge dieser im Vatican herrschenden Ansichten wandelte Urban VIII. noch am selben 22. Juni die über Galilei verhängte Gefängnißstrafe in eine Verbannung in die auf Trinita de' Monti herrlich gelegene Villa des Groß-

herzogs von Toscana um. Am 24. Abends wurde Galilei von seinem treuen, vielbewährten Freunde, dem toscanischen Gesandten in Rom, Niccolini, aus dem Palaste des heiligen Officiums abgeholt und nach jenem prächtigen Besitztum seines Landesfürsten auf den Monte Pincio gebracht So pilgerte ich denn von St. Maria sopra la Minerva nach der einstigen Villa Medici, um dort nach den Spuren Galilei's zu fahnden. Allein dies erwies sich hier als wenig lohnend. Seit dem Jahre 1803 hat in diesem weiten Gebäude l'Académie des beaux arts de France ihren Sitz aufgeschlagen und von der inneren Fagade grüßt die Inschrift: „Napoléon le Grand les arts reconnaissants.“ Ich suchte den Herrn Leneveu, Secretär der Akademie, auf, der mir sagte, daß er selbst schon lange, jedoch vergeblich, danach geforscht, welche Räume Galilei hier inne hatte. Nur die Tradition, welche ja bekanntlich Alles wissen will, behauptet, der Verbannte habe nicht das Hauptgebäude, sondern das im prachtvollen Parke befindliche reizende Gartenhaus bewohnt, wo man heute wol die Maler-Ateliers der französischen Kunstjünger, aber nicht das geringste Erinnerungszeichen an die jeweilige Gegenwart Galilei's findet.

In Rom blieben keine Plätze mehr zu besuchen, an welchen die Manen jenes großen Dulders der Wissenschaft sich verfolgen ließen; doch hielten mich meine Studien und Arbeiten im Vatican noch bis Ende Juli in der ewigen Stadt zurück. Endlich war Alles beendet und schleunigst floh ich aus der erdrückenden Hitze von 44° Celsius nach den kühlen Tiroler Bergen. Erst im Spätherbste konnte ich daran gehen, meine unterbrochene Reise „auf den Spuren Galilei's“ wiederaufzunehmen und neuerdings aus der Alpenwelt in die lachende italienische Ebene zu ziehen.

IV.

Diesmal war mein erstes Reiseziel Padua. — Nachdem in Pisa Neid und Fanatismus der peripatetischen Professoren, vereint mit der durch das freimüthige Urtheil Galilei's verletzten Eitelkeit eines Mediceischen Halbprinzen, welcher durchaus für einen geschickten Erfinder gelten wollte, dem gefährlichen Neuerer und zu wenig höfischen Gelehrten die Thür der Aula gewiesen hatten: war dieser bald darauf von der Signoria der freien Republik Venedig in der schmeichelhaftesten Weise an ihre altberühmte Universität zu Padua berufen worden. Am 7. December 1592 hatte Galilei hier mit einer glänzenden, das größte Aufsehen erregenden Antrittsrede jene Lehrkanzel der Mathematik bestiegen, die er durch volle achtzehn Jahre zum Ruhme der Universität und zum Glanze der Republik Venedig verwalten sollte Auch galt in Padua mein Besuch vor Allem seiner alma mater. Wenn ich hier so manches interessante Detail gesehen, so verdanke ich dies vorzugsweise der überaus zukommenden Gefälligkeit des Herrn Professors Favaro, in dem ich einen ebenso liebenswürdigen, als gelehrten und in Dingen Galilei's wohlbewanderten Cicerone fand. — Das schöne physikalische Cabinet der Universität bildet den Platz, wo mehrfache Reliquien Galilei's pietätvoll aufbewahrt und dem Fremden mit Stolz gezeigt werden. Die einzige unzugewissbar echte, welche sich darunter

befindet, ist ein gar ernstes Andenken, nämlich: der fünfte Bendentwirbel Galilei's. — Als zu Florenz im Jahre 1737 die Ueberreste des großen Todten aus ihrem bisherigen bescheidenen Unterkommen in der kleinen Seitenkammer der zur Kirche Santa Croce gehörigen Capelle des Noviciates nach dem prunkvollen, in der Mutterkirche Santa Croce selbst errichteten Mausoleum feierlich übertragen wurden, entnahm der hierbei anwesende, rühmlichst bekannte Doctor Antonio Cocchi jene Reliquie dem Körper Galilei's. Dieselbe ging nach dem Ableben Cocchi's an dessen Sohn über, der sie, den dringenden Bitten des Patriciers Angelo Quirini aus Venedig nachgebend, diesem abtrat. Doch, was dem früheren Besitzer begegnet, sollte auch Quirini selbst widerfahren. Der Mathematiker Vivorio aus Vicenza ruhte und rastete nicht, bis Quirini ihm jenes Andenken überlassen. Als Vivorio im Laufe der Zeiten alt und kränklich wurde, gab er sich der ärztlichen Fürsorge seines langjährigen Freundes, des Doctors Thiene hin. Dieser, erkennend, daß der schwache Greis nicht mehr lange zu erhalten sei, und fürchtend, die Reliquie könnte nach dessen Tode in unwissende und darum gefährliche Hände gerathen, bot Alles auf, dieselbe von seinem Kranken zu erlangen. Er wollte sie nicht für sich erwerben, sondern dieselbe der Universität von Padua schenken, um so jenen Theil des Körpers Galilei's vor Entweihungen der Unwissenheit oder vielleicht gar Rohheit für immer zu bewahren. Im Jahre 1820 erreichte endlich Thiene nach manchen fruchtlosen Bemühungen sein Ziel und im August 1823 übergab er durch Vermittelung des Doctors Becchinelli dem Professor Meneghelli, damaligem Rector Magnificus der Universität, die werthvolle Cassette, welche die Reliquie enthielt. Es wurde nun ein Postament angefertigt mit einer in der vorderen Fläche eingeschnittenen, ovalen Oeffnung, in welche man die aufgedeckte Cassette stellte. Eine vorgelegte starke Glaslinse verhindert das Eindringen von Staub und läßt dabei doch den Inhalt ganz deutlich sehen. Unmittelbar unter demselben befinden sich mit abgeblaßter Schrift die folgenden Worte von der eigenen Hand des Dr. Antonio Cocchi: „Vertebra V. Lumborum e corpore Magni Galilaei detracta cum id ossosum est novoque tumulo reconditum.“ Den unteren Theil der Vorderfläche des Postamentes zierte eine passende Inschrift, während das Ganze von einer wohl gelungenen Büste des Unsterblichen gekrönt wird. Am 30. August 1823 fand die Aufstellung der Reliquie im physikalischen Cabinet in feierlicher Weise statt ¹⁾).

Wie schon früher erwähnt, bewahrt hier die Universität noch mehrfache „Andenken“ ihres berühmtesten Professors. Da wird ein „Thermoskop“ gezeigt, d. h. eine mit rothem Weingeiste theilweise gefüllte, oben und unten geschlossene Glasröhre ohne Scala, welche senkrecht an ein, wol zur Aufnahme der zu prüfenden Flüssigkeit bestimmtes, gläsernes Gefäß angebracht ist, das einige Ähnlichkeit mit einem Alizarin - Tintenfläschchen besitzt. Wenn es Vergleichen mag, mag darin ein Exemplar des von Galilei erfundenen Ther-

¹⁾ Etwa darüber: „Processo verbale pel collocamento di una vertebra di Galileo Galilei nella sala di Fisica dell' J. R. Università di Padova nel di XXX Agosto MDCCCXXIII.“ Padova MDCCCXXIII.

mostops erkennen — die Auguren schütteln aber bedenklich die Köpfe und sollen, wenn sie allein unter sich sind, darüber geradewegs lachen. Der die Instrumente zeigende Diener des Cabinets bleibt in seiner Eigenschaft als Nichtaugur stets ernst; darum wies er auch jetzt kaltblütig auf einen schönpolirten Apparat zum Messen der Fallgeschwindigkeit der Körper hin und erklärte kurz und bestimmt, derselbe rühre von Galilei her, obwohl das Möbel nicht die geringste Spur einer nahezu dreihundertjährigen Antiquität zeigt, sondern aussieht, als käme es eben erst vom Schreiner. Professor Favaro und ich konnten ein ungläubiges Lächeln nicht unterdrücken, was jedoch der biedere Diener fast übel zu nehmen schien. — Noch blieb das „Hauptandenken“ an den unsterblichen Lehrer der Patavinischen Universität zu besichtigen — La cattedra di Galilei! Aber, o unerhörter Bandalismus, nicht mehr im Lehrsaale ist diese ehrwürdige Kanzel zu sehen, von welcher herab Galilei mit der hinreißenden Beredsamkeit und lichtvollen Klarheit des wahren Genius seinen begeisterten Scholaren die Gesetze der Natur darlegte — in die Kumpellammer der Universität muß man sich begeben, um diese Reliquie zu sehen! Dort steht sie nackt und kahl, jedes morsche Eichenbrett ein stummer Vorwurf gegen jene Barbaren unseres doch so aufgeklärten Jahrhunderts, welche in sündhafter Außerachtlassung jeglichen Pietätsgefühles bei der prachtvollen Renovirung des nunmehrigen Inaugurationssaales das altehrwürdige Gerüst schändlich daraus fortgeschafft und an dessen Statt einen prunkenden Sitz, von Seide und Sammet starrend, aufgerichtet hatten. So geschah am 20. November im Jahre des Unheiles 1856. Aber war auch aus den Busen der Professoren augenscheinlich jeder Funke von Pietät gewichen, so konnte eine solche Verkünderung doch niemals in den stets hochschlagenden Herzen der akademischen Jugend Platz greifen. Auch erhob sich gleich bei Bekanntwerden des düsteren Vorhabens ein wahrer Sturm unter den Studenten und wenig fehlte, so wäre eine Revolution ausgebrochen. Aber, wie so oft, siegten auch in diesem Falle die Autorität und der Wille der Professoren, und besagten 20. November 1856 wurde der neue Inaugurationssaal feierlich eröffnet. Die Poesie konnte selbstverständlich zu einer solchen Unthat nicht stillschweigen. Arnaldo Fusinato übernahm es, in einem schwungvollen Gedichte, betitelt: „Un auto da Fè“, das Vorgehen der Professoren in kernigen Versen mit heißender Satire zu geißeln. Zur Vervollständigung ward das Poëm mit einer sehr gut entworfenen Caricatur illustriert. Dieselbe zeigt die Professoren in vollem akademischen Ornate, Jeder ein Brett der Cattedra di Galilei zum Scheiterhaufen herbeischleppend. Ueber den Rauchwolken desselben steht man die Lichtgestalt Galilei's, sein Teleskop im Arme und dem Vorgang unter ihm auf Erden ein verachtungsvolles Lächeln spendend, gen Himmel fahren . . . Der Diener, der Nichtaugur, welcher uns auch zur Cattedra di Galilei geführt, zeigte mit stummer Rührung auf zwei alte, wackelige Lehnstühle, welche auf dem Ratheder standen und zweifellos ganz „durchgesehen“ erschienen. Der brave Mann glaubte entschieden, dies rühre von Galilei her — was aber gewiß ebensowenig der Fall ist, als wie jenes ganze Brettergerüst jemals das Ratheder Galilei's gewesen. Die Stühle anbelangend, so stammen dieselben, nach ihrer Form zu schließen, wol noch aus unserem Jahrhunderte; mit der Forträumung

des angeblichen Rathhebers Galilei's aber hatten die Professoren nur muthig und mit Recht einer haltlosen, gänzlich unmotivirten „Tradition“ die Stirn geboten. Von ihrer Pietät für ihren größten Vorgänger legt ein schöneres Zeugniß die lebensgroße, wohlgetroffene Marmorbüste Galilei's ab, welche heute auf kunstvollem Sockel den prächtigen Inaugurationsaal schmückt und die Inschrift trägt:

Galilaei de Galilaeis
Effigiem
Hic ubi docuit
Patavinum archigymnasium
coluit.

In der Stadt erinnert wenig, ja fast Nichts an die achtzehnjährige Anwesenheit Galilei's in Padua. Und doch war dieselbe nach jeder Richtung hin Aufsehen erregend genug gewesen! Man ist bei uns im Allgemeinen gewohnt, sich den berühmten, vielverfolgten Astronomen als einen ewig tiefernsten, stets bedächtig grübelnden Gelehrten vorzustellen, der den Tag bei Quadranten und Zirkel, die Nacht in der fortwährenden Beobachtung der Gestirne zubringt — kurz, als einen Mann, der, in sich verschlossen, nur ganz allein seiner Mathematik, Physik und Philosophie lebte. Nichts unrichtiger als das: Galilei war Gelehrter und liebenswürdiger Weltmann zugleich. Er liebte heitere Gesellschaft und den Scherz, ja, war zumeist Derjenige, welcher den fröhlichen Ton angab. Selbst vortrefflicher Lautenspieler, Bewunderer und gebiegener Kenner der Dichtkunst und Malerei — er hatte ja bekanntlich eine Zeitlang selbst Maler werden wollen — besaß er für alle Künste offenen Sinn und feines Verständniß. Auch war sein Haus in Padua der Vereinigungspunkt einer hochgeistigen, fröhlichen Gesellschaft. Da trafen sich P. Castelli und der spätere Erzbischof Ascanio Piccolomini, Ciampoli und der nachmalige französische Gesandte von Roailles, Valerio Cioli und der berühmte Maler Cigoli, der ehrwürdige greise Abt von Santa Giustina, Paolo Gualdo, und viele Andere, zu denen sich öfters Francesco Sagredo und Fra Paolo Sarpi aus Venedig hinzugesellten. Nebstdem hatte aber auch Galilei das Haus voll Schüler, die aus aller Herren Ländern zusammenströmten, um bei dem berühmtesten Meister seiner Zeit in Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie und Kriegsbaukunst Unterricht zu nehmen. Es waren dies oft gar hohe Herren, und man findet in der Manuscriptensammlung der Galileiana in der National-Bibliothek zu Florenz von der eigenen Hand Galilei's ein Verzeichniß all' der Rostschüler, die er in den Jahren 1602 bis 1609 bei sich beherbergt, sammt einer genauen Buchführung über die von ihnen gezahlten Beträge. Man begegnet in der langen Liste manchen noch heute in Deutschland wohlbekannten Namen, wie z. B.: L'illustre Signore Giovanni Sweinitz¹⁾; il sig. Gotnitz cognato (Schwager) del sig. Sweinitz; il sig. Massimiliano Ples d'Austria; il sig. Luzimburg; il sig. Alfelt; il sig. Lerbac (Lehrbach); il sig. Raisner; il sig. Detristan (Dietrichstein); il sig. conte di Sultz; li due fratelli Giovanni et Daniel di Hess Slesii u. s. w., u. s. w. Galilei hatte die liebenswürdige

¹⁾ Wir sind hier genau der Orthographie Galilei's gefolgt.

Gewohnheit, die zahlreiche Gesellschaft, welche sich des Abends oft ganz unerwartet um ihn scharte, zum Nachtessen bei sich zu behalten, zur wahren Verzweiflung seiner Wirthschafterin, welche zuweilen nicht mehr wußte, woher genug Tischzeug, Bedeck und Geschirr zu nehmen. Frisches grünes Laub mußte dann das mangelnde Tischtuch ersetzen und die nahe Abtei von Santa Giustina lieferte Tafelgeschirr und Silberzeug Von all' diesem Leben Galilei's ist in Padua nicht das kleinste äußere Zeichen der Erinnerung geblieben. Man weiß nicht einmal mehr, wo jenes Haus gestanden, in welchem ernste Wissenschaft neben heiterer Kunst, vor Allem aber Galilei's immer anregendes, lebendiges Gespräch das Mahl gewürzt. Zwei Stadttheile, weit von einander liegend, streiten sich heute um den Vorzug, jenes begnadete Haus in ihrer Mitte besessen zu haben; der Geschichtsforschung ist es bis jetzt noch nicht gelungen, diesen Streit zu entscheiden. Nur von dem altersgrauen Gemäuer der Torre di ponte Molin hebt sich eine weiße, glänzende Marmortafel ab mit der Inschrift:

Da questa torre

Galileo

Molta via de cieli svelò.

Von diesem verwitterten Thurme aus soll Galilei zum Oesteren die Geheimnisse des Firmamentes entschleiert haben: die Oberfläche des Mondes zeigte sich ihm gebirgig, die Milchstraße löste sich in eine dichtgebrängte Menge kleiner Sterne auf, im Orion gewahrte er statt der schon bekannten sieben Himmelskörper über 500 neue Sterne, die bisherige Siebenzahl der Plejaden stieg auf 36, der ferne Planet Jupiter ließ Satelliten erkennen, die ihn ganz ähnlich umkreisten, wie der Mond die Erde (nur hatte diese bloß einen Trabanten, Jupiter aber deren vier), Saturn endlich stellte sich als ein dreifacher Stern dar¹⁾. Das Zaubermittel, dessen Galilei sich bediente, in jenen weitentrückten Sphären solche Dinge zu entdecken, von welchen sich bis dahin der menschliche Geist im Allgemeinen und der Peripatetismus im Besonderen Nichts hatten träumen lassen, war: sein Fernrohr.

Galilei ist bekanntlich nicht der Erfinder dieses Instrumentes, schon deshalb nicht, weil zur Zeit, als derselbe sein erstes Fernrohr construirte, solche bereits in Italien kursirten, freilich noch äußerst vereinzelt, dabei immer unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses und stets von äußerst schlechter Qualität²⁾. Sicher aber ist, daß Galilei auf das bloße Gerücht hin von der Erfindung einer derartigen Vorrichtung, welche weitentfernte Gegenstände nahegerückt erscheinen ließ, in einer Nacht des Nachsinnens das Problem löste und sein erstes, freilich noch sehr unzulängliches Teleskop zusammensetzte. Doch schnell vervollkommnete er es, so daß es bald die Gegenstände statt wie ursprünglich dreimal nun neun-

¹⁾ In Folge des noch zu unvollkommenen Fernrohrs erschien Saturn mit seinem Ringe Galilei in folgender Form ○○○.

²⁾ Siehe diesbezüglich die sehr verdienstvolle Studie von Prof. Berti: „La venuta di Galileo Galilei a Padova e la invenzione del telescopio.“ Atti del Reale Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti dal Nov. 1870 all' otto 1871. Tomo decimosesto serie terza, dispensa quinta, ottava, nona e decima.

mal näher erscheinen ließ. Sechs Tage nach der Construction seines ersten Fernrohres befand sich Galilei, dem Rufe der Signoria von Venedig folgend, mit seinem verbesserten Instrumente auf dem Wege nach der Lagunenstadt

Es war an einem prächtigen, wolkenlosen Tage, so hell und sonnig, wie ihn nur Italiens blauer Himmel spenden kann, daß ich langsam und an ferne Zeiten denkend den Campanile von San Marco bestieg. Am 23. August 1609 war Galilei hier denselben Weg gewandelt. Nur dürfte der große Astronom etwas rascher und ungeduldiger hinangeschritten sein, als ich es heute that; auch war er nicht gleich mir allein gewesen, sondern gefolgt von einer sich drängenden Menge von Senatoren und Edelleuten, welche mit fieberhafter Spannung dem Schauspieler entgegenharrten, das ihnen Galilei durch sein Wunderinstrument zeigen sollte. Endlich hatte ich die zweiunddreißig Steigungen, welche zum Thurme hinaufführen und die Heinrich IV. von Frankreich hinangeritten sein soll, zurückgelegt, passirte die offene Glockenstube und befand mich auf der oberen Galerie. Hier also, wo heute ein Feuerwächter dem Fremden gegen einige Centesimi ein Fernrohr gleichgültig leiht, hatte Galilei vor 268 Jahren durch die erste Aufstellung eines solchen Instrumentes die ganze Lagunenstadt in namenlose Aufregung versetzt! Der Gelehrte mag sich wahrhaftig einem Magier nicht unähnlich ausgenommen haben, da er die Patricier der Republik zu seinem Zauberapparate führte und sie durch dasselbe Fahrzeuge erblicken ließ, welche erst, wenn sie mit vollen Segeln gegen den Hafen steuerten, zwei Stunden später mit freiem Auge zu erkennen waren! Und das Festland, wie nah schien es, gleichsam mit Händen zu greifen! Die vom Thurme Herabkommenden meldeten den unten auf dem Marcusplaze Harrenden das Wunder und diesen und den folgenden Tag war das im Campanile ein fortwährendes Auf- und Niederwimmeln, wie es der alte Thurm, seitdem er stand, noch nicht erlebt, auch wol nie mehr erlebt haben mag. Nach Ablauf dieser zwei Tage aber, da Alles sich von der hohen Nützlichkeit der neuen Erfindung durch den eigenen Augenschein überzeugt, erschien Galilei am 25. August mit seinem Instrumente in der feierlichen Versammlung der Signoria und überreichte ihr sein Teleskop zum Geschenk. In dankbarer Anerkennung dieser so werthvollen Gabe verlieh die Republik ihrem hochverdienten Professor den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität zu Padua auf Lebenszeit mit einer Erhöhung seines bisherigen Gehaltes von 520 Gulden auf 1000 Gulden jährlich. Galilei lehrte nach Padua zurück und da war es, daß in ihm jener geniale Gedanke entsprungen, der allein hinreichte, ihm die Unsterblichkeit zu sichern: das Fernrohr gegen den gestirnten Himmel zu richten!

V.

Pistoja lag hinter mir, ich flog mit Dampfseile durch San Piero mit seiner alten, zinnengekrönten Burg Montemurlo, dann durch das finstere Prato mit den verräucherten Häusern, weiter über das am Eingange des lieblichen Marinathales gelegene Fleckchen Calenzano, an Sesto, la Doccia, Castello und Rifredi vorüber, dem schönen Florenz zu. Ja schön, gottvoll schön ist dieses Firenze, wie es da ausgebreitet liegt, ein Blumenbeet in einem blühenden

Blumenhain, umkränzt von piniengekrönten Hügeln, von welchen, eingebettet in köstlichem Grün, weiße, prächtige Villen und glänzende Ortschaften herabschimmern. Wohl begreiflich, daß es Galilei fort aus den engen Straßen Padua's nach diesem Paradiese gezogen hatte! Und doch, es war der erste Schritt, der ihn seinem Verhängnisse entgegengeführt. Sagredo sprach nur wahr, als er Galilei die schönen Worte schrieb: „Hier in Venedig hattet Ihr Jenen zu befehlen, welche selbst gebieten und Niemand Anderem zu dienen, als Euch selbst.“ In Florenz war und blieb Galilei Fürstendiener, ob er nun auch keine öffentlichen Vorlesungen zu halten brauchte und ob ihn auch der junge Fürst aufrichtig liebte und verehrte. Die stolze Republik, in welcher ein Fra Paolo Sarpi muthig und ungestraft sein Haupt gegen die Römische Hierarchie erheben konnte und die stramm erklärte, dem Papste stehe nur die geistliche Jurisdiction zu, keine weltliche; die Republik, welche alle Geldsendungen nach Rom verbot, und sich trotz Bannflüche und Interdict nicht schrecken ließ, vielmehr darauf hin die Mitglieder der Societät Jesu aus ihrem Territorium exportirte: Diese unabhängige Republik hätte niemals einen ihrer Professoren dem Römischen Inquisitionsgewichte ausgeliefert. Ein derartiges Vergessen jeder Souveränität konnte nur in einem monarchischen Staatchen geschehen, in welchem der Monarch und sein Hof aus Furcht vor der weltlichen und geistlichen Papstmacht sich zu Schleppträgern Rom's entwürdigten.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes in der lachenden Arnostadt hatte Galilei den Tausch mit Padua freilich nicht zu beklagen. Jeder öffentlichen Lehrverpflichtung entbunden, konnte er sich uneingeschränkt seinen eigenen Studien hingeben. Dabei genoß er all' die Vorzüge und Annehmlichkeiten eines bei Hofe in hohem Ansehen stehenden Gelehrten. Sein schon damals schwankender Gesundheitszustand ließ aber einen längeren Aufenthalt in der Stadt nicht wünschenswerth erscheinen. So nahm er denn dankbar den Antrag seines berühmten Freundes Salviati an, dessen herrliche, neun Miglien von Florenz entfernte Villa delle Selve zu beziehen . . .

Da ich bei meiner Besichtigung der vielen Plätze in Florenz, welche an den großen Toscaner erinnern, chronologisch zu Werke gehen wollte, so führte mich demnach mein erster Weg nach dieser reizenden Villeggiatur. Oberhalb des altmodischen Dertchens Signa, auf einer sanft ansteigenden Höhe, angelehnt an einen schattigen, dunkelgrünen Wald, thront die prachtvolle Villa delle Selve, heute das Gut der Signora Cappelli. Schon der ganze breitgliedrige, massige Bau deutet darauf hin, daß derselbe sich historischer Antiquität rühmen darf. Auch soll wirklich das ausgedehnte Gebäude im Ganzen wenig Umänderungen erfahren haben. Noch heute zeigt man im ebenerdigen Geschoße das schöne, bequeme Zimmer, welches Galilei hier in den Jahren 1610 bis 1614 bewohnte. Dasselbe stand durch eine Wendeltreppe mit der kleineren Terrasse im ersten Stockwerke (die große datirt erst aus jüngerer Zeit) in unmittelbarer Verbindung. Heute ist diese Communication zugemauert, doch befindet sich noch die Thür im Zimmer Galilei's, von welcher diese Stiege ausging. Ich konnte sogar diese Thür noch öffnen und fand dahinter die ersten drei Stufen jener Treppe; die übrigen sind, wie gesagt, vermauert. Auf der Terrasse gewahrt man sehr deut-

lich die Stelle, wo die Stiege gemündet; der ganze Thürstock hebt sich genau ab, und es wäre ein Leichtes, die alte Verbindung jeden Augenblick wieder herzustellen. Von dieser kleinen Terrasse aus soll Galilei seine astronomischen Beobachtungen angestellt haben, was auch höchst wahrscheinlich klingt. Von hier aus also fügte er seinen zu Padua gemachten Entdeckungen jene der wechselnden Sichelgestalt des Planeten Venus bei und beschäftigte sich besonders eifrig mit der Beobachtung der Sonnenflecken. In die Zeit seines Aufenthaltes in der Villa delle Selve fällt auch die Verfassung und Herausgabe seiner Epoche machenden Schrift: „Geschichte und Erklärung der Sonnenflecken.“ —

Am 22. März 1614 verschied Salviati zu Barcelona. Bald danach verließ Galilei dessen in andere Hände übergehende prächtige Besitzung und kehrte nach Florenz zurück. Es ist, als ob mit dieser Uebersiedelung aus dem friedlichen, stillen Landleben in das bewegte der drängenden, wogenden Stadt der Friede von Galilei weichen sollte, um eigentlich nie mehr in sein gemartertes Gemüth wiederzukehren. Der Gelehrte stand am Vorabend seiner Verfolgungen. Neid, Mißgunst, Beschränktheit und Fanatismus hatten bereits das nöthige Brennmaterial zusammengetragen; es fehlte nur noch der Zünder, um dasselbe in hellodernde Flammen zu setzen. Ein bornirter, dummdreister Mönch sollte das nöthige Werkzeug hierzu abgeben. . . Nicht ohne Neugier betrat ich den Platz, wo sich jener Scandal abgespielt, welcher als der eigentlich erste Anstoß zum Eingreifen Rom's in die Copernicanische Frage anzusehen ist. Dieser Platz war die Kirche Santa Maria Novella in Florenz. Besonders genau besah ich mir die im Mittelschiffe befindliche, von Brunellesco selbst entworfene prachtvolle Marmoranzel mit den reichen Reliefs von Maestro Sazzaro. . . Am vierten Sonntage vor Advent 1614 hatte der Dominicanerpater Caccini diese kunstvolle Anzel bestiegen. Wie gebräuchlich, war er niedergekniet und hatte mit wohlvernehmlicher Stimme zuerst das Vaterunser, dann den englischen Gruß vorgesprochen, welche Gebete die versammelte Gemeinde fromm laut wiederholt; darauf hatte er sich erhoben und das Evangelium vorgelesen, welches der heutigen Predigt zu Grunde liegen sollte. Es war das 10. Capitel des Buches Josua, welches bekanntlich von Josua's wunderbarem Siege über die Amoriter handelt, da dieser der Sonne zurief: „Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond, im Thal Ajalon!“ was unwiderleglich darthun sollte, daß die Sonne und nicht die Erde sich bewege, sintemalen Josua jener und nicht dieser stille zu stehen befohlen — der Widerspruch der neuen Lehre mußte der Gemeinde sonnenklar in die Augen springen! Damit aber kein Zweifel übrig bleibe, auf Wen vor Allem die ganze Capuzinade gemünzt sei, hatte P. Caccini dieselbe mit den Worten aus dem 1. Capitel der Apostelgeschichte begonnen: „Ihr galiläischen Männer, was stehet Ihr und sehet gen Himmel?“ Was dann gefolgt, war eine grobe Philippica gewesen, in welcher der ergrimimte Prediger zuerst über die Anhänger der neuen „quasikeiserlichen“ Lehre und zum Schlusse über alle Mathematiker sammt und sonders den Stab gebrochen hatte, mit dem frommen Wunsche, dieselben möchten sämmtlich, da ihre Wissenschaft eine Erfindung des Teufels sei, und von ihnen alle Ketzereien ausgingen, von allen christlichen Staaten ausgeschlossen werden! —

Bezüglich dieses ehrenwerthen Ranzelredners habe ich bei meinem Aufenthalte in Florenz ein hübsches Geschichtchen vernommen. Dasselbe behandelt eigentlich die Entstehung des im Toscanischen sehr verbreiteten Sprüchwortes: „L'è la carità di Giovanni da San Giovanni“ („Das ist die Barmherzigkeit von Giovanni von San Giovanni“), hängt aber, wie wir gleich sehen werden, gar innig mit dem würdigen P. Caccini zusammen. Was die Bedeutung dieses Sprüchwortes anbelangt, so dürfte das Geschichtchen dieselbe am besten erläutern. Also: Es war einmal ein Maler, der hieß eigentlich Giovanni Mannozzi; da er aber im Fleckchen San Giovanni geboren war, so nannte man ihn allgemein Giovanni da San Giovanni. Seine Laufbahn war verwunderlich genug gewesen. Die Eltern hatten in ihm einen gestrengen Herrn Juristen heranbilden wollen. Das war aber gar nicht nach dem Geschmade des schnurrigen Knaben gewesen, der den ganzen Tag Kohle und Kreide nicht aus der Hand ließ und damit an passender und unpassender Stelle die drolligsten Figuren zeichnete. Sein Onkel, ein alter Landbedient, hatte ihn zur heilsamen Vertreibung dieser verderblichen Passion schon im sechzehnten Jahre in ein geistliches Gewand gesteckt und ihm die eigene fette Pfründe zugesprochen, sobald er nur die geistlichen Weihen empfangen haben werde. Aber Giovanni gelüftete weder nach der fetten Pfründe und noch viel weniger nach den Weihen. Um dieser Dranglage zu entgehen, stahl er in einer schönen Nacht des ersten Decenniums des 17. Jahrhunderts der Mutter Zwirnknäuel und ihre große Scheere, zertrennte sein geistliches Gewand und verwandelte dasselbe, so gut es eben ging, in ein profanes. Noch graute nicht der Tag, so hämmerte der Junge bereits ohne jede Rücksicht für den Schlummer der Nachbarn an eine Hausthür in der noch schlafbefangenen Stadt Florenz. Alda wohnte ein alter Canonicus, der Giovanni lieb gewonnen hatte und mit dessen Eltern gut befreundet war. Giovanni bat und beschwor den guten Alten so lange, bis dieser es auf sich nahm, zwischen dem Flüchtling und dessen Eltern Frieden zu stiften. Ja, es gelang dem braven Canonicus sogar, Giovanni bei Matteo Rosselli, dem berühmtesten Maler seiner Zeit, unterzubringen. Hier entwickelte sich das bedeutende Talent des jungen Schülers mit unglaublicher Raschheit. Eines Tages kamen drei Personen seinen Lehrer besuchen, der aber abwesend war. Als dieser heimkehrte, hatte Giovanni die Namen der Leute vergessen. Da er sah, daß dies seinen Meister nicht wenig verdroß, ergriff er den Bleistift, und flugs warf er in jeden Strichen die Bilder der Besucher hin, welche auch von Rosselli sehr wohl erkannt wurden. Kurz und gut, Giovanni war in nicht gar langer Zeit selbst ein vielgesuchter Maler geworden, berühmt wegen seiner feinen Bilder und vornehmlich wegen seiner bizarren Compositionen. Da geschah es, und zwar nicht allzulange, nachdem die berühmte Predigt Caccini's den Stein in's Rollen gebracht und sich in Folge dessen der erste Proceß gegen Galilei in Rom abgespielt hatte (1615—1616), daß Pater Caccini bei Giovanni im Auftrage des Klosters Santa Maria Novella ein Gemälde für dasselbe bestellte. Es sollte die Carità, die Barmherzigkeit, vorstellen. Giovanni versprach, Alles auf das Beste zu besorgen, und so harrten die frommen Väter dem Kunstwerke in Geduld entgegen. Aber sie warteten

lange — und es kam Nichts. Nun wurden sie ungeduldig und immer häufiger fragte Caccini bei Giovanni an, der stets erwiderte, das Bild werde demnächst fertig und wohlgelungen dem Kloster übergeben werden. Aber die Antwort Giovanni's blieb stets die gleiche, und eine Welle nach der anderen strich auf dem Oceane der Zeit dahin. Das hatte die doppelte Folge, daß einestheils die Ungebuld und Reugier der guten Väter immer mehr wuchs, andernteils in Giovanni die Lust immer reger wurde, dem ihm wie den meisten Florentinern seiner Umtriebe wider Galilei wegen verhaßten Pater Caccini einen artigen Streich zu spielen. Dies Verlangen ward bei Giovanni nur um so größer, als P. Caccini, über des Meisters Saumseligkeit aufgebracht, sich endlich an die Autorität des Großherzogs wandte, welcher den ihm wohlbekannten Künstler zu sich beschied und ihm bedeutete, es sei nun an der Zeit, seinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Giovanni eilte nach Hause, und siehe da, schon nach wenigen Tagen sandte er ein großes, gut verpacktes Bild nach Santa Maria Novella. Hier, im weiten KlosterSaale, versammelten sich die Väter und Brüder Dominicaner und auch eine erkleckliche Anzahl von Caccini's Freunden, welche dieser eingeladen hatte, der feierlichen Enthüllung des Bildes der Carità, gemalt von dem berühmten Maestro Giovanni da San Giovanni, beizuwohnen. Es kostete keine geringe Mühe, das Gemälde aus seiner sehr sorgfältigen Verpackung zu schälen. Endlich kam ein Theil desselben zum Vorschein. Aber, o Entsetzen! was grinste den erstaunten Anwesenden da entgegen: ein großer weißer Esel in drolligster Positur! Und nach dem weißen Esel entpuppte sich ein aschgrauer¹⁾ Esel und nach diesem ein weiß und schwarz gefleckter! Sämmtliche drei Esel aber trachten sich gegenseitig mit unnachahmlicher Grazie — *asinus asinum fricat!* — Man denke sich den Zorn der PP. Dominicaner über diesen offenbaren Schimpf, vor Allem aber die Wuth Caccini's. Spornstreichs eilte er zum Großherzog und führte bittere Klage gegen den übermüthigen Maler. Cosmus II. aber, welcher denselben liebte, suchte Caccini zu beruhigen, bezahlte ihm das dem Künstler entrichtete Darangeld und erstand dann selbst das wunderliche Bild, indem er dem Maestro Giovanni hundert Scudi übergeben ließ. Nun wäre es den Vätern Dominicanern und insonderlich P. Caccini am liebsten gewesen, wenn man von der ganzen fatalen Sache möglichst wenig mehr gesprochen hätte. Allein ganz Florenz erzählte sich lachend den lustigen Streich des Witzholdes und freute sich des dem verhaßten P. Caccini angethanen Schabernacks. — Das Geschichtchen wanderte von Mund zu Mund durch ganz Toscana, und so kam es, daß, wenn von einem Werke der Barmherzigkeit von sehr zweifelhaftem Werthe die Rede war, man dasselbe einfach bezeichnete: „L'è la carità di Giovanni da San Giovanni“ — „Das ist die Barmherzigkeit von Giovanni von San Giovanni“!²⁾ — — —

¹⁾ Diese Farbe heißt im Italienischen bigio; das ist aber ein doppelstinniges Wort, welches auch böse, tückisch bedeutet. Zudem verstand man unter dem Ausdruck: *andare al bigio*, *mettere al bigio*, in die Inquisition bringen, bei der Inquisition verklagen. — Die Ordenskleidung der Dominicaner ist bekanntlich weiß mit einem schwarzen Mantel und schwarzer, spitziger Capuze; die Personification im ersten und im dritten Esel war also klar.

²⁾ Siehe darüber: „*Due proverbi storici Toscani illustrati da Giuseppe Palagi.*“ Firenze 1876.

Galilei hatte sich im December 1615 freiwillig nach Rom begeben, um all' den dort gegen ihn angestellten Ränken der PP. Sorini, Caccini und Consorten persönlich zu begegnen. Es war ihm auch vollkommen gelungen, die nichtswürdigen Neze seiner Feinde zu zerreißen; aber er hatte nicht vermocht, ein Decret der Indexcongregation hintanzuhalten, welches die Meinung der doppelten Erdbewegung für „falsch und der heiligen Schrift geradezu widersprechend“ erklärte und solche Bücher, welche dieselbe als wahr behandelten, schlechterdings verbot und verdamnte, jene hingegen, die sich durch leichte Aenderungen auf den hypothetischen Standpunkt zurückführen ließen (wie z. B. Copernicus' Werk: „Von den Bewegungen der Himmelskörper“), bis zur geschehenen „Correctur“ suspendirte. Ueberdies war Galilei im Auftrage des Papstes und der Congregation des heiligen Officiums vom Cardinal Bellarmin persönlich verwahrt worden, daß die also der heiligen Schrift widersprechende Lehre weder vertheidigt noch festgehalten werden dürfe. Er kehrte mit schwerem Herzen aus Rom zurück. Die Lebensader all' seiner wissenschaftlichen Forschungen war ihm unterbunden, da er von jener Lehre des Weltbaues, die ihn ganz erfüllte, nur im Sinne einer schemenhaften Hypothese reden durfte, welche keinen anderen Zweck haben sollte, als die astronomischen Berechnungen zu vereinfachen! Die Jahre von 1617 bis 1631, diese Epoche zwischen seinen beiden Inquisitionsprozessen, brachte Galilei in der nur eine halbe Miglie außerhalb Florenz auf den lieblichen Hügeln von Bellosguardo gelegenen Villa Segni zu. Hier verharrte er die ersten sieben Jahre der Oeffentlichkeit gegenüber in unmuthigem Schweigen; dann aber, durch die Thronbesteigung seines warmen Bewunderers und eifrigen Gönners, des Cardinals Maffeo Barberini als Papst Urban VIII., von den frohesten Hoffnungen erfüllt, publicirte er seine mit Recht als ein wahres Meisterstück seiner wissenschaftlicher Dialectik berühmte Schrift: „Il Saggiatore“; von hier aus eilte er im Jahre 1624 nach Rom, dem neuen Oberhaupte der christ-katholischen Kirche seine Glückwünsche und Huldbigung darzubringen; hier endlich verfaßte er sein unsterbliches Werk: „Dialog über die beiden wichtigsten Welt-systeme.“ — — —

Es läßt sich nicht leicht etwas Reizenderes denken, als die lachenden, blumigen Hügel von Bellosguardo, durchzogen von den hellgrünen Ulmen- und Maulbeeralleen und übersäet von glänzenden, schimmernden Willen. Zeichnet sich die an dunklem Walde lehrende Villa delle Selve durch einen gewissen Ernst aus, so athmet hier um die Villa Segni hingegen die Natur Frohsinn und Heiterkeit. Es ist, als dürften hier auf diesen duftigen, blumenbekränzten Höhen nur glückliche Menschen wohnen, die frei von jeder Sorge an nichts Anderes zu denken hätten, als ihr Leben in ungetrübter Fröhlichkeit und munterem Getändel zu verbringen. . . Als ich die Fahrstraße Via di Bellosguardo bis zur ersten Wegtheilung verfolgt hatte, fragte ich einen starkleibigen Portier mit goldbetrefter Mütze, der nachlässig an dem Parkeingange einer Villa lehnte, wo sich die einstige Villa Galilei befände. „Es ist diese hier,“ antwortete der Mann, ohne sich dabei im Geringsten in seiner bequemen Stellung zu stören. Ich sagte ihm, ich wünsche das Gebäude zu sehen, was aber seinerseits ein sehr energisches Kopfschütteln zur Folge hatte, mit der bestimmten Antwort: „Qui non si passa.“

Das Haus gehört Seiner Excellenz dem Herrn General Zoubov, der aber jetzt, da Krieg ist, im Dienste des Zars in Rußland weilt. Die Signora ist also allein und kann daher keine Fremden empfangen.“ Trotz dieser in nicht eben sehr zuvorkommendem Tone gegebenen Auskunft ließ ich mich nicht abschrecken und sandte der Frau Generalin meine Karte, mit der Bitte, in Rücksicht auf wissenschaftliche Interessen die Besichtigung ihres Eigenthumes zu gewähren. Nur widerwillig entschloß sich der Thortwart, die Karte hinauszutragen; doch endlich bewegte er sich langsam die lange Allee, welche zum Wohngebäude führte, hinan . . . Also die Menschen hier oben, umgeben von der blühendsten, lachendsten Natur, blieben von Sorgen doch nicht verschont wie jene unten im Thale! Der Mann im Kriege, und in welchem Kriege! Frau und Kinder in der Fremde, vielleicht täglich in tödtlicher Angst dem Postboten entgegenharrend. Ich wurde in diesen Gedanken durch einen Kammerdiener unterbrochen, der sehr eilig herabkam, — viel eiliger, als der Herr Portier hinaufgewandelt — und mich im Auftrage der Frau Generalin sehr höflich einlud, die Besichtigung in Augenschein zu nehmen, Ihre Excellenz selbst ließe sich entschuldigen, da sie in Abwesenheit ihres Gemahls nicht empfangen. So schritt ich denn die schöne Allee hinan, welche in sehr hübsche Parkanlagen mündet. Aus denselben heraustratend, befand ich mich einer prachtvollen Villa gegenüber, deren äußerst elegant-moderner Baustil aber unzweideutig verräth, daß sie seit Galilei's Zeiten umfassende Veränderungen erfahren haben muß, was mir auch mein Führer bestätigte. Die innere Einrichtung, Zimmereinteilung u. s. w. sind völlig neu; der Außenbau ist so vielfach renovirt und verschönert worden, daß vom ursprünglichen Gebäude nur ein dürftiger Kern übrig blieb, der sich aus dem jetzigen Prachtbau schwer ausschälen läßt; auch der weite Garten, der die Villa umschließt, erscheint als ein äußerst geschmackvolles Werk moderner Cultur. Was sich aber ewig gleich geblieben, ist das herrliche Panorama, welches sich von hier aus dem entzückten Auge darbietet. Bello sguardo — schöner Blick! Ja, wahrhaft mit Recht trägt dieser Platz seinen Namen, so treffend wie selten einer. Dicht im Vordergrunde die grünen, blüthendurchwirkten Gehänge des Hügels mit seinen blinkenden Häusern; weiter, ernst, ja düster, das cypressenumschlossene graue Gemäuer von Monte Olivinto, dann zur Rechten die Laubkronen und dunklen Piniendächer der Boboligärten und noch weiter auf luftiger Bergeshöh' San Miniato und Michelangelo's Bastionen; dann folgt ein wirres Häusermeer, aus dem zahlreiche schlanke Kirchtürme gegen Himmel streben, während, alle überragend, Brunellesco's Kuppel elegant und ehrfurchtgebietend zugleich sich in die blauen Lüfte schwingt; über Florenz hinaus glihert ein Silberband zwischen grünen Auen und Wiesen, bis es weit, weit gegen Sonnenuntergang hin sich in einem unabsehbar langen Dämmerstreif verliert — die Apenninen. — Galilei war auch nicht der einzige große Geist gewesen, der sich von solch' seltener Fülle von Naturreizen hatte so sehr bestricken lassen, daß er diesen prächtigen Punkt auf längere Zeit zu seinem Heim gewählte. Noch zwei Männer haben hier einen Abschnitt ihres Lebens hindurch gestrebt und gewirkt, deren Namen in der Geschichte der Humanität stets ihren Platz einnehmen werden: Leonhard

Euler, der berühmte Mathematiker, und Ugo Foscolo, der edle Sänger des Hohenliedes „dei Sepolcri“, der glühende Patriot, welcher zuerst den Gedanken einer politischen Wiedergeburt Italiens in begeisterter Weise zum Ausdruck brachte. Links und rechts vom Hauptportale der Villa in zwei Nischen halten die schön ausgeführten Marmorbüsten Galilei's und Euler's gleichsam Wacht. Breite, kunstvoll geschnittene Marmortafeln mit gut gewählten Inschriften preisen die Verdienste der beiden Unsterblichen und erinnern, daß dieselben einstens diese Stätte bewohnt. Ein gleiches Zeichen sinniger Pietät ist dem Dichter des „italienischen Werther“¹⁾ auf der rechten Seitenfront des Gebäudes gesetzt. —

Gegen Ende des Jahres 1631 verließ Galilei diesen herrlichen Sitz und mietete, um seinen beiden Töchtern näher zu sein, welche im Kloster San Matteo in Arcetri den Schleier genommen hatten, die seinem ehemaligen Schüler Frau Martellini gehörige kleine Villa, genannt „il Gioiello“ (der Juwel), für den geringen Betrag von fünfzehn Scudi jährlich. Dieselbe befindet sich nämlich auf den Vellosguardo gegenüberliegenden Hügeln von Arcetri und nur eine Büchsenchußweite vom Kloster San Matteo entfernt. Allein als freier Mann hat Galilei diesen Landaufenthalt nur kurze Zeit bewohnt, und zwar blos in den Sommermonaten des Jahres 1632. Vom 1. October 1632 an, da er durch den P. Inquisitor von Florenz den Befehl erhielt, sich dem heiligen Tribunal zu stellen, blieb er auf immer dem furchtbaren Gerichte verfallen. —

VI.

Wir wissen, daß Galilei gleich nach seiner Verurtheilung und Abschwörung in die Villa Medici auf Trinità de Monti in Rom verwiesen ward. Von hier aus richtete er bald darauf eine Bittschrift an den Papst, worin er ansuchte, „den ihm bei Rom als Gefängniß angewiesenen Ort gegen irgend einen anderen in Florenz vertauschen zu wollen.“ Eine solche Gnade hielt aber Urban VIII. noch für verfrüht, und nur mit Mühe gelang es dem toscanischen Gesandten Niccolini, wenigstens die Strafänderung zu erwirken, daß Galilei Rom verlassen durfte und nach Siena in das Haus des Erzbischofs Ascanio Piccolomini (den wir schon als Schüler Galilei's in Padua kennen gelernt) verbannt wurde. Am 9. Juli 1633 war Galilei hier wohlbehalten eingetroffen und von Ascanio Piccolomini, seinem treuen Verehrer, in der herzlichsten Weise empfangen worden.

Ich unterbrach meinen Aufenthalt in Florenz und begab mich nach Siena, um da nach Erinnerungszeichen an die Gegenwart Galilei's zu forschen, der ja hier an sechs Monate gewilt. Vor Allem hoffte ich, seine Spuren im erzbischöflichen Palaste, seinem engeren Verbannungsorte, zu finden. Doch diesmal ging ich einer völligen Enttäuschung entgegen. Rechts vom weltberühmten Dome Siena's, diesem Wunderwerke der Architektur, durch einen kleinen Platz von demselben getrennt, erhebt sich wol ein kolossales Gebäude, der erzbischöfliche Palast; doch ist es nicht mehr derselbe, der Ascanio Piccolomini und seinen Gefangenen Galilei beherbergte. Der antike Palast stieß unmittelbar an den heute

¹⁾ „Ultima lettera di Jacopo Ortis.“ (1802.)

mit prachtvollen weißen und schwarzen Marmorplatten belegten Kirchturm, ja beide Baulichkeiten hatten früher zusammengehört. Der Thurm, ein einstmaliger sogenannter Adelsthurm (mit dessen Besitz nämlich das Adelsrecht sich verband), sammt dem anstoßenden Palaste waren ein gemeinsames Eigenthum der adeligen Familien Forteguerri und Bisdomini gewesen und von diesen im Jahre 1284 gelegentlich der Erweiterung des Domes der Commune von Siena durch freiwillige Donation überlassen worden. Der Adelsthurm wurde im Verlaufe des großartigen Baues zum Kirchturme umgewandelt, der Palazzo zum Sitze der Bischöfe und Erzbischöfe der Sienischen Metropole bestimmt. Dieses Gebäude nun haben Ascanio Piccolomini und Galilei bewohnt; doch muß dasselbe damals schon in ziemlich defectem Zustande gewesen sein, da bereits fünf- undzwanzig Jahre später Papst Alexander VII., der aus dem edlen Geschlechte der Chigi aus Siena stammte, den ganzen Palast wegen drohenden Einsturzes auf eigene Kosten vollständig demoliren ließ. Der Raum, den derselbe eingenommen, wurde mit Marmorplatten belegt und das neue Gebäude, die heutige bischöfliche Residenz, von der Kirche etwas zurückgeschoben, so daß jener schon erwähnte Zwischenplatz entstand. — Was den erzbischöflichen Garten anbelangt, in welchem sich Galilei mit Ascanio und seinem gelehrten Freunde Alessandro Marsili in hochanregenden Gesprächen ergangen haben soll, so hat ein solcher als Eigenthum der fürstbischöflichen Residenz niemals existirt. Alles, was ich darüber in Erfahrung bringen konnte, ist, daß ein Erzbischof Antonio von Siena am 2. April 1409 mit dem Vorsteher der Casa dell' Opera (d. i. Bauhütte des Domes) einen Miethscontract abschloß, in welchem ihm unter Anderem ein kleiner, in der Nähe des Palastes gelegener Garten mit einem ziegelgedeckten Lusthause um den jährlichen Pachtzins von zwei Goldgulden auf Lebenszeit überlassen wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Nachfolger Antonio's diesen Vertrag bis zur Demolirung der alten Residenz stets erneuerten, wo dann auch jenes Gärtchen verbaut ward.¹⁾ —

Bis gegen Mitte December 1633 hatte Galilei's gezwungener Aufenthalt in Siena gewährt; um diese Zeit war ein Versuch Niccolini's, seines unglücklichen Freundes völlige Begnadigung von Urban VIII. zu erwirken, an dem eisenharten Sinn dieses Papstes zwar gescheitert, hatte aber wenigstens die Verbannung Galilei's in seine Villa nach Arcetri zur glücklichen Folge. Allein die Drachensaar, welche Jesuitenhaß und theologische Ueberhebung in Rom auf Galilei's Lebensweg gestreut, sollte noch nicht aufhören, ihre Gifthalme hervorzuschießen. Zuerst traf sie mit feinertwogener Berechnung in Galilei den Gelehrten; der helle, kirchengefährliche Glanz seines Ruhmes sollte durch Inquisitionsproceß, Verurtheilung, Abschwörung und lebenslängliche Gefangenschaft verdunkelt werden; jetzt traf sie berechnungslos, aber in jener zwingenden Consequenz, mit welcher Böses stets Böses nur gebärt, in Galilei den Vater. Seine Lieblings Tochter Polissena, oder nach ihrem Klostersnamen Maria

¹⁾ Ich verdanke diese Aufschlüsse der großen Gefälligkeit des erzbischöflichen Herrn Archivars Benedetto Spinelli, welcher die Güte hatte, für mich darüber eine eigene Denkschrift ausarbeiten, der die obigen Notizen entnommen sind.

Geleste, welche mit abgöttischer Liebe und Verehrung an ihrem Vater hing, hatte sich während der Zeit, da derselbe vor dem unheimlichen Tribunale stand, in Angst und Sorge um den geliebten Vater so abgehärmt, daß sie schon drei Monate nach seiner Rückkehr nach Arcetri unter den Folgen dieser langandauernden furchtbaren Aufregung zusammenbrach, um sich nicht wieder aufzurichten. In den letzten Tagen des März 1634, da draußen die Natur erwachte, Alles grünte und blühte, die Vögelin verliebte Pieder sangen: da senkte eine dunkle Nonnenschar eine heimgegangene Schwester in die kühle Erde ihrer Klosterkirche. Die Nonnen priesen in ernstem Chorgefange die Hingeschiedene glücklich und empfahlen sie der göttlichen Barmherzigkeit. Am Rande des Grabes stand aber eine ehrwürdige Greisengestalt, mit gebleichtem Haare und hoher, kummerdurchfurchter Stirn und weinte um ihr todttes Kind. —

Galilei's körperlicher Zustand, welcher schon seit Jahren ein sehr übler war, gestaltete sich unter der Wucht solcher Erschütterungen immer besorgniß-erregender. Sein Bruchleiden trat heftiger denn je auf, seine alten Gliederschmerzen und Gichtanfalle quälten ihn Tag und Nacht. Dazu kam noch ein Augenleiden, das mit erschreckender Schnelligkeit fortschritt. Vier Jahre lang flehte der alte, schwerleidende Mann vergebens, Seine Heiligkeit möge ihm wegen einer bequemerer ärztlichen Pflege gestatten, sein Häuschen in Florenz zu beziehen, das ja ohnedies in einer öden, entlegenen Stadtgegend sich befand. Urban VIII., welcher, Dank der feingespinnnen Jesuitenränke, ein persönlicher Feind Galilei's geworden war, zeigte sich unerbittlich; das Wort Erbarmen kannte der Römische Sprachgebrauch nicht. Und der Großherzog Ferdinand II. von Toscana begnügte sich, seinen großen Unterthan aufrichtig zu bemitleiden, ja verschmähte es sogar nicht, seine Bitten mit jenen des armen Gefangenen beim heiligen Stuhle zu vereinigen — aber der souveräne Fürst duldete gehorzaam die Römische Grausamkeit mitten in seinem Staate, gerade unter seinen Augen, nicht anders, als wäre er ein Vasall des Papstes gewesen. — Erst als völlige Nacht sich über diese Augen gesenkt, welche in drei Jahrzehnten am Firmamente mehr erschaut, als früher die der ganzen Menschheit in drei Jahrtausenden; erst als der Inquisitor von Florenz nach Rom berichtete: „Galilei ist so herabgekommen, daß er mehr einem Leichnam, als einem lebenden Menschen gleicht,“ erst da glaubte Urban VIII. einen Aufenthalt Galilei's in Florenz nicht mehr fürchten zu müssen. So erhielt er denn endlich Anfangs März 1638 die längst ersehnte Erlaubniß, doch mit der strengen Vorchrift, „bei Strafe lebenslänglicher wirklicher Excommunication nicht in die Stadt auszugehen und mit Niemandem, wer es auch immer sei, über die verdammte Meinung der doppelten Erdbewegung zu sprechen“.

VII.

Den Ponte Vecchio, diese älteste Ueberbrückung des Arno, überschreitend und ein Stückchen der Via Guicciardini zurücklegend, gelangt man in der zweiten Seitenstraße links zu einem kleinen Platz, auf welchem sich die uralte Stiftung S. Felicità erhebt. Neben der Kirche beginnt die schmale, von un-

scheinbaren Häusern eingefasste Via della Costa ziemlich steil hinaufzusteigen. Den Tag, nachdem ich mit meiner Ausbeute negativer Resultate aus Siena zurückgekehrt, bewegte ich mich diesen schlechtgepflasterten Weg hinauf. In diesem menschenleeren, düsteren Stadttheil lugt ein Stück graues Mittelalter in unsere lichte, glänzende, moderne Zeit herein. Man steigt ziemlich lange die einsame Gasse empor, bis man zu einem Häuschen Nr. 13 rechter Hand gelangt, das leider vor Neuheit strahlt und nur noch den Platz bezeichnet, wo einst das alte Wohnhaus Galilei's in Florenz gestanden. Das kleine, sauber getünchte Gebäude mit seinen hellgrünen Jalousien macht heute, besonders in seiner traurigen Umgebung, einen äußerst freundlichen Eindruck. Von der alten Zimmereinteilung ist keine Spur geblieben, und nur das verwahrloste Gärtchen, in seiner unbeholfenen, dreieckigen Form, umschlossen von verfallenen, niederen Mauern, sowie der hier befindliche, noch gut sichtbare Ueberrest eines Sonnenquadranten erzählen stumm von längstvergangenen Zeiten. Galilei pflegte seit jeher die Zeit, wo er sich nicht auf dem Lande aufhielt, hier in seinem stillen Häuschen zu verbringen. Es diente ihm dies gleichsam als Absteigquartier in der Stadt, da er ja zumeist außerhalb derselben weilte. Freilich blieb er aber hier auch oft Wochen, ja Monate lang, wenn entweder der Winter sehr streng war oder Beschäftigungen ihn in der Stadt zurückhielten. Im März 1638 betrat der vierundsiebzigjährige Greis dieses Heim in einem wahrhaft bejammernswerthen Zustande. Die Augen waren unwiederbringlich erloschen, dabei hochentzündet und beständig fließend, schwere Bruchbänder umschlossen seinen Leib und heftige, nie aussetzende Schmerzen peinigten seine Glieder. Kein Schlaf schloß diese umnachteten Augen, erquickte diesen gebrochenen Körper, so daß die Auflösung des verehrten Greises demnächst bevorstehend schien. Er selbst, obwol trotz all' dieser körperlichen Qualen geistig rastlos thätig, glaubte sich seinem Ende nahe und dictirte am 21. August 1638 vor Notar und Zeugen sein Testament, worin sein letzter Wunsch lautete, in der Kirche Santa Croce in der Familiengruft der Galilei, an der Seite seines großen Ahnes, des als Arzt sehr berühmt gewesenen Galileo, beigesetzt zu werden. Am 8. September eilte der Großherzog Ferdinand II., welcher ja Galilei wahrhaft zugethan war und nur, gleich allen seinen Mitregenten in Italien, nicht die Kraft besaß, Uebergriffe Rom's abzuwehren, an das Krankenlager des großen Astronomen und reichte ihm mit eigener Hand den Heiltrank. Zum Andenken an diesen schönen Zug, welcher Denjenigen am meisten ehrte, der sich trotz fürstlicher Majestät vor der höchsten Majestät, dem Genius, beugte, ist heute über der schmalen Eingangsthür des bescheidenen Häuschens eine Marmortafel angebracht mit der Inschrift:

**Qui ove abitò Galileo
Non sdegnò piegarsi alla potenza del genio
La Maestà di Ferdinando II.
Dei Medici¹⁾.**

¹⁾ „Hier, wo Galileo wohnte, verschmähte nicht, vor der Macht des Genius sich zu beugen die Majestät Ferdinand des II. von Medici.“

Galilei war bekanntlich ein gottesgläubiger Katholik aus tiefinnerster Ueberzeugung, was auch mit ein Grund gewesen, daß er, sobald die Theologie auf den Kampfplatz gerufen worden war, sich so eifrig bestrebt zeigte, den Wortlaut der heiligen Schrift in Uebereinstimmung mit seinen naturwissenschaftlichen Entdeckungen auszulegen. Es diente ihm selbst zur Beruhigung, wenn er die „Wahrheit“ in der heiligen Schrift mit der Wahrheit in der Natur in Einklang zu bringen vermochte. So verlangte ihn in seiner Krankheit und Gefangenschaft danach, an hohen Festtagen, wenn es sein Zustand irgendwie gestattete, in einem nahen Kirchlein den heiligen Functionen beizuwohnen. Aber selbst hierzu bedurfte es der ausdrücklichen Erlaubniß des heiligen Officiums, da Galilei, um zu der allerdings nur zweihundert Schritte unterhalb seines Hauses gelegenen Kirche zu gelangen, die Schwelle seines Gefängnisses überschreiten mußte. Auch erhielt der Inquisitor von Florenz den Auftrag, wohl darauf zu achten, daß Niemand in jenes Gotteshaus zugelassen werde, so lange Galilei darin seine Andacht verrichte. — Da ich an jenem, heute meist geschlossenen Kirchlein vorüberging, konnte ich mich nicht enthalten, bei dem in der Nähe wohnenden Mesner die Glocke zu ziehen und ihn zu ersuchen, mir den stillen Tempel zu öffnen. Gefällig und geschwätzig, wie alle armen Leute in Italien, denen man etliche Solbi in die Hand drückt, erzählte mir das kleine, behende Männchen während des Hinübergehens, daß das Kirchlein Lo spirito santo di San Giorgio heiße, ehemals zu einem Kloster gehörte, in welchem aber jetzt die Soldaten seien, und daß hier „für unseren großen Galileo an Sonn- und Feiertagen eine eigene Messe gelesen wurde, bei welcher niemand Anderer zugegen sein durfte.“ Dabei steckte er den alten, wunderlichen Schlüssel in das Schloß, und die Thür drehte sich singend in ihren verrosteten Angeln. Matt erleuchtet, öde, schweigsam lag der nicht allzu große Raum da, in welchem unsere Schritte melancholisch widerhallten. Es ist ein interessantes altes Kirchlein, das nur geringe Spuren von Renovierung an sich trägt. Ein kleiner, ärmlicher Hochaltar, einige schlecht geschnitzte hölzerne Heilige in sehr verblichenen Farben, im Schiffe mehrere Reihen einfacher Betstühle — dies die ganze Einrichtung des Gotteshauses, das seine historische Weihe durch den Gedanken erhält, in diesem traurigen Tempel habe Galilei sein Gebet verrichtet . . . Wie er wol dabei Urban des VIII., seines ehemaligen Freundes und Gönners und später unveröhnlichen Feindes, gedacht haben mag? — —

Allen gehegten Befürchtungen entgegen besserte sich das Befinden Galilei's wieder; ja, dasselbe gestaltete sich so lieblich, daß man ihn plötzlich im kältesten Wintermonat, Anfangs Januar 1639, nach seiner Villa in Arcetri ziehen sah — um sie lebend nicht mehr zu verlassen. Wol auch wieder eine zarte Vorseege Rom's, wenn dies sich auch nicht eben documentarisch nachweisen läßt! Galilei blieb ja nicht mehr einem „Leichnam“, sondern einem „lebenden Menschen“, der noch überdies sich fortwährend mit Naturwissenschaft beschäftigte — für einen derartigen „lebenden Menschen“ hielt man in Rom die beständige Sandluft für entschieden zuträglich, als den Aufenthalt in der Stadt! — —

Von der Via della Costa herabsteigend, lenkte ich nun meine Schritte dahin, wo Galilei seine letzten Lebensjahre zugebracht — nach Arcetri. So

wanderte ich denn an dem grandiosen Palazzo Pitti vorüber die endlose, eben nicht allzuschöne Via Romana hinab, durchschritt den hohen Thorbogen der Porta gleichen Namens und schlug dann den breiten Weg zur Linken ein, welcher zwischen einer herrlichen Allee von Cypressen und Steineichen zum prächtigen, einst großherzoglichen Lustschlosse Poggio imperiale hinaufführt, das heute ein adeliges Mädcheninstitut beherbergt. Höher und höher stieg ich hinan; jetzt kam ich an der erst vor wenigen Jahren erbauten, sehr schön eingerichteten Specola (Sternwarte) vorüber, deren Direction mich für diesen Abend zum Besuche des Observatoriums freundlich eingeladen hatte. Wenige Schritte weiter mündet die sehr schmal gewordene Straße in einen kleinen Platz. Rechter Hand führt der Weg weiter nach Arcetri, links über Viale de' Colli nach Florenz zurück. Mir gegenüber aber, zwischen der Wegtheilung, erhob sich ein schmaler Thorbogen mit der seltsamen Ueberschrift: „Torre del Gallo o di Galilei“ d. h. „Thurm des Hahnes oder Galilei's“! Der Unterschied zwischen dem Worte Hahn und dem Namen Galilei tritt eben im Deutschen viel schärfer hervor als im Italienischen — deshalb mag auch vielleicht der deutsche Forscher entschuldigt sein, wenn er an der absoluten Wahrhaftigkeit der Tradition, welche sich an diese Torre knüpft, bescheiden zu zweifeln wagt. Einige hundert Schritte hinter dem Thorbogen, auf einer die ganze Gegend weit beherrschenden Anhöhe, erblickte ich schon die weißen Wände der Villa und daran anstoßend einen altersgrauen Thurm, auf dessen Zinnen ein riesengroßer, pechschwarzer Wetterhahn um eine hohe verrostete Eisenstange knarrte. Galilei soll nun, wie die Sage meldet, in der Zeit seines Aufenthaltes in Arcetri von diesem günstigen Punkte aus zum Oesteren seine astronomischen Beobachtungen angestellt und von hier aus auch die Schwankungen (Titubation) der Mondkugel entdeckt haben. Zu dieser Tradition hätte ich bloß zu bemerken, daß Galilei jedenfalls — wenn überhaupt — nur im Sommer 1632, da er sich noch körperlich verhältnißmäßig wohl befand und als freier Mann in Arcetri lebte, diesen Thurm, welcher damals der mit Galilei befreundeten Familie Sanfredini gehörte, als Observatorium benutzt haben kann — keinesfalls mehr nach 1633, wo er ein, wie wir wissen, sehr kurz gehaltener Gefangener der Inquisition war, und wo sein physischer Zustand ein viel zu schlechter erschien, als daß der schwer leibbrüchige, gichtgeplagte Greis den doch immerhin nicht ganz nahen Weg von seiner Villa bis zur Torre zurückgelegt und dann noch deren nichts weniger als bequeme Erstiegung unternommen hätte. Was nun insbesondere seine angeblich von da aus gemachte Entdeckung der Titubation des Mondes anbetrifft, so ist dieselbe erst 1637 erfolgt, womit also der Tradition, wie sie gewöhnlich die uralten Mauern des Thurmes umrankt, nach den vorausgegangenen Erwägungen herber Abbruch geschieht. Aber immerhin bleibt noch die tröstliche Möglichkeit, daß der große Astronom doch wenigstens im Sommer 1632 den Hahnenthurm, der schon in der Belagerung von Florenz 1529—1530 als starkes Vorwerk der Truppen Karl's V. eine historische Rolle gespielt, mit dem Fernrohr in der Hand bestiegen. Freilich bleibt es auffallend, daß in sämtlichen Correspondenzen Galilei's jenes Thurmes mit keiner Silbe Erwähnung geschieht und man bis heutigen Tages,

trotz alles Suchens und Forschens, überhaupt kein Document gefunden hat, das jene Sage irgendwie bestätigen würde. Doch in Ermangelung directer Gegenbeweise kann diesmal auch der Historiker mit der etwas rectificirten Tradition Frieden schließen, was der liebenswürdige Eigenthümer der Torre del Gallo, Graf Paul Galletti, dem ich jetzt meinen Besuch abstattete, gewiß mit lebhafter Genugthuung begrüßen dürfte. Conte Galletti, ein junger, feingebildeter Mann, ist nämlich, wie alle auf gleicher geistiger Höhe stehenden Italiener, ein begeisterter Verehrer Galilei's; und der Gedanke, daß dieser größte Gelehrte Italiens wiederholt von jenem Thurme aus, nunmehr des Grafen Eigenthum, seine Blicke gegen das Himmelszelt gerichtet, erfüllt den heutigen Besitzer mit freudigem Stolz. Seit Jahren schon sammelt Conte Galletti mit unermüßlichem Eifer und wahrhaft rührender Pietät Andenken an den todtten Heros der Wissenschaft und schmückt damit das Thurmzimmer, in welchem ja derselbe einstens seine astronomischen Berechnungen angestellt haben kann. Mit leuchtendem Blicke zeigte mir Graf Galletti seine Schätze: verwitterte Bilder, vergilbte Blätter, unter welchen letzteren sich interessante Documente befinden¹⁾. Diese reiche Sammlung darf als ein Verdienst um die Wissenschaft bezeichnet werden, und dies um so mehr, da dieselbe Jedermann zur Ansicht zugänglich ist. Als das interessanteste Erinnerungszeichen in dieser Stube erscheint die ausgezeichnete Gipsbüste Galilei's, die älteste und beste, welche überhaupt existiren soll. Doch die Krone all' dieser Schätze findet sich nicht in dem Thurmgemache, sondern im Wohnzimmer des Grafen Galletti selbst: das prachtvolle, vollkommen gut erhaltene Original-Ölbild Galilei's, aufgenommen im Jahre 1636 von dem berühmten Maler Sustermann, der damals auch in Arcetri und zwar in der Nachbarschaft Galilei's wohnte. Das Bild ist ein Meistertwerk, und lange konnte ich mich nicht von diesem Gemälde trennen, das mir die Gestalt Galilei's so lebensvoll wie noch nie vor Augen geführt²⁾. Endlich verabschiedete ich mich von dem liebenswürdigen Hausherrn und setzte meinen unterbrochenen Weg nach Arcetri fort.

Zuerst kam ich an einigen eleganten Villen, dann an etlichen kleinen Häusern vorbei, jetzt an einer schmutzigen Schankwirthschaft, über welcher mit unbeholfenen Lettern die Aufschrift „Cafeo Galileo“ prangte, und einige Schritte weiter in der Mauernische einer hübschen, blanten Villa stand die Büste Galilei's mit einer langen Inschrift darunter — ich befand mich vor dem „Giojello“, dem „Juwel“ Galilei's . . . Das war vor zweihundertvierundvierzig Jahren, wie heute noch, ein freundliches kleines Gebäude mit einem ebenerdigen und einem oberen Geschoße. Doch nur das untere wurde von Galilei bewohnt, das obere diente höchstens den Dienern und Mägden zur Unterkunft. Durch ein gewölbtes Thor von alter, schöner Architektur, zu

¹⁾ Die große Gefälligkeit des Grafen Galletti wird mich noch in Stand setzen, alle wichtigen Schriftstücke wissenschaftlich zu verwerten.

²⁾ Bezüglich dieses Bildes ist zu bemerken, daß Sustermann im Jahre 1636 im Auftrage des Großherzogs Ferdinand II. von Toscana ein Porträt Galilei's aufnahm; dieses befindet sich in der Galleria Pitti und ist kleiner, als jenes in der Torre del Gallo, das von Kennern ebenfalls für eine Originalarbeit Sustermann's erkannt wird.

welchem einige Steinstufen hinaufführten, gelangte man zuerst in eine gedeckte, von Wandpfeilern getragene Halle, wo eine andere Thür in das ebenerdige Geschoß selbst führte. Dasselbe bestand aus vier Räumlichkeiten und zwar aus einem größeren und einem daran stoßenden kleineren Saale, einem Gange und einem Zimmer, welches das Schlafgemach Galilei's gewesen sein soll. Von den beiden Flügeln des Hauses aus gingen zwei ziemlich lange, gedeckte Hallen, wovon jene zur Linken von breiten Steinsäulen, jene zur Rechten von Arcaden getragen wurde. Ueber diesen Hallen oder Loggien, in gleicher Höhe mit dem oberen Stockwerke, liefen wieder solche Galerien, nur diesmal von schwächeren Säulen gestützt. Den Raum zwischen den Loggien vor dem Hause nahm ein kleiner Blumengarten ein, welchen Galilei selbst mit regem Eifer und der größten Sorgfalt pflegte. War ihm doch die Gärtnerei zeitlebens eine der liebsten Zerstreuungen gewesen. Die Villa von heute zeigt insofern ein anderes Bild, als die Seitenloggien verbaut und daraus Zimmer hergestellt worden sind und die eine Flanke sogar ein Thürmchen zugebaut erhalten hat. Auch erfüllt das obere Stockwerk heute alle, selbst die weitgehendsten Ansprüche auf Wohnlichkeit. Die Eintheilung im unteren, historisch allein interessanten Geschoße ist aber, Dank der Liebe und Verehrung, welche der Italiener den Unsterblichen seiner Nation in so hohem Maße, wie vielleicht kein anderes Volk, zollt, unangetastet geblieben¹⁾. — In diesen Räumen hat Galilei sein für die Wissenschaft bedeutsamstes Werk, seine unvergänglichen „Dialoghi delle Nuove Scienze“ niedergeschrieben; von hier aus entdeckte er schon halbbblind die Schwantungen der Mondkugel; hier endlich dictirte er am 2. Januar 1638 an seinen berühmten Freund Diocati die verzweifelten Worte: „... Ach, verehrter Herr, Galilei, Euer ergebener Freund und Diener, ist seit einem Monate völlig und unheilbar blind ...“ Und um diese Zeit pochte es eines Tages an das gewölbte alte Thor, und herein trat ein junger Fremdling von auffallender Schönheit und mit jenem unverkennbaren Zeichen auf der Stirn, welches das Genie seinen Jüngern ausdrückt; es war Milton. — Wol erscheint es begreiflich, daß eine solche Scene, wie die Begegnung zwischen dem jungen, damals kaum dreißigjährigen Milton und dem vierundsiebzigjährigen, erblindeten Galilei den Pinsel eines Malers zu reizen vermag. Professor Hannibal Gatti vermochte auch nicht, dieser Lockung zu widerstehen, und dem verdanken wir ein reizendes kleines Bild, das aber die Scene mit künstlerischer Freiheit aus der Villa il Gioiello nach dem Thurmgemache der Torre del Gallo überträgt und der Beleuchtungseffecte wegen den Tag in Nacht umwandelt²⁾.

Und hier: „aus der Villa Arcetri, meinem beständigen Gefängniß und Verbannungsort aus der Stadt,“ wie Galilei seit dem Jahre 1639 seine Briefe zu datiren pflegte, wankte der ehrwürdige Greis langsamen, doch unaufhaltsamen Schrittes dem Grabe zu. Obwol sich seine Leiden wieder heftiger eingestellt

¹⁾ Die obigen Einzelheiten verdanke ich dem früheren Besitzer der Villa, Herrn Girolamo Rossi, der so gefällig war, mir darüber sehr werthvolle Notizen zukommen zu lassen.

²⁾ Siehe darüber ausführlicher die Gelegenheitschrift: „Milton e Galileo alla Torre del Gallo. Quadrato al olio del Cav. Prof. Annibale Gatti descritto e illustrato da Giuseppe Paolani.“ Firenze 1877.

hatten, war er doch bis an sein Ende unermüdllich geistig thätig, unterhielt einen eifrigen brieflichen Verkehr mit der Gelehrtenwelt Deutschlands, Hollands, Frankreichs und Italiens, dictirte ausführliche Antworten auf ihm vorgelegte Streitfragen, beschäftigte sich dabei außerdem noch fortwährend mit Erweiterungen und Verbesserungen zu seinen „Dialoghi delle Nuove Scienze“, ja fügte denselben sogar noch zwei neue supplementäre Gespräche hinzu. Doch immer näher und näher winkte ihm die offene Gruft; er achtete nicht darauf, er hatte seinen treuen Schülern, die ihn umgaben, P. Castelli, Viviani, Torricelli, noch manchen wichtigen Gedanken mitzutheilen, und es blieb wenig Zeit mehr übrig, wie er gar wohl fühlte. Anfangs November 1641 warfen ihn verstärkte Gliederschmerzen und ein schleichendes Fieber auf das Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte . . . Ich trat in das Schlafgemach Galilei's — sein Sterbegemach. Hier hatte er am 8. Januar 1642 gegen 4 Uhr Morgens seinen großen Geist ausgehaucht. Die Kirche hatte ihm seine letzten Tröstungen gespendet, Urban VIII. dem Sterbenden seinen päpstlichen Segen geschickt! Torricelli und Viviani knieten weinend an dem Sterbelager, Vincenzo drückte dem todtten Vater die längst erloschenen Augen zu, Sestilia Bodinieri stand schluchzend am Sarge ihres Schwiegervaters — die ganze Welt der unabhängigen Geister durchzuckte ein jäher Schreck und tiefer Schmerz, als die Trauerkunde erscholl: Galileo Galilei ist nicht mehr! Da gellte unten in Florenz mitten unter den Thränen viel Tausender der fanatische Schrei hervor: „Dem der Keterei Verdächtigen gebührt kein ehrliches Begräbniß, sein Testament ist ungültig!“ Und aus Rom antwortete der Gegenruf: „Unterfangt Euch etwa nicht, einem Manne ein Denkmal zu setzen, welcher durch seine verdamnte Lehre der ganzen Christenheit den größten Scandal verursacht hat!“ . . . Oben in Arcetri lag indessen still und friedlich der todtte Körper Galilei's; von dem letzten Schimpf, den päpstliche Finsterniß und hierarchische Willkür ihm angethan, wußte er Nichts mehr; nur der Geist der freien Forschung verhällte trauernd das Haupt und betete leise: „Erlöse uns von dem Uebel. Amen.“ — — — Und heller, fröhlicher Sonnenschein fiel eben durch die Fensterscheiben des Gemaches, in welchem ich von alten, längstvergangenen Zeiten träumte; draußen jubelten die Vögel, und an meiner Seite stand ein junges, glückliches Ehepaar, dem heute der „Juwel“ gehört, während zwei muntere, liebe, kleine Kungen sich lachend auf dem Boden umherbalgten — vielleicht auf der Stelle, wo das Sterbebett Galilei's gestanden. — — —

Von der Villa il Gioiello führt ein kleiner Pfad, der fortwährend auf dem zum Hause gehörigen Grunde läuft, bis unmittelbar vor das Kloster San Matteo. Wie oft mag Galilei diesen Weg gewandelt sein! Ich hätte gern das Kloster besucht, die Zellen gesehen, welche Galilei's Töchter bewohnt; allein die Nonnen, welche heute hier weilen, haben strenge Clausur, und somit bleibt die Pforte jedweden Manneswesens verschlossen. Ich mußte mich begnügen, das alte Klosterkirchlein in Augenschein zu nehmen, wobei mir der Pfarrer, der hier den Kirchendienst versieht, freundlich die Honneurs machte. Als ich ihn fragte, ob hier nicht vielleicht die Grabstätte der Töchter Galilei's zu sehen sei, wies der geistliche Herr statt aller Antwort mit dem Finger auf ein Wort,

welches mit schwarzen Steinen auf weißem Marmorgrunde in den sonst röthlichen Steinboden der Kirche eingefügt war. Es lautete kurz und inhaltschwer: Sepolcri — Gräber. —

Mein Tagwerk in Arcetri war vollbracht. Die Sonne hatte sich inzwischen hinter den Horizont gesenkt, ein schöner, herrlicher Abend brach heran, der Vorbote einer prachtvollen südlichen Nacht. Und als der Himmel mit Tausenden und Abertausenden heller, glänzender Sterne bedeckt war und all' diese Welten in zitterndem Scheine zu den Menschen herabstimmerten, da stand ich in dem Thurme des Observatoriums, an welchem ich des Morgens vorübergeschritten, und tauchte durch das dort aufgestellte prächtige Instrument ¹⁾ meine Blicke in jene unermesslichen Sphären, deren Mysterien der Genius eines Galilei zuerst genauer als je vordem erschaut.

VIII.

Des anderen Morgens schritt ich an der Seite des Herrn Professors Silvestro Gherardi, dem wir die Herausgabe so wichtiger, auf den Galilei'schen Proceß bezüglicher Documente verdanken, über die Piazza Santa Croce an Pazzi's herrlichem Standbilde Dante's vorbei, jener ehrwürdigen Kirche zu, in welcher fast mehr Altäre der Kunst und Wissenschaft, als der Gottheit errichtet sind. Professor Gherardi hatte die Erlaubniß auszumitteln gewußt, bis an jenen Platz vorzudringen, wo man ursprünglich die Gebeine Galilei's bestattet. Die fanatischen Stimmen nämlich, welche sich gleich an seinem Sarge erhoben, hatten nicht durchzubringen vermocht; ja, dieselben waren durch zwei ausführliche theologische Gutachten der geistlichen Behörden zum Schweigen gebracht worden. Hingegen gestattete Rom weder die Erfüllung des letzten testamentarischen Wunsches Galilei's, in der Kirche Santa Croce neben seinem berühmten Urahn beigesetzt zu werden, noch die Errichtung irgend eines Erinnerungszeichens an den großen Todten. Ohne jedes Gepränge, in aller Stille, nur geleitet von dem Pfarrer von San Matteo, wurde am 9. Januar 1642 die Leiche des größten italienischen Gelehrten an jenem düsternen Orte in die Erde gesenkt, den wir eben aufzusuchen im Begriffe standen. Wir durchschritten hierzu die ganze Kirche Santa Croce der Länge nach und gelangten am Ende des Kreuzarms zu einem Corridor, der einerseits in die Sacristei und andererseits in eine kleine Nebencapelle, genannt des Noviciats, führt. Links und rechts von deren bescheidenem Hauptaltare, welchen eine Madonna in Gloria von Andrea della Robbia schmückt, befinden sich zwei kleine Thüren aus Eichenholz, so schmal, daß nicht zwei Personen sie zugleich passiren können. Jene zur Rechten des Altars wurde uns geöffnet und wir traten in einen engen, niederen Raum von drei Meter Länge und nicht ganz zwei Meter Breite. Diese Kammer war mit Kirchenleuchtern und Wachskerzen angefüllt, wie sie seit jeher dazu gebient haben soll, den Aufbewahrungsplatz für ausgelöschte Fackeln und dergleichen abzugeben:

¹⁾ Dasselbe, ein mächtiger Refractor mit einem Objectiv von 283 Millimeter Durchmesser und einer Brennweite von 5 Meter 37 Centimeter, ist vom berühmten Optiker Amici angefertigt.

Hier in diesem finsternen, unwürdigen Loch wurden die Ueberreste Galileo Galilei's am 9. Januar 1642 beigesetzt!! Zweiunddreißig Jahre lang ruhte da der italienische Archimedes, ohne daß auch nur eine Inschrift den Platz bezeichnete, wo dessen Gebeine bestattet waren. Erst im Jahre 1674 wagte es der würdige Rector der Novicen vom Kloster Santa Croce, Fra Gabriel Pierozzi, das schmutzige Grab mit einer Gipsbüste Galilei's und einer unendlich langen Inschrift zu zieren, welche beide heute noch zu sehen sind. Die Inschrift lautet zwar sehr bombastisch und ist in einem barbarischen Latein abgefaßt, doch muß immerhin der Muth des braven Paters anerkannt werden, der es furchtlos unternahm, dem Verurtheilten der Inquisition ein Epitaph in jenem selben Kloster zu setzen, in welchem die Generalinquisition von Toscana ihren Sitz hatte. — Viviani, der sich mit Stolz den „letzten Schüler Galilei's“ nannte, war der Erste, welcher dem großen Toscaner ein öffentliches Denkmal errichtete. Dasselbe war höchst origineller Natur. Die Hauptfacade seines eigenen schönen Hauses Via San Antonio (Nr. 13) mußte dazu dienen, das Andenken seines unvergeßlichen Lehrers würdig zu ehren. Ueber die Hausthür ward die nach dem Modell des berühmten Bildhauers Johann Caccini in Bronze gegossene Büste Galilei's gesetzt, und oberhalb und zu beiden Seiten derselben erinnerten lange Inschriften auf prächtig gearbeiteten Steinplatten an die großartigsten Entdeckungen des todtten Meisters¹⁾. Aber Viviani ließ es sich mit der Herstellung dieses Zeichens der Erinnerung an den von ihm so hochverehrten Gelehrten nicht genügen, sondern legte seinen Erben die Verpflichtung auf, demselben, sobald die Zeitverhältnisse es gestatteten, in der Kirche Santa Croce selbst ein prachtvolles Denkmal zu errichten, wofür er die beiläufige Summe von 4000 Scudi festsetzte. Als Viviani am 22. September 1703 verstarb, wurde er, seinem ausdrücklichen testamentarischen Wunsche gemäß, in jener öden Kammer neben seinem „Divino Maestro“ beigesetzt. Einunddreißig Jahre ruhten dort die Gebeine des Lehrers und Schülers, bis endlich die Erben des letzteren darangingen, dessen Verfügung wegen der Errichtung eines Denkmals in der Kirche Santa Croce in Ausführung zu bringen. Doch mußte dazu vorher durch den Inquisitor von Florenz die Bewilligung von Rom eingeholt werden; ganz besorgt und offenbar eine verneinende Entscheidung gewärtigend, fragte dieser beim heiligen Officium unterm 8. Juni 1734 an, ob es denn gestattet sei, daß einem Manne, „der doch wegen notorischer Irrthümer verurtheilt worden,“ eine derartige Ehre widerfahre? Wie groß war das Erstaunen des frommen Paters, als schon nach wenigen Tagen der Bescheid aus Rom einlief, es sei dem Vorhaben kein Hinderniß in den Weg zu legen; nur müsse die Inschrift, welche das Denkmal erhalten sollte, zuvor der heiligen Congregation zur Einsicht gesandt werden, damit diese darüber die ihr angemessen erscheinenden Befehle ertheilen könne. — Die Zeiten hatten sich eben seit dem Tode Galilei's gewaltig geändert. Der starre Peripatetismus war ein glücklich überwundener Standpunkt. Newton, der im selben Jahre das Licht der Welt erblickte, als

¹⁾ Büste wie Inschriften sind heute noch gut erhalten. Der gefällige Portier des Hauses, welches einer Signora Sermolli gehört, belehrt den Fremden, daß dies das Haus Galilei's in Florenz gewesen!!

Galilei seine erblindeten Augen zum ewigen Schlafe schloß, hatte jener antiquirten Rathgeberweisheit vollends zu Grabe geleuchtet. Seit seiner genialen Entdeckung des Gravitationsgesetzes war in der gelehrten Welt der letzte Zweifel an der Richtigkeit der Copernicanischen Lehre getwichen, und Rom mußte, so wie einst Keppler, als er zum ersten Male sein Fernrohr gegen den gestirnten Himmel richtete, ausrufen: „Vicisti Galilae!“ Nur hatte Keppler dies laut und in aufrichtiger Bewunderung gethan; in Rom sagte man es sich ganz leise und in einer bedenklichen Stimmung.

Es war am 12. März 1737, da sich in der Capelle des Noviciates eine zahlreiche, illustre Gesellschaft zusammenfand. Alles, was Florenz damals an Koryphäen der Wissenschaft besaß, Vertreter der Universität und gelehrter Vereine, viele auswärtige Gelehrte, hohe geistliche und weltliche Würdenträger hatten sich hier vereint. Galt es doch heute wieder gut zu machen, was vor nahezu einem Jahrhunderte hierarchische Tyrannei verbrochen und weltfürstliche Ohnmacht zugelassen! Die Gebeine Galilei's und Viviani's sollten nach jenem Platze in der Kirche Santa Croce übertragen werden, wo sich bereits das zu ihrer Aufnahme bestimmte prunkvolle Mausoleum halbfertig erhob. Die schmale Thür zur kleinen Kammer ward geöffnet und zuerst der Sarg Viviani's gehoben. In der Capelle des Noviciates stellte man ihn auf einen mit schwarzem Tuche bedeckten, von brennenden Wachlichtern umgebenen Katafalk nieder. Nachdem hier die Leiche agnoscirt worden, trug man sie in feierlicher Procession nach der neuen Gruft. Nun wurde der Sarg Galilei's gehoben. Wer aber beschreibt das Erstaunen, ja Entsetzen der Anwesenden, als unter diesem Sarge noch ein dritter sich zeigte! Als man diesen öffnete, fand man ein Gerippe darin, welches ein Todtenhemd bis fast an die Fußsohlen umschloß und das die anwesenden Aerzte als das Skelett einer offenbar sehr jung verstorbenen Frauensperson erkannten, da noch sämtliche Zähne vorhanden waren und schönes, kastanienbraunes Haar in breiten Flechten vom Todtenschädel herabfiel. Kein Merkzeichen in der Todtenwäsche, keine Schrift, weder in noch auf dem Sarge, gab den geringsten Aufschluß über die Persönlichkeit dieser Leiche und ebensowenig sämtliche Kirchenbücher, in welchen man sofort eifrig nachschlug. Den abenteuerlichsten Hypothesen ist somit freies Feld gegeben; die Versammelten in der Capelle des Noviciates aber beschloßen, daß die drei Körper, welche schon so lange beisammen gelegen, nicht getrennt, sondern auch fürderhin vereint der ewigen Ruhe pflegen sollten. Und so hat jene räthselhafte Leiche eine Begräbnisstätte gefunden, wie die Dame bei ihren Lebzeiten wol kaum eine solche sich je geträumt. —

Galilei's Sarg wurde wie jener Viviani's auf den Katafalk niedergestellt und nun, unter athemloser Spannung aller Anwesenden, der Deckel herabgenommen. Das Bild, welches sich jetzt darbot, war ein graufiges: die Leiche schwamm in einer trüben Flüssigkeit; der Unterleib war stark aufgetrieben und mit Werg angefüllt, was darauf schließen läßt, daß Galilei in der letzten Zeit auch an der Wassersucht gelitten hat; ein schweres eisernes Druckband umschloß den Unterleib. Nur das Angesicht erschien völlig unverlezt und sowol dem von Johann Caccini verfertigten ehernen Brustbilde Galilei's, als seinem Porträt,

das der Großherzog Ferdinand II. 1636 von Suftermann für seine Galerie hatte malen lassen, vollkommen ähnlich. Während der Sarg von der Jauche sorgfältig gereinigt wurde, wandte sich Vincenzo Capponi, Consul der Florentinischen Akademie, zu dem hinter ihm stehenden Giovanni Targioni und bat ihn um sein Taschenmesser. Etwas verwundert kam dieser dem Begehren nach, und nun trennte Capponi damit den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand Galilei's ab, „um“, wie er Targioni sagte, „diese beiden Finger, mit welchen Galilei so viel prächtige Dinge geschrieben, als Reliquie aufzubewahren.“ Der Zeigefinger ist uns bis heute erhalten geblieben, der Daumen hingegen spurlos verloren gegangen¹⁾. Jetzt trat auch Doctor Cocchi heran und löste vom Leichname jenen Leidentwirlbel ab, den wir bereits in Padua gesehen. — Nach diesen Sacrilegien der Pietät und nachdem man in den Sarg zur Agnosirung der Leiche für künftige Geschlechter eine kurze Inschrift auf Pergament niedergelegt hatte, ward derselbe geschlossen und hierauf in feierlichem Zuge nach der neuen Begräbnißstätte gebracht, wobei die anwesenden Koryphäen der Wissenschaft denselben abwechselnd trugen.

Das Mausoleum, welches die Gebeine Galilei's, Viviani's und jener Unbekannten aufgenommen, gelangte erst zwei Jahre später zur Vollendung. Dasselbe, nach der Zeichnung von Giovanni Battista Foggini entworfen, legt in trauriger Weise von dem Niedergange der Kunst im Vaterlande Michel Angelo's während des achtzehnten Jahrhunderts Zeugniß ab. Die Conception ist schwerfällig, die Ausführung ohne jeden Schwung und nicht einmal mittelmäßig zu nennen. Die beiden Figuren, die Astronomie und Geometrie darstellend, an den beiden Seiten des Marmorsarkophages sind gelungene Beispiele seltener Geschmacklosigkeit, ebenso das ganze Architectonische an diesem mißglückten Baue. Am erträglichsten ist noch die Büste Galilei's oberhalb des Sarkophages, von seinem Sohne Vincenzo selbst gehauen. Ganz passend zu diesem prunkvollen und doch künstlerisch werthlosen, nichtsagenden Denkmale erscheint die in schlechtem Latein verfaßte, unbedeutende Inschrift, welche dasselbe „ziert“. In den Kirchenbüchern von Santa Croce findet sich bezüglich dieses Epitaphiums folgende curiose Notiz: „Die Inschrift wurde von Herrn Simon-Bindo Peruzzi verfaßt, der hierfür Chocolate und Zucker im Werthe von sechsunddreißig Lire erhielt.“ — Plump und geschmacklos, somit vom künstlerischen Standpunkte nicht zu rechtfertigen, ist die Darstellung des Jupiter mit seinen Trabanten, welche in Relief an dem Sarkophag angebracht sind. Vom historisch-philosophischen Standpunkte erscheint es freilich höchst interessant, daß das Bild jenes Weltsystems im Kleinen, wegen dessen Galilei in seinem Leben eine solche Summe namenloser Qualen erdulden mußte, kaum hundert Jahre nach seinem Tode in der Kirche des Klosters, wo die Generalinquisition Toscana's residirte, ungehindert angebracht werden durfte!

tritt man aus diesem Pantheon, in welchem der Fuß des Wanderers einen Boden stampft, der die Gebeine der größten Töbten Italiens deckt, so trifft man,

¹⁾ Siehe darüber ausführlicher: „Del dito-indice della mano destra di Galileo“ Memoria di Giuseppe Palagi. Firenze 1874.

kaum zweihundert Schritte von dem Denkmale Galilei's entfernt, auf der Piazza Santa Croce rechter Hand ein kleines, zweistöckiges Haus, das heute die Nummer 8 führt. Kein Erinnerungszeichen deutet darauf hin, daß unter diesem Dache eine historisch in ihrer Art berühmte Persönlichkeit das Licht der Welt erblickt. Und doch genas hier eine Wöchnerin am 5. April 1568 eines gesunden Knäbchens, das frühzeitig durch ungebärdiges Schreien und gewaltiges Herrschthum jenen eigentwilligen, trohigen Sinn bekundete, der nachmals den Hauptzug im Charakter des zum hochgewaltigen Manne gewordenen Knaben bildete. Das Knäbchen hieß Maffeo Barberini — später Papst Urban VIII.

Die Mittwelt ist zuweilen ungerecht, die Nachwelt nie. Sie gibt, was Jedem gebührt. Urban VIII. suchte sie zu vergessen, das Andenken Galileo Galilei's auf jede mögliche Weise zu ehren, erschien ihr eine heilige Pflicht. — Die glühende Begeisterung, welche Leopold II. von Toscana für den großen Astronomen selbst empfand, ließ diesen Fürsten den Gedanken, Italiens meistverehrtem Gelehrten ein würdiges Denkmal zu setzen, mit Enthusiasmus aufgreifen. Nicht bloß ein Altar sollte dem Unsterblichen errichtet werden, sondern ein ganzer Tempel. Und so erhob sich im Museum für Physik und Naturgeschichte die prächtige Tribuna di Galilei, welche ohne Uebertreibung einzig in ihrer Art genannt werden kann.

Dieselbe besteht aus drei Abtheilungen. Zuerst betritt man das reizende, von vier stolzen, prächtig gearbeiteten Marmorsäulen getragene Vestibule. Zwei Deckenfresken zeigen hier auf der einen Seite Leonardo da Vinci, wie er dem Herzog Ludwig Sforza von Mailand seine Erfindungen und Entdeckungen in der Mechanik und Physik vorträgt — auf der anderen Seite Alessandro Volta, seine galvanische Säule vor Napoleon, als erstem Consul der Republik, in der Akademie von Paris vortweisend und erklärend. — Die Wände zieren die vier Marmormedaillons der verdienten Physiker Alberti, Cassini, della Porta und Grimaldi. In den vier Ecken stehen auf Marmorpostamenten die Büsten von Ferdinand II., dem eifrigen Förderer der Experimentalphysik; seines Bruders, des Prinzen Leopold, als Stifter und ersten Präsidenten der berühmten Accademia del Cimento; des Großherzogs Leopold I., Gründer dieses Museums; endlich Leopold II., als Erbauer der Tribuna di Galilei. — Aus diesem Vestibule gelangt man in ein viereckiges Gemach, gleichsam den Vorhof zum Allerheiligsten. Derselbe ist dem Andenken jener gelehrten Verbindung von Männern der Wissenschaft geweiht, die aus der Asche Galilei's hervorgegangen: der Akademie del Cimento. An den beiden Seitenwänden, durch kleine Marmorsäulen von einander geschieden, befinden sich sechs hohe Glaschränke, in welchen die Instrumente der hervorragendsten Mitglieder jener Akademie aufbewahrt werden. Einige besonders umfangreiche Instrumente, wie z. B. ein großes Astrolabium, ein Odometer und ein ungeheurer beweglicher Cadran sind außerdem noch frei aufgestellt. Der Fries dieses Gemaches ist mit zahlreichen Marmormedaillons geschmückt, welche die berühmtesten Mitglieder der Akademie del Cimento darstellen. Von den beiden Deckenfresken zeigt jene zur Linken Galilei, wie er in Pisa seine Fallgesetze öffentlich durch Experimente demonstriert, während die Freske zur Rechten in eine Sitzung der Akademie del Cimento ein-

führt. — Dieser „Vorhof“ ist vom „Allerheiligsten“ durch ein niederes, goldverziertes Gitter getrennt. Indem wir innerhalb desselben treten, befinden wir uns unmittelbar vor der wahrhaft majestätischen Statue des großen Astronomen, welche sich im Mittelpunkte der eigentlichen, halbkreisförmigen Tribuna erhebt. Galilei steht aufrecht, Stirn und Auge gegen das Firmament gewandt, dem Schauplatz seiner unvergänglichen Errungenschaften, während seine ausgestreckte Rechte ein Blatt Papier hält. Es ist, als wollte er die Bestätigung der darauf niedergezeichneten Forschungsergebnisse nochmals im Vergleichen mit dem aufgeschlagenen Buche der Natur selbst suchen. Diese äußerst gelungene Statue ist das Werk des Professors Aristodemo Costodi, der sich damit selbst ein schönes Denkmal gesetzt. In der Wand des Tempels, rings um die so schwungvoll in Stein gehauene Gestalt Galilei's, sind sechs Nischen. In den beiden mittleren befinden sich kostbare Reliquien des großen Todten. In der einen erblicken wir zwei der ersten Fernrohre, welche Galilei konstruiert; sie sehen wol unscheinbar aus, bedeuten aber Riesenmarksteine in der Entwicklungsgeschichte der Naturwissenschaft. Dieselbe Nische enthält noch das von Galilei eigenhändig gearbeitete Objectiv, welches Viviani nach dem Tode des Meisters dem Erzherzog Leopold überreichte und dieser sogleich in einen ovalen Rahmen von Ebenholz und Elfenbein hatte einfassen lassen. In der correspondirenden Nische sehen wir einen von Galilei gefertigten Proportionalzirkel und einen von ihm verstärkten mächtigen Magnet, endlich den Zeigefinger, welchen Capponi dem Zeichner am 12. März 1737 in der Kapelle des Noviciates abgenommen hatte. In den übrigen vier Nischen bemerkt man die Büsten der vier berühmtesten Schüler Galilei's: Castelli's, Cavalieri's, Torricelli's und Viviani's. — Unendlich gut gewählt und stimmungsvoll durchgeführt sind die drei Fresken, welche die Decke dieses Sanctuarius der Wissenschaft schmücken. Freilich verdanken wir sie auch dem Pinsel eines Luigi Sabatelli! Sie stellen Galilei im Morgen, Mittag und Abend seines wechselvollen, so überaus fruchtbringenden Lebens dar. Das erste Bild führt uns Galilei als jungen Studenten im Dome zu Pisa vor, wie er träumerisch sein Auge auf die langsam hin- und herschwingende Lampe heftet und da plötzlich die erste Anregung zur Entdeckung des Gesetzes des Isochronismus der Pendelschwingungen erhält. In der zweiten Freske überreicht Galilei dem feierlich versammelten Senate der Republik Venedig sein eben erst konstruiertes Fernrohr. Im dritten Bilde endlich finden wir Galilei alt, blind und gefangen in seiner Villa zu Arcetri, wie er seinen Schülern Torricelli und Viviani die Speculationen seines unermüdblichen Geistes dictirt. —

Italien, in seinem steten Drange nach Erreichung der nationalen Einheit, hatte mit Recht gedacht, daß die Abhaltung wissenschaftlicher Congresse, bei welchen Gelehrte aus allen Theilen und Ländchen des gemeinsamen Vaterlandes sich versammeln würden, mächtig dazu beitragen könnte, das Band der Brüderlichkeit, welches die Völker Italiens umschlang, noch enger zu knüpfen. Und als diese Idee zum ersten Male zur Ausführung kam, als die Vertreter der Wissenschaft Italiens zum ersten Male zu einem Congresse zusammentraten und zwar im Jahr 1839 zu Pisa, da fiel vor dieser Versammlung von Epigonen Galilei's die Hülle, welche die Statue des Altmeisters in der Scuola magna umschloß.

Zwei Jahre später strömten über neunhundert Gelehrte aus allen Theilen Italiens nach Florenz zur Abhaltung des dritten wissenschaftlichen Congresses. Dieser zahlreichen Versammlung, der Verkörperung des damaligen wissenschaftlichen Strebens auf der ganzen apenninischen Halbinsel, war es vorbehalten, jenen herrlichen Tempel einzuweihen, den Liebe, Verehrung und Dankbarkeit der Nachwelt dem unsterblichen Toscaner gesetzt. —

Eine Skizze „auf den Spuren Galilei's“ zu schließen, ohne jener reichen Schätze Galilei'scher Originalmanuscripte zu gedenken, welche die Nationalbibliothek in Florenz als ihr kostbarstes Gut aufbewahrt, hieße eine schwere Unterlassungssünde begehen. Doch ausführlich darüber zu berichten, würde hier zu weit führen. Es sei nur erwähnt, daß ich bei der Prüfung jener Schätze zu meiner Ueerraschung fand, daß die unter der Leitung Albèri's vor etwa einem Vierteljahrhundert herausgegebenen „Opere complete di Galileo Galilei“ doch bei Weitem nicht so vollständig sind, als man denken sollte. Beneidenswerth, wer mit Muße durch längere Zeit in der Biblioteca Nazionale zu Florenz arbeiten könnte! Mancher Goldbarren ließe sich da noch aus den reichen Schächten der Galilei'schen Manuscripte zur Bereicherung unseres historischen Wissens zu Tage fördern.

Möchten doch diese Zeilen einen oder den anderen Gelehrten in Florenz die Anregung geben, dort in den schönen Räumen der Nationalbibliothek den eigensten Spuren Galilei's eindringlicher zu folgen, als es dem Schreiber dieser Skizze gegönnt war und, wegen der langen Zeitdauer, welche eine solche Arbeit in Anspruch nehmen würde, kaum irgend einem auswärtigen Forscher möglich sein dürfte.

Katharina II., die Pforte und Europa.

~~~~~  
Von

F. H. Geffken.  
~~~~~

I. Die Begründung der Stellung Rußlands im Orient.

Peter der Große hat den Grund der russischen Orientpolitik gelegt. Man braucht dafür nicht auf die plumpe Fälschung seines sog. politischen Testamentes zurückzugehen, welche Desur im Auftrage Napoleon's schrieb, als derselbe sich zum Feldzuge von 1812 anschickte; aber es ist darum nicht minder wahr, daß Peter den russischen Staatsgedanken in ähnlicher Weise bestimmte, wie jenes Testament es ihm zuschreibt. Er hat, was den Orient betrifft, nicht nur nach Süden erobert, sondern hat die Pforte, deren natürlicher Bundesgenosse gegen die wachsende Macht Rußlands Polen gewesen wäre, zu überreden gewußt, daß es ihr Interesse sei, dasselbe als ein ohnmächtiges, von Parteiungen zerrissenes Wahlreich zu erhalten, indem sie mit ihm einen Vertrag schloß, durch den die polnische Verfassung garantirt ward. Er benutzte die Nebenbuhlerschaft des schiitischen Persiens mit der Pforte, um beide in Zwist zu bringen und dann die persischen Provinzen am Kaspiischen Meere „zur Sicherheit der russischen Grenzen in Schutz zu nehmen“. Er beseitigte das russische Patriarchat und brachte die Kirche ebenso in die Hand des Zaren, wie der Staat es war.

Feldmarschall Münnich setzte Peter's Werk gegen die Pforte fort; seine Waffenthaten waren von noch größerer moralischer Wirkung, als die gemachten Eroberungen selbst. Zum ersten Mal sahen die christlichen Völkerstaaten der Türkei, die bisher ihr ganzes Vertrauen auf Oesterreich gesetzt, daß es noch eine andere Großmacht gab, und zwar eine ihres Glaubensbekenntnisses, welche den Kampf gegen ihre Unterjocher energisch aufzunehmen gesonnen war. Aber erst Katharina führte diese Ansätze zu vollen Erfolgen. Ihr, der namenlosen deutschen Prinzessin, die sich durch eine Palastrevolution gegen ihren Gemahl und Sohn zur unumschränkten Herrscherin Rußlands gemacht, mußte es darum zu thun sein, die Nation durch große Erfolge nach Außen zu versöhnen, um ihren Ursprung, die Weise, wie sie zum Throne gelangt war, vergessen zu lassen, und sie wandte folgerichtig ihre Eroberungspolitik gegen Polen und das os-

manische Reich. Ihr erster Türkentrieg war Anfangs nicht glücklich; aber der zweite Feldzug war ebenso glänzend für die russischen Waffen wie verhängnißvoll für die Pforte. Eine russische Flotte im Mittelmeer, an deren Existenz Anfangs der Divan nicht glauben wollte, weil ihm die Verbindung mit der Ostsee undenkbar schien, insurgirte die Griechen Morea's und des Archipels im Namen der Vertheidigung des Glaubens und der Freiheit und verbrannte die türkische Flotte bei Tschesme. Siegreich drang Feldmarschall Woronzoff in die Moldau und eroberte nach einander Ismail, Akilia, Bender und Jbrail. Hierauf bot er den Frieden; aber die Pforte hoffte auf Unterstützung Oesterreichs und bot diesem eine Theilung Polens¹⁾. Darauf ging man freilich in Wien nicht ein; wol aber kam es am 6. Juli 1771 zu einem Vertrag, wonach die Pforte sich verpflichtete, Oesterreich die kleine Walachei abzutreten und 11 Mill. Fl. zu zahlen, wogegen dieses den Frieden mit Zurückstellung aller russischen Eroberungen und Aufrechthaltung der polnischen Freiheiten zu erwirken versprach. Obwol aber die Pforte eine Zahlung von 3 Mill. machte, kam es nicht zur Ausführung dieses Vertrages; Friedrich der Große hatte sich durch den geheimen Vertrag vom 23. April 1767 verpflichten müssen, für den Fall, daß Oesterreich sich gegen die russische Aufstellung in Polen wenden sollte, eine bedeutende Diversion gegen dasselbe zu machen. Er wünschte aber keineswegs, dies zu thun, nicht nur wegen der damit verbundenen Opfer, sondern auch, weil, wie er sagt, Preußen zu fürchten hatte, daß sein Verbündeter, zu mächtig werdend, ihm mit der Zeit wie den Polen Gesetze vorschreiben wolle. Er benutzte nun klug die Kenntniß jenes österreichisch-türkischen Vertrages, um Katharina zu der Erklärung zu bewegen, daß sie auf die Unabhängigkeit der Moldau und Walachei verzichte. Sofort ließ Kaunitz die Türken im Stich und besetzte noch ein Stück moldauischen Gebietes, nun die Bukowina genannt. Die Pforte ließ sich zwar doch zu dem Versprechen bewegen, den Rest der Subsidien zu zahlen und die kleine Walachei abzutreten, wenn Oesterreich bewirke, daß im Frieden die Donaufürstenthümer und die Krim wieder unter türkische Herrschaft kämen; aber die Russen, welche inzwischen die Krim erobert, verbateten sich bei den in Fokschani 1771 eröffneten Verhandlungen die Vermittelung Oesterreichs und Preußens und verlangten die Unabhängigkeit der Krim. Die türkischen Bevollmächtigten dagegen, deren einer, wie Thugut später an Hammer erzählte, das neue Testament studirte, um sich über die europäischen Anschauungen zu unterrichten und so den Künsten der russischen Unterhändler besser begegnen zu können, wollten nur die Unabhängigkeit der Tataren in Regierungssachen zugestehen, aber die Investitur des Chans durch den Sultan festhalten. Da Rußland dies ablehnte, ging der Krieg fort und ward erst am 17. Juli 1774 durch den Frieden von Kutschuk-Kainardji beendet, der, wie Hammer richtig sagt, „den Keim aller von Außen über das Reich hereingebrochenen Uebel in sich trägt, welche mit den Gebrechen der inneren Verwaltung zu unaufhaltbarer Auflösung des osmanischen Reiches in Europa zusammenwirken.“

¹⁾ Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches, IV. S. 613, nach dem Bericht des österreichischen Gesandten Thugut am 24. März 1770.

Die verhängnißvolle Bedeutung dieses Vertrages liegt nun freilich nicht in den Artikeln, welche kirchliche Fragen berühren, und es gehörte die ganze Bewegtheit der russischen Diplomatie dazu, aus denselben ein Schutzrecht des Zaren über die griechisch-katholischen Unterthanen der Pforte abzuleiten. Art. 14 gestattete nämlich nur dem Hof von Rußland, abgesehen von der Gesandtschaftscapelle, in Galata eine öffentliche russisch-griechische Kirche zu bauen, welche stets unter dem Schutze des Gesandten stehen und von jeder Belästigung frei bleiben soll. Art. 7 verspricht vollständigen Schutz (*una ferma protezione*) der christlichen Religion und deren Kirchen; die Pforte erlaubt auch dem russischen Gesandten zu Gunsten der neuen Kirche, die im Art. 14 erwähnt ist, und Derer, welche sie bedienen, Vorstellungen zu machen, und verspricht, solche, als von Vertrauenspersonen einer benachbarten und aufrichtig befreundeten Macht herührend, in Betracht zu ziehen.

In diesen Bestimmungen war nichts Auffälliges; auch andere Staaten hatten ihre Kirchen in Constantinopel, und in den Verträgen mit Oesterreich, z. B. Art. 13 des Carlowitzer Friedens und Art. 11 des Passarowitzer Friedens, hatte die Pforte speciell der römisch-katholischen Kirche alle durch frühere Capitulationen und Edicte zugestandenen Rechte zu erhalten versprochen, während Rußland gegenüber nur von einem allgemeinen Schutze der christlichen Religion, nicht der griechischen Kirche, geschweige einem Schutzrecht des anderen Contrahenten, die Rede war. Außerdem enthielt der Vertrag einen Artikel, der dieser Annahme noch geradezu widerspricht, nämlich Art. 23, welcher den Bewohnern Georgiens und Mingreliens die freie Uebung der christlichen Religion zusichert, aber hinzusetzt: „Da jedoch diese Völkerschaften der Hohen Pforte unterworfen sind, darf Rußland sich in diese Angelegenheiten fernerhin nicht mischen“ (*non dovrà più intrametersi in quegli affari*).

In der That hat weder Katharina auf diese Artikel besonderen Werth gelegt, noch ist von denselben die Rede gewesen, bis Alexander I. 1821 behauptete, er habe vertragsmäßig die Pflicht, über die Rechte der griechisch-katholischen Unterthanen der Pforte zu wachen, Metternich widersprach dem bestimmt, als „*n'étant fondé sur aucune stipulation de vos traités*“ und es gehörte die Unwissenheit Lord Russell's in auswärtigen Angelegenheiten dazu, als Kaiser Nicolaus auf's Neue diesen Anspruch erhob, denselben anzuerkennen, „der durch Pflicht vorgeschrieben und durch Vertrag sanctionirt ist“. (Depesche an Sir H. Seymour, 9. Febr. 1853.)

Die Bedeutung des Friedens lag vielmehr darin, daß einmal Rußland Kertsch und Jenikale mit ihrem Gebiet gewann, sodann die Krim und der Kuban unabhängig wurden, vom türkischen Gebiet vollständig getrennt, vom russischen eingeschlossen waren, namentlich aber das Einmischungsrecht Rußlands in die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer gesichert ward. Der russische Gesandte in Constantinopel darf nach Art. 14, je nachdem die Umstände der Fürstenthümer es erfordern, zu Gunsten derselben sprechen, und die Pforte verheißt, diese Vorstellungen mit aller Rücksicht anzuhören, die befreundeten und geachteten Mächten gebührt. Damit war der Grund zur späteren Schutzherrschaft gelegt. Endlich ist noch der Art. 3 zu bemerken, der bestimmt, daß Jeder,

welcher sich in einem der beiden Reiche eines schweren Verbrechens, des Ungehorsams oder Verrathes schuldig gemacht, in dem anderen nicht aufgenommen, weit weniger geschützt, sondern sofort ausgeliefert oder ausgewiesen werden soll, damit keine Erkältung oder unnützer Streit zwischen beiden Mächten entstehe. Nur für solche Flüchtlinge ist eine Ausnahme gemacht, welche in Rußland den christlichen oder in der Türkei den mohammedanischen Glauben angenommen. Auf diese Bestimmung hin forderte 1850 Kaiser Nicolaus die Auslieferung der ungarisch-polnischen Flüchtlinge.

Diesen glänzenden Frieden errang Katharina in dem Augenblick, wo sie wegen innerer Wirren, namentlich Pugatschew's Aufstand, kaum im Stande war, den Krieg fortzuführen. Sie stand damit auf der Höhe ihres Ruhmes; die erste Theilung Polens war durchgeführt und hatte Oesterreich und Preußen auf's Neue an sie gefesselt, der gefährvolle Aufstand war unterdrückt, sie hatte Rußland den Weg an's Schwarze Meer gebahnt, alle Cabinette suchten ihre Allianz. Die öffentliche Meinung Europa's folgte Voltaire, der sie als „Semiramis des Nordens“ feierte und „Catherine le Grand“ nannte. Um so weniger war sie gesonnen, sich mit dem Erreichten zufriedeu zu geben.

II. Das griechische Project.

Es war der Feldmarschall Münnich, der zuerst während seiner Verbannung in Sibirien den Gedanken einer vollständigen Zerstörung des türkischen Reiches gefaßt und einen Entwurf dazu ausgearbeitet hatte. Diesen theilte er nach seiner Rückkehr Katharina mit (1762), deren lebhafteste Einbildungskraft gern darauf einging¹⁾. Der glückliche Erfolg des Krieges befestigte sie in dem Glauben an die Durchführbarkeit dieses Planes. Nun kam Voltaire mit seinem „tocsin des rois“, der zur Vertreibung der Türken aufforderte und nicht müde ward, ihr mit den niedrigsten Schmeicheleien zu wiederholen, ihr Beruf sei: auf den Trümmern der Türkenherrschaft ein neues griechisches Reich zu gründen, von dessen Herrlichkeit er ihr phantastische Bilder vormalte²⁾. Die Kaiserin ging in ihren Briefen wohlgefällig auf diese Idee ein. Noch mehr Eindruck machte, nach Voltaire's Tode, auf sie ein Reiseverk über Griechenland von Choiseul-Gouffier³⁾, späterem französischen Gesandten in Constantinopel, worin derselbe auseinandersetzte, daß die im letzten Kriege versuchte Befreiung der Griechen habe mißlingen müssen, weil man nach keinem festen Plan gehandelt; die Kaiserin werde ihren Ruhm am glänzendsten machen, wenn sie die Halbinsel nicht dem russischen Reiche einverleibe, sondern freie griechische Republiken wiederherstelle.

¹⁾ Dohm's Denkwürdigkeiten, II. S. 14.

²⁾ Voltaire, Correspondance XVI. Hier findet sich auch p. 380 das Bild vom kranken Manne: „Votre Majesté dira que je suis un malade bien impatient et que les Turcs sont beaucoup plus malades“. Uebrigens hatte schon zu Ende des 17. Jahrhunderts Sir Thomas Roe, Botschafter Jacob's II. in Constantinopel, geschrieben, daß das Osmanenreich „dem Absterben eines alten Mannes gleiche, der mit Krankheit bedeckt, den Anschein der Gesundheit annehme, obwol sein Ende nahe sei“, eine Prophezeiung, die sich damals so wenig erfüllte, als bei Voltaire und Kaiser Nicolaus.

³⁾ Choiseul-Gouffier, Voyage pittoresque de la Grèce. Tom. I. Paris, 1788.

Katharina's Günstling Potemkin, welcher sah, wie diese Ideen bei seiner Gebieterin Wurzel faßten, bemächtigte sich derselben, um ihren Ehrgeiz und seinen Einfluß zu steigern. Als ihr ein zweiter Enkel geboren ward, ließ sie denselben Konstantin taufen und zwar nicht nach russisch-griechischem Ritus, sondern nach dem etwas abweichenden orientalisirten-griechischen, wie er in den Kirchen des künftigen Reiches üblich war. Auch ließ sie eine Medaille schlagen, auf deren einer Seite ein Blitzstrahl die große Moschee in Constantinopel trifft und den Halbmond stürzt, während die andere Seite ihr Bildniß zeigt mit der Umschrift „propugnatrix fidei“. Der kleine Prinz ward bald in griechische Tracht gekleidet, man ließ ihm Spielgefährten aus Griechenland kommen, die Kaiserin sprach fortwährend von den alten und neuen Griechen und behauptete die Möglichkeit, daß die letzteren noch wieder das erste Volk der Erde werden könnten, wenn man sie richtig unterstütze¹⁾. Sie verfaßte selbst einen Studienplan für ihre Enkel und fügte demselben eine Landkarte bei, auf der die Grenzen des künftigen griechischen Kaiserthums angegeben waren. Sie gingen im Norden vom Gebiet der Republik Ragusa über Sophia, Philippopol, Adrianopel an's Schwarze Meer; der ganze südlich davon belegene Theil des türkischen Reiches sammt den Inseln des Archipelagus sollte Griechenland bilden. „Die Karte“ — antwortete Herzberg an Görz, der ihm diese beschrieben hatte — „gilt uns so viel als die Kenntniß des Theilungsvertrags“²⁾. Indes so bezeichnend diese Dinge waren, so kam man damit der Ausführung des Planes doch nicht näher, und trotz ihres Selbstgefühls und ihrer ausschweifenden Phantasie war Katharina klug genug, um einzusehen, daß sie hierzu der Mitwirkung anderer Mächte bedürfe. England war im Kriege mit seinen Colonien, Frankreich unterstützte diese und stand zugleich in genauen Beziehungen zur Pforte; so blieben nur Preußen und Oesterreich. Mit ersterem war Rußland im Bündniß, und man sieht aus den Depeschen von Harris, mit welcher vollendeten Kunst Friedrich die Kaiserin unter thätiger Mithilfe des Grafen Panin, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, zu leiten wußte, indem er scheinbar sich von ihr leiten ließ³⁾. Gleichwol hatte das Bündniß, zu dem er durch seine Isolirung nach dem siebenjährigen Kriege gezwungen war, sehr drückende Seiten für ihn, da es ihn im Kriegsfall zu Subsidien verpflichtete, und so hatte er seit Beginn des türkischen

¹⁾ Sir James Harris, der englische Gesandte in Petersburg, dessen Denkwürdigkeiten einen so wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte geben, erkannte mit klarem Blicke sofort das Schismatische des Projectes, war aber gleichzeitig überzeugt, daß es bei der Kaiserin tiefe Wurzeln geschlagen und man denselben Vor Schub leisten müsse, wenn man Etwas bei ihr erreichen wolle. Er schreibt seinem Hofe am 4. Juni 1775: „The only means of obtaining assistance is by encouraging this romantic idea. She is now so warmly bent upon it, that such a conduct dexterously managed, would give us the firmest hold of this Court and as its execution, when ever seriously planned, would instantly appear impracticable, we need not fear of having engaged ourselves too far in an unpleasant transaction.“ (Diaries and Correspondence 1845, I., p. 204.)

²⁾ Görz, Denkwürdigkeiten. I. S. 189.

³⁾ „This Court is in a state of implicit obedience to that of Berlin,“ schreibt er. Panin war einer der wenigen unbeflecklichen Würdenträger Rußlands und warmer Anhänger des preussischen Bündnisses.

Krieges schwere Summen für die russischen Eroberungspläne zu zahlen. Außerdem aber fürchtete Friedrich die wachsende Macht Rußlands selbst. „C'est une terrible puissance“, schrieb er am 8. März 1769 an den Prinzen Heinrich, „qui dans un demi-siècle fera trembler toute l'Europe. Issus de ces Huns et Gépides, qui détruisaient l'empire d'Orient, ils pourraient bien dans peu entamer l'Occident et causer aux Autrichiens des sentiments de douleur et de repentir de ce que par leur fausse politique, ils ont appelé cette nation barbare en Allemagne. — Je n'y vois plus de remède,“ schließt er bedeutungsvoll, „qu'en formant avec le temps, une ligue des plus grands souverains pour s'opposer à ce torrent dangereux“. Ein solcher Bund war damals freilich nicht möglich, wol aber faßte Friedrich die Annäherung an Oesterreich in's Auge, um mit ihm der Eroberungspolitik Rußlands Stand bieten zu können. Nach langem Zögern ging man in Wien darauf ein; denn auch Oesterreich berührte und bedrohte der Krieg mit der Pforte.

Joseph, seit 1765 deutscher Kaiser und Mitregent, wünschte lebhaft die Bekanntschaft des Königs zu machen; so ward eine Zusammenkunft verabredet, welche Ende August 1769 in Reisse stattfand. Sie fiel persönlich befriedigend aus; Friedrich bemerkte, er könne zwar sein Bündniß mit Rußland, so lästig es ihm auch sei, nicht aufgeben; aber es werde eine Zeit kommen, wo ganz Europa gegen Rußland zusammenhalten müsse. Joseph ging hierauf nicht näher ein; „dans tout sa crainte pour la puissance Russe, et qu'il voulait nous inspirer, a percé“, schreibt er über den König an seine Mutter¹⁾. Zu Abmachungen kam es nicht; aber Rußland, das durch diese Annäherung beunruhigt war, zeigte sich sofort gegen Friedrich bei Erneuerung der Allianz nachgibiger. Friedrich schlug nun in Wien eine gemeinsame Vermittelung Oesterreichs und Preußens vor, um den Frieden herbeizuführen; Kaunitz, der über die Erfolge der Russen sehr besorgt war, ging gerne darauf ein. Eine neue Zusammenkunft des Königs mit Joseph, der diesmal vom Kanzler begleitet wurde, fand in Neustadt am 3. Sept. 1770 statt. Während derselben traf ein Schreiben des Sultans an Friedrich ein, das um seine Vermittelung nachsuchte; es ward verabredet, daß derselbe diese gemeinsam mit der Oesterreichs in Petersburg anbiete. Kaunitz bemerkte dabei, Oesterreich müsse zum Kriege schreiten, wenn Rußland große Eroberungen zu behaupten beabsichtige²⁾. In den nun folgenden Unterhandlungen gelang es, wie erwähnt, dem König, die hochgepannten Forderungen Rußlands allmählig herabzustimmen. Während es zuerst ein fünf- und zwanzigjähriges Besatzungsrecht der Donaufürstenthümer, dann ihre

¹⁾ Arneth, Maria Theresia und Joseph II. I., S. 300 ff., wo der Bericht über die Begegnung.

²⁾ Joseph schreibt deshalb mißvergnügt an seinen Bruder Leopold (25. September 1771), daß, während er Rußland imponiren wolle, — „nous allier peut-être avec les Turcs“ — die Kaiserin dem preussischen Gesandten gesagt, sie wolle auf keinen Fall Krieg und kümmerge sich nicht darum, ob Rußland die Krim behalte, „qui ne lui paraissait qu'un petit objet“ — worauf Friedrich den österreichischen Gesandten gefragt, wie das mit Kaunitz' Äußerungen zu vereinigen?

Unabhängigkeit verlangte, gab es sich schließlich mit dem zufrieden, was der Friede von Rujul-Kainardji ihm gewährte. Auch dies schien dem Wiener Cabinet noch so bedrohlich, daß es 1777 in Versailles die Besorgnisse mittheilte, welche der Ehrgeiz Rußlands erzeuge, und um denselben Schranken zu setzen, die Erneuerung der mit Frankreich bestehenden Allianz beantragte, wenigstens um den Besitzstand der Pforte zu sichern. Aber während Alles die französische Regierung darauf hinwies, diesem Antrag entgegenzukommen, lehnte der Minister Vergennes denselben ab, da Rußland durch den letzten Krieg so erschöpft sei, daß die Pforte zunächst Nichts zu fürchten habe. Es genüge, Rußlands Schritte zu beobachten, und sollte es später wirklich einen neuen Krieg beabsichtigen, so werde es früh genug sein, dann Vereinbarungen zum Schutz der Pforte zu treffen. Ein anderer verhängnißvoller Fehler war, daß Friedrich II. sich bestimmen ließ, 1779 das von Reïs-Effenbi befürwortete Project einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte in Petersburg vorzubringen. Er hoffte dann Frankreich hinzuzuziehen und Oesterreichs Vergrößerungsplänen eine feste Schranke zu setzen; übersah aber, wie viel mehr Katharina solche gegen die Pforte hegte, weshalb ihr jener Gedanke durchaus antipathisch sein mußte. Nach Dohm hätte der preussische Gesandte, Graf Görz, dies klar erkannt und dem König vorgestellt; in Görz's Denkwürdigkeiten findet sich darüber Nichts, wol aber die Angabe, daß Graf Panin den Gedanken zuerst beifällig aufgenommen (I. S. 138). Wie dem auch sei, jedenfalls wies der letztere, nachdem er sich der maßgebenden Ansichten vergewissert hatte, das Project weit ab. Die Pforte sei eine Macht, mit der jeder Friede nur ein Waffenstillstand sei; die Kaiserin begreife nicht, wie der König eine Verbindung zwischen ihr und dem Erbfeind ihres Reiches nur als möglich habe denken können. Noch schwerer war der Fehler, daß Görz Potemkin, der in den orientalischen Zukunftsplänen lebte und webte, für diesen Plan zu gewinnen suchte. Niemals, antwortete dieser, werde die Kaiserin darauf eingehen; ihre persönlichen Gefinnungen, wie die öffentliche Meinung und das religiöse Gefühl der Nation seien gleichmäßig dagegen. Katharina äußerte damals, wahrscheinlich mit Bezug auf diesen Vorschlag, der König werde altersschwach¹⁾; aber obwol derselbe sofort den Vorschlag ausdrücklich zurücknahm, hatte derselbe doch seine Wirkung gegen ihn hervorgebracht. Die Kaiserin wußte nun, daß sie für ihre orientalischen Pläne nicht auf Friedrich rechnen könne und verkannte keineswegs, daß die Allianz an sich ganz richtig auf das Interesse Preußens berechnet sei, das aber eben dem ihrigen widersprach. Sie lehnte deshalb die Erneuerung der 1779 ablaufenden Allianz mit Preußen ab. Joseph II. also, der einerseits gesehen, daß er von Frankreich Nichts erwarten konnte, andererseits von seinem Gedanken einer Verbindung mit Preußen durch den bairischen Erbfolgestreit ganz zurückgekommen war, fand, als er sich dem russischen Bündniß zuwandte, die günstigste Stimmung in Petersburg.

¹⁾ Bei dem spätern Besuche Joseph's, „que le roi, quoique pas en âge de l'être, était souvent un étourdi en politique, voulait combiner des objets incombinaibles et était trompé par ses ministres et se trompait lui-même.“ Arnet, III. S. 269.

Die orientalischen Pläne traten nun bei ihm in den Vordergrund. Spuren hiervon finden sich schon in seinen früheren Briefen. „Belgrad mit dem Theile von Bosnien bis an den Golfo della Drina wäre das Allernutzbarste; entfernt von den Feinden, deckte dies das ganze Carlstädtische und also Innerösterreich vor allem jemals möglichen türkischen Einfall“, schreibt er am 22. Januar 1772 an Maria Theresia; im April d. J. an Leopold: „qui sait, si la Porte ne nous fournit point une juste cause de nous en mêler et que l'année qui vient, nous ne mettions en poche Belgrade et une partie de la Bosnie tout comme nous ferons cette année des palatinats de Pologne. 1773 verlangt er die Erwerbung von Orsova. Aber auch Kaunitz hatte solche Pläne längst in's Auge gefaßt. Schon während der Verhandlungen über Polen hatte er, im Januar 1772, Theilungsprojecte der Türkei ausgearbeitet, welche die Alternative einer gänzlichen Vertreibung der Osmanen oder der Entreißung ihres nördlichen Gebietes erörterten. Damals war die Betheiligung Preußens oder Frankreichs in Frage gezogen, jetzt konnte Rußland allein in Betracht kommen¹⁾. Die Abneigung Maria Theresia's gegen den moralischen Charakter Katharina's hatte bisher die Annäherung gehindert; im Frühjahr 1780 gab sie nun ihre Zustimmung zu einer Begegnung ihres Sohnes mit der Zarin in Mohilew, wofür Kaunitz die politischen Instructionen ausarbeitete, mit denen Joseph durchaus einverstanden war²⁾. Der Empfang war sehr verbindlich³⁾, doch wurde wenig Politik gesprochen. Die Kaiserin fragte nur, ob ihm als römischen Kaiser der Kirchenstaat nicht anstehe? Er erwiderte scherzend, der Status quo in Italien berühre so viele Mächte, daß er darauf verzichte; aber daß ihr Rom, nämlich Constantinopel, viel leichter zu erobern sei. Sie versicherte, an keine Eroberung zu denken, kam aber auf der Reise nach Smolensk darauf zurück, daß er seine Hauptstadt nicht habe. Joseph antwortete wieder mit Constantinopel, worauf sie nur sagte: wenn sie es erobert hätte, würde sie es nicht behalten, sondern einen anderen Gebrauch davon gemacht haben; woraus er ganz richtig schloß, daß sie noch „cette idée creuse“ des griechischen Reiches unter Constantin verfolge, „savoir quand elle l'aura conquis“. Dies bestätigten nun die Unterhaltungen, die er mit der Kaiserin in Petersburg hatte, wohin er ihrer dringenden Einladung gefolgt war. „Son projet de l'érection d'un Empire d'Orient roule dans sa tête et couve dans son âme, à tout moment des propos le dévoilent“, schreibt er seiner Mutter. Potemkin sprach mit Wärme für die Allianz beider Höfe. Dem Großfürsten sagte Joseph: „Die Kaiserin hat große Projekte; sie will mir Rom überlassen und Constantinopel für sich nehmen, um die alten Kaiserthümer des Orients und Occidents wiederherzustellen; dies wäre sehr gut, wenn wir allein Herr auf dieser Welt wären“. (Görz I. S. 189.) Joseph beauftragte den Gesandten Cobenzl, hinzuwerfen: das Einfachste sei dann eine gegenseitige Garantie ihrer Besitzungen. Katharina fragte: ob dieselbe auch die Eroberungen, die sie noch machen könne“, umfassen würde? — was ver-

¹⁾ Beer, die erste Theilung Polens. II, S. 130.

²⁾ Beer, Briefwechsel von Joseph II. und Leopold mit Kaunitz. 1873. S. X.

³⁾ Wir haben die Berichte Joseph's über diese Reise in Briefen an seine Mutter (Arnetz, III. S. 250 ff.).

neint wurde. Zu einer vollen Aussprache kam es nicht. Joseph schwankte, ob diese römisch-griechischen Pläne eine bloße Chimäre oder eine List seien. Wie Harris versichert, habe er der Kaiserin gesagt, daß sein einziger Ehrgeiz sei, „de renvoyer les Turcs plus loin“ und wo möglich seine italienischen Besitzungen auszudehnen (I. p. 467). Wenn es nun bei diesem Besuch zu Nichts kam, so war doch die Annäherung angebahnt, die preussische Allianz beseitigt ¹⁾, und der Versuch, dem Eindruck, welchen Joseph's Besuch hinterlassen, durch die Sendung des Prinzen von Preußen an den russischen Hof entgegenzuwirken, schlug völlig fehl. Katharina sprach zwar viel von ihrer Freundschaft für den König; aber auf ihre orientalischen Projecte, zu denen sie sich offen bekannte, konnte der Prinz nicht eingehen. Oesterreich dagegen war ihr für dieselben unentbehrlich. Im Januar 1781 begannen nun, nachdem Ende November v. J. Maria Theresia gestorben war, die Unterhandlungen in Petersburg über eine wirkliche Allianz ²⁾. Der leitende Gedanke Joseph's spricht sich in den folgenden Worten eines Briefes an seinen Gesandten in Petersburg aus (Beer Briefwechsel, S. 26): „Der Satz bleibt richtig, daß Rußland mit uns und wir mit ihm Alles, Eines ohne dem Anderen aber sehr beschwerlich etwas Wesentliches und Ruhbares ausrichten können, welche Wahrheit Sie nie genug gelten machen und bis zur Ueberzeugung den am Brett Sitzenden erneuern wollen.“ Oesterreich schlug einfach eine gegenseitige Garantie für alle Besitzungen der beiden Contrahenten in Europa vor und für ihre Verletzung die Stellung eines Corps von 30,000 Mann. Rußland wollte letzteres auf 12,000 Mann herabsetzen, ausgenommen gegen die Pforte, und begründete dies in einem geheimen Separatartikel mit dem Hinweis: „l'expérience du passé n'ayant que trop démontré à quel point les liens des traités étaient peu respectés par la Porte Ottomane.“ Demgemäß sollte Oesterreich den Frieden von Rujuk-Kainardji, sowie die Conventionen von 1775 und 1779 garantiren, Rußland die von Oesterreich mit der Pforte geschlossenen. Falls letztere diese Verpflichtungen verleihe und der Krieg ausbreche, sollte der Allirte mit 30,000 Mann zu Hilfe kommen und gleichfalls den Krieg erklären. Der österreichische Gesandte bemerkte natürlich, daß das keine Reciprocität sei; seine Regierung habe einen Angriff von deutscher Seite sehr viel mehr zu fürchten als Rußland von der Türkei, und doch solle im ersteren Falle Rußland nur mit 12,000 Mann eintreten, in letzterem aber Oesterreich mit 30,000. Außerdem stieß man auf eine Formschwierigkeit, die lange unüberwindlich schien. Joseph wollte, als römischer Kaiser, der Kaiserin so wenig als irgend einem anderen Souverän das Alternat gewähren, d. h. das Recht, nach dem eine der contrahirenden Mächte stets in einem Exemplar des Vertrags zuerst genannt wird, in dem anderen als zweite ³⁾. Katharina aber wollte natür-

¹⁾ „He has for ever given a very severe stroke to the King of Prussia's influence, so deep a one, that I almost doubt its recovery,“ schreibt Harris 25. Juli. I, p. 280.

²⁾ Die zwischen beiden Souveränen gewechselten Briefe hat Arnetz, „Joseph II. und Katharina von Rußland“ 1869 herausgegeben; die Unterhandlungen finden sich, nach russischen Acten, bei Martens, *Traité de la Russie*, I, p. 98 ff.

³⁾ Kaunitz meinte, Panin habe diese Schwierigkeit hervorgerufen, um den Vertrag zum Scheitern zu bringen.

lich nicht darauf verzichten; sie machte geltend, daß, wenn sie zugäbe, daß der Kaiser, wie er sage, „le premier parmi ses égaux“ sei, ihre Unterthanen ihn als größer betrachten müßten als sie selbst. Da keiner der beiden Theile nachgeben wollte, aber beide zugleich den Abschluß der Allianz lebhaft wünschten, so fand Katharina einen Ausweg, indem sie vorschlug, daß der Kaiser an sie zwei Briefe richte, in denen der Inhalt der festzusetzenden Bestimmungen zusammenzufassen sei und welche sie durch zwei correspondirende beantworten werde, welche ihre Verpflichtungen feststellten; Joseph ging hierauf ein. In den ersten der beiden Briefe vom (18./24.) Mai 1781 wird die gegenseitige Garantie für alle Besitzungen beider Theile, mit Ausnahme der russisch-asiatischen, ausgesprochen, die Hilfe auf 12,000 Mann festgestellt, wobei Joseph sich vorbehielt, statt derselben jährlich 400,000 Rubel zu zahlen, wenn sie gegen Schweden nöthig werden solle. Falls er selbst zufolge dieser Hilfeleistung angegriffen werden sollte, behält er sich vor, nach vorgängiger Ankündigung von zwei Monaten sein Corps zurückzurufen; verspricht aber, dasselbe sonst zu vermehren, wenn es nicht ausreiche, und keinen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen ohne Rußland darin einzubegreifen. Bei dem gemeinsamen Interesse beider Mächte als Nachbarn Polens, will er über die gute Ordnung in der Republik, die Erhaltung der Verfassung und des Bestandes derselben wachen. Diese Bestimmungen sollen auf 8 Jahre gelten. Das zweite, weit wichtigere Schreiben betrifft die Stellung beider Mächte zu der Pforte; sie wird als gleich anerkannt (la conformité de la position) und die gegenseitige Hilfe durch die örtliche Lage der Staaten als leicht betrachtet. Deshalb wolle man sich enger verbinden und die geheimen Verabredungen in zeitgemäßer Form erneuern, die stets einen Theil der zwischen beiden Staaten abgeschlossenen Verträge gebildet hätten. (?) Der Kaiser garantiert demzufolge die Verträge Rußlands mit der Pforte, verspricht auf das Bändigste „de faire observer par la dite porte Ottomane strictement et religieusement tout ce qui est contenu dans les actes cy-dessus mentionnés“ und im Falle der Nichtbeobachtung seine guten Dienste bei ihr anzuwenden. Sollten aber solche nicht die gewünschte Wirkung haben und sie sich hartnäckig weigern, ihre Verpflichtungen zu erfüllen oder gar offen den Frieden verlegen und zu einer Invasion Rußlands schreiten: so verpflichtet sich der Kaiser, drei Monate nach ergangener Aufforderung, ihr den Krieg zu erklären und in ihr Gebiet eine directe Diverſion zu machen mit Kräften, die den von der Kaiserin angewendeten gleich seien. Für den Fall einer Operation der russischen Flotte im Schwarzen Meer, will Oesterreich sich über ein seinerseits zu leistendes Äquivalent verständigen. Der Kriegsplan soll gemeinsam festgestellt werden und der Kaiser verspricht, wenn während des vorausgesetzten Krieges die Kaiserin von irgend einer andern Macht angegriffen werden sollte, dies nicht nur als casus foederis zu betrachten, sondern vollständig für J. M. einzutreten und mit allen Kräften zu Hilfe zu kommen, soweit es geschehen könne, ohne die Sicherheit seiner Staaten zu gefährden; auch nicht Frieden oder Waffenstillstand zu schließen, ohne J. R. M. darin einzubegreifen. Diese Verbindlichkeiten bittet der Kaiser so zu betrachten, als ob sie unter dem „geheiligten Geseze“ des feierlichsten Vertrages abgeschlossen seien.

Also ein Löwenvertrag für Rußland im eigentlichen Sinne und es war recht begreiflich, daß andere Mächte, obwohl sie nur hörten, daß ein gegenseitiger Garantievertrag abgeschlossen sei, vermutheten, der geheime Zweck der Allianz sei die Auflösung (dismemberment) des türkischen Reiches ¹⁾. Joseph selbst kommt auf den Kreuzzug zuerst in dem Briefwechsel mit Katharina zurück; als er den Besuch des Papstes erwartet, bemerkt er „ce n'est jamais du chef visible de l'église latine que j'attends une proposition pareille (de chasser les ennemis du nom chrétien), mais bien de celle qui est à la tête de l'église d'Orient, aux étendards et à l'appel de laquelle je serai toujours prêt de me ranger.“ (19. Febr. 1782 Arneth S. 123.) Als nun Katharina sich zur Einverleibung der Krim anschickte, schrieb sie dem Kaiser (15. Juni 1782), um ihm ihre Ueberzeugung auszusprechen, daß er seine Verpflichtungen aus dem Allianzvertrage erfüllen werde. Sie bemerkte hinsichtlich ihrer militärischen Maßregeln, dieselben bezweckten ihre Grenzen zu sichern, sowie die Ruhe und Unabhängigkeit der Krim herzustellen, gemäß dem Vertrage von Rainardji; fügte aber hierzu „aussi longtemps que celui-ci sera en vigueur.“ Joseph antwortete am 12. Juli in enthusiastischer Form, indem er sie mon Impératrice, mon amie, mon alliée, ma héroïne“ nennt, aber sachlich doch vorsichtig schreibt: er sei bereit, sich mit ihr über die Unruhen der Krim zu verständigen, könne aber nicht glauben, daß die Pforte die Rebellen unterstützen werde. Der Saß, den Harris (I. 467) und ähnlich auch Görz (I. S. 203) aus diesem Briefe berichtete, „daß sie ihn als ihren General und seine Armee als die ihrige betrachten möge“, findet sich in dem Briefe nicht. Dagegen berichtet Görz als Augenzeuge, daß gleichzeitig Kaunitz an Cobenzl eine Depesche richtete, die ihn zu größter Vorsicht aufforderte, da die Verbindung der beiden Kaiserhöfe Europa beunruhige. Der Kaiser möge die Allianz Rußlands wünschen, aber er (Kaunitz) werde nie die Frankreichs opfern, bei der Oesterreich sich immer gut befunden habe; und das müsse geschehen, wenn man sich wirklich in die weitaussehenden Projecte der Kaiserin einlassen wolle, welche Europa in gänzliche Verwirrung bringen würden. Der Kaiser werde dies gewiß nicht weiter thun, als das wahre Interesse seines Reiches ihm gestatte. Herzberg antwortete darauf an Görz (28. Dez. 1782), der Widerstand Kaunitz's gegen das Project mache seiner Staatsklugheit Ehre, eben deshalb aber sei es für Preußen kein Unglück, wenn die Kaiserhöfe gegen die Pforte vorgingen. Entweder mißlinge ihr Unternehmen ganz, dann seien sie geschwächt und ihre Freundschaft werde erkalten; oder sie bedürften Preußens zur Durchführung, das Vortheile verlangen könne, oder aber die Errichtung des griechischen Reiches gelinge und dann werde dieses Preußens natürlicher Verbündeter und Oesterreichs natürlicher Feind sein.

¹⁾ Joseph hat denn auch Katharina, die Briefform zu benutzen, um öffentlich zu erklären, „que le traité, dont on a avec tant de malice déjà donné l'éveil à l'Europe, n'a pas eu lieu. (!) A quelles intrigues, à quels contreprojets les différentes Cours ne se porteraient-elles pas, surtout si l'article secret et séparé regardant la Porte fût connu avant le temps. Le Roi de Prusse, de la connaissance seulement préalable qu'il a eue du projet d'un article séparé entre nous, touchant la Porte, en a déjà fait l'usage le plus odieux tant en France qu'à

Der Kaiserin aber, die von Oesterreichs Hintergedanken Nichts ahnte, schien die Zeit gekommen, mit ihrem großen Theilungsplane der Türkei hervorzutreten und sie entwickelt denselben dem Kaiser in einem Schreiben vom 10. Septb. ¹⁾. Nach einer allgemeinen Betrachtung schlägt sie vor, sich über einen gemeinsamen Kriegsplan zu einigen und dann ein geheimes Abkommen über die Erwerbungen auf Kosten der Pforte zu schließen. Die europäische Lage scheint ihr nicht ungünstig, Polen könne nichts thun, Schweden nichts ohne Verbündete, der gefährlichste mögliche Gegner sei Friedrich; doch sei es ihr unwahrscheinlich, daß er in seinem Alter sich zu ernstem Widerstande anschicken sollte. Frankreich und England seien erschöpft von dem langen Kriege; sollte aber ersteres doch daran denken den Kaiserhöfen entgegenzutreten, so müsse man zu letzterem in engeres Verhältniß treten, um den Despotismus zu brechen, den die bourbonischen Höfe über das Mittelmeer ausübten. Das türkische Reich sei tief geschwächt, die meisten Paschas hätten sich fast unabhängig gemacht und warteten nur den Augenblick ab, um es ganz zu werden. Die Christen seien gedrückt und unzufrieden, die Armee schlecht, man fürchte den Krieg. Für die Verständigung müßten zwei unwandelbare Grundsätze als Fundament dienen: daß die drei Monarchien nicht unmittelbar Nachbarn werden, und eine vollkommene Gleichheit der Erwerbungen beider Mächte. Demgemäß schlägt sie vor, als unabhängigen Staat das alte Dacien herzustellen, bestehend aus der Moldau, der Walachei und Bessarabien unter einem Fürsten griechischer Confession. Dieser Staat soll stets von Oesterreich wie Rußland unabhängig bleiben, seine Grenzen sollten auf russischer Seite der Dniestr und das Schwarze Meer, auf österreichischer die Donau und die Aluta bilden. Die Grenzen Oesterreichs gegen die Türkei würden im Uebrigen von den Erwerbungen abhängen, die es zu machen wünscht. Rußland, dessen natürliche Grenze gegen die Pforte das Schwarze Meer ist, wünscht nur die Stadt Oczakow mit dem Gebiet zwischen Bug und Dniestr und eine oder zwei Inseln im Archipel für die Sicherheit und Entwicklung seines Handels. Endlich aber drückt die Kaiserin ihre Ueberzeugung aus, daß, wenn es Weiden gelinge, Europa vom Feinde des christlichen Namens zu befreien, indem sie ihn aus Constantinopel verjagen, der Kaiser ihr seinen Beistand nicht versagen werde zur Wiederherstellung der alten griechischen Monarchie auf den Trümmern und nach dem Falle der gegenwärtig herrschenden barbarischen Macht, unter der ausdrücklichen Bedingung, „daß ich die wiederhergestellte Monarchie, vollständig unabhängig von der meinigen halten und meinen jüngeren Enkel, den Großfürsten Constantin auf den Thron setzen werde. Dieser wird sich verbinden, niemals Ansprüche auf den russischen Thron zu machen; denn diese beiden Kronen können und dürfen nie auf einem Haupte vereinigt sein ²⁾.“ (Arneth p. 156). Das neue Reich werde begrenzt sein durch

Constantinople.“ Arneth, S. 69, 70. Er schreibt später (6. October 1782), der König läute die Sturmglocke in Frankreich und bei der Pforte.

¹⁾ Arneth, S. 143 ff.

²⁾ Wie Prof. Martens in Petersburg diesem Project gegenüber, daß er mit seinen Folgen selbst ausführlich bespricht (*Recueil des traités conclus par la Russie II*, p. 133 ff.) und als „Plan grandiose de partage de l'Empire Ottoman“ bezeichnet, hoffen kann, durch seine Flug-

das Schwarze Meer und die Donau, die Grenze gegen Oesterreich würde von den Erwerbungen desselben nach dem Sturze der barbarischen Regierung abhängen, die Inseln des Archipels würden dazu gehören, aber in Ansehung des Beistandes des Kaisers „dans cette grande entreprise si intéressante pour le bien de la chrétienté“ werde sie nicht abgeneigt sein ihm einige Besitzungen im Mittelmeer, die für den Handel seiner Unterthanen nützlich sein könnten, zu verschaffen. Beide Mächte würden sich verbinden, eine Einmischung anderer Mächte abzuwehren, eventuell ihnen Handelsniederlassungen auf Kosten der Türkei gewähren, soweit sie den Interessen der beiden Verbündeten nicht widersprächen.

Joseph war nicht wenig erstaunt, als er nunmehr das himärische Projekt festere Gestalt annehmen sah, er sandte den Brief mit dem Ausdruck dieses Gefühls an Kaunitz und bemerkte, daß in dem Ganzen „pas un moyen raisonné encore moins de réussite“ zu finden sei, es sei wol am besten dilatorisch zu antworten, mit einigen Zweifeln, ohne dem so wenig „zerlauten“ Begehren (au désir si peut-être) entgegen zu treten.

Am 13. Nov. antwortete er endlich, indem er die Verzögerung mit Krankheit entschuldigte. Was die europäische Situation betraf, so gab er die Wichtigkeit des über Polen und Schweden Gesagten zu, bezweifelte aber, daß, was die beiden allein in Betracht kommenden Mächte Preußen und Frankreich betreffe, das Alter des Königs und die Dankbarkeit des Versailler Hofes ihm hinreichende Sicherheit gegen einen Angriff auf seine Staaten geben könnten. Außerdem könnten die bourbonischen Höfe Rußlands Action sehr erschweren, sowol im Mittelmeer als durch Hilfeleistung an die Türken, während die österreichischen Besitzungen in den Niederlanden und am Oberrhein ihnen offen lägen. Preußens Feindschaft müsse durch ein russisches Beobachtungscorps neutralisirt, Frankreichs Freundschaft durch die Ueberlassung Egyptens gewonnen werden.

Uebrigens hatte Joseph weder Einwendungen gegen Rußlands zu machende Erwerbungen, noch gegen den dacischen und griechischen Staat, noch gegen die Erhebung des Großfürsten auf den Thron von Byzanz, obwohl die Verwirklichung natürlich ausschließlich vom Erfolg des Krieges abhängen. Seinerseits aber hielt er für Oesterreich folgende Erwerbungen nothwendig: die Stadt Ehotin mit einem kleinen Gebiet, den von der Muta umgrenzten Theil der Walachei und das Gebiet von Nicopolis ab bis Widdin, Orsova und Belgrad, von Belgrad in grader Linie auf das adriatische Meer, den Meerbusen der Drina und alle venetianischen Besitzungen auf dem Festlande mit Istrien und Dalmatien, welches die Republik mit Gewalt und List wie ihr ganzes Gebiet seinem Staat (wobei er Oesterreich mit dem Deutschen Reich verwechselt) entrißen hätte. Er könne dann einige Schiffe haben und Rußland dadurch nützlich werden; natürlich müssen die Donau und das Schwarze Meer für den Handel seiner Unterthanen frei sein, und Dacien sowie Griechenland die österreichischen Schiffe nicht mit

schreibt „Die russische Politik in der orientalischen Frage“ die Welt zu überzeugen, daß Rußland der Pforte gegenüber stets eine uninteressirte Politik verfolgt hat, ist schwer zu begreifen. Noch schwerer, wie Mr. Rolin-Jacquemins derselben in der Revue de droit international, in welcher der Aufsatz zuerst erschien, das Zeugniß ausstellen konnte, daß die Arbeit auf unanfechtbaren Quellen beruhe.

Abgaben belasten dürfen. Venedig solle mit Morea, Candia, Cypern und einigen andern Inseln des Archipels entschädigt werden.

Der Kaiser, der voraussehen mochte, daß diese bescheidenen Forderungen („mes petits projets“, sagte er in einem Briefe vom 23. Nov.) in Petersburg auf starken Widerstand stoßen würden, beauftragte Kaunitz, dieselben näher zu rechtfertigen. Derselbe hob in einer Depesche an den Grafen Cobenzl noch besonders die großen Schwierigkeiten der Ausführung des Planes hervor. Ohne Preußen unschädlich gemacht zu haben, könne Oesterreich seine Macht nicht frei gegen die Türken wenden; man möge also den Kurfürsten von Sachsen durch die Aussicht auf die Wiederbesteigung des polnischen Thrones zu gewinnen suchen. Frankreichs Zustimmung sei unumgänglich, man möge ihm daher (die alte Leibnitz'sche Idee) Egypten bieten. „Car cette province de la Turquie est la moins propre à donner de l'ombrage à l'Angleterre“ (!). Der Wiener Hof thut keine Einsprache gegen die Erhebung des Großfürsten Konstantin auf den griechischen Thron, obwohl er nach dem Princip der Parität das Recht gehabt hätte, auch für eines seiner Mitglieder die Schöpfung eines neuen Staates zu verlangen. Aber Oesterreich begnügt sich mit den erwähnten wenig bedeutenden (!) Erwerbungen, vorausgesetzt, daß diese in nicht zu engem Sinne aufgefaßt werden, denn die Nothwendigkeit gebiete oft die ursprünglich angenommenen Grenzen auszubehnen, „afin de les rendre naturelles“. (Martens Traités avec l'Autriche II. p. 135.)

Katharina antwortet am 4. Januar 1784. Sie tritt den Bemerkungen des Kaisers hinsichtlich Frankreichs und Preußens bei und wünscht nur Sachsen nicht durch die Aussicht auf den polnischen Thron, sondern durch die Säkularisation irgend eines Bisthums, oder Gewährung sonst eines andern Vortheils oder einer Arrondirung, die der Kaiser bestimmen möge, zu gewinnen. Sie stimmt gern der Erwerbung einiger Häfen im Mittelmeere, welche ihm eine Flotte ermöglichen würden, zu; meint aber, die von ihm in Aussicht genommenen Erwerbungen würden das schon sichern und findet es unmöglich, den Venetianern ihr Gebiet zu nehmen, weil die Interessen der Verbündeten fordereten, mit der Republik in Frieden zu bleiben und ihre Mitwirkung gegen die Türkei zu benutzen. Auch dürfe man das griechische Reich nicht zu sehr beschränken und müsse ihm vor allem Morea und den Archipel erhalten. Schließlich erinnert sie daran, daß die Erwerbungen gleiche Vortheile für beide Theile bieten müssen; fordert ihn aber auf, der Sache nun eine festere Gestalt in der angenommenen Form eines Austausches identischer Schreiben zu geben.

Joseph, der sich inzwischen mit einem ganz andern Project beschäftigt hatte, nämlich die Pforte — falls dieselbe nicht zum Kriege schreite — zu bewegen, ihm gegen eine Million den an das Banat grenzenden District bis zur Unna abzutreten, war über dies Schreiben sehr mißvergnügt, ließ sich dies aber nicht merken und unterstützte die Kaiserin bei der Einderleibung der Krön, indem er in Constantinopel zunächst dahin wirkte, daß man das Eindringen der Russen nicht als Kriegsfall betrachtete. Er machte aber in seiner Antwort sehr nachdrücklich geltend, wie viel die Kaiserin dieser seiner Unterstützung verdanke. Da nun aber zu Folge dieser Nachsichtigkeit sie nicht die mindeste Beschwerde mehr

gegen die Pforte habe und die Verabredungen nur für den Fall zwischen ihnen getroffen, daß die Türken sie zum Kriege zwingen, so sei die Lage vollständig verändert. Hiervon abgesehen werde die Kaiserin bei reiflicher Prüfung gewiß finden, daß seine Forderungen nur nothwendig und durch seine Lage bedingt seien (25. Febr. 1785). Er schließt also auf eine Vertagung; ein Jahr früher oder später mache oft einen großen Unterschied für die Wahrscheinlichkeit des politischen Erfolgs.

Die Erwiderung Katharina's ist in merklich kühlerem Tone gehalten. Sie muß zugeben, daß der Kriegsfall gegen die Pforte beseitigt sei; aber die Erfahrung habe sie gelehrt, was auf türkische Versprechungen zu geben sei. Sie habe sich an Joseph II. gewandt in der Zuversicht, daß — wie bei Cäsar — zwischen dem Unternehmen und der Ausführung eines nützlichen, großen und Cäsars würdigen Planes kein Zwischenraum bestehen werde. Es sei wahr, daß durch den Friedensschluß Englands und Frankreichs die Lage geändert sei; aber die gemeinsamen Interessen ihrer beiden Staaten blieben dieselben.

In dieser ganzen Unterhandlung, die erst später praktische Folgen hatte, findet man bei Joseph und Kaunitz die entschiedenste Ueberzeugung, daß das griechische Project ein lustiges Hirngespinnst sei¹⁾, andererseits eine rücksichtslose Ländergier, die einfach über fremdes Gebiet verfügt. Was die Absichten des Kaisers betrifft, so schienen sie allerdings praktischer, als die hochfliegenden Pläne seiner Verbündeten. Harris meinte ganz richtig (27. Aug. 1782), er wolle Bosnien, Serbien und den Theil der Türkei, der früher zu Ungarn gehört habe, werde auch wol wünschen, Etwas von den Besitzungen der Pforte am adriatischen Meere zu erwerben und nicht zu gewissenhaft sein, um auf die Venetianer überzugreifen, wenn ihre Besitzungen ihm in den Weg kämen²⁾. Das waren unstreitig seine Absichten, aber sie erfüllten sich nicht; wenn Harris ebenso wie Friedrich II. sahen, daß das Einverständniß Rußlands und Oesterreichs ein Ende haben werde, wenn sie an die Ausführung ihrer Pläne gingen, so wurde es doch durch die Folge klar, daß Joseph und Kaunitz einen ganz falschen Schachzug gethan, während Katharina zwar nicht ihre hochfliegenden Pläne durchsetzte, aber doch allein den Gewinn des Bündnisses einheimste.

III. Die Einverleibung der Krim.

Zunächst kam es nun überhaupt zu Nichts. Joseph ward durch die niederländischen und die deutschen Verhältnisse beschäftigt, in welchen Friedrich seinen Uebergriffen so energisch entgegentrat, daß er es gerathener fand, seine orientalischen Pläne bis zum Tode des Königs zu vertagen. Was aber Katharina

¹⁾ Friedrich II. meinte spottend, als er hörte, daß die Kaiserin auf's Neue Aussicht habe, Großmutter zu werden, dies dritte Kind werde nun wol zum Kaiser der Mongolen bestimmt sein.

²⁾ I. p. 467, er fügt hinzu: „She thinks herself quite sure of the Emperor and possibly the moment for carrying their romantic plan into execution is at hand. Joseph will keep it up till he has got Bosnia and Servia and then plant Her Imperial Majesty and leave her to the formation of an eastern empire on her own bottom. This will be the breaking up of their union.“

betrif, so hatte sie während dieser Unterhandlungen ein Werk vollbracht, das wir, um den Faden der Erzählung nicht zu unterbrechen, nur erwähnt, nun aber näher betrachten müssen.

Dem Vertrage von Rujul-Rainardji gemäß sollten die Tataren der Krim und des Kuban unabhängig sein und wollten dies auch bleiben, so daß ein geschickter Fürst derselben die Eifersucht der Pforte und Rußlands gegeneinander leicht zur Befestigung seiner Herrschaft hätte benutzen können. Der Chan Devlet Girai war zwar türkenfreundlich, aber so unfähig, daß es den Russen leicht ward, Unruhen gegen ihn anzukniffen. Sie rückten denn unter dem Vorwand bewaffneter Vermittelung ein, der Chan floh nach Constantinopel und Sahim Girai, ein gehorsamer Diener Rußlands, ward zu seinem Nachfolger gewählt.

Inzwischen richteten sich die Russen am Schwarzen Meere ein. Kertsch und Jenikale wurden besetzt, Taganrog am Asow'schen Meere erweitert, Cherson erbaut, der Grund zu einer Pontusflotte gelegt. Sahim Girai verlegte durch Einführung russischer Sitten und Institutionen die Gefühle seiner Unterthanen auf das Empfindlichste; die Pforte, die durch die Fortdauer der Oberhoheit des Sultans als Schlichterin ohnehin noch einen starken Einfluß übte, benützte diese Unzufriedenheit, um einen Aufstand hervorzurufen, vor dem Sahim fliehen mußte. Nun aber rückten die Russen ein und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den Tataren an; die dem Schwerte Entronnenen flüchteten scharenweise in das Gebiet der Pforte und den Kaukasus, die armenischen und griechischen Familien der Halbinsel wurden gezwungen, sich in den wüsten Steppen des Don niederzulassen. Dort wurden sie freigebig mit Privilegien ausgestattet, um sie an ihre neue Heimath zu fesseln und dieselbe im Interesse der Ausfuhr der Producte Sibirienlands zu colonisiren.

Obgleich nun Rußland sich schon ganz als Herr der Krim benahm, hielt es die Stunde der Einderleibung noch nicht gekommen; es schloß nochmals, unter der Vermittelung des französischen Gesandten in Constantinopel, Grafen Et. Priest, einen Vertrag mit der Pforte (21. März 1779), welcher das alte Verhältniß wieder herstellte und Sahim Girai als Chan anerkannte.

Um diese Zeit bewarb sich England, das mit seinen außländischen Colonien von Nordamerika im schweren Kampf begriffen war, auf das Lebhafteste um Rußlands Freundschaft, und dies führte zu Verhandlungen, welche, ihrer großen Wichtigkeit für die europäische Politik wegen, hier zu berühren sind. Der englische Gesandte in Petersburg, Harris, ward Anfang 1778 beauftragt, Alles in Bewegung zu setzen, um eine Offensiv- und Defensivallianz beider Staaten herbeizuführen¹⁾. Katharina hatte eine lebhafte Vorliebe für England und starke Abneigung gegen jede Empörung; der Minister des Auswärtigen, Graf Panin, dagegen war dem Bündniß durchaus entgegen. Einmal war er der Vertreter der Allianz mit Preußen, welches England gespannt gegenüberstand; andererseits konnte er die Erschöpfung Rußlands nach dem Kriege mit der Pforte zu gut, als daß er es hätte in einen Krieg verwickeln wollen, welcher den russischen

¹⁾ *Esays, Denkwürdigkeiten meiner Zeit. II. Historische und politische Denkwürdigkeiten des Grafen v. Görtz. 1820.*

Russische Geschichte. IV. 7.

Handel sehr schädigen mußte, ohne zunächst Vortheile zu bieten. Er nahm zwar die Eröffnungen des Gesandten, welcher betonte, daß es sich darum handle, ein Gegengewicht gegen die vereinigten bourbonischen Höfe zu bilden, freundlich auf und gab zu, daß die Lage Englands und Rußlands gleichartig sei; bemerkte aber, nachdem er mit der Kaiserin gesprochen, daß die Entwicklung der europäischen Verhältnisse sich noch nicht übersehen lasse. Deshalb, und auch um die Nachtheile zu vermeiden, die entstehen könnten, wenn man anfinke zu unterhandeln, ehe man sich wohl verstanden habe, wünsche die Kaiserin genau die Ansichten der englischen Regierung über die gegenwärtige Lage Europa's, ihr politisches System, das sich daraus ergebe, zu kennen, und eine Skizze eines Defensivvertrags zu erhalten. Sie betone das Wort „defensiv“ nicht aus Abneigung gegen die engste Verbindung beider Höfe, sondern weil sie seit ihrer Thronbesteigung nur Defensivbündnisse geschlossen und der Ausdruck „offensiv“ sie abstoße. Panin fügte hinzu, daß allerdings England gewisse eigenthümliche Interessen durch seine Lage habe, die Rußland nicht theile, dessen Politik natürlich von seinen speciellen Interessen im Norden bedingt sei. Inzwischen hatte Frankreich die Unabhängigkeit Nordamerika's anerkannt und England ihm den Krieg erklärt (März 1778); im Mai meinte daher die Kaiserin, es sei ihr unmöglich, einen Vertrag abzuschließen, welcher sie verbinden würde, sich an dem Kriege gegen Frankreich zu betheiligen, wenn England sich nicht zu Gleichem ihr gegenüber gegen die Türkei verpflichte, die eben so ihr natürlicher Feind sei, wie Frankreich der Englands. Harris hatte inzwischen, anknüpfend an die Aeußerungen der Kaiserin, gerathen, auf ihre Ideen einzugehen, und war demgemäß beauftragt, die Allianz förmlich vorzuschlagen, indem England bereit sei, Alles zu unterschreiben, was die Verbindung beider Kronen befestigen könne. Es wende sich, nachdem Frankreich die Partei der amerikanischen Rebellen genommen, zuverlässlich an Rußland, das allein England aufrecht halten könne, und sei überzeugt, daß eine ebenso mächtige als erleuchtete Regentin nie auf eine ihrer Seelengröße angemessenere Art handeln könne, als indem sie durch ihre Dazwischenkunft die Uebel abwende, mit denen die Fortsetzung des Krieges für die Zwecke des bourbonischen Hauses Europa bedrohen müsse. (Görz, S. 294.)

Sobald aber Panin hiervon Kunde bekam, setzte er der Kaiserin auseinander, daß die Folgen einer Vermittelung, welche zum Kriege mit Frankreich führen müßten, Rußlands Interessen im hohen Grade gefährdeten, und diese befahl deshalb zu antworten, daß trotz der freundschaftlichsten Gesinnungen für England sie den Kriegszustand, in dem letzteres sich befinde, nicht als den zum Abschluß einer Allianz schicklichen Zeitpunkt erkennen könne, wogegen sie ganz bereit zu freundschaftlicher Vermittelung sei. Der Gesandte suchte nun der Kaiserin auf einem Umwege beizukommen, indem er den allgebietenden, aber käuflichen Günstling derselben, Potemkin, durch eine große Summe gewann, seine Ideen bei Katharina zu vertreten und dabei Aussicht auf Unterstützung ihrer orientalischen Pläne durch England eröffnete. Die im folgenden Jahre ergangene Kriegserklärung Spaniens gegen England machte in der That die Kaiserin bedenklich wegen des bourbonischen Uebergewichts, und als zwei russische Schiffe von den Spaniern aufgebracht wurden, ließ sie, unter dem Einfluß von Harris, der sie

„the most powerful and best friend, England had“ nannte, in starken Ausdrücken Genugthuung vom Madrider Cabinet fordern; befahl auch, ohne Panin zu fragen, die Ausrüstung eines Geschwaders, um eventuell ihrer Forderung Nachdruck zu geben. Außerdem sagte sie Harris (Görz I. S. 157), ein Courier werde in London „ihre, den bourbonischen Höfen gemachte, den Wünschen und der Erwartung des englischen Cabinets vollkommen entsprechende Erklärung überbringen.“ Aber wie sehr war man in London erstaunt, als diese Erklärung sich als die „Declaration der Grundsätze der bewaffneten Neutralität vom 28. Febr. 1780“ herausstellte, welche dem englischen Seerecht auf das Schärfste widersprach. Nach dem, was Potemkin's Vertrauter, Harris erzählte (I. p. 266), wäre die Declaration ganz aus dem Kopf der Kaiserin hervorgegangen; die fünf Punkte seien in der Stizze gewesen, welche sie dem Grafen Panin zugesandt. Wer ihr diese fünf Punkte in den Kopf gesetzt, wisse er nicht; da sie aber in der letzten Zeit ihren Agenten in Hamburg, St. Paul, (der wol die Erbitterung der Hamburger gegen die englischen Grundsätze theilte) und den Vorsteher des Handelsamtes, Grafen Woronzow, häufig gesehen, so vermuthete er, sie habe jene Punkte gesprächsweise aufgefaßt. Weit wahrscheinlicher aber ist Dohm's Darstellung (II. S. 111), daß Panin, über die Rüstungen beunruhigt, die Rußland leicht in Krieg verwickeln konnten, die Initiative ergriffen, und den Unwillen der Kaiserin gegen Spanien klug zu wenden wußte, indem er ihr vorstellte, es entspreche ihrer Würde weit mehr, nicht bloß Genugthuung für einen Fall zu fordern, sondern diesen zum Anlaß einer feierlichen Aufstellung liberaler Grundsätze für das Seerecht zu nehmen. Sie werde dadurch ihren Ruhm erhöhen, sich zur Gesetzgeberin der Meere machen und allen Nationen eine Freiheit und Sicherheit des Verkehrs schaffen, die sie noch nie zuvor gekannt. Die Zarin, stets für solche Anregungen empfänglich, glaubte auch speciell durch die Annahme dieser Grundsätze der Oeffnung der Dardanellen vorzuarbeiten und ging eifrig auf den Gedanken ein, indem sie die anderen Staaten zum Beitritt zu denselben aufforderte. Sie war aber der betreffenden Verhältnisse so unkundig, daß es ihr ganz entging, wie sie auf diese Weise gerade England, das sie zu begünstigen gedachte, einen schweren Schlag beibrachte, indem Spanien natürlich sich beeilte, diesen Grundsätzen beizutreten. Sie fragte Harris, der ihr dies auseinander zu setzen sich bemühte, verwundert: „Mais quel mal vous fait cette neutralité armée, ou plutôt nullité armée.“? Aber obwohl er versicherte, daß England für die russischen Schiffe Alles thun wolle, und obwohl Graf Orlov ihr vorstellte, daß sie selbst im Türkenkriege nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen verfahren, ließ ihr Stolz nicht zu, ihr eigenstes Werk aufzugeben.

England spannte nun Alles an, um auf einem andern Wege einen Umschwung zu erreichen.

Harris erinnerte daran, daß während des letzten Krieges England allein Frankreich und Spanien zurückgehalten, und durch eine richtig berechnete Rüstung zur See die russische Flotte im Mittelmeer vor der Zerstörung gerettet habe. Die Correspondenz seiner Vorgänger beweiße, daß der König der Kaiserin jeden Beistand gewährt habe, den sie von einem Allianzvertrage hätte erwarten können.

Die Regierung instruirte den Gesandten, zu entdecken: „ob wir nicht der Kaiserin einen ihres Ehrgeizes würdigen Gegenstand, eine Gebietsabtretung, welche ihren Handel und Marine stärken würde, bieten können, damit sie mit Sr. Majestät eine Allianz schließe, den gegenwärtigen Krieg zum casus foederis mache und uns mit allen Kräften gegen Frankreich, Spanien und unsere aufständischen Colonien unterstütze?“ Potemkin meinte, eine solche Gebietserwerbung werde Minorca sein; aber in einer Unterhaltung mit der Kaiserin erreichte der Gesandte, trotz der beweglichsten Appellationen an die Gefühle derselben — „Sauvez donc, Madame, la nation que vous aimez, elle a recours à vous“ — Nichts, als daß sie ihm dringend empfahl, Frieden zu schließen und ihre Vermittelung hierfür anbot. Die Erwerbung Minorca's als einer Stellung im Mittelländischen Meere lockte sie sehr; aber sie fürchtete, dieselbe könne sie in Krieg verwickeln, und sie lehnte ab, darauf einzugehen. Andererseits hoffte Harris Nichts von der Vermittelung, obwohl England sie nicht ablehnte. „Es ist unmöglich,“ schreibt er am 25. Oct., „daß die Kaiserin aufrichtig wünschen kann, den Frieden zwischen uns und unsern Feinden hergestellt zu sehen; denn der Erfolg ihrer orientalischen Projecte hängt nothwendig davon ab, daß das Haus Bourbon ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist, sie kann daher als Vermittlerin nicht aufrichtig sein.“

Potemkin war mit der Abweisung sehr unzufrieden; er sagte Harris, die Kaiserin werde alt, furchtsam, engherzig; — „das einzige Ereigniß, das sie wieder zu dem Gefühl ihrer wahren Stellung bringen könne und der größte Segen für das Reich sei ein türkischer Krieg.“ (I. p. 381.) Diesen herbeizuführen richtete er seinen Blick auf die Krim, wo Sahim Girai, der auf sein Ansuchen sogar russischer Oberflieutenant geworden war, sich immer verhaßter machte. Türkische wie russische Intriguen steigerten diese Gährung, und im Mai 1782 sah sich der Chan genöthigt, nach Taganrog zu flüchten¹⁾. Potemkin hatte seine Gebieterin richtig beurtheilt. Sofort erwachte ihre Energie wieder, und der Befehl zum Einrücken in die Krim ward gegeben, der, wie sie hoffte, die Pforte zur Kriegserklärung veranlassen werde. Man ging deshalb möglichst gewaltthätig vor; die Tataren wurden haufenweise niedergemacht, der Islam und die Pforte mit der größten Geringschätzung behandelt. Potemkin wünschte sogar Oczakow anzugreifen, um die Türken zum Kriege zu zwingen. Da indeß die Kaiserin glaubte, hierzu der Hilfe Oesterreichs nicht entbehren zu können, und die zwischen Frankreich und England am 20. Jan. 1783 geschlossenen Friedenspräliminarien ersterem wieder freie Hand gegen Oesterreich gaben, so schien es ihr doch gerathen, auf weitere Projecte vorläufig zu verzichten, dagegen die Krim nunmehr einzuverleiben. Potemkin ging, mit reichlichen Mitteln versehen, und brachte den Chan dazu, gegen eine jährliche Pension von 200,000 Rubeln abjudanten²⁾. Dann brachte er die Tataren mit Gewalt, Bestechung und Ver-

¹⁾ „Le Chan a réclamé mon secours et mon appui. Je ne puis me dispenser de l'en faire jouir, ce prince ayant été toujours invariablement attaché au principe de l'indépendance des Tartares,“ schrieb Katharina an Joseph, 15. Juni. 1782. Arnetz S. 134.

²⁾ Er zahlte sie aber nur zwei Jahre und behielt dann das Geld selbst.

spredungen zur Unterwerfung und ergriff — im Namen der Zarin — als Gouverneur von Taurien Besitz von der Krim, der Insel Taman und dem ganzen Kuban. 80,000 Männer, Weiber und Kinder wurden kalten Blutes niedergehauen, worauf ein Manifest Katharina's erklärte (8. April 1783): „Da die Tataren unfähig seien, das ihnen durch den letzten Frieden verschaffte Glück eines unabhängigen Staates und die Früchte der Freiheit zu genießen, finde die Kaiserin zur Herstellung der Ruhe in der Krim und zur Sicherheit ihres eigenen Reiches, auch zu einigem Ersatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewendeten 12 Millionen Rubel, sich bewogen, die krimische Halbinsel, Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen; die neuen Unterthanen möchten sich durch Treue und Gehorsam der kaiserlichen Gnade würdig machen.“ Eine entsprechende Erklärung ging nach Constantinopel, wo man den Schlag schwer empfand, aber sich nicht stark genug fühlte, ihm mit den Waffen entgegenzutreten. Bei Oesterreich fand die Pforte nicht nur keine Unterstützung, sondern der Internuntius Herbert ging ganz mit dem russischen Gesandten Hand in Hand, um den Divan zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Joseph schreibt zwar an Kaunitz, daß er die Erwerbung der Krim nicht als eine Folge des Vertrages von Kutschuk-Kainardji anerkenne, sich folglich nicht verbunden halte, am Kriege theilzunehmen, wenn die Pforte ihn erklären sollte. Er könne dann seine Gelegenheit abpassen, wann er letztere am vortheilhaftesten anzugreifen vermöge, während wenn er zu früh in die Moldau und Walachei einrückte, er die ganze türkische Armee auf dem Halse haben würde, wobei die Russen in der Krim zusehen könnten (19. Mai 1783). Er hoffe, daß er auf diese Weise die Kaiserin bei guter Laune erhalten werde; und das war auch durchaus der Fall. Sie versicherte ihn, sie werde nie vergessen, was sie ihm verdanke und sei ganz bereit, zu seiner Zeit, mit den besten Kräften für seine Wünsche mitzuwirken. Aber die Folge sollte zeigen, was diese Verweisung auf die Zukunft werth war, während Joseph Rußland zu einer Erwerbung von hoher Bedeutung für dessen Weltstellung verhalf.

Daß Katharina von England niemals Etwas zu fürchten hatte, ergibt sich aus dem Obengesagten. Inzwischen war nun auch das Ministerium von Lord North gefallen und in das neue Fox als auswärtiger Minister¹⁾ eingetreten, den Katharina persönlich bewunderte und der denn auch sofort dem russischen Gesandten die Absicht ausdrückte, auf das Vollständigste auf die Ideen der Kaiserin einzugehen²⁾, und in die engsten Beziehungen zu dem Petersburger Hofe zu treten. Die Regierung sei bereit, die Grundsätze der bewaffneten Neutralität zur Basis eines Vertrages mit Rußland zu machen. Harris hatte diese Anerkennung selbst gerathen, er freute sich daher sehr über den Entschluß, da Englands Opposition gegen dieselben allein ohnmächtig sei, aber das Hinderniß jedes Einverständnisses mit Rußland bilde. Andererseits seien die Principien der bewaffneten Neutralität so gegen Rußlands Interesse, daß es bei einem

¹⁾ D. h. für die nordischen Staaten, während damals noch die Beziehungen zu den südlichen einem anderen Minister unterstellt waren.

²⁾ Memorials of Ch. J. Fox, edited by Lord John Russell. I. p. 331 ff.

Seekriege niemals an denselben festhalten könne; nur durch den Widerspruch sei das im Mißverständnis ergriffene System erstarkt, durch rechtzeitige Nachgibigkeit werde es von selbst zu Boden fallen. Zu diesem Vertrag kam es freilich nicht; aber Fox blieb bei seiner Vorliebe für Rußland. Am 11. April 1783 schrieb er an Harris: „Bündnisse mit den nordischen Mächten sind immer das System jedes erleuchteten Engländer gewesen und werden es bleiben.“ Zu gleichem Zwecke wandte er sich an Friedrich den Großen um eine Allianz Preußens und Rußlands gegen die bourbonischen Mächte zu Stande zu bringen¹⁾. Görtz befürwortete diese Idee und Friedrich ging darauf ein, überließ es aber Fox, die Sache in Petersburg zur Sprache zu bringen, demgemäß ward Harris instruiert, aber obwohl Potemkin sich sehr günstig darüber äußerte, schritten die Ereignisse in der Krim zu rasch vorwärts, als daß es zu Etwas gekommen wäre, die Kaiserin fand, das System könne nach dem Frieden festgesetzt werden. Fox nimmt es als Verdienst in Anspruch, die Kaiserin überzeugt zu haben, wie bereit das Ministerium sei, ihrem Rath zu folgen und ihr Vertrauen zu verdienen. Nichts vermöge seine Gefühle in diesem Punkte zu ändern und seine Bewunderung für diese große und weise Fürstin zu mindern; ihre Freundschaft sei die mächtigste, der Petersburger Posten der wichtigste von allen öffentlichen Stellungen für England.

So war es denn schon von vornherein nicht wahrscheinlich, daß die einzige Regierung, die Miene machte, dem russischen Gewaltstreich nicht ruhig zuzusehen, Gehör in London finden werde. Vergennes, der kurzfristig Oesterreichs Vorschläge, gegen Rußlands Vorgehen einzuschreiten, abgelehnt hatte, richtete am 18. Juni eine Depesche an den französischen Gesandten in Petersburg, wodurch derselbe beauftragt wurde zu erklären, der König vernähme mit Bedauern, daß die Kaiserin beabsichtige, sich der Krim und des Kuban zu bemächtigen, was nicht zu berechnende Folgen bei der Pforte haben würde, und sei dadurch um so mehr betroffen, als er geglaubt habe, daß durch den letzten Frieden, bei dem auf Frankreichs Rath die Pforte nachgegeben und die Unabhängigkeit der Krim gebilligt habe, alle Irrungen ausgeglichen seien. Er erbiete sich daher, die Zwistigkeiten zwischen beiden Mächten durch seine Vermittlung auszugleichen. Der russische Vicelanzler Graf Ostermann antwortete darauf trocken, daß die Einverleibung jener Gebiete beschlossen und wahrscheinlich schon ausgeführt sei; die Würde der Kaiserin gebiete also, die angebotene Vermittlung abzulehnen. Der definitive Friede zwischen Frankreich und England war noch nicht geschlossen, aber die Unterzeichnung der Präliminarien hatte beide Cabinette auf freundlichen Fuß gebracht. Vergennes richtete nun am 20. Juni 1783 eine Depesche an den Grafen Abhémar, französischen Gesandten in London, um die Aufmerksamkeit des englischen Cabinets auf die Bedeutung der Einverleibung der Krim zu lenken²⁾. Zwei Momente hebt er dabei hervor: „la Russie établie en Crimée et pour ainsi dire en vue de Constantinople, tiendra cette capitale

¹⁾ Und doch muß Russell eingestehen, daß dies Bündniß keine Aussichten hatte (II. p. 94). „Frederic was too old to enter into a new course and the Empress too volatile to be fixed to any scheme of policy.“

²⁾ Diese Correspondenz ist im *Moniteur* vom 30. Juni und 1. Juli 1855 veröffentlicht.

dans une alarme continuelle et préparera les moyens de s'en emparer, quand elle trouvera une occasion favorable.“ Sodann erwähnt er eine Rücksicht, die das unmittelbarste Interesse für England habe und Herrn Fox berühren müsse, nämlich daß sich keine neue Seemacht bilde. Adhémar berichtet am 26. Juni, daß Fox auf seine Mittheilung nur „in einsilbigen Worten“ geantwortet habe; die Entstehung einer neuen Seemacht fürchte England nicht (wir wissen jetzt, daß er sogar die russische als Gegengewicht gegen die französische befördern wollte¹⁾); es sei zwar schlimm, ein böses Beispiel zu geben, „et j'avoue que ceci en sera un détestable“; aber er glaube, es sei zu spät: die Kaiserin wolle die Krim haben. Graf Adhémar weist ihn darauf hin, daß er selbst so stark gegen die Theilung Polens geredet; wolle er sich passiv verhalten, wo Europa von einer noch wichtigeren Theilung bedroht sei? Fox antwortet, er glaube nicht an eine Theilung der Türkei; der König von Preußen werde es nicht leiden.

Bergennes antwortet am 7. Juli, Friedrich möge den Wunsch haben, es zu hindern; „entsprechen seine Mittel aber so hochherzigen Absichten? Ehe er sich zum Opfer seines Eifers macht, wird er vorziehen, das Beispiel der beiden Kaiserhöfe in Polen nachzuahmen und sich für den Gebietszuwachs schadlos halten, den sie sich auf Kosten der Türkei schaffen. Der Weg der Usurpation ist so geöffnet, und bald wird Europa nur ein Feld des Raubes sein, wo der Schwache nothwendig die Beute des Stärkeren werden muß.“ König Georg III., der Fox bekanntlich haßte, und dem Adhémar dies mitzutheilen beauftragt war, fand alles Gesagte vollständig richtig, Europa werde wie eine Wilbniß werden (comme un bois), keiner werde mehr sicher sein; er glaube, daß England und Frankreich vereint, dergleichen hindern könnten. Aber Fox antwortete wieder mit Ausflüchten; es sei zu spät.

Bergennes macht noch einen Versuch. Er schreibt am 27. Juli, der wesentliche Punkt, über den Frankreich Aufklärung gewünscht habe, sei: daß England die Grundsätze und Maßregeln der Kaiserin mißbillige und sie wenigstens nicht begünstigen werde, wenn es auch große Abneigung habe, Rußland in feindlichem Lichte zu erscheinen. Er schlägt daher vor, Katharina den Kuban zu lassen, aber ihr die Krim zu weigern; indeß allein könne Frankreich das nicht anfangen²⁾. Fox aber lehnt nunmehr definitiv Alles ab; „je ne vois pas de possibilité que nous nous mêlions des affaires des Turcs, je vous avouerai franchement que nous ne pourrions agir de concert avec la France.“ Bergennes muß nun einsehen, daß nichts mit einer solchen kurzfristigen Verstocktheit zu machen ist; er wäscht seine Hände, indem er am 5. September mit richtiger Voraussicht schreibt: „Si la France et l'Angleterre s'entendent, leur poids réuni sera d'un grand effet pour le bonheur public, comme pour leur propre. Si elles

¹⁾ Memorials II. p. 387. Brief Abairs: „Russia, as a rising naval power, called into our system to counterbalance the increased naval power, which France had obtained by the family compact.“

²⁾ Nach Fox's Bericht über diese Unterredung wäre er noch weiter gegangen: „and to put Crim-Tartary upon such a footing as would give her there everything of sovereignty but the name.“ II. p. 139.

se divisent elles ne seront que l'instrument actif des passions d'autrui et elles acheveront de s'épuiser pour se créer des rivaux qui bientôt leur feront sentir toute la force de leur ascendant" ¹⁾. Fox aber hat sich später (29. März 1791) im Parlament geäußert, daß er jede Mitwirkung zu den Vorschlägen von Vergennes abgelehnt und sogar Rußland in seinen Entwürfen auf die Türkei bestärkt habe.

Den Versuch, den Vergennes, von Joseph's Unterhandlungen mit Katharina Nichts wissend, in Wien machte, mußte natürlich vollständig mißlingen. Er schlug dort vor, der Kaiserin den Besitz der Krim und des Kuban zuzusichern unter der Bedingung, daß dieselbe im Schwarzen Meere keine Kriegsflotte oder höchstens nur eine kleine Anzahl von Fahrzeugen unter 21 Kanonen unterhalte, während Frankreich, Oesterreich und Preußen den Besitzstand der Pforte garantiren würden. Die Antwort lautete, daß man an sich den guten Absichten Frankreichs gerne zugestimmt hätte; daß es aber zu spät zur Vermittelung sei und man deshalb wünschen müsse, daß alle Mächte die Pforte zu bewegen suchten, ruhig zu bleiben, um ein ihr sonst bevorstehendes größeres Unglück zu vermeiden. (Görz I, S. 221.) So ward Vergennes für seinen Fehler bestraft, früher Oesterreichs Aufforderung, sich gemeinsam Rußland entgegenzustellen, abgewiesen zu haben und Harris beurtheilte die Lage richtig, wenn er schrieb: „die Kaiserin verläßt sich auf uns und den Kaiser, um die bourbonischen Höfe ruhig zu halten.“ (I. p. 516.)

Endlich kam auch in Berlin Vergennes zu keinem Ergebnis; ihm war die Vereitelung der himmelanstürmenden Pläne Katharina's die Hauptsache. Friedrich glaubte aber wegen ihrer Maßlosigkeit nicht an das Gelingen derselben, und baute auf die Eifersucht, die schließlich zwischen Oesterreich und Rußland zu Tage kommen müsse. Jedenfalls wollte er sich nur dann mit Frankreich näher einlassen, wenn dieses zuvor seinen Bund mit Oesterreich aufgebe. Dazu konnte Vergennes sich nicht entschließen; er wollte eben Oesterreich von Rußland losmachen, was Friedrich, der besser über die Beziehungen beider unterrichtet war, als aussichtslos erkannte. Um so weniger wollte er sich mit der Kaiserin verfeinden.

So war das Ende dieses diplomatischen Feldzugs, daß Frankreich schließlich dem russischen Hofe erklärte (20. September), es beruhige sich bei der Versicherung der Kaiserin, daß sie ihre Ansprüche nicht über die Erwerbung der Krim und des Kuban ausdehnen wolle, und hoffe, daß dieselbe bei dem Wunsche, den Frieden inne zu halten, eben nicht strenge auf den ganzen Umfang der neuen Besitzungen bestehen und der Pforte die Bedingungen bewilligen werde, welche

¹⁾ Fox schreibt am 21. August, Abbémar habe ihm gesagt, sie würden ein Manifest erlassen: „complaining of the Empress's injustice and of his Most Christian Majesty not being seconded by other powers in his endeavours to prevent it;“ und fügt hinzu: „I hope to God they will do this, for I think nothing can make them so truly ridiculous.“ Daß Vergennes Fox hiernach nicht besonders liebte, ist begreiflich; er sagte von ihm: „c'est un sagot d'épines que ce M. Fox.“ Memorials II, p. 76. Lord Russell freilich findet Alles an ihm bewundernswürdig; „he guided his course by the largest principles of government and the most consummate knowledge of the interest of his country.“ p. 93.

mit der Sicherheit jener Besitzungen vereinbar seien. In dieser Hoffnung habe der König seinem Gesandten in Constantinopel den Auftrag gegeben, gemeinschaftlich mit dem russischen zur Erreichung dieses Zweckes mitzuwirken. (Görz I. S. 223.)

Die Pforte aber, von allen Mächten verlassen, mußte den Kelch der Demüthigung bis zum Grunde leeren, indem sie am 21. Juni in einem Handelsvertrage Rußland freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und allen Flüssen des türkischen Gebietes, selbst durch die Dardanellen nach dem Archipelagus bewilligte¹⁾ und am 3. Januar 1784 die Ueberlassung der eroberten Lande anerkannte; indem ferner durch einen neuen Vertrag die Artikel des Friedens von Kudjuz-Kainardji, durch welche die Unabhängigkeit des Tatarenstaates festgesetzt waren, aufgehoben wurden und der Fluß Kuban als die Grenzscheide des türkischen und russischen Reiches angenommen ward. Katharina, hoch erfreut über dieses Resultat, machte den eigenen und fremden Staatsmännern, die hierzu mitgewirkt, die reichsten Geschenke und erließ noch in demselben Jahre ein Manifest an alle Völker Europa's, in dem sie unter Hinweis auf die, der engherzigen Politik der Pforte abgerungenen Vortheile, die fremden Nationen einlud, sich an den Vortheilen zu betheiligen, welche dem europäischen Welthandel dadurch gesichert seien, daß Taurien und die benachbarten Gebiete sich „freiwillig“ unter das Scepter Rußlands begeben hätten. Allen befreundeten Nationen ständen die russischen Häfen des Schwarzen Meeres offen, in denen Handels- wie Religionsfreiheit herrschen würden.

Die Kaiserin hatte ihr Ziel erreicht; sie konnte sich rühmen, daß sie, die als arme fremde Prinzessin nach Rußland gekommen, demselben als Mitgift in der Arim eine Perle des Reiches zugebracht habe.

IV. Das griechische Project im Stadium der Ausführung.

Katharina und Potemkin hatten sich damit beschäftigt, in der eroberten aber verödeten Halbinsel einige Stützpunkte und Hilfsquellen zu schaffen, namentlich an der Mündung des Dniepr Schiffswerfte und ein Arsenal einzurichten, aus denen eine russische Flotte im Schwarzen Meere hervorgehen sollte. Dazu ward Cherson gegründet, das an einem seiner Thore die Aufschrift zeigte: „Hier geht der Weg nach Constantinopel.“ In Georgien knüpfte die Kaiserin Verbindungen an mit dem Fürsten Heraclius von Kartalinien und Raket und dem Sultan Salomon von Imeretien, wußte von ihnen die Aufnahme russischer Truppen zu erhalten, sicheres ihres Beistandes gegen die Türken und bewog sie schließlich gegen reiche Belohnungen, sich unter ihre Schutzherrschaft zu stellen. Die Anfälle der Stämme des Kaukasus auf Karawanen von Astrachan benutzte sie, um Militärcolonien am Tereh anzulegen; unter dem Vorwand der Begründung eines Stapelplatzes für den russisch-persischen Handel baute sie ein Fort bei

¹⁾ Der russische Gesandte Bulgakoff, der den Vertrag unterhandelte, gestand selbst, derselbe „gleiches eher einem Handelscodex, den ein Souverän in seinen Staaten publicire, als einem Tractat zwischen zwei unabhängigen Mächten“. (Görz, S. 228.)

Asterabad, bereitete so die ausschließliche Herrschaft über das kaspische Meer vor, mischte sich in die inneren Verhältnisse Persiens und regte dessen alte Grenzstreitigkeiten mit der Pforte wieder an. Gleichzeitig trat sie in Verbindung mit den Montenegrinern, Albanesen und unterhielt überall im türkischen Reiche mit großem Aufwand Consuls und Sendlinge (Görz I. S. 155).

Im August 1786 beginnen auch in ihrem Briefwechsel mit Joseph die orientalischen Verhältnisse wieder eine Rolle zu spielen. Sie beklagt sich über Einfälle der Lesghier, die von dem Pascha von Uladzik unterstützt seien, in Georgien und sagt, sie habe in Constantinopel die Bestrafung des Pascha's verlangt; gleichzeitig sprach die Kaiserin ihre Absicht aus, den schon lange gehegten Plan, das neuertorbene Laurien selbst zu besuchen, im nächsten Jahre auszuführen und spielte darauf an, wie glücklich sie sein würde, dort dem Kaiser zu begegnen; nach einigem Zögern sagte derselbe zu. Diese Reise ward nun vorbereitet; Potemkin, der als Statthalter der Provinz dieselbe zu zeigen hatte, mußte eingestehen, daß er die für neue Einrichtungen in der Krim erhaltenen drei Millionen Rubel zum Ankauf von Gütern und Juwelen verwendet, erhielt aber dieselbe Summe noch einmal und ging nun voraus, um die Vorbereitungen zum Empfang seiner Gebieterin zu treffen. Im härtesten Winter setzte sich dieselbe mit großem Gefolge in Bewegung. Zu letzterem gehörten die Gesandten Oesterreichs, Englands und Frankreichs, sowie der Fürst von Signe, welcher in besonderem Auftrage Joseph's II. der Kaiserin die angenehme Nachricht überbrachte, daß sein Souverän sich bereits in der Nähe von Kremetschuk zur Begleitung der Zarin einstellen werde. Während in Rußland überall Hungersnoth und Unzufriedenheit herrschten, ging die Reise mit unglaublichem Gepränge vor sich. Potemkin hatte es an Nichts fehlen lassen, um den Triumphzug der nordischen Kleopatra, wie der französische Gesandte Graf Ségur sie nannte, vom Dniepr bis nach Cherson und in die Krim mit dem höchsten Glanze zu umgeben. Ueberall waren Paläste zu ihrer Aufnahme improvisirt, die Bevölkerungen bis zu den Kirgisen und den donischen Kosaken und Kalmücken huldigten durch Deputationen. Aber erst als sie in Kiew sich am 1. Mai auf einer Flotte von 80 Fahrzeugen einschiffte, um den Dniepr hinab nach Cherson zu fahren, zeigte der Statthalter seine ganze Decorationskunst; überall an den Ufern, die in der That unwirthliche Einöden waren, erschienen schöne Dörfer mit zahlreichen Einwohnern und Heerden. Die Dörfer waren in aller Eile aufgeschlagen worden und ihre Insassen mußten von einer Station zur andern eilen, um überall die lobsingende Bevölkerung vorzustellen, wobei es unerörtert bleiben mag, ob die Kaiserin sich wirklich vollständig von diesem Blendwerk täuschen ließ. In Kaniw stellte sich an der russisch-polnischen Grenze König Stanislaus von Polen ein, dem Potemkin zur Reise 100,000 Rubel gegeben, um seine Vasallenrolle persönlich zu vertreten, und in Raydal erschien Kaiser Joseph, mit dem sie gemeinsam den Grundstein der Stadt Ekaterinoslaw legte. Gleichzeitig hatte nun Potemkin eine große Militärmacht im Süden zusammengezogen, was die Pforte, die schon durch die herausfordernde Sprache des russischen Gesandten Bulgakoff beunruhigt war, veranlaßte, ein Geschwader von 4 Linien Schiffen und 16 Fregatten vor der Mündung des Dniepr kreuzen zu lassen — ein Umstand,

der die Kaiserin um so mehr verdroß, als sie selbst nur drei Schiffe in Cherson hatte. Sie schrieb dies nicht ohne Grund dem Einfluß Frankreichs zu, das in der That in Constantinopel zu Rüstungen drängte, und zeigte dem Grafen Ségur dies in einer merklich kühlen Haltung. Um so mehr baute sie auf den Kaiser, der ihr gegenüber auch die vollste Ergebenheit zeigte, denn Kaunitz hatte es ihm als Hauptzweck dieser Reise bezeichnet, die Kaiserin von der dauernden Nothwendigkeit der österreichischen Allianz zu überzeugen, und ihn gebeten, weder Vergangenes noch Zukunftspläne zu mißbilligen, deren Ausführung doch sehr unsicher sei. Er möge deshalb auch nicht von Politik zu sprechen anfangen, sondern es ihr überlassen. Joseph sah, wie er dem Fürsten am 25. Mai schreibt, sofort, daß Katharina „meurt d'envie de recommencer avec les Turcs;“ sie höre auf keine Gegengründe und glaube Alles ausführen zu können, was sie wolle. Wenn er aber ihr gegenüber auf Alles bereitwillig einging, so hatte er doch seine sehr bestimmten eigenen Gedanken dabei, die er mit großer Offenheit dem französischen Gesandten mittheilte¹⁾. Wenn Katharina das unruhig Springende im Charakter des Kaisers nicht entging, so hatte ihn schon bei seinem ersten Besuch ihr sittenloses Leben, die Frechheit Potemkin's, die Verschwendung und Bestechlichkeit, die ihm überall entgegentrat, angewidert. Er schmeichelte ihr nur für seine Zwecke, weil man ihre Eitelkeit kühlen müsse, die sich so wenig um Rußland kümmere, als er selbst es thue (Beer S. 31). Daneben stand er der neuen Größe dieses Landes in mancher Beziehung skeptisch gegenüber; er sah, daß Armee und Finanzen schlecht seien. Unzufriedenheit, Elend und Druck waren so allgemein, daß die Kaiserin selbst sich in beständiger Furcht vor einem Ausbruch befand; ihn täuschte auch das Gaukelspiel Potemkin's nicht, er schreibt dem Feldmarschall Lasch²⁾, das Land sei zur Wüste geworden, die Städte seien entvölkert, die Häfen leer, die Tataren sehr übel gesinnt, die Felder werden nicht bebaut, Cherson lebe von Polen, „voilà l'état où se trouve la Crimée.“ Er bemerkte indeß gegen Ségur, daß, wenn auch Vieles in Rußland nur Scheingröße sei, die Zarin bei der Rücksichtslosigkeit, mit der sie über ihre Unterthanen verfüge, doch Manches ausführen könne, was Frankreich oder Deutschland nie versuchen dürften. Eben deshalb sei er auch entschlossen, ihren Eroberungsplänen nur bis zu einem gewissen Punkte zu folgen. „Ich wünsche aufrichtig,“ sagte er, „den Frieden zu bewahren. Die Besitznahme der Krim, mit der ich mich einverstanden erklärt, konnte für mich nichts Nachtheiliges haben, da die Folge davon sein mußte, die Türken friedfertiger zu machen, indem ihnen damit jedes Mittel entzogen wurde, einen Offensivkrieg zu beginnen. Auf der anderen Seite mußte ich sogar einen außerordentlichen Nutzen darin finden. Denn meine Staaten sind jetzt geschützt vor jedem Angriff der Türken, die nun von der Besorgniß nicht mehr frei werden können, daß sie die Truppen und Schiffe Rußlands von der Krim her im Rücken haben. Auch hat die Stellung Oesterreichs jetzt durch die Gewißheit gewonnen, daß es Preußen von dem Petersburger Hofe getrennt und ihm dadurch seinen wichtigen Bundes-

¹⁾ Ségur, Mémoires, III, p. 178.

²⁾ Im Aufhange zu Arnet's Joseph und Katharina.

genossen entrißen hat. Aus diesen Gründen hatte ich es gern gesehen, daß Katharina Tauris von der Pforte gewann; aber jetzt steht die Sache schon anders, denn niemals werde ich zugeben, daß die Russen sich Constantinopels bemächtigen! Die Nachbarschaft der Turbane wird immer weniger gefährlich für Wien sein, als die der Hülte¹⁾. Auch kann sich diese Absicht, welche von der erhöhten Einbildungskraft der Zarin getragen wird, niemals verwirklichen, und wenn sie auch nur eines russischen Ufases bedürfte, um sich damit zur Herrin von Constantinopel zu machen. Die Kaiserin würde nicht im Stande sein, sich schon gegen die nach Kleinasien zurückgedrängten, gesammten Streitkräfte der Osmanen zu halten, da sie zugleich mehrere europäische Großmächte gegen sich aufgestellt sehen und auch selbst genöthigt sein würde, ihr eigenes Reich von Truppen zu entblößen und den bisherigen Schwerpunkt desselben durch Veränderung der Hauptstadt aufzugeben."

Inzwischen verhehlte der Kaiser der Zarin sorgfältig diese Gedanken, und begleitete sie weiter in die Krim, nach Batschi-Sarai, wo sie glücklich war, in dem alten Palast der Chane auf deren Thron zu sitzen, und nach Sebastopol, wo Potemkin ihr die in zwei Jahren gebaute Flotte vorstellte mit den Worten: „Diese Donnerstimmen (die Kanonen) rufen es aus, daß das Schwarze Meer jetzt seine Herrin gefunden hat, und daß die russische Flagge nur noch des Augenblicks harret, um die Waffen und Fahnen Rußlands zu den Mauern Constantinopels hinüberzutragen." Uebervältigt gab sie ihm den Titel „der Taurier“ (Tawritschewsky), während der Kaiser mißtrauisch die Solidität dieser hervorgezauberten Flotte prüfte. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, mit der Zarin für die Wiederherstellung der alten griechischen Republiken zu schwärmen, wozu der Fürst Signe treffend bemerkte: es sei doch seltsam, daß zwei große Despoten an den Ufern des Pontus sich für die Wiederaufrichtung der alten hellenischen Freiheitsgebilde erwärmten!

Sehr bald nach der Rückkehr der beiden Souveräne kam es denn in Folge neuer Forderungen Rußlands, die von Bulgakoff in der herausforderndsten und beleidigendsten Form geltend gemacht wurden, zum Bruch mit der Pforte. Merkwürdiger Weise war dies der Zarin ganz unerwartet; sie war nicht vorbereitet²⁾ und hatte geglaubt, daß — eingeschüchtern durch ihr Auftreten in der Krim — die Pforte nachgeben werde; statt dessen antwortete diese mit Gegenforderungen, daß Rußland der Oberhoheit über Georgien entsagen, und den nach Rußland entflohenen Hospodar der Moldau, Maurocordatos, ausliefern solle; als dies verweigert wurde, verkündete der Sultan am 1. August 1787 den heiligen Krieg, und der Großbezir stellte sich an die Spitze des Heeres. Joseph hatte bereits in Cherson die Nachricht von dem Aufstand in den Niederlanden erhalten, Ungarn befand sich in starker Gährung. Die Pforte hatte ihm keinen

¹⁾ Schon früher hatte Herzberg bemerkt, der Kaiser werde sich wol hüten, sich einen Nachbar zu schaffen, der viel gefährlicher sei, als die Türken.

²⁾ Kaunitz schreibt am 5. November 1787: „Il faut avoir vu, ainsi que l'a vu Votre Majesté, „Die verkehrte russische Haushaltung,“ pour pouvoir comprendre qu'il soit possible d'être aussi peu en état de faire la guerre après que, avec tant de Jactance, on avait l'air de la chercher et de ne pouvoir attendre le moment de la faire. Cela est cependant.“

Anlaß zur Beschwerde gegeben; dennoch entschloß er sich, an dem Kriege gegen sie theilzunehmen, und seinen gegen die Kaiserin eingegangenen Bundespflichten nachzukommen. Zu sehr lockte ihn die trügerische Aussicht eines glänzenden Erfolges, der ihm gestatten werde, die Grenzen seines Reiches zu erweitern und damit zugleich die erschütterte Weltstellung desselben zu befestigen. Im Februar erklärte er der Pforte den Krieg und stellte ein Heer von 255,000 Mann in's Feld. Beide Mächte riefen die Serben und Griechen zum Kampf für ihren Glauben und ihre nationale Freiheit auf, und fanden damit erheblichen Anhang. Aufstände brachen in Macedonien und Albanien aus, eine griechische Flottille unter Lampros Sazonis griff türkische Kriegsschiffe an; die Serben, deren Patriarch in Oesterreich wohnte, strömten hinüber und wurden vom Kaiser zu einem Freicorps organisiert. Indes trotzdem erreichten die Kaiserhöfe keine großen Erfolge. Joseph, dessen bei Weitem größerem Heere die Türken ihre besten Kräfte entgegengestellt, machte einen vollständig verunglückten Feldzug; Potemkin, der jetzt zeigen sollte, was er könne, verlor vollständig Muth und Fassung und bewies die äußerste militärische Unfähigkeit, so daß er die Kaiserin in kläglichen Ausdrücken um Enthebung vom Oberbefehl bat, dann sich in die Krim zurückziehen wollte. Erst Ende 1788, als seine Armee sich in der schlechtesten Verfassung befand, genehmigte er den Sturm auf Orjakow, dessen Gelingen er außerhalb Schußweite zusah¹⁾. Joseph wünschte deshalb im Anfang 1789 Frieden; die Kaiserin war dem nicht entgegen, aber meinte, man müsse inzwischen doch alle Kräfte für den nächsten Feldzug aufbieten. Der Kaiser dagegen schrieb Kaunitz entrüstet über die „absurdité et l'impertinence“ der Feldzugspläne, welche ihm geschickt seien und die den ganzen Angriff der Türken gegen Oesterreich richten würde, er sprach Katharina die Erwartung aus, daß Potemkin „les ordres les plus conformes à mes désirs, à la nature de nos engagements et à la position des circonstances“ empfangen haben werde. In seinen Briefen an Kaunitz klagt er auf das Schärffste, wie schlecht Rußland ihn unterstütze; die Armee sei im größten Verfall, Potemkin vollständig unfähig für den Oberbefehl. Rußland gebe schöne Versprechungen, aber thue nichts, weil es ihm an Geld, Credit und Energie fehle; die Kaiserin gehe täglich mehr bergab und beschäftige sich nur mit Intriguen ihrer Günstlinge und Glendigkeiten, während die Geschäfte Subalternbeamten preisgegeben seien. Im Sommer 1789 schlugen freilich Suwarow und der Prinz von Coburg die Türken vereint bei Fokschani und am Rimnik und Laudon nahm Belgrad ein, Potemkin im Spätherbst Arjermann und Bender, die keinen Widerstand leisteten. Aber in zwei opfervollen Feldzügen hatte man nur die Befetzung der Walachei erreicht, nicht einmal Ismail bezwungen. Joseph drang also auf's Neue, Frieden zu machen²⁾. Um so mehr, als dem Widerstand der Türken noch der anderer Mächte zur

¹⁾ Bernharbi, Geschichte Rußlands, II. 2, S. 290.

²⁾ Er schreibt an Kaunitz am 24. September: „Je suis entièrement de votre avis, qu'il ne faut plus tarder à tâcher d'avoir la paix après cette campagne; même Belgrade pris, si on ne peut le garder entièrement rasé, pourra être rendu pour l'obtenir.“ Auch die späteren Erfolge behandelt er als „moyens pour la paix, dont le besoin devient de jour en jour plus pressant.“

Seite getreten war; nicht bloß erklärte Gustav III. von Schweden Rußland den Krieg und bedrohte Petersburg: die Seele der antirussischen Liga war das Berliner Cabinet. Noch bei Lebzeiten Friedrich's hatte, unter dem Eindruck der russisch-österreichischen Allianz, eine Annäherung an England stattgefunden; die holländischen Wirren fanden beide Mächte vereint. Es gelang dem nun im Haag beglaubigten Sir J. Harris bei einer persönlichen Zusammenkunft in London die Voreingenommenheit Königs Friedrich Wilhelm's II. gegen England zu zerstreuen und am 13. August 1788 ward zwischen Weiden zu Berlin ein Bündniß geschlossen, das zu gegenseitiger Hilfe gegen jede Störung des Friedens verpflichtete. Preußens Einfluß vermochte die Polen, das von Rußland angetragene Bündniß abzulehnen und Dänemark zu hindern, Schweden von Norwegen aus anzugreifen. Herzberg, der die „glorreiche Rolle eines Schiedsrichters der europäischen Angelegenheiten und des Gleichgewichts,“ welches Friedrich angestrebt, erhalten wollte, sah das russisch-österreichische Vorgehen mit großer Besorgniß; zuerst hatte der König seine Vermittelung angeboten, worauf Joseph aber höhnisch geantwortet: „Ew. Majestät können sich für versichert halten, daß jetzt alle Vermittelungsgeschäfte einige Jahre Muße haben.“ 1788 beauftragte Herzberg den preussischen Gesandten in Constantinopel, Diez, zu hindern, daß die Pforte einen übereilten Frieden schließe; Preußen und England hätten das entschiedenste Interesse an der Integrität der Türkei, deren Interessen daher ein von diesen Mächten vermittelter Friede entsprechen werde¹⁾. Diez meinte überhaupt, der Krieg sei nur entstanden, weil man die osmanische Widerstandskraft zu geringe angeschlagen habe, und dazu habe ihre schwache Politik selbst den Anlaß gegeben; Herzberg dagegen hatte kein großes Vertrauen auf die türkische Kriegstüchtigkeit und bezweckte bei der ganzen Einmischung nur einen verwickelten Länderaustausch, wodurch Preußen Schwedisch-Pommern, Danzig und Thorn gewinnen, Polen durch Rückgabe Galiziens und Oesterreich durch die Donaufürstenthümer entschädigt werden sollten, wofür die Integrität des verbleibenden Gebietes der Pforte garantirt werden sollte. Oesterreich mußte diese Verhandlungen natürlich mit großer Sorge beobachten²⁾, besonders da die verbündeten Waffen so geringen Erfolg hatten. Kaunitz schrieb dem Kaiser, daß, wenn das so fortgehe, die bewaffnete Vermittelung Preußens sehr gefährlich werden könne (10. August 1788).

Dieser antwortete (25. August) mit bitteren Klagen über die matte russische Kriegsführung und meinte, wenn Preußen und England sich einmischten, sei die Monarchie verloren; denn er müsse dann Siebenbürgen, das Banat und Slavonien von Truppen entblößen, um Böhmen und Mähren zu vertheidigen; er müsse in diesem Falle Rußland, das er zu Anfang des Krieges gerettet, erklären, daß er genöthigt sei, Frieden zu schließen. Am 28. October 1788 schrieb er Kaunitz, man müsse gegen Herzberg's Schritte die ernstesten Maß-

¹⁾ Diese Verhandlungen sind zuerst von Häuffer vollständig beleuchtet nach einer handschriftlichen Diez'schen Denkschrift: „mes négociations secrètes pour la guerre entre les deux Cours Impériales et la Porte Ottomane, de 1787.“

²⁾ Es waren mehrere Depeschen von Herzberg an Diez aufgefangen, so daß Oesterreich von der Unterhandlung unterrichtet war.

regeln nehmen; denn es handle sich um nichts Geringeres, als ihn zu Abtretungen zu zwingen, eine Revolution in Ungarn hervorzurufen, der Ideen über den künftigen Frieden und der Allianz mit der Pforte gar nicht zu gedenken. Schon zu Anfang des Jahres hatte er durch Cobenzl die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf seine schwierige Lage bei einem Angriff Preußens gerichtet und die Erklärung verlangt, daß Rußland ihm in solchem Falle beistehen werde.

Diese ward am 6. Mai abgegeben. Aber die näheren Mittheilungen des russischen Gesandten in Wien waren nichts weniger als beruhigend über die Art dieser Hilfeleistung. Rußland wollte nämlich dann Preußen den Krieg erklären und sich gegen die Pforte auf die Defensiv zurückziehen; das sei, schreibt Joseph am 17. Nov. aus Semlin an Rauniß, für Rußland vortrefflich und leicht, da es nur die Prim und Cherson zu vertheidigen habe, von denen die erstere vom Meer, das zweite von unwirthlichen Steppen umgeben sei, während der Vorschlag für ihn vollkommen vernichtend und undurchführbar sei, weil er dann alle Streitkräfte der Türken von Chotim bis zum Adriatischen Meere gegen sich und gleichzeitig dem preußischen Angriff die Spitze zu bieten haben werde. Wolle die Kaiserin sich mit Preußen überwerfen, möge sie Frieden mit der Pforte machen; wolle sie den Krieg gegen diese fortführen, so möge sie sich nachgibig gegen Preußen zeigen. Er sei fest entschlossen, lieber vor der ganzen Welt die Allianz aufzugeben, als die geringste Verbindlichkeit zu übernehmen, die seine Monarchie in einen doppelten Krieg, welcher ihr Ruin sein müßte, zu stürzen. Zu diesem Rücktritt war er auch formell berechtigt, da im Mai 1789 die 1781 auf acht Jahre abgeschlossene Allianz ablief. Er schrieb deshalb am 24. Nov. der Kaiserin, er glaube sich als der treueste und loyalste Bundesgenosse gezeigt zu haben, aber könne sich nicht einem doppelten Kriege aussetzen, bei welchem Preußen und England die Bedingungen dictiren würden, also Oesterreich verloren sein würde, während Rußland seiner geographischen Lage nach viel weniger zu fürchten hätte. Gleichzeitig schrieb Rauniß an Cobenzl, sein Caeterum censeo bleibe freilich, daß, so lange nicht die Macht Preußens verringert sei, dieselbe stets alle Absichten der beiden Verbündeten hemmen und zu Nichte machen werde, aber während des Krieges mit der Pforte sei ein solcher mit Preußen unmöglich; man könne nicht fordern, daß der eine Allirte seine Existenz für Eroberungen des andern auf's Spiel setze, Oesterreich halte sich deshalb berechtigt, Frieden zu schließen. Die Kaiserin ließ darauf durch ihren Gesandten in Wien die Bedingungen mittheilen, unter welchen sie Frieden machen wolle, und stellte Oesterreich frei, dies einseitig zu thun, vorausgesetzt, daß es sich dann gegen Preußen wenden wolle. Die Pforte aber war offenbar gar nicht zum Frieden geneigt (die von Katharina gestellten Bedingungen werden von Martens nicht angegeben); auf eine Sondirung des französischen Gesandten im März 1789 antwortete sie erst am 2. Juni, daß sie mit Rußland überhaupt nicht, mit Oesterreich nur unter folgenden Bedingungen Frieden schließen wolle: Zurückgabe aller Eroberungen, Verzicht auf die Schifffahrt im Schwarzen Meere und die Garantie gegen die Barbaren, Aufhebung der Consulate in der Moldau und Walachei und Kriegssentschädigung. Darüber war denn allerdings nicht zu sprechen und schon vorher hatte Rauniß's

Einfluß Joseph betrogen, die Allianz zu erneuern (20. Mai), da Rußland doch immer der natürliche Bundesgenosse Oesterreichs gegen die gemeinsamen Feinde Weiber, Preußen und die Türkei, bleibe; nur zufällige Umstände hätten die Resultate der Allianz bisher für Oesterreich ungünstig gemacht. Herzberg seinerseits begriff nun wol, daß, so lange die Erfolge der Verbündeten so schwach waren, man in Constantinopel nicht von Gebietsabtretungen reden könnte und ermutigte die Türken zur Fortsetzung des Krieges, ließ sogar ein Defensivbündniß bieten. Dann, als Oczakow gefallen war, zog er wieder zurück. Im Juni 1789 bot der König ein Schutz- und Trutzbündniß für den Fall, daß die Türken über die Donau zurückgeworfen würden, wosern die Pforte verspreche, keinen Separatfrieden zu machen und jene polnischen Erwerbungen für Preußen im Auge zu behalten. Nach langen Unterhandlungen nahm Diez es auf sich, einen Vertrag zu unterzeichnen (30. Januar 1790), in dem er seine Vollmachten erheblich überschritt¹⁾. Preußen versprach im Frühjahr Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären und fortzusetzen, bis es der Pforte einen ehrenvollen und dauernden Frieden und vollkommene Sicherheit von der Land- und Seeseite für Constantinopel verschafft haben würde. Dagegen versprach die Pforte, im Frieden durchzusehen, daß Oesterreich Galizien an Polen zurückgebe, und daß die Streitigkeiten zwischen Preußen, Oesterreich, Rußland und Polen in einer Weise geschlichtet würden, die Polen keinen Nachtheil, Preußen aber Vortheil bringen solle. Der Art. III nun besagte: „Wenn der ottomanische Hof, so Gott will, siegreich sein wird, so wird, da es seine Absicht, nicht eher Frieden zu machen, als bis er die Festungen und Länder, die in die Gewalt der Feinde gefallen sind, wieder genommen haben wird, namentlich die Krim, der preußische Hof den Krieg nicht eher aufgeben, als die Pforte Frieden gemacht hat, welche dies ihrerseits nicht ohne Preußen, Schweden und Polen thun wird.“

Dieser Vertrag erregte große Unzufriedenheit in Berlin. „Was haben Sie gedacht“ — schrieb Herzberg am 13. März an Diez — „zu versprechen, der König werde sowol gegen Rußland als gegen Oesterreich den Krieg erklären und erst nach Wiedereroberung der Krim die Waffen niederlegen? Das findet sich in keiner Ihrer Instructionen und bringt mich in die größte Verlegenheit, sowol in Bezug auf die Ratification, als in Ansehung der Ausführung; wir wollten wol gegen Oesterreich Krieg führen, aber nicht auch gegen Rußland, und die Wiedereroberung der Krim zu versprechen, ist uns unmöglich. Ich weiß auch, daß die türkischen Minister sich rühmen, Sie vermöge Ihres alljugroßen Drängens dāpirt zu haben: diese versprechen uns Nichts und Sie haben ihnen Alles versprochen!“

Diez vertheidigte sich, es sei nicht in dem Vertrage gesagt, daß Preußen helfen wolle, die Krim zurückzuerobern; aber es sei ihm auch nicht gesagt, daß er allein gegen Oesterreich Krieg machen wolle. Er habe, da die Pforte verlangte, ihre Feinde genannt zu sehen, dies nicht weigern können, ohne sich verdächtig zu machen.

¹⁾ Der Vertrag ist abgedruckt als Beilage III in Abeken, der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts.

Herzberg verließ sich nun zunächst darauf, daß man fünf Monate Zeit zur Ratification habe, indeß durch kriegerische Demonstrationen war offenbar ein Friede, wie Preußen ihn wünschte, nicht zu erreichen. Es saßte daher den Krieg in's Auge; die Umstände waren dafür nicht ungünstig: Ungarn war in heftiger Gährung, Belgien in offenem Aufstand, Frankreich durch seine inneren Verhältnisse beschäftigt. Mit den Ungarn wie mit den Brabantern waren Beziehungen angeknüpft, ein Lager ward in Schlessien gebildet; ein Angriff Preußens, Polens und Schwedens gegen Oesterreich und Rußland hätte der europäischen Politik eine ganz veränderte Gestalt geben müssen.

Zwei Umstände hinderten, daß es dazu kam: Joseph's Tod und die französische Revolution. Der Kaiser starb am 20. Februar 1790 im Augenblick, wo die Monarchie in der schwierigsten Lage sich befand; sein letzter Brief an Katharina (7. Januar 1790) beschwor dieselbe, ihn gegen einen preussischen Angriff zu schützen. Kaunitz erklärte seinem Nachfolger, Leopold II. (16. März 1790), nur die kräftigste Fortführung des Krieges gegen die Pforte könne den Frieden mit derselben herbeiführen und nur das entschiedenste Auftreten gegen den Berliner Hof diesen zurückhalten; er war deshalb dafür, die Sondirung des englischen Gesandten, ob man nicht zum Frieden geneigt sei, zu ignoriren. Leopold aber, welcher fühlte, wie erschöpft Oesterreich sei, war anderer Ansicht; er befahl auf die englischen Eröffnungen einzugehen und suchte sofort der Gährung in Ungarn und Böhmen durch Nachgibigkeit zu steuern. Den Belgiern eröffnete er Aussicht auf Wiederherstellung ihrer alten Verfassung, den Clerus beschwichtigte er durch Verheißungen der Restauration. Kaunitz erklärte sich zuerst außer Stande dieser Politik zu dienen und suchte am 26. April seine Entlassung nach, welche indeß nicht gewährt ward. Sodann wandte Leopold sich am 25. März unmittelbar an Friedrich Wilhelm II., um in versöhnlichster Weise denselben für den Frieden zu gewinnen, der ihm selbst so nothwendig war. Oesterreich, äußerte er, habe von der Türkei nur sein gutes Recht erlangen wollen; Vergrößerungspläne würden nie in seinem politischen System Platz finden. Er werde daher gerne die Hand bieten zu Allem, was ein vollkommenes Vertrauen und Beruhigung herstellen könne. Eine vertrauliche Denkschrift, welche den Gang des Krieges zusammenfaßte, begleitete dies Schreiben; es war darin am Schluß gesagt, daß man für jeden Schritt des Königs zum Frieden dankbar sein werde und den größten Theil der gemachten Eroberungen zu opfern bereit sei, der Besitzstand nach dem Passarowitz'er Vertrage ward als Basis vorgeschlagen¹⁾. Ebenso machte Leopold dem englischen Gesandten gegenüber kein Geheimniß daraus, daß er eine Verständigung mit der Pforte wünsche; und da England wol die preussische Allianz, aber keinen Krieg wollte, und eben jetzt durch den Streit über den Nootka Sund mit einem französisch-spanischen Kriege bedroht schien, auch der Vertrag von 1788 nur die holländische Frage ausdrücklich als *casus foederis* nannte, beschloß man in London einen Waffen-

¹⁾ Mémoire Confidentiel sur la conduite et les dispositions de la Cour de Vienne relativement à la guerre avec la Porte. Abeken, Beilage I.

Denkschr. Kaunitz's. IV, 7.

stillstand und Unterhandlungen auf Grundlage des status quo ante bellum vorzuschlagen.

In Berlin traute man Leopold noch nicht. Vorsichtig hatte freilich Herzberg auch bei der Ratification des Vertrags mit der Pforte am 23. März nicht nur das Versprechen Preußens durch die Clausel beschränkt: „Soweit die Umstände es gestatten werden;“ sondern auch dieses selbst dadurch verändert, daß es nur auf Rückgabe der im gegenwärtigen Kriege verlorenen Provinzen gerichtet war, so daß die Krim ausgeschlossen blieb. Aber Preußen, das sich Polens Unterstützung gesichert, hatte sich gleichwol verpflichtet, noch in diesem Frühjahr Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären. Nun sprach England in den letzten Tagen des März in Berlin entschieden aus, das preußisch-türkische Bündniß sei kein defensives, sondern ein offensives; wenn Oesterreich Preußen deshalb angriffe, so halte England sich zu keiner Unterstützung durch den Vertrag von 1790 verpflichtet. Obwol Leopold in seiner Lage gar nicht an einen derartigen Angriff denken konnte, machte dies auf den König einen großen Eindruck; er glaubte den englischen Vorschlag auf Waffenstillstand und Basis des status quo ante nicht einfach ablehnen zu können, zumal man annahm, Rußland werde den Vorschlag nicht annehmen und sich dadurch mit England überwerfen. Nach Wien antwortete der König (15. April) nur verbindlich, betonte seine Bereitwilligkeit zu allen guten Diensten und schloß daran den Vorschlag, die orientalische Frage bei dem Frieden durch eine gemeinsame Garantie des Bestandes der Pforte zu regeln. Ein begleitendes vertrauliches Memoire erklärte jedoch, der König wisse, daß die Pforte nie auf die Herstellung der Grenzen des Vertrages von Passarowitz eingehen werde, zumal Rußland noch auf der Dnieprgrenze und der Errichtung eines unabhängigen Staates, Bessarabien, Moldau und Walachei umfassend, bestehe. Es gebe nach Ansicht des Königs nur zwei mögliche Wege: entweder der von England empfohlene status quo ante oder „un plan général d'accommodement,“ den er in einer für alle Theile annehmbaren Weise aufstellen zu können glaube. England gegenüber betonte der König, er erwarte, daß es ihn wirksam unterstützen werde, falls die Kaiserhöfe die vorgeschlagene Basis nicht annähmen und er dadurch genöthigt werde „für die Erhaltung des Gleichgewichts und seine eigene Sicherheit stärkere und den Umständen angemessenere Maßregeln“ zu ergreifen. Man hoffe, daß England nicht versäumen werde, seinem natürlichen und aufrichtigen Wirten einige für ihn wesentliche und nothwendige Vortheile zu verschaffen. Allein diese Hoffnung schlug ganz fehl; Leopold benutzte mit großer Geschicklichkeit den Mangel an Uebereinstimmung zwischen Preußen und England, da letzterem natürlich die von ersterem beabsichtigten polnischen Gebietserwerbungen vollständig gleichgültig waren, und erklärte Anfang Mai 1790 dem englischen Gesandten, er sei auf der Basis des status quo ante zum Frieden mit der Pforte bereit, aber auch ebenso, Frankreich ein Stück von Belgien zu überlassen, wenn man ihn durch fernere Bedrängung nöthigte, in Paris Hilfe gegen seine Feinde zu suchen; damit gewann er England vollends.

Auf ein zweites verbindliches Schreiben Leopold's machte Friedrich Wilhelm nochmals sein Tauschproject geltend; England aber bestand auf den status

quo ante und Leopold lehnte die Verhandlungen auf der preußischen Basis ab. Gleichwol ließen die österreichischen Gesandten, die mit Herzberg in Reichenbach, wohin sich Friedrich Wilhelm zu seinem schlagfertig an der böhmischen Grenze stehenden Heere begeben hatte, zusammentrafen, um eine Verständigung zu versuchen, sich auf solche Verhandlungen ein; aber die Gesandten Englands und Hollands erschienen gleichzeitig und erklärten, daß sie zu dem Herzberg'schen Plane nicht die Hand bieten würden, auch nicht durch ihre Verträge mit Preußen dazu verpflichtet seien; der status quo müsse die Grundlage bleiben. Als nun Luchefini, preußischer Gesandter in Warschau, gleichfalls erklärte, Polen werde schließlich friedlich Danzig und Thorn abtreten, gab der König Herzberg's Politik auf und nahm gleichfalls den status quo vor dem Kriege an. Oesterreich ging darauf ein und behielt sich nur vor, Ghotim vorübergehend zu besetzen, als Pfand, daß die Pforte in Anbetracht der Zurückgabe aller Eroberungen auf Sicherstellung der Grenzen eingehe, wozu Preußen bemerkte, daß falls dies eine Gebietsverweiterung einschließen sollte, es ein Aequivalent erhalten müsse. Was Rußland betreffe, so wollte, wenn der Krieg fortbauere, Oesterreich sich nicht mehr einmischen; die weitere Vermittelung des Friedens solle von Preußen und den Seemächten gemeinsam übernommen werden. Durch diese Reichenbacher Abmachungen vom 22 Juli 1790 hatte also Preußen nach weitausgehendem Anlauf seine ganze Politik aufgegeben, für die es große Opfer gebracht. Es hatte seine Allirten im Stich gelassen und, während es selbst materiell leer ausging, moralisch geschwächt ward, Oesterreich den Rückzug aus einer sehr schwierigen Lage gebietet.

Oesterreich schloß nun am 19. September zu Sturgetwo einen Waffenstillstand mit der Pforte ab, wodurch diese von einem ihrer Gegner befreit war. Bei Katharina aber scheiterten die Bemühungen der vermittelnden Mächte; sie hatte während der Gefahr keinen Augenblick den Kopf verloren, sie erklärte Ende 1789 Joseph, sie werde keine Vermittelung einer fremden Macht zulassen und blieb bei diesem altrussischen Grundsatz auch jetzt, wo sie allein stand. Die Pforte habe ihr den Krieg erklärt, sie werde sich nicht die Bedingungen vorschreiben lassen, unter welchen sie Frieden machen solle.

Dagegen beeilte sie sich, mit Schweden selbständig Frieden zu schließen, indem sie diesen Gustav III., der zur Zeit von Reichenbach nur noch 9 Meilen von Petersburg stand, und noch am 9./10. Juli einen Seesieg im Swenska-Enden erfochten, zu gleichen Bedingungen anbot, wie die Allirten es wollten, und der König, der keine Aussicht auf preußische Hilfe mehr hatte, schloß mit Rußland zu Werela ab (4. August 1790). Die Kaiserin aber trennte ihn nicht nur von der Tripelallianz in Bezug auf die Pforte, sondern bereitete ein engeres Verhältniß mit ihm vor, indem sie die von ihm in Schweden eingeführte Verfassung anerkannte und ihm Subsidien versprach, wenn er sich von England losmachen wolle. Nachdem sie nun gegen Preußen wie Schweden gesichert war, wandte sie sich mit ungetheilter Kraft gegen die Türkei und trotz Potemkin's Unfähigkeit ward am 22. December Ismail von Suwarow eingenommen.

Bei dieser Haltung Rußlands fand nun auch Leopold II. sich keineswegs bewegen, den Abschluß des Friedens zu beeilen; er hatte sich in Reichenbach ver-

bunden, Rußland in keiner Weise mehr zu helfen, aber Katharina insgeheim von allen Verhandlungen Kenntniß gegeben und sie zugleich versichert, daß, obwohl er gezwungen sei, Frieden zu schließen, er Alles thun werde, die Verhandlungen hinauszuziehen, um Rußland Zeit zu geben, den Türken neue Schläge beizubringen (Martens II. p. 194). Rauminz machte auch dem preußischen Gesandten, als dieser betonte, daß Oesterreich in Reichenbach versprochen, auch nicht indirect mehr Rußland zu helfen, bemerklieh, dies gehe nur auf die Pforte, nicht auf eine andere Macht, die etwa Rußland angreifen werde. In Petersburg rief er indeß zum Frieden, damit man gemeinsam gegen Preußen und England rüsten könne. Die Kaiserin erwiderte aber, sie würdige die Umstände vollkommen, welche Oesterreich bewogen, die Reichenbacher Convention anzunehmen; sie werde ihrerseits den Krieg fortsetzen, bis die Pforte ihre Bedingungen annehme, und sei bereit, sich jeder Vermittelung, die ihr den status quo ante aufzuthun wolle, mit gewaffneter Hand entgegenzusetzen.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die Unterhandlungen, die zwischen Oesterreich und der Pforte Ende December in dem bulgarischen Städtchen Sistowa unter Zugiehung Englands und Preußens eröffnet waren, nicht vorwärts kamen. Die österreichischen Bevollmächtigten erklärten, der status quo ante beziehe sich nicht blos auf die Landesgrenzen, sondern auch auf andere Verhältnisse: so forderten sie Erneuerung früherer Handelsprivilegien für die österreichische Schifffahrt im Schwarzen Meere; sie behaupteten, die Vermittelung der anderen Mächte schließe keine ausdrückliche Bezugnahme auf die Reichenbacher Convention ein und von einer Gewährleistung des neuen Vertrages durch jene Mächte könne keine Rede sein. An diesen Punkten, an denen der üble Wille sich deutlich genug zeigte, stockten die Berathungen. Als der preußische Gesandte in Wien dann dem Kaiser den Wunsch aussprach, Rußland zur Annahme des status quo ante zu bewegen und bemerkte, daß eventuell sein Hof mit dem Englands, Schwedens und Spaniens dies erzwingen würden, antwortete Leopold trocken: Rußland habe diese Mächte nicht zu fürchten, Preußen in solchem Kriege Nichts zu gewinnen, England könne in der Ostsee nicht mit Vortheil operiren, die beiden anderen Höfe würden nichts als gute Dienste für den Frieden bieten, den die Kaiserin gleichfalls wünsche. Aber sie werde sich die Bedingungen desselben nicht vorschreiben lassen, besonders niemals den status quo ante annehmen; er könne denselben ihr also nicht vorschlagen und noch weniger in dieser Frage gegen seine Verbündete einen hohen Ton annehmen. Er antwortete sogar auf die Bemerkung des Gesandten, Rußland werde sich schon nachgiebig zeigen, wenn es wisse, daß es in keinem Falle auf Hilfe bei Oesterreich rechnen könne: er habe Verbindlichkeiten gegen dasselbe, denen er sich nie entziehen werde, und da die Wechselfälle des Krieges unberechenbar seien, könne er sich in keiner Weise für die Zukunft binden.

Die Haltung Rußlands und Oesterreichs mußte in London und Berlin starken Verdacht erregen. Die Pforte verlangte in Berlin dringend die durch den Vertrag von 1790 zugesagte Unterstützung, und so wenig der König Krieg wünschte, so kamen ihm doch wol Zweifel über Leopold's Ehrlichkeit; er begann wieder ernstlich zu rüsten und ließ in London auf die Gefahren der Lage aufmerksam

machen. Pitt sandte eine Note an den Gesanden in Petersburg, Sir Charles Whitworth, welche in drohender Sprache die Zurückgabe Oczakows an die Türken forderte, und brachte am 31. März einen Antrag auf Bewilligung von Rüstungen im Unterhause ein. Dies machte nun doch Eindruck auf den Kaiser, der wol im Trüben fischen, aber keineswegs wieder es zum Kriege kommen lassen wollte. Es war der Augenblick, wo seine Schwester, die Königin von Frankreich, in der höchsten Bedrängniß sich befand; nun kam am 3. Mai die Revolution in Polen hinzu, welche die erbliche Monarchie proclamirte. So schien es dem Kaiser an der Zeit, einzulenten, und er traf dabei auf günstige Dispositionen. Pitt hatte nämlich zwar für seine Forderung die Majorität erhalten, war aber auf eine starke russische Stimmung gestoßen, die wesentlich in der Bedeutung des Handels mit den russischen Ostseeprovinzen begründet war. Zahlreiche Versammlungen in London, Liverpool, Leeds, Birmingham u. a. sprachen sich für Erhaltung des Friedens aus. Damals erklärte Fox es für thöricht, auf die wachsende Macht Rußlands am Schwarzen Meere eifersüchtig zu sein, und Burke, der schon mit seinem alten Freunde wegen Frankreich gebrochen, fand sich hier mit ihm wieder und meinte, es sei etwas ganz Neues, die Türkei zum europäischen Gleichgewicht zu zählen. Die Regierung mußte einsehen, daß sie einen Krieg nicht mit Nachdruck führen können. Pitt beauftragte daher Whitworth, seine Depesche zurückzubehalten, und meldete am 24. Mai nach Berlin, er halte noch die eingeschlagene Politik für richtig, aber könne der ausgesprochenen öffentlichen Meinung nicht widerstehen. Der Herzog von Leeds war im Auswärtigen Amt durch Lord Grenville ersetzt und dieser sandte Lord Elgin nach Florenz, wo der Kaiser damals weilte, um eine Annäherung zu versuchen. Leopold seinerseits hatte durch den österreichischen Gesanden, Fürst Reuß, dem König Friedrich Wilhelm den Wunsch guten Einvernehmens kundgegeben und den Gedanken einer persönlichen Begegnung mit ihm angeregt. Als nun Elgin berichtete, der Kaiser betrachte die Allianz Joseph's mit der Zarin als einen politischen Fehler, wolle den Uebergreifen Rußlands nicht länger zusehen und wünsche sich mit Preußen zu verbinden, fand das preussische Ministerium, daß man nicht länger unthätig bleiben könne und empfahl dem König die Allianz mit Oesterreich. Obwol dessen Zögern, den Frieden abzuschließen, verdächtig sei, so bleibe doch die Neutralität desselben bei einem möglichen Kriege mit Rußland sehr wichtig; und es sei besser, sich direct mit ihm zu verständigen, als im Gefolge von England zu erscheinen. Daraus sandte der König seinen Vertrauten, Oberst von Bischofswerder, nach Mailand, um das Einvernehmen anzubahnen. Dieser sagte dem Kaiser, wenn der König nicht eher geantwortet, so sei lediglich die Verzögerung des Friedens durch Rauniß der Grund; werde derselbe abgeschlossen, so sei Preußen zu einem Defensivbündniß bereit. Demzufolge befaßl Leopold am 26. Juni Rauniß, den Frieden sofort in Sistowa auf dem Fuß des in Reichenbach vereinbarten stricten status quo ante abzuschließen. Er sei bereit zu einem Defensivbündniß mit Preußen allein, dessen Bedingungen zu vereinbaren seien; nach Abschluß desselben werde man es Rußland und England als respectiven Allirten mittheilen, indem man ihnen den Beitritt offen lasse, ebenso dem Kurfürsten von Sachsen. Die Zusammenkunft mit dem König von

Preußen solle Anfang September unter Ausschluß fremder Gesandten stattfinden. Der Kaiser begründete diese Entschlüsse in einem weiteren Schreiben vom 27., daß die Uebersendung der Vollmachten begleitete; der Friede sei für ihn nothwendig, da die Lage der Armee wie der Finanzen denselben gleichmäßig fordere. Außerdem habe man in Reichenbach den status quo ante versprochen — (was ihn freilich bisher nicht verhindert hatte, die erwähnten Winkelszüge zu machen, er hatte dem preußischen Gesandten, der ihm davon sprach, gesagt, er wisse Nichts von diesen Forderungen seiner Gesandten) — sei aber der Friede nöthig, so müsse er rasch erfolgen, um den Türken jeden Vorwand zu einem Einfall zu nehmen, dem man nicht einmal in der Lage sei, wirksam entgegenzutreten. Nur die Grenzregelung in Croatien und dem Banat sei vorzubehalten.

In Berlin war man inzwischen sehr mißvergnügt über das Verhalten von Kaunitz, der zäh an der Forderung von Orsowa und des Unna-Districts festhielt. Er sagte, da Rußland den status quo verwerfe, könne Oesterreich sich nicht von der einzigen Macht trennen, welche ihm eine Vergrößerung nicht mißgönne. Man habe allerdings in Reichenbach den status quo ante versprochen; aber so wie er sein solle (*tel qu'il devait être*)! Denn Oesterreich habe seit dem Belgrader Frieden von 1739 Anspruch auf Orsowa und einen croatischen Bezirk an der Unna. In Sisoftwa kam man nicht vorwärts, da die Türken natürlich die österreichischen Forderungen weigerten; aus Petersburg ward gemeldet, die Kaiserin billige Oesterreichs Forderungen und habe ihm versprochen, nicht eher Frieden zu machen, bis ihm Orsowa gesichert. Die preußischen Minister dachten wieder ernstlich an Krieg, aber Bischofswerder's Berichte beseitigten diese Aufwallungen bald. Herzberg, der schon länger zurückgesetzt war, wurde ganz zur Seite geschoben und man lenkte vollständig in das österreichische Bündniß ein. Andererseits mußte Kaunitz seinen Widerstand dem bestimmten Willen des Kaisers gegenüber aufgeben; am 25. Juli ward ein vorläufiges Defensivbündniß mit Preußen, am 7. August der Friede zu Sisoftwa unterzeichnet. Er stellte den Stand vor dem Kriege einfach her und enthielt nur die Bedingung, daß Oesterreich die Festung Chotim und Gebiet erst nach Abschluß des Friedens der Pforte mit Rußland räumen werde. Die Verhandlungen über die Grenzberichtigung dauerten noch bis 1795; wenn schließlich Oesterreich doch dabei Alt-Orsowa erhielt, so war dies sicher nicht einen Krieg werth, der ihm 300 Millionen Gulden und 100,000 Menschen gekostet und wenig Ruhm gebracht, während Rußland natürlich nichts dagegen einzutwenden hatte, daß sein neuer Verbündeter sich fruchtlos erschöpfte.

Unter dem Einfluß der polnischen Ereignisse fand übrigens Katharina es doch auch an der Zeit, zum Frieden einzulenten und die Eroberung Constantinopels zu verlagern. Sie entschloß sich zwar nicht, die Vermittelung Englands und Preußens anzunehmen, aber doch auf der von England vorgeschlagenen Basis zu verhandeln. Sie ließ die Forderung der Unabhängigkeit Bessarabiens, der Moldau und Walachei fallen und begnügte sich mit der Dniestrgrenze, so daß sie Oczakow mit Gebiet erwarb. Im Uebrigen wurden die frühern Verträge bestätigt, namentlich die Einverleibung der Krim und des Kuban, wobei die Pforte versprach, die angrenzenden Völker von jedem Einfall in das russische Reich abzuhalten. Dies Resultat des Friedens von Jassy (9. Januar 1792),

wofür Rußland 400,000 Menschen geopfert und seine Finanzen tief zerrüttet hatte, stand nun freilich in keinem Verhältniß zu den gigantischen Plänen, mit denen der Krieg unternommen worden war; Katharina hatte sich überzeugen müssen, daß das griechische Project die Kräfte Rußlands noch übersteige. Potemkin, welcher gehofft hatte, Souverän des baciſchen Reiches zu werden, starb während der Friedensverhandlungen auf der Reise nach Nicolajeff, wie das neu-erbaute Oczakow genannt wurde, elend in einem Graben. Immerhin aber war die Angriffsposition gegen die Türkei gestärkt; Oesterreich, das noch größere Opfer gebracht, so gut wie leer ausgegangen und Preußens mit großer Aussicht auf Erfolg unternommener Anlauf, eine bestimmende Rolle in den orientaliſchen Angelegenheiten zu spielen, kläglich gescheitert ¹⁾. Daß die Intimität zwischen Berlin und Wien nicht zu groß werde, dafür sorgte die Kaiserin, indem sie beide in den Kreuzzug gegen die französische Revolution hineinheßte. „Je me casse la tête,“ sagte sie im December 1791, „pour pousser les Cours de Vienne et de Berlin à se mêler des affaires de France. Je veux les engager dans ces affaires, pour avoir les coudées franches. J'ai beaucoup d'entreprises, qui ne sont pas terminées et je veux que ces deux Cours soient occupées, afin qu'elles ne me dérangent pas“ ²⁾. Zu gut gelang ihr das unter dem Vorwand der Solidarität der conservativen Interessen, während sie sich darauf beschränkte, Rußland gegen den Einfluß des revolutionären Geistes abzusperren. Polen ward dann das Mittel, Oesterreich und Preußen auf's Neue an sie zu ketten, indem sie beiden die Aussicht auf eine Entschädigung für die im Kampfe gegen Frankreich erlittenen Verluste eröffnete, aber keinem von beiden gab, was sie forderten, und jeden in der Furcht hielt, daß sie sich mit dem andern allein verständigen würde. So erhielt Rußland allein mehr als die beiden anderen Theilungsmächte zusammen, und zwar die werthvollsten Provinzen Polens, welche der Dnieſtr als Verkehrsader bis ins Schwarze Meer durchfließt. An seiner Mündung erhob sich Odeſſa, und mit Polen verlor die Pforte ihren natürlichen Verbündeten.

Oesterreich aber kann aus der Geschichte Joseph's und Katharina's lernen, was es für seine Interessen im Orient von einer russischen Allianz zu hoffen hat. Der Kaiserstaat entstand mit dem Niedergang der osmanischen Herrschaft und ward mit dem Carlswiker Frieden (1699) eine Großmacht; es war daher natürlich, daß, so lange er den Türken allein gegenüberstand, das Bestreben der österreichischen Politik dahin gehen mußte, diese immer weiter zurückzudrängen. Während der Zeit, wo Oesterreich die Hauptarbeit auf sich nahm, die osmanische Macht für Europa unschädlich zu machen, war von Rußland in der Orientpolitik noch nicht die Rede; aber da es mit dem Auftreten Peter's sich gleichfalls gegen die Pforte wandte, glaubte man Anfangs in Wien, einen natürlichen Bundesgenossen an ihm zu finden und führte in der That mit ihm vereint den nächsten

¹⁾ Lord Auckland im Haag schrieb (13. August 1792): „In Bezug auf die Höfe von Wien und Berlin sind die Gelehrten verschiedener Meinung, welcher von beiden den anderen betrogen hat; allgemein aber nimmt man an, daß beide von Rußland betrogen sind.“

²⁾ Journal de Chrapowitzky bei Martens II. S. 197.

Krieg gegen die Türken. Aber grade dieser, der für Oesterreich mit dem traurigen Belgrader Frieden endete, öffnete die Augen seiner Staatsmänner über die Gefahren eines solchen Bündnisses. Der Zug Münnichs in die Krim, die Eroberung der Moldau und Walachei, der ungeheure Eindruck dieser Erfolge bei den christlichen Unterthanen der Pforte, mußten in Wien zu dem Entschluß führen, die Angriffspolitik gegen die Türkei aufzugeben. Joseph's abenteuernde Eroberungssucht und Rauniz's blinder Haß gegen Preußen führten die Monarchie noch einmal zum Zusammengehen mit Rußland; sie hofften dadurch Oesterreich zur mitteleuropäischen Hauptmacht zu erheben und sein Uebergewicht in Deutschland herzustellen. Beide übersahen, daß große Allianzen auf der Gemeinsamkeit der Interessen beruhen müssen und diese für Oesterreich und Rußland weder im Westen noch Osten vorhanden war. Rußland hatte nicht das mindeste Interesse an Joseph's Vergrößerungsplänen in Deutschland; es wollte sich durch deren Begünstigung weder mit Preußen ganz überwerfen, noch sich die kleineren deutschen Staaten entfremden. Vollenbs aber im Orient gingen die Interessen beider nicht nur auseinander, sondern gegeneinander, wie es sich bald herausstellte, als das Schicksal der Donaufürstenthümer und der Donaumündungen in Frage kam. Die Erwerbung Bayerns, welche der eigentliche Preis der Mitwirkung Oesterreichs bei dem Angriff gegen die Pforte sein sollte, zeigte sich als Traumbild; dagegen hatte das russisch-österreichische Bündniß die Tripelallianz von Preußen, England und Holland zur Folge, an welcher der Aufstand der Niederlande seinen Rückhalt fand. Die russische Allianz, an der Joseph festhielt, obwol er fühlte, daß Katharina ihn im Stich ließ und Oesterreich die Last des Krieges trug, war der verhängnißvollste Schritt seiner an Mißgriffen so reichen Regierung; man kann recht eigentlich sagen, daß er daran gestorben ist. Der Gewinn, den Oesterreich aus der dritten Theilung Polens zog, konnte nicht dafür entschädigen, daß es mit tief zerrütteten Finanzen, einer desorganisirten Armee und erschütterter Machtstellung in die Revolutionskriege eintrat.

Nach der Schlacht von Austerlitz¹⁾ legte Talleyrand Napoleon einen Plan der Friedensbedingungen vor, dessen Ausführung der ganzen Entwicklung der orientalischen Frage eine andere Bahn gegeben hätte. Man solle sich gemäßigt gegen das besiegte Oesterreich zeigen, das keinen Grund zur Eifersucht mehr biete; schwäche man es zu sehr, so könne es bei der Disparität seiner verschiedenartigen Bestandtheile auseinanderbrechen und die Trümmer der Monarchie würden in Rußlands Hände fallen. Man müsse daher Oesterreich für seine Verluste in Deutschland und Polen entschädigen, indem man ihm die Moldau und Walachei gebe und es damit in den Besitz der Donaumündungen bringe. Auf diese Weise trenne man es zugleich von Rußland, mache es zum schützenden Bollwerk des Ottomanischen Reiches und nöthige es, in Frankreich seinen Allirten zu suchen. Es war ein echt staatsmännischer Gedanke, dessen Verwirklichung Oesterreich seine wahre Stellung nach Osten als Donaufstaat gegeben und Rußlands Angriffspolitik gegen die Pforte einen dauernden Damm entgegengesetzt hätte; aber Napoleons Maßlosigkeit ging nicht darauf ein. Oesterreich mußte Friaul,

¹⁾ Zuerst schon nach der Ulmer Capitulation (Mignet Notices et Portraits I p. 210.).

Italien und Dalmatien abtreten; so geschwächt konnte es der Pforte in dem neuen dreijährigen Kriege nicht zu Hilfe kommen, der 1809 begann und mit dem Tultarester Frieden Rußland an den Pruth brachte.

Metternich hatte von Anfang an die richtige Auffassung der österreichischen Interessen im Orient; er wollte nicht das Uebergewicht Frankreichs zerstört haben, um das Rußlands an die Stelle zu setzen und betrachtete die Erhaltung des Bestandes der Pforte als eine der wesentlichsten Bedingungen des europäischen Gleichgewichts¹⁾. Wenn er aber versicherte, nicht nur ihre Interessen wie die österreichischen zu vertheidigen, sondern auch auf die Gefahr hin, sich mit Rußland zu überwerfen, zu hindern, daß letzteres die Türkei im Mindesten verletz, so hat er diese Verheißung nur sehr mangelhaft erfüllt²⁾. Denn seine Furcht vor der Revolution und sein engherziges Halten an dem Status quo, ließ ihn seinem diplomatischen Widerstand gegen Rußlands Pläne nie den Nachdruck des Handelns geben und deshalb hat er Navarino so wenig gehindert, wie die Verträge von Adrianopel und Unkiar-Skelessi. Im Krimkrieg setzte Oesterreich die Welt in Erstaunen durch seine Undankbarkeit, aber wagte wieder nicht, das Schwert zu ziehen, obwohl es durch die Allianz der Westmächte nochmals in die Lage gesetzt war, die russische Orientpolitik dauernd zu vereiteln; seine zweideutige Haltung entfremdete ihm vielmehr England und Frankreich ebenso wie Preußen und Rußland. Wie wird es im gegenwärtigen Kriege seine Rolle durchführen? Das ist die schwerwiegende Frage, die auf Aller Lippen schwebt. Graf Andrássy scheint eingesehen zu haben, daß jedes Bündniß mit Rußland im Orient Oesterreich in ein Verhältniß zu diesem bringen muß, welches an Vasallenschaft erinnert, während alle Resultate eines solchen Bündnisses Rußland zu Gute kommen würden; aber mit der Vermeidung dieses schwersten Fehlers, sowie des Sich-zwischen-zwei-Stühle-Setzens im Krimkrieg ist es noch nicht gethan. Die abwartende Politik der Regierung ist Anfangs durch die energische Vertheidigung der Türkei über Erwarten unterstützt; sie hat aber gleichwol Oesterreich, das im Vertrauen auf russische Versprechungen dem ungleichen Kampfe zusah, vor die Alternative gestellt, seine wichtigsten Interessen im Orient preiszugeben (bestenfalls sich mit einem Einsengericht abfinden zu lassen), oder für dieselben einen schweren Krieg zu führen. Wie aber wird das Urtheil der Geschichte erst über jene kläglichen Epigonen der Pitt und Palmerston lauten, welche sieben Monate im Besiz der Absichten Rußlands waren, aber niemals wagten, der Situation in's Gesicht zu sehen, welche die Ausführung dieser Absichten schaffen mußte, geschweige etwas dagegen zu thun, die so die Interessen ihres Landes preisgaben, ihm die tiefste Demüthigung, Rußland den höchsten Triumph bereiteten?

¹⁾ *Dépêches du Chev. de Gentz aux Hospodars de Valachie, Paris 1877, I. p. 85.* Gentz erklärt, daß er genau die Worte des Fürsten wiedergebe.

²⁾ Allerdings erschwerte die verblendete Haltung Karl's X., der unbedingt mit Rußland ging, die Stellung Oesterreichs sehr.

Das heutige Griechenland.

~~~~~  
Von

Dr. Gustav Hirschfeld.

~~~~~

1. La Grèce telle qu'elle est par P. A. Moraitinis. Paris, Firmin Didot. 1878.
2. Peloponnesische Wanderung. Von Wilhelm Lang. Berlin, Gebrüder Paetel. 1878.

Niemals werde ich den Eindruck vergessen, da mein Auge zum ersten Male — es war auf der glücklichen Insel Korfu — an den Ecken der Häuser die ehrwürdigen alten griechischen Buchstaben erblickte, deren Verständniß bei uns blos einem kleinen, auserwählten Kreise zugänglich ist. Dort hatten sie nur den harmlosen, nützlichen und recht prosaischen Zweck, die Namen der Straßen zu nennen. Ich kann sagen, daß dieser Anblick mich gleichsam aus einem langen Traume erweckte: ich war also wirklich in Griechenland und in einem lebendigen Griechenland, in dem auch die Sprache noch lebte und gebieh, die ich so lange als eine todtte zu lernen und zu betrachten gewohnt war. Von nun an erschien mir auch das Alterthum in einem völlig neuen Lichte und erst an seiner wahren geschichtlichen Stelle. Die Art unseres classischen Studiums läßt das griechische Alterthum so überwältigend vor uns aufsteigen, daß wir die Länge und Verworrenheit des Weges, welcher uns trennt, nicht einmal zu ahnen pflegen. Darum erwachte beim Beginn des griechischen Freiheitskampfes im Jahre 1821 aller Orten, und nicht am wenigsten in Deutschland, eine Begeisterung für die gute Sache, welche im Grunde mit der Begeisterung für das Alterthum identisch war. Darum erfolgte später ein so heftiger Rückschlag, ein so plötzlicher, fast allgemeiner Uebergang aus Sympathie in Antipathie, ja aus Liebe in Haß, als das befreite Griechenland so ganz anders ausah, als man vom Lande des Platon und Perikles erwarten zu dürfen meinte. So gelingt es den Söhnen großer Väter weit schwerer noch als anderen Sterblichen, den Beifall der Mitwelt zu erringen! Aber es ist Zeit, daß an die Stelle subjectiver Empfindungen und Launen jenem Volke gegenüber eine gerechte Würdigung trete, wie eine historische Betrachtung allein sie hervorbringen kann; eine solche aber ist in diesem Falle nicht nur allgemeine Menschenpflicht, sie ist gegenwärtig, da der ganze Orient gährend in neue Formen sich ergießen zu wollen scheint, von vitaler Bedeutung.

Man kann die größten Sympathien für das türkische Volk haben — und der Schreiber dieser Zeilen hat aus persönlichen Erfahrungen solche gewonnen —, man kann auf das Tiefste die Niederlage der tapferen und in ihrer Masse ehrenhaften Nation beklagen, ohne sich doch deshalb der Wahrheit zu verschließen, daß der Rückgang der Osmanen nur eine Frage der Zeit, aber unvermeidlich ist. Die Civilisation der führenden europäischen Staaten hat sich in der Weise herausgebildet, daß so nahe neben ihr — durch die neuen Verkehrsmittel viel näher als vordem — die veraltete Civilisation der Osmanen, welche in vielen Stücken die directe Verneinung der modernen ist, nicht mehr lange bestehen kann. Was sich im Osten vollzieht, ist ein Naturgesetz, und es wird sich vollziehen trotz aller Phasen, die darüber getäuscht haben oder noch darüber täuschen könnten. Schon haben sich die jugendlichen Völker der Hämushalbinsel erhoben, welche mit der maßgebenden europäischen Civilisation wenigstens eine gemeinsame Basis haben; die nördlichen machen ihre Ansprüche mit dem Schwerte geltend — freilich unter Assistenzen eines jener geschickten Advocaten, welche nach Regelung eines Nachlasses bisweilen plötzlich im Besitze desselben gefunden werden. Sollen jene Völker großentheils erst noch die Qualität ihrer Culturfähigkeit beweisen, so steht es anders mit den Griechen, dem einzigen lebenskräftigen Volke des Orients, welches eine große, tief eingreifende nationale Vergangenheit aufzuweisen und in neuer Zeit die klarsten Beweise von seiner glücklich fortschreitenden Entwicklung gegeben hat. Wenn ein Volk Anspruch auf die türkische Erbschaft in Europa und an der kleinasiatischen Küste hat, so sind es die Griechen! Aber Griechenland kämpft mit geistiger Waffe¹⁾ — man überhöre doch ja gerade deshalb seine Stimme nicht! —; auf das Eindringlichste führt es seine moderne Entwicklung ziffermäßig, für Jedermann unmittelbar verständlich, uns vor Augen: das war ich im Jahre 1830 nach dem Befreiungskriege, und das bin ich heute. Solches ist der Grundgedanke des Werkes, dessen Titel wir an die Spitze unseres Artikels geschrieben haben, und auf welches eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu lenken der Zweck der folgenden Zeilen ist.

Griechenland war im Jahre 1830, nach Beendigung des Freiheitskampfes, fast in jeder Beziehung nicht mehr und nicht weniger denn eine tabula rasa; der Verfasser hat Recht, man mußte Alles neu schaffen, Alles. Wir bequemen Söhne einer Jahrhunderte alten Civilisation können uns von einem solchen Zustande nur einen höchst unvollkommenen Begriff bilden.

Das neue Königreich fand auf seinem Terrain von 47,516 □ Kil. im Jahre 1832 nur 612,608 Einwohner vor — wie viele durch den Krieg umgelommen waren, entzieht sich der Berechnung, die wahrscheinlichste Anzahl ist gegen 50,000 (dem Verfasser (S. 262) können wir dabei nicht folgen) — also etwa 15 Einwohner auf den □ Kil. (Belgien hat 160, England 96);

¹⁾ Erst ganz neuerdings sind nun auch die Griechen in Action getreten, aber ihr Vorgehen war bisher von lediglich demonstrativem Charakter und offenbar nur bestimmt, an die Existenz und Ansprüche Griechenlands überhaupt zu erinnern.

im Jahre 1838 war die Zahl bereits auf 752,000 gestiegen, im Jahre 1870 ergab die (letzte) Volkszählung 1,228,378 Bewohner (dazu kommen seit dem Jahre 1863 die ionischen Inseln mit 229,516 Einwohnern auf 2,695 □ Kil.). Hiernach bedarf es in Griechenland zur Verdoppelung der Bevölkerung nur 45 Jahre (in Preußen 48, in Italien 136, in Frankreich 165). Eine nicht unerhebliche Bodencultur gab es vor dem Kriege, aber sie war auf ein Minimum reducirt am Ende desselben; zertreten waren die meisten der Wein- und Korinthenpflanzungen, Del- und Feigenbäume von den wild erregten Kriegern Ibrahim's niedergehauen. Griechenland ist nun ohnehin so mannigfach gegliedert und in gewissen Partien so rauh und steinig, daß es nur theilweise für die Bodenbestellung geeignet ist: außer 18,599 □ Kil. an Berg- und Weideland sind noch 5419 □ Kil. Wald und 833 □ Kil. Sumpfsgebiet in Abzug zu bringen (1653 für Städte, Dörfer, Wege, Flüsse u.). So erübrigen für die Cultur wenig über 19,000 □ Kil., von welchen im Jahre 1860 bereits 7500, jetzt wahrscheinlich die Hälfte wirklich bestellt ist.

Was diese Zahlen bedeuten, wird noch klarer bei einem Ueberblick über das Einzelne. Die Korinthe, der Hauptexportartikel Griechenlands, welche übrigens nur auf dem peloponnesischen Küstenstrich von Corinth bis Elis und auf der Insel Zante gedeiht, wurde schon vor dem Kriege, ausschließlich nach England, jährlich in etwa 10,000,000 Pfund (engl.) ausgeführt; der Krieg verminderte diese Ziffer auf die Hälfte, aber seitdem ist der Anbau immer bedeutender und in Wechselwirkung mit der stetig anwachsenden Nachfrage immer lohnender geworden; im Jahre 1874 führte man ca. 133,000,000 engl. Pfund aus, welche einen Werth von etwa 35,000,000 Frcs. für Griechenland repräsentiren.

Die Ausdehnung der Weinpflanzungen hat sich vom Jahre 1830—1868 verzwanzigfacht (500 □ Kil.), die Production des Kornes von 1846—1876 verdoppelt (über 200,000 Centner), dem Werthe nach in derselben Zeit verdreifacht (1876: 79,200,000 Drachmen, 1 Dr. = 0,72 Mark). Der Ertrag des Tabaks hat sich in den letzten 20 Jahren verfünffacht (ca. 13,000 Centner); der Anbau der Baumwolle, welcher einen Hauptimpuls während des amerikanischen Krieges erhielt, hat sich an Ausdehnung und Ertrag allein während der Jahre 1862 bis 1864 etwa verachtfacht (210 $\frac{1}{2}$ □ Kil., 11,843,292 Dr.), und ähnlich günstige Resultate weist der Anbau und Ertrag von Oliven, Feigenbäumen, Maulbeerbäumen auf.

Hier gewinnt man einen ganz neuen Blick in die stille und stetige Arbeit eines Volkes, das man sich vorzustellen gewöhnt hat, wie es unausgesetzt declamirt, räsonnirt, politisirt, Deputirte wählt, Minister hebt und stürzt, kurz ein Lärmen- und höchst unpolitisch-politisches Leben führt.

Leider haben sich die Wälder, dieses Gesundheitsymptom blühender Länder, noch nicht gleicher Sorge zu erfreuen wie der Ackerbau; auch der Verfasser täuscht sich darüber nicht, aber um so sonderbarer ist es, daß er trotzdem auch die ausgebehnte Viehwirthschaft als einen absoluten Vortheil ansieht. In Wirklichkeit ist dieselbe, besonders die 2,300,000 Ziegen, ein recht ernstes Uebel; denn nicht nur daß diese selber der Saat und den jungen Bäumen einen unberechenbaren Schaden zufügen, so sind es auch vor Allem die nomadisch-ziehenden Hirten,

welche, bald hier bald dort lebend, ohne Interesse für den Boden, den sie betreten, ihre nächtlichen Lagerfeuer sorglos zu ungeheuren Waldbränden anschwellen lassen, als ziehe ein sengender Feind durch das Land. Ich kann sagen, daß der Anblick dieser furchtbaren Höhe mich stets mit wahrem Ingrimm erfüllt hat über die Nachlässigkeit der Waldwirthschaft. Freilich erschweren und durchkreuzen zahlreiche Umstände in Griechenland noch einen strengen, bis in das Kleinste verantwortlichen Polizeidienst; aber mannigfach würde sich gerade hier Aufwand und Sorge lohnen auch dadurch, daß alsdann wenigstens eine Quelle der schädlichen Vorurtheile Fremder gegen die Bewohner des Landes dauernd verschlossen würde.

Kann man bei dem Ackerbau noch von einer Continuität sprechen und wol sagen, daß die Entwicklung desselben gleichsam von selbst mit höheren Ansprüchen fortschreite, so kann man dies nicht von der Großindustrie und Fabrication; diese ist in Griechenland etwas ganz Neues und datirt eigentlich erst aus dem Jahre 1869. Dennoch zählt der Piraeus, die junge Hafenstadt Athen's (mit 18,000 Einwohnern), schon jetzt mehr als 30 Fabriken mit Dampfbetrieb, das ganze Land deren 112; dazu 300 Fabriken ohne Dampfbetrieb und 400 Etablissements mit fabrikmäßigem Betriebe, welche im Ganzen 24,300 Arbeiter beschäftigen, und deren jährliche Production einen Werth von 166,000,000 Dr. repräsentirt. Dampfmühlen, Wein-, Biqueur- und Oelfabriken, Schiffsbauwerften, Seiden- und Baumwollspinnereien, Teppichwebereien, Gerbereien und Seifensiedereien, Fabriken für Glas und irdene Waaren, für landwirthschaftliche Werkzeuge einfacherer Art, für Wagen und Karren, Hüte und Feg zc. existiren jetzt im Lande und verarbeiten sofort die Rohproducte desselben.

Nach einer anderen Seite hin hat der Reichtum des Landes an Mineralien den industriellen Sinn angeregt und zur Thätigkeit ermuntert; in den Jahren 1867—1876 sind 359 Concessionen zur Ausbeutung von Chrom, Blei, Kupfer, Mangan, Eisen, Stahl und Schwefel ertheilt worden. Es existiren heutzutage 18 Minengesellschaften mit einem nominellen Capital von 35,945,000 Dr., unter welchen „Laurion“, dessen Production von 2,481,420 Dr. im Jahre 1866 auf 5,081,600 im Jahre 1878 stieg, weltbekannt geworden ist. Aller Orten sind die ausgezeichneten Marmorbrüche für die unzähligen neuen Bauten in Anspruch genommen worden. Der Verfasser verschweigt freilich, daß bei Laurion wie bei manchen anderen Unternehmungen zunächst fremde Kräfte und fremdes Capital die Arbeit begonnen, wie denn überhaupt den Griechen eine gewisse Eifersucht gegen fremdes Capital nachgesagt wird; aber dies ändert Nichts am Hauptresultat, und es bleibt wahr, daß sofort auch die Griechen selber überall erwacht und thätig sind.

Dem industriellen Fortschritt entspricht auch die Betheiligung Griechenlands an den Weltausstellungen; war dasselbe im Jahre 1851 in London nur durch 36 Aussteller vertreten, auf welche drei Preise entfielen, so figurirten im Jahre 1873 in Wien 414, welche 186 Preise erlangten. Und wenn es wahr ist, daß der Wettstreit unter Gleichstrebenden noch nützlicher ist, als der Vergleich mit vorläufig unerreichbaren Vorbildern, so gibt es ausschließlich griechische Ausstellungen, welche zu Athen in bestimmten Zwischenräumen abgehalten werden.

Zu ihrer Ausrüstung und Hebung hat ein griechischer Patriot ein wahrhaft königliches Geschenk gemacht (mehr als eine Million Dr.), aus welchem zunächst ein umfangreicher, bleibender Bau hergestellt wird.

Ein Ueberblick über die mit Fabriken versehenen Städte (S. 298) zeigt unter 19 Städten 18 auf Inseln oder am Meere gelegene; in der That kann man beobachten — und nicht blos im kleinen Königreich Griechenland —, daß gerade die Nähe des Meeres auf den griechischen Charakter belebend und im höchsten Grade anregend wirkt, während ihre Binnenstädte zurückgehen oder doch nicht in gleicher Weise gedeihen: Griechenland ist ein Seestaat, die Griechen eine seefahrende Nation, „der kleine Hydrion“ ein bleibender, noch heute wahrer Typus. Von 1000 Fahrzeugen mit einem Gehalt von 30,600 Tonnen im Jahre 1830 ist die Marine auf 5330 Fahrzeuge mit 260,700 Tonnen Gehalt zum Jahre 1874 angewachsen. Drei kleine Dampfer vermittelten im Jahre 1857 den Verkehr an den Küsten und mit den Inseln des Landes, und sie machten 49 Fahrten mit 15,167 Passagieren; im Jahre 1875 betrug die Zahl der Dampfer elf, ihrer Fahrten 450, der beförderten Passagiere 124,577. Diese Zahlen sprechen eindringlich genug.

Die Gemeinden in den Seestädten haben sich selbst besteuert und erheben einen Hafenzoll (1 Procent vom Werthe jedes in dem Hafen ausgeschifften Gegenstandes), um aus dem so entstehenden Capital ihre Häfen kunstmäßig auszubauen, zu bessern, zu reinigen, und nicht nur an Hauptplätzen, wie Piraeus, Patras, Syra und anderen, ist diese Thätigkeit auch wirklich sichtbar; auch an Orten, deren Namen der Europäer kaum gehört hat, besonders an der hafennärmeren Westküste des Peloponnes, in Syllene, Katafoko, Ryparissia, dann in Koron, werden Dämme und schützende Molen mit größtem Eifer gebaut.

Im Jahre 1847 war in ganz Griechenland ein Leuchthurm (auf Syra); die Interessenten verlangten damals noch vier andere; statt deren leuchten nun allnächtlich 46 Feuer und sichern die Fahrt auf dem belebten, gastlichen Meere.

Mit allen diesen Daten in Uebereinstimmung ist der Aufschwung des Handels: betrug der gesammte Import des Jahres 1845: 22,300,000 Dr. und der Export 11,000,000, so waren die betreffenden Ziffern für das Jahr 1873: 117,642,162 (ein Drittel von England) und 76,858,333 (über die Hälfte nach England), und — ein Zeichen gesunder Entwicklung — der Export hat in größerem Maße zugenommen als der Import. England, die Türkei, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Italien, die Donaufürstenthümer, Aegypten, Amerika, die Niederlande und Belgien stehen in directem Verkehr mit dem südeuropäischen Seestaat. Dieser großartigen Handelsbewegung entspricht auch die Blüthe der Banken, unter welchen die Nationalbank (Hauptsitz Athen mit 19 Filialen und einem Umsatz von 137,111,637 Dr. im Jahre 1876) und die ionische Bank die erste Stelle einnehmen und das allgemeinste Vertrauen genießen; ihre Noten haben Silberwerth.

Nicht im Verhältniß zu der überraschenden Entwicklung des Landes und seiner Producte sowie deren Verarbeitug und Vertrieb scheint der Fortschritt in der Anlage kunstmäßiger Verkehrsstraßen zu stehen, und dieser Mangel, welcher dem Reisenden am häufigsten und am fühlbarsten entgegentritt, ist denn

auch einer der Hauptvortwürfe im Munde von Hellas' Feinden, ein Hauptbedenken selbst bei seinen Freunden geworden. Ist nun auch in dieser Beziehung mehr geschehen, als ärgerliche Touristen glauben machen, so ist doch zweifellos, daß die leichten Verbindungswege zu Wasser einerseits und das schwierige Terrain im Innern des Peloponnes und des westlichen Nordgriechenlands andererseits den Wegebau nicht in erwünschter Ausdehnung haben vorrücken lassen. Die Ausführungen des Verfassers (S. 426 ff.) können das nur bestätigen. Zu den fahrbaren Straßen, welche schon im Jahre 1845 in Peloponnes existirten (deren wichtigste Argos-Tripoliza) ist zwar seitdem vor Allem die Straße von Sparta nach Gythion (9 Stunden), neuestens auch Pyrgos-Olympia gekommen; aber alle diese Straßen erfüllen nicht recht ihren Zweck, so lange sie nicht mit einander in Verbindung gebracht sind. Doch liegt die Saumseligkeit in dieser Hinsicht tiefer, vor Allem in der Schwierigkeit, passende und bis in's Kleinste gewissenhafte Ingenieure, sowie die modernen erleichternden Maschinen und Instrumente zu erlangen. Man sei gerecht! Wer den vollen Eindruck der Fortschritte, welche Griechenland seit seiner Befreiung gemacht hat, ja den allgemeinen Unterschied des osmanischen Orients und des europäischen Occidents gleichsam auf einen Schlag empfinden will, der eile aus Constantinopel einmal direct nach Athen; ihm wird nicht anders zu Muth sein, als würde er aus wilhem Getümmel plötzlich in eine friedliche Idylle versetzt: statt des ermüdenden und verwirrenden Treibens bunter, abenteuerlicher Gestalten, welche ohne Plan und Ziel durch einander zu irren scheinen, empfängt ihn in den Straßen Athen's ein geschäftiges, schnelles, zwar auch geräuschvolles, aber doch auf den ersten Blick verständliches Leben. In Stambul, und besonders in den miserabel gepflasterten und entsetzlich steilen Straßen Pera's, bieten sich dem Reisenden nur die Kasse, welche hie und da als bequemstes Beförderungsmittel zur Miete stehen; — durch Athen führen ihn schnell auf ebenen Wegen bequeme Wagen, sie führen ihn um die Stadt herum, hinauf bis zum Thor der Akropolis, hinab an den belebten Strand von Phaleron und nach Piraeus, hinaus nach Rephissia, in den Delwald, nach Eleusis, Megara, Marathon, Sunion — und alles dieses ist geschaffen worden aus dem Nichts: wer konnte an Fahrstraßen denken, da — es sind noch nicht sechzig Jahre seitdem verfloßen — das älteste und einfachste Transportmittel der Welt, das Kameel, noch den spärlichen Dienst zwischen dem elenden Athen und seinem noch elenderen Hafen, auf dem Isthmos von Korinth und in Morea versah? Und an seiner eigenen Vergangenheit muß man Griechenland messen, d. h. am Orient, dessen Leben und Geschehe es Jahrhunderte lang getheilt hat, nicht am Occident, der in denselben Jahrhunderten langsam und mühselig, aber im Ganzen doch nicht durch fremde Einflüsse behindert, zu immer höherer Civilisation sich entwickeln konnte.

Wie die größten Städte Griechenlands vor dem Befreiungskriege aussahen, kann ein Gang durch eine orientalische Stadt noch heute lehren. Wie im Alterthum concentrirt sich da das Leben auf das Innere des Hauses; endlose Laible und einsörmige Lehmwände fassen die Straßen ein, hier und da in beträchtlicher Höhe durch ängstlich vergitterte Fenster unterbrochen; keine fröhliche Lebensäußerung, kein Laut dringt aus diesen schweisamen, geheimnißvollen Behausungen

nach Außen; den Orientalen hat stets die Scheu innegewohnt, in ihr intimes Familienleben blicken zu lassen. Für den Occidentalen entbehrt der Eindruck zuerst nicht eines gewissen märchenhaften Reizes; wir alle betrachten das orientalische Leben zunächst durch das Medium von 1001 Nacht. Aber allmählig schwindet der Reiz: Elend wohnt auch hinter diesen Mauern, und im besten Falle vegetirt dort ein unthätiges, unfruchtbares Leben, das zu Grunde gehen mußte, wenn ein neues Leben Platz greifen sollte. Athen hat sich aus dem Trümmerfelde — kein Haus des modernen Ortes stammt aus türkischer Zeit — erhoben zu einer blühenden Stadt, welche 60—70,000 Menschen bewohnen; unverhältnißmäßig zahlreich und bedeutend sind die öffentlichen Bauten, aber wichtiger ist hier noch, wie der einzelne Mensch sein Heim baut und sich einrichtet: der ganze moderne Ort nördlich der Akropolis würde einer schmutzen mittleren deutschen Residenz auf's Vollständigste gleichen, wenn nicht die umfassende Marmorverwendung sofort den classischen Boden verriethe; zierlich und oft geschmackvoll sind die wohnlichen Häuser mit sauberen Höfen und vielfach von kleinen Gärten umgeben. Ebenso blüht und schmückt sich der Piraeus (11,000 Einwohner). Patras, Syra, ja selbst Landstädte wie Sparta und Tripoliza haben ein freundliches Aussehen, läßt auch der Geschmack in den Provinzialorten — der Verfasser täuscht sich darin — noch häufig zu wünschen übrig. Gerade wir Deutschen vermissen im Innern des Hauses nicht selten die Gemüthlichkeit, welche die Forderungen unseres Klimas und Landes allmählig in unsere Wohnräume gebracht haben. Aber das Leben der Griechen, wie ja auch zum großen Theil der Franzosen und Italiener, bewegt sich zu viel auf der Straße, als daß jener Seite eine besondere Fürsorge zugewendet würde.

Man wird zugeben, daß Nichts so sehr einen Maßstab dafür abgibt, welchen Werth Nationen auf geistige Güter legen, als ihre Sorge für Erziehung der Jugend; in Griechenland kommt dieser Fürsorge ein unbezähmbarer Bildungstrieb in allen Schichten der Bevölkerung entgegen.

Vor dem Jahre 1774 war es den Griechen fast nur möglich, im Abendlande eine höhere Erziehung und Bildung sich zu erwerben. Da begünstigte der Vertrag von Kütschük-Kainardji zwischen Rußland und der Pforte zunächst die Entwicklung von Handel und Marine bei den Griechen; sie kamen weiter und zahlreicher in der abendländischen Welt herum, nahmen neue Ideen in sich auf und gründeten neue Schulen, unter denen im jetzigen Königreich die von Dimirkana besonders in Betracht kommt. Der Freiheitskrieg vernichtete auch in dieser Beziehung so ziemlich alles Bestehende; aber sogleich im Jahre 1834 ward der unentgeltliche obligatorische Unterricht gesetzlich eingeführt, und zu den Elementarschulen, Mittelschulen und Gymnasien trat im Jahre 1839 eine vollständige Universität. Elementarschulen bestehen jetzt — mit sehr geringen Ausnahmen in sehr abgelegenen und armen Landstrichen (z. B. Thelpusa) — in jeder Gemeinde; gerade ihre Entwicklung spricht eine überwältigende Sprache: im Jahre 1830 gab es 71 Elementarschulen mit 6721 Schülern, im Jahre 1860: 695 mit 45,230, im Jahre 1874: 1127 mit 74,561! Schon 1870 konnten unter 100 Männern 34 lesen, unter 100 Frauen freilich erst 7,37. Die Mittelschulen haben sich in den letzten 20 Jahren mehr als verdoppelt (136 mit

7645 Schülern), die Gymnasien fast verdreifacht (18: 2460); außerdem befinden sich fast 7000 Schüler in Privatschulen.

Die Universität ist mit einer großen Anzahl wissenschaftlicher Institute, Bibliothek, naturwissenschaftlichen Museen, Laboratorium, Hospitälern, Sternwarte ausgestattet, und im Jahre 1875 zählte sie 1400 Studenten (mit 74 Lehrern, gegen 241 Studenten im Jahre 1845) und würde danach in Deutschland an dritter Stelle gleich nach Leipzig und Berlin und vor München und Breslau rangiren. Viele Lehrer der Gymnasien und Universität, so wie auch praktische Juristen und Mediciner haben ihre Studien in Deutschland oder Frankreich vollendet. Die Lehrer der Mittel- und Elementarschulen werden auf eigenen Seminarien gebildet, deren jetzige Mangelhaftigkeit freilich der Verfasser zugibt; aber gerade unter ihnen sind dem Schreiber dieser Zeilen nicht selten Männer begegnet, welche an freudigem Ernste und strenger Gewissenhaftigkeit gegen sich und Andere den Vergleich mit unseren ehrenwerthen und weitgerühmten Elementarlehrern nicht zu scheuen brauchen. Diese Classe von Männern ist um so wichtiger, als die niederen Geistlichen nur eine sehr ungenügende Bildung zu empfangen pflegen.

Großer Sorge erfreut sich auch die Erziehung der Mädchen: ein öffentliches, dafür bestimmtes Institut, das Arafion (1876: 1500 Schülerinnen), nimmt in Athen ein ganzes Straßenviertel ein; daneben bestehen mehrere zahlreich besuchte Privatschulen: die Schülerinnen lernen ihren Homer, Xenophon und Polybios lesen, treiben Sprachen, Mathematik, Botanik, vielleicht zu vielerlei. Auf einfachen Unterricht beschränken sich die Mädchenschulen, welche mehrere größere Gemeinden besitzen; in kleineren werden lernbegierige Mädchen mit den Knaben gemeinsam unterrichtet. Eine Kunstschule und eine Musikschule gedeihen in Athen. Viele größere Institute sind durch Schenkungen griechischer Patrioten gestiftet, welche meist im Auslande angehebelte, den erworbenen Reichthum ganz oder theilweise ihrem Vaterlande zuführen. Der Patriotismus der Griechen bildet mit ihrem ausgezeichneten Familienleben die feste Basis ihrer gesunden und hoffnungsvollen Entwicklung. Es gibt keine Stadt von der Größe Athen's, welche durch private Gaben mit einer solchen Anzahl großartiger öffentlicher Bauten, Schulen, Waisen- und Armenhäuser, zc. zc. ausgestattet wäre. Neben diesem Factor spielt eine bedeutende Rolle in der Entwicklung des Geisteslebens der Griechen ihr Hang zu gemeinsamem Vorgehen: wissenschaftliche Vereine (Sylogoi) aller Art, zum Theil mit großen Mitteln und Kräften, müssen in einem aufstrebenden kleinen Staate, dessen eigene Mittel noch so beschränkt sind, von besonderer Wichtigkeit sein; in den Großstädten hellenischer Cultur — neben Athen auch in Constantinopel und Smyrna — gebildet, ziehen sie durch Tochteranstalten und Correspondenten weite Kreise in ihr Interesse, weden und erhalten das Gefühl der Zusammengehörigkeit und gleichen Nation, wie denn derartige Vereine seiner Zeit auch den Boden für die Erhebung und Befreiung Griechenlands vorbereitet und geebnet haben.

Daß ein so reges geistiges Leben sich auch in der Presse widerspiegelt, ist bei der heutigen Organisation geistiger Arbeit natürlich; in Bezug auf die literarische Bewegung darf ich auf den eben erschienenen „Précis d'une histoire

de la littérature néohellénique“¹⁾ von A. R. Rangabe verweisen. Die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften in Griechenland ist von drei kleinen Kriegsblättern in den zwanziger Jahren auf 129 gestiegen, von welchen 55 in Athen, 10 in Patras, 9 in Syra u. s. f. erscheinen. Neunzig Druckereien bestehen, die Hälfte in Athen selber, für deren Leistungen ein glänzendes Zeugniß das Buch des Verfassers selbst ablegt, das auf den ersten Blick wie ein Pariser Druckwerk aussieht. Kenner griechischer Druckerzeugnisse werden sich mit Schrecken an Papier, Druck und Formate erinnern, wie sie noch vor 30 bis 40 Jahren die griechische Presse zu discrediren pflegten.

Griechenlands materielle und geistige Entwicklung beweist, daß Land und Volk eine Lebenskraft ohne Gleichen besitzen. Noch nicht fünf Decennien sind seit seiner Befreiung verfloßen, und schon liegt die Zeit der osmanischen Herrschaft, welche fast drei und ein halbes Jahrhundert gewährt hat, fern wie ein schwerer Traum. Noch spricht in alter Gewohnheit der gemeine Mann in Griechenland von Europa, wie von einem anderen Erdtheile, aber die Entwicklung und der Anblick seines Landes widerlegen ihn schlagend. Wie die Avantgarde zum Heere, so gehört Griechenland zu Europa, und es hat sich dieser Bestimmung schon in vielen Beziehungen würdig erwiesen. Man unterschätze um Alles nicht die Wichtigkeit desselben!

Und doch! so hört man rufen, wenn die Nation in so gedeihlicher Entwicklung begriffen ist, weshalb bezahlt sie nicht ihre Schulden, ihre ersten großen Anleihen, und vernichtet so den üblen Ruf eines bankrotten Staates? Dieser Frage, d. h. der ganzen Finanzlage, widmet der Verfasser einen besonderen Abschnitt (S. 471–533); kürzer und ansprechend finden sich die betreffenden Verhältnisse auseinandergesetzt in einer anonym erschienenen Broschüre: *La Turquie ou la Grèce* (par R***, Paris 1867), welche offenbar von einem sehr erfahrenen griechischen Staatsmanne herrührt und deren Inhalt sich ungefähr folgendermaßen resumiren läßt.

Während der Kampf gegen die Türken nicht etwa bloß im kleinen jetzigen Königreich, sondern auch zugleich in Epirus, Thessalien, Makedonien und auf den kleinasiatischen Inseln entbrannt war, in den Jahren 1824 und 1825 sind in England zwei Anleihen in der Weise aufgenommen worden, daß 500,000 Pfund Sterl. der zweiten sogleich zur theilweisen Bezahlung der ersten verwendet wurden. So blieb ein nominelles Capital von 2,300,000 Pfd. Sterl. Indessen wurden von vornherein als bei einem verzweifelten, äußerst risicanten Geschäft die Actien mit 59 bez. 55 pro 100 ausgegeben, und Griechenland, d. h. das Land, soweit der Aufstand reichte, erhielt somit von jener Summe in Wirklichkeit niemals mehr als 924,800 Pfd. Sterl., welche für die nothwendigsten Bedürfnisse des Krieges, also für das Land, durchaus unproductiv verwendet wurden. Die Actien sind bald darauf, da das Glück die Griechen wieder zu verlassen schien, um 5 oder 6 pro 100 meist in die Hände holländischer Banquiers gekommen. Als nun durch die Diplomatie das zwerghafte Königreich in die Welt

¹⁾ Berlin, Calvary, 1877. Die „Rundschau“ wird das verdienstliche Werk demüthigst ausführlich anzeigen.
Die Redaction.

gesetzt war, also ein Reich sehr verschieden von demjenigen, welches während der Anleihen in Bildung begriffen zu sein schien, da haben die Actienbesitzer nicht gesäumt, von dem kleinen Staate das nominelle Capital nebst allen Zinsen zu verlangen, und haben sich bisher noch nicht bereit gezeigt, sich mit Griechenland in einer Weise zu arrangiren, die ihrem niedrigen Kaufpreise vollkommen entsprechen würde.

Eine Anleihe von 60,000,000 Francs, welche die bayerische Dynastie im Jahre 1832 unter Garantie von drei Großmächten aufnahm, hat ebenfalls bis auf 4,801,433 Drachmen durchaus unproductiv verwendet werden müssen (im Voraus zurückbehaltene Zinsen, Entschädigung an die Türkei für Phiotis u. s. f.). Doch werden seit einer Reihe von Jahren nach einer von den Großmächten selber gebilligten Uebereinkunft alljährlich 900,000 Drachmen auf diese Anleihe abbezahlt.

Also nicht einer ruhigen, fruchtbringenden Arbeit sind jene in modernem Stile aufgenommenen und für das arme, ganz entblößte Land ungeheueren Anleihen zu Gute gekommen, sondern sie haben nur dazu gedient, den augenblicklichen, durch die Noth des Krieges erzeugten Bedürfnissen und Verpflichtungen zu genügen. Daß somit der kleine Staat, welcher danach mit einer ihm völlig neuen, sehr kostspieligen Civilisation ganz von vorn anzufangen hatte, trotz seiner phänomenalen Entwicklung (seine Einnahmen sind von 14,515,500 Dr. im Jahre 1846 auf 39,247,500 im Jahre 1877 gestiegen) der immer drückender werdenden Last so großer Schulden sich nicht zu entledigen vermochte, kann Niemanden überraschen. Kein billig Denkender wird Griechenland einen böswilligen Schuldner heißen, und wie wenig es auf der anderen Seite den so oft gehörten Vorwurf verdient, seine Mittel ungehörig zu verzetteln, geht u. A. daraus hervor, daß die Gehälter der Beamten von den höchsten bis zu den niedrigsten erstaunlich, ja geradezu gefährlich gering sind.

Schlimmer lautet der andere Vorwurf politischer Unfähigkeit, und es ist wahr, was in unsere Zeitungen bisweilen über Griechenland bringt; das stete Schwanken der Regierungen, der unaufhörliche Wechsel der Beamten, hier und da Räubergerichte und Aehnliches müssen auf das übrige Europa einen unerquicklichen Eindruck machen. Die Griechen, auch der Verfasser, sind geneigt, viele Schuld der hinter den Coulißen spielenden Eifersucht gewisser Großmächte zuzuschreiben; aber das sind meist unsagbare und unformulirbare Beschuldigungen. Andererseits weiß, wer den Griechen näher gestanden hat, wie vernünftig der Einzelne auch politisch denkt und spricht, und doch, wenn eben dieser Einzelne in die politische Thätigkeit eintritt, pflegt auch er den Weg Aller zu wandeln und zu thun, was ihn vorher zuweilen auf's Tiefste enttäuscht hat. Ich meine, der Grund der gefährlichen und störenden Unruhe liegt vor Allem in den Verhältnissen und scheint mir zweiseitiger Art zu sein: der eine ist historisch, der andere — man kann wol sagen — unhistorisch.

Betrachten wir kurz den ersten. Unter der türkischen Herrschaft wahrte sich der Einzelne oft nur dadurch sein Eigenthum und seine persönliche Sicherheit, daß er sich auf Tod und Leben einem Landsmanne, meist größerem Landbesitzer, angeschlossen, welcher aus irgend einem Grunde bei dem herrschenden Volke Ansehen

genoß. Im Interesse dieses Mannes lag es dann wieder, seinen so gebildeten Anhang immer mehr zu vergrößern, um sein einmal gewonnenes Ansehen immer fester zu stellen, oder auch, wenn es darauf ankam, Anderer Ansehen erfolgreicher erschüttern zu können. So entstanden zahlreiche Gruppen, Fractionen, deren Glieder je unter und für einander solidarisch traditionell fest zusammenhielten und ihrem Hauptparteimanne unbedingt ergeben waren, wie er seinerseits ihre gerechten oder auch ungerechten Ansprüche auf jede Weise wahrte, schützte und zu vergrößern suchte. Diese Parteihäupter sind in vielen Beziehungen unserem mittelalterlichen Feudaladel analog. Nach der Befreiung Griechenlands sind diese Verhältnisse natürlich nicht auf einen Schlag verschwunden: die Parteihäupter wurden zunächst großentheils zu Führern im Türkentriege und waren auch nach demselben nicht so ohne Weiteres gewillt, ihre in kleinem Kreise souveräne Machtstellung aufzugeben. Nur hat sich im Laufe der Zeit die bedeutende Anzahl kleiner Gruppen in einige wenige große, für eine geordnete Regierung oft kaum minder unbequeme Gruppen umgewandelt, welche nicht immer aus bloß politischen Beweggründen oder aus reinem Interesse an der Sache, d. h. am Lande, gegenseitig sich befehden haben und noch befehden.

Doch würde in dieser Beziehung die große und wahre Vaterlandsliebe der Hellenen¹⁾ ein sehr wirksames Remedium werden können, — wenn nicht der andere, ich sagte unhistorische, Grund vorhanden wäre. Dieser aber besteht in den zu engen Grenzen des jungen Königreichs, das so, wie es jetzt ist, nimmermehr politisch gedeihen kann!

Diese unhistorische Zwerghaftigkeit ist ein unüberwindliches Hinderniß; mit einer Einwohnerzahl von etwa 1½ Millionen Menschen und mit Einnahmen, welche dieser Zahl entsprechen, hat Griechenland für die intelligenten und ehrgeizigen Elemente aus 6,000,000 seiner Stammesgenossen zu sorgen: aus Epirus, Thessalien, Makedonien, Thrakien, von den Inseln und der Küste Kleinasiens eilt, wer nur vermag, in das Königreich nach Athen und sucht nun dort zu leben und sich durchzubringen tant bien que mal. Das ist es, daran krankt Griechenland, daher die Menge von Leuten, welche auf ein bestimmtes Amt lauern, die jeden Umsturz betreiben, weil sie nur dabei zu gewinnen haben, bis sie die ersehnte Stellung erhalten, um sie alsbald unter Angriffen gleicher Art wieder zu verlieren; daher die kreisenden Ministerien, die vielfach zügellose Presse, die Misere des Beamtenthums, kurz Alles, was Europa seit einer Reihe von Jahren in sittliche Entrüstung versetzt. Nicht und Raum verlangt dieses wachsende Volk, ein erweitertes Gebiet, wie es seiner Entwicklung und seiner ethnographischen Verbreitung entspricht; man füge ihm die Theile hinzu, welche vorzugsweise seine Stammesgenossen bevölkern, Epirus, Thessalien, die kleinasiatische Ostküste nebst ihren Inseln und Kreta, — wenn nicht das jetzige Land an sich selbst zu Grunde gehen und vielleicht auch auf unberechenbare Zeit hinaus wiederum der Barbarei verfallen soll. Dies zu verhüten liegt im In-

¹⁾ Noch die jüngste Vergangenheit zeigte einen Zug von antiker Größe in der Coalition aller Parteiführer, als dem Vaterland ernste Stunden zu nahen schienen, und es war im schönsten Sinne symbolisch, daß der alte Held Kanaris an die Spitze des Ministeriums gestellt wurde.

teresse der meisten anderen europäischen Nationen. Denn wenn irgendwo passende Erben für einen großen Theil des osmanischen Landes, wenn irgendwo ein starker Damm gegen eine ganz Europa gefährdende Bewegung zu gewinnen ist, so ist es in Griechenland, welches genugsam gezeigt hat, daß es aus europäischem Schrot und Korn, und daß sein Volk eine moderne Nation ist.

Gewiß, wir wollen die dunkelen Stellen des griechischen Volkscharakters nicht beschönigen: der Eitelkeit, des Reides, der Veränderlichkeit bezichtigt der Verfasser selber seine Landsleute; noch Schlimmeres wird ihnen von Ausländern nachgesagt, die im Uebrigen oft allzuleicht vergessen, daß aus historischen und ethnologischen Gründen nicht an jedes Volk derselbe Maßstab gelegt werden darf. Eine persönliche Antipathie darf man aber wol bei solcher Gelegenheit nicht in die Waagschale werfen.

Es freut mich, hier zum Schluß noch auf ein deutsches Buch hinweisen zu können, das den Griechen gegenüber schon einen neuen, gerechten Standpunkt einnimmt; ich meine Rang's treffliche „Peloponnesische Wanderung“. Der Verfasser ist durch ein offenes Auge und durch eine sehr anziehende und zugleich wahre Darstellungsgabe ausgezeichnet; er ist über Korfu und Zante nach Olympia gereist und hat dann den Peloponnes quer durchwandert. Dabei hat er Andrijaena, den Apollontempel von Bassai, Paritæna, Megalopolis, Tripoliza, Argos, Mykenai und Korinth berührt und Land und Leuten eine warme Theilnahme entgegengebracht. Treffend sind die charakteristischen Züge der Landbewohner, Neugier, Gastlichkeit, Entgegenkommen jeder Art, hervorgehoben, das Eigenthümliche der Landschaft häufig, besonders beim Apollontempel, schön und wahr geschildert, der allgemeine Eindruck auf Reisen dieser Art im Vergleich z. B. zu Italien mit richtiger Empfindung bezeichnet. Eine nicht ausreichende Kenntniß des Neugriechischen hat allerdings einige Urtheile über die Menschen veranlaßt, die mir nicht zutreffend erscheinen: der Verfasser hält die Griechen für melancholisch; er würde, glaube ich, als Fremder in Deutschland auch die Bauern für melancholisch halten: diesen Leuten geht überall Herz und Antlitz nur auf, wenn man in ihrer Sprache mit ihnen redet.

Das letzte Capitel ist ganz den Neugriechen gewidmet, und hier hat der Verfasser mit richtigem Blick mehrere der Hauptpunkte erkannt: die Solidität der meisten Bevölkerungsschichten, dann die wichtige Thatsache, daß die heutigen Hellenen ein von den Slaven durchaus verschiedenes Volk sind, weil sie sich als ein solches fühlen, ihre berechtigten Ansprüche auf einen Theil des Orients und die Grundlage ihrer heutigen Bedeutung, nämlich die antike Größe: „das ist unser Heiligthum“, sagte ihm ein Grieche, auf den Parthenon deutend, und so ist es!

Griechenland ist nicht mehr das alte, und kann es so wenig sein, wie andere Länder zurückkehren können in ihre erste blüthenfrohe Jugendzeit; aber seine große Vergangenheit ist ihm nicht verloren, sondern ein gleichsam täglich auf's Neue wirkendes Element für die Entwicklung des Landes und seiner Bewohner geworden.

Die beiden Heiligen der Vorberge.

Von
Bret Harte¹⁾.

Es ist niemals ganz aufgeklärt worden, seit wann sie eigentlich am Ort waren. Der erste Ansiedler von Rough and Ready — ein gewisser Tom, den seine Freunde scherzweise nur die „arme Rothhaut“ nannten — versicherte, daß die beiden Heiligen lange vor seiner Zeit dagewesen seien, und daß sie irgendwo im Busch bereits eine Hütte bewohnten, als er sich seinen Weg nach den Gewässern des Northfork „sprengte“. Fest steht, daß sie zur Stelle waren, als man zuerst das Wasser in die Unions-Goldgräberei leitete, und daß sie dort und bei dieser Gelegenheit die Namen Papa und Mama, Daddy und Mammy Downey, erhielten, welche ihnen auch bis zuletzt blieben. Als sie nach der Feierlichkeit in das Erfrischungszelt geschwankt kamen, wurden sie von den „Jüngens“ mit der größten Begeisterung begrüßt, oder, um die gewähltere Sprache des „Union Recorder“ zu borgen: „Ihre grauen Haare und vorgebeugten Gestalten, welche in den Anwesenden die Erinnerung glücklicher östlicher Heimstätten und der Segenswünsche wachriefen, die von ehrwürdigen Lippen tönten, da sie diese Heimstätten verließen, um an fernen Westgestaden das goldene Bließ zu erjagen, entlockten mehr als einem Auge Thränen.“ Die Thatsache, daß Viele von diesen Anwesenden Waisen waren, während Einige sich ganz und gar außer Stande befanden, überhaupt eine legitime Herkunft nachzuweisen, sowie der Umstand, daß Verschiedene der Fürsorge und Zucht in gewissen Staatsanstalten theilhaftig gewesen, während die Meisten ihre väterlichen Heimstätten ohne irgend welche Kämpfe und Förmlichkeiten verlassen hatten, vermochten kaum als flüchtige Wolken die sonnige Einbildungskraft des Schreibers zu trüben. Von dem Tage an galten die Beiden für ein paar historische Gestalten mit einem Heiligenschein und wurden mit einem Schlage zum Gegenstand von allerlei Bevorzugungen und Aufmerksamkeiten.

„Die erste Stimme, welche ich als Bürger der Vereinigten Staaten abgegeben, war für Andrew Jackson,“ sagte Daddy. „Der Vater von mehr als einem von Euch hübschen jungen Burschen war damals noch nicht geboren. Heh, heh, — ich denke, das war so um 1833 — war es nicht? Ich weiß es

¹⁾ Nach dem Manuscript des Verfassers für die „Deutsche Rundschau“ übersetzt von Udo Brachvogel. — „Die beiden Heiligen der Vorberge“ erscheinen in unserem Aprilheft gleichzeitig mit dem Original „Two Saints of the Foro Hills“ im Aprilheft von „Scribner's Magazine“ (New-York).

nicht ganz genau, aber wenn Mammy hier wäre, die könnt' uns aushelfen — sie war damals ein Schulmädel. Ich fange an, schwach im Gedächtniß zu werden. Ich bin ein alter Mann — aber ich freue mich, wenn ich die Jungen vorankommen sehe. An jene Stimme, die ich für Andrew Jackson abgab, erinnere ich mich ganz genau wegen eines besonderen Umstandes. Friedensrichter Adams war zugegen, und als er sah, daß dies meine erste Stimme war, drückte er mir ein Goldstück in meine Hand und sagte: „Laß Dir das immer eine Erinnerung an die erste Ausübung des ruhmreichsten Vorrechts eines freien Mannes sein.“ Das sagte er, und that er — heh, heh! Und beim Himmel, Jungens, ich bin so stolz auf Euch, wie Ihr da um mich herum seid, daß ich wünschte, ich hätte für Jeden von Euch hundert Stimmen abzugeben.“

Es ist kaum nöthig, zu sagen, daß die Erinnerungsmünze des Friedensrichters Adams durch die Wahlrichter, Stimmenzähler und Schreiber, denen diese Geschichte in Mitten einer beträchtlichen Anzahl von Wählern am Stimmlasten von Rough and Ready erzählt wurde, auf das Zehnfache vermehrt ward, und daß der alte Mann zu seiner Mammy um ein Beträchtliches schwerer heimkam, als er ausgezogen war. Da die beiden rivalisirenden Candidaten, um welche es sich in dieser Wahl handelte, seiner Stimme gleich sicher zu sein glaubten, und da Jeder ihm einen Besuch machte und ihm ein Fuhrwerk anbot, so ist es auch nur in der Ordnung, vorauszusetzen, daß Beide es gleich gut mit ihm meinten. Aber Dobby bestand darauf, den Weg nach dem Stimmlasten — er betrug etwa zwei Meilen — zu Fuß zurückzulegen, um dadurch den Jungen ein gutes Beispiel und den Schilderern von californischen Merkwürdigkeiten einen hübschen Stoff zu geben; sie säumten denn auch nicht, als einen Beweis für das gesunde Klima der Vorberge das Factum in alle Welt zu verkünden: „daß ein Bewohner von Rough and Ready, im Alter von vierundachtzig Jahren, am letzten Wahltag früh um sechs aufstand, zwei Rüge melkte und dann eine Entfernung von zwölf Meilen nach dem Stimmlasten zu Fuß zurücklegte und rechtzeitig zurückkam, um noch vor dem Abendessen eine Ladung Holz zu spalten.“ Ein wenig übertrieben, wie diese Mittheilung sein mochte, ließ doch die Thatfache ihr eine gewisse Glaubwürdigkeit, daß Dobby von den Besuchern stets mit seinem Holzhaufen beschäftigt gefunden wurde, der unter seiner Art weder zu wachsen noch abzunehmen schien, — eine Thatfache, die offenbar mit der anderen, daß Mammy zur selben Zeit beständig beim Kuchenbacken war, in engstem Zusammenhang stand. In der That, der Holzhaufen Dobby Downey's war eine ständige Mahnung für den nachlässigen und trägen Goldgräber des Rogers. „Alt Dobby muß mächtig viel Holz klein machen. Immer, wenn ich an seiner Bude vorbei komme, fliegen die Spähne. Aber was ich nicht zurechtkriegen kann, ist, daß der Haufen nicht kleiner wird,“ sagte Whisky Dick zu seinem Nachbar.

„Verwünschter Narr, Ihr,“ brummte der Nachbar. „Rehmt 'n Mal an, irgend ein junger Bursch geht grad' vorüber und sieht den alten Mann von achtzig Jahren noch solch Tagewerk thun, während Müßiggänger, wie Ihr und ich, trüg und betrunken herumliegen -- und der junge Bursch fängt an, sich ordentlich zu schämen, und geht in der nächsten dunkeln Nacht hin und wirft 'ne Ladung Lannenscheite über seinen Zaun -- wen geht das was an? He?“

Sicherlich nicht den Sprecher, welcher selbst das von ihm so lebhaft beschriebene Manöver ausgeführt hatte, noch auch den beschämten und eines Besseren belehrten Hörer, welcher nichts Eiligeres zu thun hatte, als es in der nächsten Nacht zu wiederholen. Was die Mehlspeisen und Kuchen der alten Frau anbelangt, so glaube ich, auch sie waren mehr dadurch merkwürdig, daß sie einen ähnlichen Geist der Pietät und Ergebenheit wachriefen, als um ihrer sonstigen Eigenschaften halber, und daß sie mehr auf die edleren Impulse des Geistes berechnet waren, als auf die niederen Begierden des Magens. Und dennoch aß ein Jeder von Mammy Downey's Gebäck und erinnerte sich dabei der eigenen Kindertage. „Nehmt nur davon, meine braven Jungen,“ pflegte sie zu sagen. „Es thut mir gut, Euch davon essen zu sehen.“ 's erinnert mich mächtig an meinen armen Sammy — wäre, wenn er noch lebte, grad' so groß und stark, wie Ihr — aber er starb am Fieber, in Sweetwater. Ich seh' ihn noch vor mir — 's ist wol vierzig Jahre her! — wie er zu mir herüber in's Badhaus geschossen kam, mit einem Gesicht lachend, grad' wie Eures, und sich seinen Speckkuchen oder ein Stück Citrontorte holte. Mein Gott, was ich da Alles schmecke! Und es ist gar so lange her, — aber ich meine immer, er lebt mit in Euch wieder auf!“

Zwar behauptete die Frau des Hotelbesizers, von einer niedrigen Eifersucht angeflammt, daß Mammy Downey „mit ihrem Badkram ein Geschäft mache,“ und berief sich zur Erhärtung ihrer Behauptung auf die Kosten der rohen Zuthaten, welche die alte Dame verwandte, stieß damit jedoch nur auf den Widerspruch des ganzen Lagers, welches derartige Untersuchungen als zu praktischer und ökonomischer Natur vertwarf.

„Und wenn so,“ rief Cogh Perkins, „wenn Mammy wirklich in ihren alten Tagen ein paar Pfennige verdienen will, laßt sie es doch. Wie würde es Euch gefallen, wenn Eure alte Mutter Kuchen und Badkram für Nichts machen müßte? Geh?“ Diese Worte übten auf Denjenigen, an den sie gerichtet waren, und welcher in seinem Leben keine Mutter gehabt hatte, einen solchen Eindruck, daß er auf der Stelle noch drei Kuchen mehr kaufte. Kurz danach ereignete es sich, daß ein mit den Verhältnissen unbekannter junger Advocat aus San Francisco, der im Palmetto-Restaurant zu Rough and Ready Mittag aß, einen der Kuchen Mammy Downey's mit allen Anzeichen des Mißtrauens und Widerwillens zurückschob, worauf Whisky Dick, der sich gerade besonders stark unter dem Einfluß seines Lieblingsgetränks befand, an den Tisch des Fremden trat und, einen Stuhl herbeiziehend, sich ihm unaufgefordert gegenüber setzte.

„Scheint,“ begann er feierlich, „als ob Ihr den Kuchen Mammy Downey's nicht gut fändet, junger Mann?“

Der Fremde entgegnete kurz und mit einigem Erstaunen, daß er für gewöhnlich keine Kuchen esse.

„Scheint,“ fuhr Dick mit der ernststen Eindringlichkeit des Betrunknen fort, „daß Ihr an Charlotte Russe und Crèmes gewöhnt seid und daß Ihr Euer Bischofen Esserei von Einem der französischen Köche da bezieht? Aber ich sag' Euch, wir hier, die Jungens von Rough and Ready, nennen das hier einen Kuchen, den Jeder essen kann — ein Muster und ein Beispiel von einem Kuchen, sag' ich Euch!“

Der Fremde wiederholte noch ein Mal, daß er nur gegen diese Form der Mehlspeise im Allgemeinen Etwas habe; im Besonderen —

„Junger Mann,“ fuhr Dick fort, ohne dieser beruhigenden Erklärung die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, „junger Mann, Ihr habt vielleicht selbst einmal eine alte Mutter gehabt — eine sehr alte Mutter, welche auf ihrem Wege nach dem Thal der Gräber sich mit dem Baden von Kuchen und Mehlspeisen beschäftigte. Vielleicht — und es sieht Eurem vertönscht epikuräischen Wesen ganz ähnlich — vielleicht seid Ihr gar ein schlechter Sohn gewesen und habt ihr und ihren Bäckereien die gebührende Achtung versagt. Ihr, die Euch auf dem Arme wiegte, als Ihr ein Baby waret — ein ganz kleines, hilfloses Baby. Vielleicht fuhrt Ihr gar auf sie los, schütteltet sie — wurdet zu ihrem Mörder! Und jetzt, junger Mann, möchte ich Euch nicht um die Welt Etwas zu leide thun — aber Ihr werdet, bevor Ihr von diesem Tisch aufsteht, diesen Kuchen da essen!“

Der Fremde sprang auf seine Füße, aber die ihn plötzlich angährende Mündung einer Reiterpistole, welche in Dick's Hand in der bedrohlichsten Weise auf und nieder schwankte, veranlaßte ihn, sich wieder niederzusetzen. Er aß den Kuchen, und als er gleich danach wegen der Art und Weise, in welcher er dazu veranlaßt worden, klagbar wurde, verlor er auch noch vor der aus lauter Deuten von *Rough and Ready* bestehenden Jury seinen Proceß.

Eine der schönsten Eigenschaften Dabby Downey's bestand darin, daß er, durchaus frei von der Zweifelsucht und Krittelei des Alters, Alles, was wie Fortschritt und moderne Entwicklung ausah, mit einer Art kindlicher Freude begrüßte.

„Als ich jung war, so zurück bis in die zwanziger Jahre, nahm es fast eine Woche, Jungens, um eine Scheune aufzustellen — und selbst dann mußte Alles helfen, was junge Arme hatte, auf Meilen in die Runde. Und heute seht Ihr — Schelme, die Ihr seid — die ganze Boutique da für Mammy und mich zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf. Ihr wollt die alten Leute neue Kniffe lehren — nicht? Geht mir nur, geht mir mit dergleichen!“ Und dann schüttelte er in scherzhaft gespielmtem Unwillen sein weißes Haar und seinen kurzen *History-Stock* hinter den „Schelmen von Jungens“ her. Nur in seinen beständigen Einwürfen gegen die Extravaganzen, deren sich die Jungens gelegentlich schuldig machten, trat Etwas von dem, dem Alter sonst eigenen conservativen Wesen zu Tage.

„Wißt Ihr nicht,“ pflegte er zu sagen, „daß eine ganze Familie — eine Familie wie ich und mein alter Schatz da — davon leben kann, was Ihr jungen Verschwenker für eine einzige Vergnügungsreise zum Fenster hinauswerft? Eh, Ihr losgelassenen jungen Hunde, habe ich nicht hören müssen, daß Ihr halbe Dollarstücke auf die Bühne gestreut habt, als die italienische Papistin da sang? Und das geht noch dazu aus dem Lande heraus — jeder Penny!“

Es unterlag kaum einem Zweifel, daß das alte Paar sparte, wo nicht gar geizig war. Aber als plötzlich in einem Augenblick unbewachter Rebseligkeit Mammy Downey sich entschlüpfen ließ, daß Pappy Downey den größten Theil

ihrer Ersparnisse, Bezüge und Geschenke einem unordentlichen und verschwenderischen Sohn im Osten sandte — dessen Photographie der alte Mann zu allen Zeiten mit sich herumtrug —, da stieg er womöglich noch mehr in ihrer Verehrung.

„Wenn Ihr Eurem Sohn da, der lustigen Haut im Osten, schreibt, Daddy,“ sagte Joe Robinson, „so schickt ihm diese Goldstufe hier. Und empfiehlt mich ihm und sagt ihm, daß, wenn er sich einbilden sollte, das Gelbtausgeben besser zu verstehen, als ich, ich ihn darauf herausfordern würde. Und schreibt ihm auch, daß, wenn er 'mal sehen will, was eine wirklich lustige Nacht ist, er hier herauskommen soll, damit ich und die Jungs ihm zeigen können, was ein ordentlicher Schluß ist.“

Umsonst erhob der alte Mann Einsprache gegen die Art und den Geist der Gabe. Der Goldgräber ging schließlich doch von ihm mit viel leichterer Laске und, wie ich vermuthe, auch ein bißchen betrunkenen hinweg, als er es sonst gewesen wäre. Dabei sei gleich erwähnt, daß Daddy Downey für seine Person streng mäßig war. Der einzige Weg, auf dem er veranlaßt werden konnte, einer Verletzung der Gefühle des Lagers dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er die ihm häufig angebotenen spirituellen Opfergaben annahm, bestand in dem Vorwand, daß er dieselben zu Einreibungen verwende.

„Nächst Schlangensekt, mein Sohn,“ pflegte er dann wol zu sagen, „und Wachholderbeerenextrakt, den Ihr hier herum nicht habt, ist Whisky das Beste, um alte Knochen damit zu reiben und geschmeidiger zu machen. Aber das Allerbeste ist reines, kaltes Wasser, hell und blinkend in seinem flüssigen Licht und, sozusagen, auf seiner Oberfläche Gottes eigene Einreibung tragend, es sei denn, daß man es zu viel braucht, wo dann armes altes Volk, wie Mamma und ich, dumpfe Glieder davon bekommen.“

Der Ruf des Downey'schen Paares beschränkte sich nicht auf die Vorberge. Seine Ehrwürden, der Pastor Henry Cushing von Boston, der Californien bereiste, um einen veralteten Bronchial-Catarrh daselbst loszuwerden, schrieb an den „Christlichen Pfadfinder“ einen rührenden Brief über seinen Besuch bei den Downeys, in welchem er das Alter Daddy Downey's auf hundert und zwei Jahre bezifferte und den christlichen Geist des Goldlagers von Rough and Ready seinem Einfluß zuschrieb. Der begabte literarische Freibeuter, Will Smith, der im Interesse verschiedener großer Capitalisten die pacifische Küste bereiste und der zuverlässigste Correspondent von vier unabhängigen amerikanischen Journalen war, führte ihn als ein Beispiel von Langlebigkeit an, welche das Klima im Gefolge habe; verwies auf ihn, als auf ein Beispiel der Sicherheit hilfloser Personen und ungeschützten Eigentums in den Bergen des Goldstaats; gebrauchte ihn als eine Reclame für die Unions-Goldwäschereien, und stellte ihn sogar auf dem Wege einer kühnen und bewunderungswürdigen Ideenverbindung als einen Beleg dafür hin, daß es auch in den Vorbergen der Sierra Nevada Gegenden gebe, die, an Gold und Waldungen gleich reich, der besonderen Aufmerksamkeit östlicher Capitalisten zu empfehlen seien.

In dieser Weise von Fama's eigenen Lippen gepriesen, umgeben von der Sorge und unterstützt durch allerlei materielle Gaben ihrer Mitbürger, führten die beiden Heiligen für zwei Jahre ein Leben, das friedvoll und angenehm

dahinfloß. Um ihnen die Verlegenheit, gewissermaßen Almosen anzunehmen, zu ersparen — eine Verlegenheit, welche die Geber mehr als die Empfänger empfanden —, wurde für Dabdy die Anstellung als Postmeister von Rough and Ready erwirkt, so daß er fortan des Empfangs und der Versendung der Ver. Staaten-Posten unter dem Beistande der Jungens wartete. Wenn gelegentlich ein paar Briefe verloren gingen, so schrieb man es gutwillig diesem ungeübten Beistande zu, und fehlte gar einmal ein Geldbrief, so waren die Jungens selbst sofort bei der Hand, um den in Verlust gerathenen Betrag zusammenzuschießen und so die Rechnungen des alten Mannes in Ordnung zu halten.

Bald danach wurde dieser Amtsthätigkeit Dabdy's diejenige eines Schatzmeisters der Odd-Fellows-Loge, in welcher der würdige Greis einen hohen Grad bekleidete, hinzugefügt, zu welcher schließlich auch noch die eines Verwalters ihres Unterstützungsfonds kam. Und in dieser Stellung war es, daß unglücklicherweise seine sparsamen Gewohnheiten und seine Neigung zum Geiz nahezu seine Volksthümlichkeit schädigen sollten, indem bedürftige Brüder dadurch sehr häufig genöthigt wurden, gegen den Umfang und die Beschaffenheit der ihnen verabreichten Unterstützungen sich zu verwahren. Sie konnten bei solchen Gelegenheiten stets auf eine freigebigere Hilfe aus den Privatmitteln der Logenbrüder selbst rechnen, und hatten sich mit Bemerkungen, „daß der alte Mann nur ein Beispiel statuiren wolle,“ — „daß er es ja so gut meine,“ — „und daß man ihm für seinen Eifer und seine Sparsamkeit eigentlich zu Dank verpflichtet sei,“ zu trösten.

Und so flossen in dem Lande der Vorberge den Goldgräbern, welche ihre beiden Heiligen so schön zu ehren verstanden, die Tage gut und glücklich dahin. Die Gräbereien und Wäschereien gaben gleißende Fülle her, die Winter waren merkwürdig mild, und doch folgten ihnen keine Dürren und wasserarmen Sommer, und Frieden und Gedeihen lächelten von den hohen Rängen der Sierra auf ihre demüthigen Vorberge hernieder. Wenn es zuletzt zu einer Art Aberglauben in den benachbarten Goldlagern wurde, daß die Zukunft von Rough and Ready mit Dabdy und Mammy Downey verwachsen sei, so geschah es doch nur in einer harmlosen, von jeder Feindseligkeit freien Weise und wurde nicht einmal von den alten Leuten selbst ungern gehört. Eine gewisse behäbige, patriarchalische, selbstbewußte Manier, welche Dabdy neuerdings annahm, und ein ansehnlicher Zuwachs weißen Haares und schneeigen Bartes erhöhten den poetischen Reiz, der seine Gestalt umschwebte, während Mammy von Tag zu Tag mehr Aehnlichkeit mit den alten Pathen gewann, in deren Form sich die Feen in den Märchen zu hüllen pflegen. In einem der benachbarten Lager kam man auf den Gedanken, sich gleichfalls die Tugend der Pietät und Altersverehrung als Hilfsmittel allgemeinen Gedeihens dienstbar zu machen, und importirte versuchsweise aus dem Matrosenahyl zu San Francisco einen alten Seemann. Aber derselbe war unglücklicherweise in so hohem Grade gebrechlich, daß er sich nur selten präsentiren konnte, und ermangelte so sehr des richtigen Geistes, daß er schließlich, wie sich eines der enttäuschten Mitglieder seiner Pflegekindschaft ausdrückte, „in einer Woche ausgebraucht war und, ohne auch nur einen Fingerhut voll Segen zu bringen, starb“.

Aber ach — Wechselfälle erreichen Alles — Jung und Alt!

Das von Jugend strotzende Rough and Ready und die alten Heiligen hatten ihre Mittagshöhe gemeinsam erklommen, und es war nur in der Ordnung, daß sie auch gemeinsam niedergingen. Der erste Schatten in die Heiligen-Idylle fiel mit der Zuwanderung eines neuen alten Paares in dieselbe. Die Eigenthümerin des Hotels, von welcher ich bereits gesprochen, hatte in ihrem Uebelwollen gegen die Heiligen um Nichts nachgelassen und verschrieb mit großen Unkosten ihre Großtante und ihren Großonkel, welche sich bereits eine Reihe von Jahren einer zwangsweisen Zurückgezogenheit im Armenhaus von Ost-Madicas erfreut hatten, ohne darin von irgend einem ihrer Verwandten gestört worden zu sein. Sie waren außerordentlich alt. Durch welch' Wunder sie, selbst als bloß anatomische Schaustücke, auf ihrer langen Reise conservirt worden, war dem ganzen Lager ein unbegreifliches Geheimniß. In verschiedenen Dingen verfügten sie über ganz ungewöhnliche Erinnerungen. Der alte Mann — Abner Triz war sein Name — hatte im Kriege von 1812 die Muskete getragen. Sein Weib — Abigail Triz — hatte Lady Washington persönlich gekannt. Sie konnte Hymnen singen und wußte alle Texte der Bibel auswendig. Es konnte kein Zweifel sein, daß sie für die oberflächliche, nur auf's Aeußere sehende Masse jugendlicher Beurtheiler das interessantere Schauspiel boten.

Ob es Eifersucht, Mangel an Selbstvertrauen oder plötzliche Schüchternheit war, welche die beiden Heiligen überkam, ist nie ergründet worden — aber sie vermieden es ängstlich, mit den Fremden zusammenzutreffen. Wenn direct darum angegangen, schüßte Dabby Downey Unwohlsein vor; und als am ersten Sonntag die Triz dem Gottesdienst in dem Schulhause auf dem Hügel beizwohnten, wurde der Triumph der Triz-Partei nicht wenig dadurch beeinträchtigt, daß die Downeys in ihrem Kirchenstuhl fehlten.

„Was gilt die Wette, daß Dabby und Mammy nur deswegen krank liegen, um die alten Mumien da aus dem Felde zu kriegen?“ sagte ein Downehite; denn schon hatte der Parteigeist, Spaltung und Hader in die Gemüther säend, seinen Weg in das Lager von Rough and Ready gefunden. Die jüngeren und neueren Bewohner schlossen sich den Triz an, während die älteren Pioniere nicht nur in loyaler Treue zu ihren alten Lieblingen standen, sondern auch, vom echten Parteigeist beseelt, sich ein Princip zurechtzulegen begannen, das sie ihren Empfindungen unterstieben konnten.

„Ich sage Euch was, Jungenz,“ rief Sweetwater Joe, „wenn in diesem Lager hier Grünzugewanderte das große Wort zu führen bekommen und alte Pioniere, wie Dabby und der Rest von uns, sich auf die Hinterstühle setzen sollen, dann ist es Zeit, wir machen uns davon und nehmen Dabby und Mammy mit uns. Was wollt Ihr — sie sprechen sogar schon von Amtswechsel, und denken dran, das alte Skelett — das M'am Deder an ihrem Hoteltisch sitzen läßt, damit es den Gästen den Appetit vertreibe — an Stelle Dabby Downey's in das Postamt zu setzen!“

Und in der That, es lag aller Grund zu einer derartigen Befürchtung vor. Die jüngeren und neueren Elemente waren in Rough and Ready in der Stimmenmehrheit und repräsentirten auch, was Einfluß und Besitz anbelangt, eine den älteren ebenbürtige Macht. „Frisco-Deute regierten,“ wie ein Downehite

bitter bemerkte, „bereits die Hälfte des Ortes“, und die alten Freunde, welche sich um Daddy und Mammy scharten, waren meistens nicht mehr in so glücklichen Verhältnissen, wie früher; ja, verschiedenen von ihnen ging es wol gar herzlich schlecht, und einige begannen bereits so auszusehen und zu handeln, wie ihre alten Günstlinge.

Soweit waren die Dinge gediehen, als Mammy sich plötzlich hinlegte und starb. Der unerwartete Schlag schien für ein paar Tage das gespaltene Rough and Ready, wie in früheren Zeiten, zu vereinigen. Beide Parteien eilten um die Wette zu dem heimgesuchten Philemon mit Beileidsbezeugungen und Anerbietungen von Hilfe und Unterstützungen. Aber der alte Mann empfing sie mit eisiger Kälte. Eine plötzliche Wandlung war über den schwachen und nachgebigen Achtziger gekommen. Man hatte erwartet, in ihm eine gebrochene, hilflose Ruine zu finden, und fand einen Mann, vor dessen hartem und feindseligem Blick man zurückschrak, und welcher mit troziger Stimme sie verabschiedete und mit seiner Todten allein gelassen zu werden verlangte. Selbst seine nächststehenden Freunde konnten ihn nicht dazu bewegen, auf ihre Trostworte einzugehen und mußten sich zuletzt mit der Annahme beruhigen, daß sowohl die Wünsche der Verstorbenen, wie seine eigenen Anschauungen gegen jedes Schaugepränge und überhaupt gegen Alles waren, was der Spaltung, die sie so unschuldiger Weise in dem Lager hervorgebracht hatten, weitere Nahrung zuführen konnte. Diese entschiedene Ablehnung aller und jeder Hilfe, welche an Daddy etwas so völlig Neues war, konnte nur einen Sinn haben — den eines eingetretenen Unheils. Der Schlag, der ihn getroffen, mußte sein Gehirn verwirrt haben. Und doch war der Eindruck, den sein entschlossenes Auftreten machte, ein so zwingender, daß man ihm schließlich gestattete, die letzten traurigen Pflichten allein zu erfüllen, und nur ein paar seiner nächsten Nachbarn ihm behilflich waren, den einfachen Todtenschrein von seiner stillen Waldhütte nach dem noch stilleren Friedhof auf dem Gipfel des Hügels zu tragen. Als das Grab aufgefüllt war, entließ er auch diese mit ruhiger Höflichkeit, schloß sich in sein Blockhaus ein und blieb für mehrere Tage unsichtbar. Es war klar — sein Verstand hatte gelitten.

Sein harmloser Wahnsinn fand seitens der Bewohner von Rough and Ready eine so rücksichtsvolle Beurtheilung und Behandlung, wie man sie von einer so rohen und ursprünglichen Gesellschaft schwerlich erwartet hätte. Während der plötzlichen und schweren Krankheit seines Weibes wurde in den Geldschrank eingebrochen, in welchem er die von verschiedenen wohlthätigen Gesellschaften des Orts ihm anvertrauten Gelder verwahrte. Und obgleich der Unfall lediglich seiner Unachtsamkeit und dem Umstande, daß er anderweitig in Anspruch genommen war, zugeschrieben werden mußte, machte man ihm doch während dieser ersten Trauerzeit nicht die geringste Anspielung darauf. Als er wieder in der Oeffentlichkeit erschien und das Vorgefallene mit der Bemerkung, „daß die Jungens es schon wieder in Ordnung gebracht hätten,“ zur Sprache kam, da lehrte das starrende, verständnißlose Auge, welches er auf den Sprecher heftete, nur zu deutlich, daß er gar Nichts mehr von der Sache wußte.

„Plagt den alten Mann nicht weiter damit,“ sagte Whizty Dick und setzte

mit einem Ausbruch von warmherziger Poesie hinzu: „Seht Ihr nicht, auch sein Gedächtniß ist todt und liegt mit Mammy im Grabe, welches Alles auslöscht.“ Und vielleicht war es so, wie Dick sagte!

Als religiöser Trost sich nicht wirksam erweisen wollte, nahmen sie ihre Zuflucht zu allerlei weltlichen Unterhaltungen, von denen eine in dem Besuch eines „Varietäten-Theaters“ bestand, welches eben das gute Gemeintwesen von Rough and Ready entzückte. Das Ergebnis dieser Expedition wurde Tags darauf von Whisky Dick in folgender Weise geschildert:

„Schön also, — wir nahmen Eintrittskarten, und ich setzte den alten Mann in einen Sitz der vordersten Reihe und gab ihm, damit sie ihn im Nothfall aufrecht halten konnten, ein Paar von den festesten Jungens zu Nachbarn. Da saß er nun, still und feierlich, wie das Grab. Das war so lange, bis die neue Tänzerin, Miß Grace Somersjet, herauskam, und — verwünscht meine Haut, wenn's nicht so war! — der alte Mann auf ein Mal über den ganzen Leib lebendig wird, wie sie so dicht vor seinen Augen ihm mit ihren Beinen ihre verwetterten Künste vormacht. Ich sag's Euch, Jungens, Mann ist Mann — vom Kopf bis zu den Stiefeln, Einer wie der Andere — ob sie den Verstand schon vorher verloren haben oder nicht. Und so arg machte er es, sag' ich Euch, daß ich ein Narr heißen will, wenn's das Mädel zuletzt nicht selber merkte — und plötzlich, wie von der Tarantel gestochen, ihm eine Fußhand — so daß Jeder sah, wem's galt, — zuwarf!“

Ob nun dieser anschauliche Bericht übertrieben war oder nicht, so viel steht historisch fest, daß der alte Dabdy Downey von da an jeden Abend die Vorstellung besuchte. Und daß er es nicht beim bloßen Besuch bewenden ließ, dafür schien auch der nachstehende Vorfall, welcher sich zwei oder drei Tage später ereignete, zu sprechen:

Es war im Magnolia-Salon. Eine Anzahl der Jungens saß um den zum ersten Male nach Anbruch des Herbstes geheizten Ofen und lauschte, da Keiner sprach, dem Regenschirm, der an die Fenster schlug, als Whisky Dick, zitternd vor Aufregung und triefend von Nässe und Neuigkeiten hereinstürzte.

„Das geht über Alles, Jungens! Ich hab' eben das riesigste Ding erlebt. Wenn ich's nicht mit diesen meinen Augen selber gesehen, würd' ich's um alle Welt nicht glauben!“

„'s ist doch nicht wieder der Geist da?“ brummte Joe Robinson, aus der Tiefe seines Armstuhls. „Der sollte doch bald ausgespielt haben.“

„Was für ein Geist?“ fragte Einer, der erst am Tage vorher im Lager angekommen war.

„Ei, alt Mammy's Geist, den Jeder von Euch sieht, der Nachts am Kirchhof vorüber muß.“ „Wo?“ „Ja — wo? Wo anders als auf dem Kirchhof? Wo sollte ein Geist sonst sein Wesen treiben, als um sein Grab herum?“

„'s ist noch etwas viel Riesigeres als das!“ schnitt Dick mit der Zuversichtlichkeit Eines, der von der Größe seiner Neuigkeit so fest überzeugt ist, wie ein Gläubiger von seinem Dogma, die Erörterung ab. „Was ich gesehen habe, hat mit Geistern Nichts zu schaffen!“

„Also vorwärts damit!“ riefen ein Duzend erregter Stimmen zugleich.

Did hielt noch einen Augenblick mit dem ganzen Raffinement des Kunst-erzählers inne und sagte dann langsam und mit studirter Nachlässigkeit. „Sagt uns 'mal sehn! Es ist etwa eine Stunde her, daß ich hinüber gegangen war, die Varietätenschau da zu sehen. Als nach der ersten Abtheilung der Vorhang gefallen, seh' ich mich nach Daddhy um. Ich weiß doch seinen Sitz, und hatte ihn auch schon vorher gesehn — aber wie ich auch sehe, kein Daddhy ist da. Ich gehe hinaus und frage Einen und den Andern von den Jungs nach ihm. 'Daddhy war eine Minute vorher noch dagewesen,' sagen sie, 'er muß nach Hause gegangen sein.' Da ich im Ort Verantwortlichkeit für den alten Mann habe, so sehe ich mich noch weiter nach ihm um, und komme zuletzt in einen Gang, der hinter die Coulissen führt. Wie es war, weiß ich selber nicht, Jungs — aber es war nun einmal Etwas in mir, was mir sagte, daß der alte Mann da hinten sein mußte. Ich gehe vorwärts, — und richtig, ich höre seine Stimme. 's Klang tiefer wie gewöhnlich; eindringlich, bittend, möchte ich sagen —“

„Verliebt, willst Du sagen,“ fiel ihm der ungeduldige Robinson in's Wort.

„Das trifft's, gerade das — Ihr habt die richtige Glocke geläutet, Joe Rob! Aber dann höre ich auch ihre Stimme. Sie sagt: 'Ich muß das Geld hergezählt haben, oder ich will —' grad' nur soviel konnt' ich verstehn. Und dann flüstert er Allerlei, und sie sagt — so ein Bißchen impertinent, wie Frauen — Ihr wißt ja, Frauen und Schlangen — also sagt sie: 'Ich werde morgen sehn!' Und er sagt noch ein Mal: 'Du wirst mich doch nicht verrathen und mich unglücklich machen?' Worauf ich nicht mehr an mich halten kann, und durch eine Thürspalte gucke, und — verwünscht meine Haut! — wenn ich nicht sah, wie —“

„Was? Wird es nicht bald?“ rief es von allen Seiten.

„Ja, was? Den Daddhy auf seinen Knien vor der Lustspringerin da, der Grace Somerset! Das, Jungs, sah ich, und ich denke, wenn alt Mammy's Geist wirklich herumspußt, dann wär's auch gleich Eins für sie, wenn sie den Kirchhof verlassen und sich einmal in der Jackson-Halle, in dem Varietätentheater, umschauen möchte. Das ist Alles!“

„Ich will Euch was sagen, Jungs!“ sagte Robinson, der zuerst Worte fand, indem er sich erhob. „'s wäre nicht hübsch von uns, wenn wir dem alten Daddhy seinen Spaß verdrüben. Ich hab' nicht das Geringste gegen die Geschichte — vorausgesetzt, sie bringt den alten Mann nicht zu einer Extravaganz, die ihm das Leben kosten möchte. Und da wir seine Hüter, so gewissermaßen seine Vormünder sind, so schlag' ich vor, wir gehn geradewegs zu der Dame und finden aus, ob ihre Absichten ehrenhafter Natur sind. Will sie ihn heirathen, und der alte Mann bleibt gleichfalls dabei — ei, so denke ich, wir haben genug, um dem jungen Paar eine Aussteuer zu geben, welche dem Lager keine Schande machen würde. Was denkt Ihr, Jungs?“

Es ist unnöthig, den Leser zu versichern, daß der Vorschlag mit Begeisterung aufgenommen wurde, und daß die Menge sich zerstreute, um die Sache sofort in Angriff zu nehmen. Leider ist nie bekannt geworden mit welchem Erfolg sie noch in derselben Nacht an ihrer geheimen Mission gearbeitet, denn schon der

nächste Morgen brachte ein Ereigniß mit sich, neben welchem alles Andere in Rough and Ready zum reinen Nichts zusammenfiel.

Man fand das Grab von Mammy Downey aufgewühlt und entweiht. Der Sarg war geöffnet und zur Hälfte mit den Papieren und Rechnungen der wohlthätigen Anstalten gefüllt, welche kurz vorher ihrem alten Verwalter gestohlen worden waren. Der Körper von Mammy Downey aber war fort. Und nicht genug damit — als man näher zusah, zeigte sich's, daß die ehrwürdige und heilige Form dieses weiblichen Wesens niemals hier geruht hatte!

Als man sich nach Dabby Downey umsah, war derselbe nicht zu finden. Er war verschwunden und mit ihm, wie wol kaum noch besonders versichert zu werden braucht, die höchst ingeniose Grace Somerset!

Drei Tage lang war der Verstand von ganz Rough and Ready im Begriff überzuschnappen. Nicht ein Spatenstich ward in den Goldgräbereien gethan, die Wäschten ruhten, und die Stampfwerke standen still. Dichte Gruppen drängten sich um das Grab der vielbeweineten Mammy Downey, welches sie ebenso offen und leer anstarrte, wie der ihm entnommene Sarg der Heiligen. Nie seit dem großen Erdbeben von 1852 war das ganze Gemeinwesen von Rough and Ready derartig in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt worden, wie in diesen beiden Tagen.

Am dritten erschien der Sheriff von Calaveras County — ein Mann, der im Umgang ebenso ruhig, überlegt und freundlich war, wie klar und fest als Sicherheitsbeamter —, ging von einer aufgeregten Gruppe zur anderen und machte einer jeden ebenso genaue, wie in ihrer Thatsächlichkeit unanfechtbare Eröffnungen.

„Gewiß, meine Herren!“ sagte er. „Sie haben vollständig Recht. Mrs. Downey ist schon aus dem einfachen Grunde nicht todt, weil es nie eine Mrs. Downey gegeben hat. Ihre Rolle wurde während dieser ganzen Zeit von George F. Fentoid aus Sydney gespielt, einem ehemaligen Deportirten, welcher, wie man in Australien behauptet, zugleich ein vortrefflicher Verwandlungsschauspieler war. Und Downey selbst? Oh ja, natürlich haben Sie auch hier das Richtige gerathen. Downey war Jim Flanigan, welcher 1853 die Varietés-Truppe von San Francisco nach Australien überführte, in welcher Miß Grace Somerset damals ihr erstes Debut gemacht hatte. Nichts natürlicher, als daß sie einander sofort wiedererkannten. Und dann — drängen Sie nicht so an, meine Herren! — das Geld? Oh, das — das haben sie jetzt mitgenommen — natürlich! Wie geht's, Joe? Oh — Ihr seht wohl und herzensgut aus, ich freue mich, Euch so lange nicht vor Gericht gesehen zu haben!“

„Und so — so waren — sie Nichts als Varietés-Schauspieler?“ rang es sich endlich aus einem Duzend Aehlen los.

„Ich denke so,“ sagte der Sheriff kaltblütig, „und, wie Ihr mir zugeben müßt, die besten, die wir noch am Pacific gehabt.“

„Und volle fünf Jahre,“ sagte Dick traurig, aber resignirt, „haben sie uns 'was vorgespielt!“

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, 10. März 1878.

Schneller, als es sonst in den vornehmen Gewohnheiten der Hofbühne zu liegen pflegt, hat die Direction dem Lindau'schen Schauspiel „Johannistrieb“ eine größere Reuigkeit folgen lassen; schon am Sonnabend den 2. März ist ein vieractiges Schauspiel von Hugo Bürger, „Gabriele“, zum ersten Male aufgeführt worden. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht: ein Schauspiel des Mißtrauens. Nun scheint mir von allen menschlichen Schwächen das Mißtrauen am wenigsten dazu geeignet, Stoff und Motiv eines Schauspiels zu bilden. Vortrefflich, wenn der ewig Mißtrauische in der Komödie als der Gefoppte erscheint und durch eine Reihe lustiger Streiche zur Erkenntniß seiner Thorheit geführt wird; erschütternd, wenn in der Tragödie das Mißtrauen Othello zum Morde Desdemona's, Lear zur Verstoßung Cordeliens treibt — aber sehr unerquicklich für den Zuschauer, wenn die Gattin den Gatten mit unruhigem Mißtrauen verfolgt und schließlich als die allein Schuldige dasteht, wenn es nur eines einzigen Wortes bedarf, dies Mißverständniß zu lösen. Der peinigende Eindruck, den solche Ehestands-scenen in der Sphäre des bürgerlichen Drama's, mit dem nothwendigen Jammer der zu großen Ausgaben und allzu kleinen Einnahmen, hervorbringen, läßt die Vorzüge der neuen Dichtung nicht zur vollen Geltung kommen; über dem Ganzen ruht ein dichter, das Gemüth beängstigender Nebel, der durch keinen letzten Sonnenblick ganz durchbrochen werden kann.

Oliver Turnau, der Leiter der Arnsdorff'schen Fabriken, wird eines Vertrauensbruchs beschuldigt; er allein hat darum gewußt, daß sein Principal und ein anderer großer Industrieller, von der Raeff, im Begriffe stehen, ein bedeutendes Handelsgeschäft abzuschließen. Während eines glänzenden Festes, das Arnsdorff gibt, wird, unmittelbar vor der Unterzeichnung des Contractes, die Reuigkeit bekannt. Von der Raeff erhält einen Brief ohne Unterschrift, in dem er vor dem Abschluß gewarnt wird. Der Verdacht, der sich gegen Turnau richtet, wird durch sein eigenes Geständniß verstärkt: er habe von diesem Geschäft seinem besten Freunde, einem jungen Maler, gegenüber ein Wort fallen lassen, der möge es in seiner Harmlosigkeit weiter geplaudert haben. Leider kann der Maler zur Aufklärung nicht herbeigerufen werden; er ist in derselben Nacht nach Italien gereist und hat, um dort ganz seinen Studien leben zu können, jeden Verkehr mit der Heimath abgebrochen. Das Gespräch zwischen Arnsdorff und Turnau erhitzt sich, in seinem Stolz verletzt, fordert und erhält Turnau seine Entlassung. „Wenn Sie aus dem Geschäft des Herrn Arnsdorff treten,“ mischt sich von der Raeff jetzt in die Unterhaltung, „verliert der Contract für mich jeden Werth, ich unterschreibe ihn nicht, aber ich bin bereit, das Geschäft mit Ihnen zu machen und biete Ihnen mein Geld an, eine eigene Fabrik zu errichten.“ Das Anerbieten hat sein Verlockendes, allein seine Annahme würde nicht nur den Argwohn gegen

Turnau verdoppeln, sondern auch Arnsdorff empfindlich schädigen. Ein Ausweg aus den Schwierigkeiten scheint sich zu finden: wenn Turnau als Schwiegersohn Arnsdorff's in dessen Geschäft bliebe? Aber gleich die erste einleitende Unterredung zwischen Turnau und Gabriele, der einzigen Tochter Arnsdorff's, erzeugt eine neue Irrung; Turnau spricht zu ihr wie zu einem reichen, vornehmen Mädchen, dem der Vorschlag, einen ehemaligen Bediensteten ihres Vaters als ihren Verlobten zu betrachten, etwas wie eine herbe Kränkung zufügen muß, aber gerade seine Frömmlichkeit und Kühle, die jede wärmere Empfindung auszuschließen scheinen, empören Gabriele im innersten Herzen — denn sie liebt Turnau. Erzürnt gehen Beide auseinander, und wenn die Welt des Theaters nicht von anderen Gesetzen gelenkt würde, als die Wirklichkeit, kämen sie nie wieder zusammen. So aber begegnen sie sich im zweiten Acte zufällig in einem Seebade. Nach einer Auseinandersetzung und Wiederversöhnung glaubt man endlich alle Hindernisse, die sich zwischen Beiden aufgethürmt haben, beseitigt: Gabriele ist von Turnau's Unschuld, von seiner Liebe zu ihr überzeugt; ihr Vater hat nichts Eiligeres zu thun, als seine Tochter mit dem reichen Manne zu verloben. Und Du wähnst Dich wirklich von ihm geliebt! raunt da eine boshafte Freundin, eine Frau Leonie Delberg, die selber vordem ihr Auge auf Turnau geworfen hatte und von ihm verschmäht worden war, Gabrielen in's Ohr. Armselige Thörin! Nicht deinetwegen, um einer andern, einer Sängerin willen, kam er hierher und heirathet Dich, weil er durch eine Verbindung mit Dir, mit der Tochter des Mannes, den er betrogen hat, alle Gerüchte niederzuschlagen und die gute Meinung der Welt wieder erobern kann. Gabriele zweifelt denn auch nicht einen Augenblick an diesen Behauptungen, nichts destoweniger nimmt sie, die der Dichter als ein Ideal ehler und stolzer Weiblichkeit darstellen will, die Hand eines solchen Mannes an. Eine unglückliche Ehe zwingt nun diese beiden so ungleichen Charaktere aneinander. Gabriele wird zu derselben oberflächlichen, verschwenderischen, puffsüchtigen Modedame im Großen, die ihre Freundin im Kleinen ist; ihr Mann ist nicht viel mehr als der Bezahler ihrer Rechnungen, das Soll und Haben stimmt nicht, der Kreis, in dem seine Frau sich bewegt, stößt ihn ab — er fühlt sich überhärdet, unzufrieden, seine einzige Freude in dieser Oede und Leere ist der Verkehr mit Martha Roland, der Verlobten seines Freundes, jenes Malers, der jetzt endlich wieder auftaucht. Alberti's Erscheinen bringt eine lebhaftere Bewegung, die Hoffnung, daß sich nun Alles zum Guten wenden würde, hervor. Er hat jene Indiscretion nicht begangen, aber er hält es für seine Pflicht, als Turnau's Freund, als Ehrenmann, die Sache auf sich zu nehmen. Eine Weile geht auch Alles gut; Gabriels's Mißtrauen ist zerstreut, aber eine Reihe unseliger Zufälle gibt ihr die Gewißheit, daß Turnau und Alberti ein gemeinsam verabredetes Spiel treiben. Im höchsten Zorn trennen sich am Schluß des dritten Actes die Gatten, um im Beginn des vierten zu dem alten, noch nicht ausgetragenen Streit einen neuen anzufangen. Gabriele hat einen Brief Martha's erhalten, in dem ihr diese von den häufigen Besuchen Turnau's bei ihr Nachricht gibt, und ist ihrer ganzen niedrigen Natur nach gleich geneigt, das Schlimmste als wahr vorauszusetzen. Der ehrlose Mann wird ihr auf den leisesten Verdacht hin zum Ehebrecher. Eine Trennung der Gatten müßte unter solchen Umständen als eine Befreiung aus der Hölle angesehen werden, wenn der Dichter nicht eigensinnig dabei bliebe, daß im Grunde sich diese beiden Menschen trotz alledem liebten. So wird denn die Geschichte des unglücklichen Ballfestes noch einmal durchgesprochen; ein alter Buchhalter, einem inquisitorischen Verhör unterworfen, erinnert sich, daß ihn eine Dame — richtig, da fällt es ihm ein, es war Frau Leonie Delberg — darnach fragte, ob es zu dem Zimmer des Herrn Arnsdorff, in dem Arnsdorff, von der Raess und Turnau eben den verhängnißvollen Contract beriethen, nicht noch einen andern Eingang als den vom Ballsaal aus gäbe? Und nun, von Wort zu Wort, enthüllt sich das große Geheimniß, das der Zuschauer natürlich schon seit dem ersten Acte kennt, wo es sich vor seinen Augen abspielte. Leonie hat die stille Leidenschaft Gabriels für Turnau mit dem durchdringenden Blick der Eifersucht errathen, um jeden Preis will sie Beide trennen. Aus dem Be-

nehmen der drei Männer schließt sie, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handelt — vielleicht findet sich hier ein Mittel, Turnau zu verderben. Sie spielt Gabrielen gegenüber die Theilnehmende, ob sie denn nicht ahne, was ihr Vater diesen Abend so eifrig mit Herrn von der Raeff verhandelt habe? Offenbar ihren Heirathscontract mit dem Sohne von der Raeff's. Bestürzt eilt Gabriele in ihre Gemächer, von da aus führt eine Thür in das Arbeitszimmer ihres Vaters. Lächelnden Gesichts kehrt sie in den Saal zurück. An ihrer heiteren Miene erkennt Leonie, daß sie nicht einen Heiraths-, sondern einen Handelscontract gefunden, und ein Herr Rosed, ein Mitverschworener Leonie's, der sich ebenfalls um Gabrielen's Hand bewirbt und in Turnau einen gefährlichen Nebenbuhler haßt, schreibt jenen Brief an den Herrn von der Raeff, der das ganze Unheil herbeiführt. So ist denn nicht Turnau, nicht Alberti — Gabriele allein ist schuldig; unbewußt, ahnungslos hat sie durch ihre Miene das Geheimniß verrathen. Nun braucht nur noch der Maler die Sängerin, deren Stimme zum Glück für die Bühne nicht ausreicht, seine Braut zu nennen, und der so lang gestörte Friede Gabrielen's und Oliver's ist wieder hergestellt, endlich ist sie von ihrem Mißtrauen, er von seiner Unruhe geheilt.

Das Unwahrscheinliche wie das Unerquickliche der Handlung leuchten auch dem flüchtigen Leser ein. Zwei Menschen leben ein Jahr in der Ehe neben einander hin, ohne sich je über den wichtigsten Abend ihres Lebens, die Quelle unsäglichster Leiden für sie, auszusprechen. Wenn es Turnau so hoch angerechnet wird, daß er das Geheimniß verrathen habe, so mußte sich doch auch Gabriele bekennen, daß sie ein Unrecht begangen, indem sie sich in das Zimmer ihres Vaters geschlichen und seine Papiere durchsicht. Dies eine Wort mußte den Knoten, der so schwach verschlungen ist, lösen. Schwach vor Allem darum, weil ihn keine Schuld, keine greifbare, vor Gericht zu stellende Thatsache zusammengezogen hat. In Sardou's „Dora“ ist dagegen mit Dora's Bethuerung, daß sie unschuldig sei, der Diebstahl der Documente nicht aus der Welt geschafft. Ich führe dies Schauspiel an, weil es dem deutschen Dichter — ich will nicht sagen zum Vorbild, aber zur Anregung gedient hat. Er hat geglaubt, den französischen Dramatiker verbessern zu können, indem er den Diebstahl zu einer Unehelichkeit herabminderte, nur daß er damit seinem Stücke auch das Rückgrat zerbrach. Wo bei dem Franzosen Alles fest, sicher, natürlich, ist bei ihm Alles verworren, schwankend, schillernd. Einen Tag quält sich Dora's Gatte mit seinem Mißtrauen, mit dem Nachweis ihrer Unschuld, ein Jahr lang trägt und hegt Gabriele in ihrer Seele den schmächtigsten Argwohn gegen Oliver. Bürger hat nicht beachtet, daß eine so mißtrauische Natur, die stets mit einem Ohre nach den Einkerflüsterungen sogenannter guter Freunde, nach den umherschwirrenden Gerüchten hinhorcht, sehr wenig dem Ideal eines stolzen Mädchens, einer edlen Frau entspricht, daß er mit einem solchen schwarzen Strich seiner Heldin das Aergste anthut: er macht sie unliebenswürdig. Wie diese Gabriele sich selber unbehaglich ist, wirkt sie auch unbehaglich auf uns, Frost und Verdrüßlichkeit strömen von ihr aus, und keiner, wenn er aus dem Schauspielhause geht, traut dem Glück der beiden Gatten über den nächsten Tag hinaus.

Schon in seinen beiden ersten Stücken „Die Modelle des Sheridan“ und „Der Frauenadvocat“, welche die Hofbühne im Verlauf des Jahres 1875 aufgeführt hat, bewies Hugo Bürger eine nicht gering zu schätzende Fähigkeit in der theatralischen Technik. Er ist ein Bühnenzimmermann mit flinker Hand und gutem Auge. Der Grund, auf dem er sein Gebäude errichtet, ist nicht der festeste, mehr Flugland, als fester Boden, aber das Bauwerk selbst erscheint wohlgefügt, die Regeln der theatralischen Perspective sind genau beachtet. In dem Schauspiel „Gabriele“ wäre nun eine größere Einfachheit der Composition wünschenswerth und wirkungsvoller gewesen. Statt eines vierstöckigen Hauses hätte es ein dreistöckiges auch und besser gethan. Zu den Höhepunkten des dritten Actes, der in dem Gespräch zwischen Turnau und Alberti und in dem Streit Gabrielen's mit ihrem Gatten zwei vortreffliche Scenen enthält, müssen wir durch den zweiten Act einen beschwerlichen Umweg machen. AU'

die in ihm ausgetragenen kleinen, mehr novellistischen als dramatischen Episoden verzögern die Entwidlung und verbünnen die Charaktere. Absichtlich gießt der Dichter immer von Neuem Wasser in seinen Wein, als ob er ihn für zu schwer hielte. Er denke sich einmal die Sache so: am Ende des ersten Actes, während Gabriele noch mit Turnau redet, tritt ihr Vater zu ihm: „Heirathe ihn, mein Kind“, sagt er, „bringe mir das Opfer, rette dir und mir unsern Reichthum, unser Wohlleben, meinen geschäftlichen Ruf.“ Wenn jetzt Gabriele nachgibt — welch' Elend, welch' traurige Ehe erschließt sich da vor unserm Blick! Wie gerechtfertigt ist das Mißtrauen einer jungen Frau, die auf diese Weise geheirathet wurde, die unter solchem Zwange sich hingab! Sie brachte sich einer Million zum Opfer — wer darf es ihr verargen, daß sie nun auch diese Million genießen will! Dann setzt der dritte Act als zweiter stark und kräftig ein. Der dritte müßte in denselben glänzenden Räumen spielen, wie der erste; wieder müßte uns Festmusik begrüßen, wieder Gabriele den verhängnißvollen Gang nach dem Zimmer ihres Vaters antreten und nun, wie durch einen plötzlichen grell einfallenden Lichtstrahl in das Dunkel ihrer Erinnerung, sich ihr die Scene erschellen, die vor Jahresfrist in diesem Saale gespielt. Aber es ist nicht meine Aufgabe, Bürger's Stück zu verbessern, ich will nur andeuten, wo ich die Fehler desselben finde. Originalität, sei es in der Erfindung oder in der Charakteristik, ist nicht der Vorzug des Dichters, er arbeitet mit dem bekannten Handwerkszeug. Seine Figuren sind nicht vertieft, allein sie haben, um mit Hamlet zu reden, den Ton, Gang und die Haltung von Menschen, zum Theil bieten sie sich sogar den Darstellern als gute Rollen, als interessante Aufgaben im Schablonenstil dar. Die pathetische Rede gelingt Bürger wohl, er besitzt in vollem Maße das große Wort, das einen glücklichen Abgang macht; in den einleitenden und in den Uebergangsscenen bewegt er sich weniger glücklich, da ist er schwerfällig, wo er leicht, haushaften, wo er witzig oder anmuthig sein sollte. Bei so vielen Schwächen muß dem Schauspiel „Gabriele“ doch immer wieder der wahrhaft dramatische Kern nachgerühmt werden, der Verfasser hat Theaterblut in den Adern, — non tu corpus eras sine pectore. Bei der ersten Aufführung war es in erster Reihe der Darsteller des Malers Alberti (Herr Liedtke), der dem Schauspiel durch die Liebenswürdigkeit und den trockenen Künstlerhumor seines Auftretens über die gefährlichsten Sandbänke hinweghalf; die Darsteller der beiden Hauptrollen, Frau Erhardt (Gabriele) und Herr Ludwig (Turnau), kamen über das Schema der ersten Liebhaberin und des ersten Liebhabers nicht zu einer volleren und bedeutenderen Individualität.

Im Residenz-Theater hatte Adolf Wilbrandt Freitag den 15. Februar seinem Schauspiel „Natalie“ ein neues Werk „Auf den Brettern“, ein Schauspiel in drei Aufzügen, folgen lassen. Wilbrandt ist einer unserer fruchtbarsten und originellsten Bühnenschriftsteller; daß ihn unsere Hofbühne so wenig berücksichtigt, gereicht ihrer Leitung doch nicht zur Ehre. Die Lebensart, daß die Stücke keinen Kassenerfolg haben würden, ist der ersten deutschen Bühne nicht würdig; die Entschuldigung, daß die Stücke immer schon einer anderen Bühne zur ersten Aufführung anvertraut seien, beweist nur die Nachlässigkeit, die sich, um kaufmännisch zu sprechen, eine gute Waare von dem rüstigeren Concurrenten vortweg nehmen läßt. Glück oder Fall eines Theaterstücks hängt von unberechenbaren Zufällen ab; Schauspieler und Theaterdirectoren sind die schlechtesten Wahrsager in diesen Dingen, und zuletzt trägt doch immer der Dichter bei einer Niederlage die schwerste Last. Was den letzten Wilbrandt'schen Dichtungen die durchschlagende Wirkung verleiht, ist gerade das Ungewöhnliche, Vornehme seines Geistes. Mit einer gewissen nervösen Unruhe sucht er nach neuen Wegen, neuen Zielen und geräth dabei in einen Irrgarten von Problemen, Wunderlichkeiten und seltsamen Ereignissen. Seine Erfindungen sind nur zur Hälfte für die Optik der Bühne berechnet, ihre bessere Hälfte schaut mit der zierlichen Façade in's Novellenland. „Auf den Brettern“ behandelt einen schon vielfach aufgegriffenen Stoff: den Gegensatz des Theaters zu der bürgerlichen Gesellschaft, das äußere und innere Leben einer Künstlerin, die aus einer un-

bedacht eingegangenen Ehe sich wieder nach der Kunst, nach den Brettern zurückkehrt, in originaler Weise. Ssuplow's „Ella Rose“, Uchard's „Fiammina“, des jüngeren Dumas „Gräfin Romani“ haben darum eine gewisse Verwandtschaft mit Wilbrandt's Theresie Rheinach. Eigene Erfahrungen, eigene Erlebnisse spielen da, ohne daß sich der Dichter darüber genaue Rechenschaft zu geben vermöchte, mit hinein. Je inniger ihm Leben und Bühne, die Alltagswirklichkeit und die Theaterillusion in einander fließen, desto schwieriger wird es für ihn, sie als ein Getrenntes darzustellen und zugleich wenbet sich doch seine Dichtung an die Menge der unbetheiligten Zuschauer, bei denen er weder seine Kenntnisse der Welt „hinter den Coulissen“ voraussetzen, noch von denen er seine Theilnahme für dieselbe verlangen kann. So gern das Publicum von dem Theater und von Theatergeschichten reden und erzählen hört, so unangenehm fühlt es sich berührt, wenn die Grenzlinie verwischt wird, die sein bürgerliches und gesellschaftliches Dasein von jenen Brettern, welche die Welt bedeuten, trennt. Mit Recht: der Schnürröden, die Garderobe, der Künstler, der sich schminkt, zerstören ihm den phantastischen Eindruck, die Illusion, die er von der Bühne, von einer theatralischen Darstellung fordert. Umgekehrt sind dem Dichter diese Wirklichkeiten des Theaters lieb und werth, sie bilden nicht nur den Raum, in dem sich sein neues Stück bewegt, sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes das Schicksal desselben. Von einer gefährlichen Krankheit genesen, betritt die anmuthige und geistreiche Schauspielerin Theresie Rheinach als Minna von Barnhelm die Bühne wieder: das Stück spielt in irgend einer Residenz, wir sind im ersten Acte in dem Spechzimmer der Schauspieler des Hoftheaters. Alle im Costüm des Lessing'schen Lustspiels. Die Collegien freuen sich über das gute Aussehen, das muntere Spiel Theresens. Allerlei Anekdoten fliegen hin und her. Auch über den Theaterenthusiasten, den Baron Beheim, der in der lebenswürdigsten, aufopferndsten Weise für die kranke Theresie sorgt, die Langeweile der Genesenden vertrieben hat. Der Baron ist in Theresie verliebt, eine Weile hat er ihr sogar anonym Gedichte gesandt, die sie ihren guten Freunden hinter den Coulissen vorgelesen, über die sie herzlich gelacht haben. Das kommt nun an den Tag, ohne daß es den Baron tiefer berührt. Theresie Rheinach hat kein Herz für die Männer; einen Collegien, Zimmermann, den sie als Künstler und Menschen gleich hochschätzt, weist sie ab, als er ihr seine Hand anbietet. Sie will der Kunst leben und sterben. Aber noch im Verlauf des Abends ändert sie ihren Sinn. Denn das Theater hat nicht nur Rosen, sondern auch Dornen. Eine Nebenbuhlerin auf der Bühne hat in einem kleinen Zeitungsblatte eine häßliche Verläumdung gegen Theresie veröffentlichen lassen und weiß das Blatt geschickt während der Vorstellung in die Hände der Baronin Onumore zu spielen, einer Verwandten Beheim's, die sich mit der Hoffnung trägt, ihn zu heirathen. Nun weiß Theresie freilich die Verläumdung siegreich zurückzuweisen, aber in ihrem Herzen bleibt die Bitterkeit zurück, daß eine Schauspielerin schutzlos den Hämischen und Boshaften preisgegeben sei, und zugleich erfährt sie eine neue Verletzung. Der Urlaub, um den sie gebeten, wird ihr abgeschlagen und eine andere erhält ihn. In ihrem Schmerz und Unwillen über dies Leben „auf den Brettern“ streckt ihr der Baron die Freundeshand entgegen. Als seine Gattin wird sie ein sicheres Heim haben, sie wird nicht mehr der Oeffentlichkeit angehören, von den Launen eines wetterwendischen Publicums abhängen und um die Gunst eines hochmüthigen Intendanten werben müssen: gerührt sinkt sie in seine Arme. Im zweiten Acte finden wir Theresie als Baronin Beheim auf ihrem Schlosse in der Nähe der Residenz wieder. Die junge Frau langweilt sich; während der Hochzeitsreise durch Italien, im Frühling und Sommer empfand sie keine Sehnsucht nach dem Theater, aber jetzt — wo die langen Abende herannahen, was soll man beginnen? Dem Schauspiel aus einer Loge des ersten Ranges zusehen? Rimmermehr, Theresie kann im Theater nur spielen. Die Liebe zur Kunst treibt neue Blüten in ihrer Brust, sie hat die Hauptrolle in einem neuen Stück einstudirt, das man wegen ihres Abgangs von der Bühne noch nicht hat aufführen können. Vergebens sucht sie ihr Gatte auf andere Gedanken zu bringen, sie liebt ihn — gewiß,

aber sie ist eben Schauspielerin. Und als sie von ihrem Fenster aus ihre Collegen erblickt, die eine Spritzfahrt in die Umgegend gemacht haben und singend am Schlosse vorüber zum Bahnhof ziehen, springt sie aus dem Fenster ihnen entgegen und fährt, bei der Nachricht, daß heute Abend nach der Vorstellung dem trefflichen Zimmermann ein Fest gegeben werden solle, mit ihnen zur Stadt. Der Baron, der eben mit der Baronin Dunmore, die dem jungen Paare einen Besuch abstatten will, in das Zimmer tritt, hat das Nachsehen. Mit dem nächsten Zuge nach der Stadt geeilt, findet er Theresie als Muse costümiert in dem Kreise der lustig zechenden Schauspieler und Schauspielerinnen. Es erscheint Allen selbstverständlich, daß er vor der Kunst zurückzustehen habe. Theresie wird in dem neuen Stücke auftreten und das größte Aufsehen, die allgemeinste Bewunderung erregen: vergebens sucht ihr der Baron in's Gewissen zu reden, ihr geht die Kunst über Alles. Der dritte Act spielt auf dem Theater; Theresie, die Schauspielerin, hat eine Frau darzustellen, die ihren Mann verlassen hat, also ihre eigene Geschichte, die Empfindungen ihres eigenen Herzens zu verkörpern. Die Sache ist um so gewagter, je weniger die Mehrzahl des Publicums zwischen den eingebildeten Leiden und den wirklichen Theresens streng zu unterscheiden und das, was sie ist, von dem, was sie scheint, zu trennen vermag. Durch die Gewalt und Wahrheit ihres Spiels, das nun aber für uns erst recht zur Unwahrheit, zum bloßen Komödienspiel wird, hingerissen, vergibt ihr der Baron, er wird nicht, wie er Willens gewesen, mit seiner Cousine nach Paris reisen, sondern einzig sie als seine Gattin lieben und als große Künstlerin bewundern; Theresie wird zugleich ihm und der Kunst angehören.

Von einer so anmuthigen und bedeutenden Schauspielerin, wie Fr. Auguste Wilbrandt-Baudius, wiedergegeben, erhält die Figur Theresens eine überzeugende Kraft der Wahrheit und Wirklichkeit. So lange man unter dem Eindruck ihrer Darstellung steht, versucht man es gar nicht, die Dichtung auf einen allgemeinen Satz hin zu prüfen und nach ihrem Gedankengehalt zu fragen. Eine in sich geschlossene Persönlichkeit entwickelt ihr geheimstes Fühlen und Denken vor uns, was wir sehen, ist nicht eine erfundene Geschichte, sondern ein wirklich erfahrenes und erlittenes Lebensschicksal. Das verleiht dem Schauspiel den besondern Reiz des Individuellen, raubt ihm aber damit die Macht des Allgemeingültigen. In Wilbrandt ist der Poet stärker als der Theaterschriftsteller, er wendet sich mit unverkennbarer Vorliebe immer wieder an die Dichter, die Literaten, die Maler, die Schauspieler. Nicht ein gemischtes Publicum, ein literarisches setzt er voraus. Aber die dramatische Kunst ist in noch höherem Grade als die Malerei eine demokratische Kunst, sie kann auf die Dauer mit einem Parterre von Königen so wenig wie mit einer Gesellschaft von Patronatsdamen und Patronatsherren bestehen. Eine Weile unterhalten die bunten Glittern aus dem Theaterleben die Zuhörer, in der zierlichen Ausführung solch' kleiner Bälle ist Wilbrandt Meister; das aufgestellte Problem, wie weit sich Liebe und Kunst, der Drang nach der Bühne und die Pflichten der Ehe vereinigen lassen, gewinnt leicht unsere Theilnahme, Theresens Schicksal und weitere Entwicklung fordert unsere Neugierde, unsere Spannung heraus. So weit aber gekommen, verläßt der Dichter den graden Weg und schlägt einen Seitenpfad ein, auf dem wir ihm nicht mehr folgen können. Er hat das Problem aus den Augen verloren und sieht nur noch die Person. Gleichsam unbemerkt hat sich seiner Heldin Theresie Theinach Auguste Baudius untergeschoben. Denn in der Welt, wie wir sie kennen, pflegt eine Schauspielerin, die Baronin geworden, nur noch bei zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder auf den Brettern zu erscheinen. Theresens Kunst konnte den guten Beheim im letzten Acte nicht so rühren und erschüttern, daß er ihr freudig die weitere Ausübung derselben gestattete, gerade um ihrer Kunst willen liebte er sie ja schon vor dem Beginn des Stückes, der großen Schauspielerin hatte er seine Gedichte gewidmet, dennoch hatte ihn diese Anerkennung, diese Bewunderung ihres Talents nicht von der Forderung abgehalten, daß sie als seine Gattin der Bühne entsagen müsse. Um keinen Preis wollte er der Mann einer Schauspielerin sein. Was ge-

schickt denn nun, das ihn in seinem Entschlusse wankend machen könnte? Die Ansicht, daß er nicht das Recht habe, ein so bedeutendes Talent der Kunst, seinem eigentlichen Berufe zu entziehen, mag in dem besonderen Falle, mag für Wilbrandt persönlich von schwerwiegendem Einfluß sein, den naiven Zuschauer läßt sie kalt. Die beiden Menschen, die sich so thöricht an einander geletzt, müssen, so ist unser Schluß, tragisch untergehen, halb Gattin, halb Künstlerin — das ist für mich nicht Fleisch noch Fisch. Auf der deutschen Bühne gibt es einige verheirathete Gräfinnen und Baronessen, aber denen verboten es leider die neidischen Götter, sich jemals ihres adeligen Namens und Wappens am häuslichen Herde still zu erfreuen, ihnen wurde nie die Forderung gestellt, den Brettern zu entsagen — im Gegentheil! Es ist klar, daß solche Verhältnisse der Poesie keinen Stoff darbieten und doch endet das Wilbrandt'sche Schauspiel mit dieser Aussicht: in der Gesellschaft wird es eine Baronin Beheim und auf dem Theaterzettel eine Frau Therese Rheinach geben. So interessant für die künstlerische Betrachtung die beiden neuesten Schauspiele Wilbrandt's sind, so viel des Sinnigen, Nachdenklichen und sein Humoristischen sie enthalten, es fehlt ihnen der große, fortwährende Schwung, der keine Einwendung duldet, der mit ursprünglicher Gewalt uns in seine Bahnen zwingt. Die sauberste Detailmalerei kann auf den Brettern niemals den lebden Alfrescozug ersetzen, wie ich schon neulich bemerkte. Der Dichter des „Gracchus“, der „Arria und Messalina“, des „Grafen von Hammerstein“ hat doch andere, hat doch Tizianische und Rubens'sche Farbentöne auf seiner Palette; er gewöhne sich nur wieder, die starken, erschütternden Conflict des Lebens im Drama zu ergreifen und die psychologischen Probleme, die geistreiche Spitzfindigkeit der Novelle zu überlassen. Oder glaubt er, daß „Hamlet, Prinz von Dänemark“, ein erträgliches Bühnenstück wäre, wenn es nicht einen brutalen Mord, einen gemeinen Ehebruch, Geistererscheinungen, Todtschlag und Wahnsinn in Fülle darin gäbe?

Die Leitung des Residenz-Theaters hat seit dem October des vergangenen Jahres den verderblichen Grundsatz angenommen, dem Publicum beständig neue Gäste vorzuführen. An die Ausfüllung der Lücken im eigenen Personal denkt sie nicht. Die Vorstellungen, die zwischen die Gastspiele eingeschoben werden, sind Lückenbüßer. So wird allmählig, des augenblicklichen Vortheils wegen, ein treffliches Ensemble vernichtet. Kaum hatte Hr. Wilbrandt-Baubius die Bühne verlassen, so erschien Fr. Josephine Gallmeyer-Siegmann Sonntag, den 3. März, mit einer französischen Burleske in drei Acten, „La Cigale“ von Meilhac und Halévy darauf. Der deutsche Uebersetzer hat den Schwank „Die Seiltänzerin“ genannt. Ein klügerer Mann würde sich die vergebliche Mühe der Bearbeitung gar nicht gemacht haben. Deutsche Zuschauer können dieser durchaus national französischen Posse keinen Geschmack abgewinnen; sie steht für uns mit ihren Seiltänzerkünsten unter den Clownspäßen des Circus. Für die Franzosen besitzt der Wald von Fontainebleau mit seinen Landschaftsmalern einen poetischen Zauber; die Cigale — die in der Kindheit von Zigeunern geraubte und in einer Kunstreitergesellschaft großgewordene junge Baronesse — Bibi der Riese, Filoché der Bajazzo, Carcasonne, der Director der Truppe, sind die treuen Typen der französischen Jahrmärkte- und Vagabunden-Romantik; der Gegensatz dieser lustigreichen Gesellschaft und ihrer ungebundenen Sitten zu den vornehmen Leuten ist im französischen Sinne ergötzlich, die Figuren sämmtlich gelungene Caricaturen, wie aus dem Journal pour rire geschnitten. Wir sitzen diesen Späßen, Gauleien und Zweideutigkeiten zu puritanisch und sichblätig gegenüber, sie bringen uns wol zum Lachen, aber doch nicht in die rechte tolle Fastnachtsballstimmung. Die Langeweile des dritten Acts endlich mit seiner für uns unverständlichen Satire gegen bestimmte Richtungen der französischen Malerei schlägt dem Fasse den Boden aus, auch die virtuose Leistung der Fr. Gallmeyer hat das Stück nicht über die vierte Vorstellung hinaus lebendig erhalten können.

Im Wallner-Theater bringt Hr. Friedrich Haase, der seit dem 16. Februar dort gastirt, ein älteres Lustspiel von Ernst Wichert „Der Narr

des Glück's" durch die unübertreffliche Darstellung des Frefinau, eines gedenkhaften, halb verkommenen Landadelmannes, eines Don Juan von fünfzig Jahren, wieder zu unverhofften Ehren. Das Lustspiel erschien zum ersten Male am 21. Februar 1870 auf der Bühne des Schauspielhauses, ein Werk im Stil von Benediz, im Aufbau und in seinen Figuren kleinstädtisch, dem der Verfasser etwas Salz aus den französischen Komödien beigemischt hat: eine Verführung, ein verlassenes Kind, ein Duell zwischen Vater und Sohn, das natürlich beigelegt wird. Bis auf diesen Zusatz ist das Ganze behäbig, von harmloser Lustigkeit. Mit dem ersten Stück, das uns Hr. Haase vorführte: „Der Sklave“, Lustspiel in 4 Acten, nach dem Russischen des Alexandrow, von G. von Moser, hatte er kein Glück. Der Schwank ist ursprünglich französischen Ursprungs, die alte Geschichte von den Schwiegereltern, welche die junge Ehe der Tochter stören, nur daß diesmal nicht die Schwiegermutter, sondern der Schwiegervater den Bösewicht spielt — bekannte Theaterstreiche, die durch den russischen Samowar nicht lustiger werden. Dabei gab die groteske Figur des um sein Vermögen gekommenen Gutbesizers Titus Bär, die Hr. Haase spielte, dem Künstler nicht einmal Gelegenheit zur Entfaltung seines Talents; sie ist von dem Dichter viel zu frazenhaft gehalten, als daß es einem Schauspieler einfallen könnte, einen Menschen daraus zu machen. Um so glänzender hat der Künstler die Schwarte durch seinen Frefinau ausgelöscht. Dies ist unter den Cabinetsstücken Friedrich Haase's eins der vollkommensten, das die schärfste Beobachtung des Lebens mit der feinsten Berechnung der theatralischen Wirkung verbindet: gewiß, es gibt noch Schauspieler in Berlin.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Briefe von Ludwig Feuerbach.

Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Rapp. 1832—1848.
Herausgegeben und eingeleitet von August Rapp. Leipzig, Verlag von Otto Wigand.
1877.

Die vorliegende Sammlung fällt, wie schon ihr Titel sagt, in eine Zeit, welche für die Entwicklung unseres geistigen und politischen Lebens von der größten Bedeutung, in ihrem inneren Streben und Schaffen jedoch bis jetzt noch lange nicht genug gewürdigt und aufgeklärt ist. Die hier veröffentlichten Briefe geben nicht allein vielfach überraschende Aufschlüsse über die Ziele und Strömungen jener philosophischen Sturm- und Drangperiode, sondern schildern auch zugleich die lebhafteste Betheiligung zweier bedeutender Männer an dem Kampfe für die höchsten Güter des freien Geistes. Wir begrüßen deshalb diesen „Briefwechsel“ als ein würdiges Denkmal edler persönlicher Freundschaft und als einen werthvollen Beitrag zum besseren Verständniß der letzten Ausläufer der Restaurationszeit.

Der Titel bezeichnet übrigens insofern nicht genau den Inhalt des Buches, als eigentlich Feuerbach der Briefschreiber ist und Rapp nur wenige Briefe und Ausführungen beiträgt. Indessen geben diese spärlichen Schriftstücke uns ein vortreffliches Bild von der geistigen Bedeutung des Verfassers, weshalb es doppelt zu bedauern ist, daß Feuerbach aus Furcht vor polizeilicher Haussuchung 1845 fast alle Briefe seines Freundes mit sonstigen compromittirenden Papieren verbrannt hat. Dagegen gewährt uns Feuerbach fast in jedem seiner Sätze einen klaren Blick in die Werftstätte seines

geistigen Schaffens und tritt uns auch im ungezwungenen Privatverkehr als ebenso ansprechende Persönlichkeit, wie als selbständiger Denker und thätiger Mann entgegen.

Was uns bei der Lectüre dieser Bogen besonders wohlthuend berührt hat, ist der ideale, erfrischende und fast jugendliche Zug in den vertraulichen Beziehungen zweier vornehmer Naturen, welche mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, wir möchten fast sagen nervösen Gereiztheit ihres Wesens mitten in den Kämpfen ihrer Zeit stehen und dieser einen Ruck nach vorwärts geben helfen. Von ihnen ist Kapp zwar der weniger bekannte Schriftsteller, aber nicht die unbedeutendere Persönlichkeit. Er war, um hier seine Bekanntschaft mit dem Leser zu vermitteln, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, ein Polyhistor, wie es deren wenige gibt, gleich gründlich bewandert in Geschichte und Politik, Philologie und Naturwissenschaften, wie in seinem eigentlichen Fach, der Philosophie, in welchem er lange Jahre als Professor in Erlangen und Heidelberg gewirkt hatte. Er war aber viel mehr Peripatetiker als Rathgeber-philosoph, stets anregend, geistig combinirend und im mündlichen Verkehr, in der Debatte seine besten Gedanken entfaltend. Während Feuerbach Nichts als Schriftsteller sein wollte und jede lehrende, geschweige denn agitatorische Thätigkeit von sich wies, betrachtete Kapp die Feder nur als dürftigen Nachbehelf für das gesprochene Wort, vernachlässigte, sehr zu seinem Schaden, Form und Stil und schrieb meist anonym, wogegen er desto eifriger Leben und Wissenschaft zu vermitteln und in der Oeffentlichkeit zu wirken trachtete. Noch als junger Docent trat er aus seiner bisher streng wissenschaftlichen Abschließung heraus und suchte die Ergebnisse seiner Studien den gebildeten Kreisen zugänglich zu machen. So entstanden als periodische Zeitschrift seine „Athena“ (1832 und 1833), „Der deutsche Kalender“ (1834 und 1835) und die „Vertha“ (1836). Trotz ihres interessanten und theilweise sogar vortrefflichen Inhaltes mußten aber diese Versuche, das Interesse des Publicums für eine gebiegene wissenschaftliche, aber populär gehaltene Zeitschrift zu gewinnen, sehr bald scheitern, weil ihnen die buchhändlerische und redactionelle Mache fehlte, weil sie in ihrer Ausführung mangelhaft und unzulänglich waren. Raum weniger glücklich war Kapp, als er, schon 1826 und in späteren anonymen Arbeiten, in die Arena der noch heute brennenden Tagesfrage trat, indem er das Recht des Staates in seinem Verhältniß zur Kirche energisch vertheiligte. Diese Schriften sind noch heute so zeitgemäß und modern gedacht, daß unsere sämmtlichen Culturlämpfer sie mit Nutzen als ein reichhaltiges Arsenal für ihre Waffen verwerthen können. So will sein „Gregor“ (1833), im bewußten Gegensatz zu den damals als radical geltenden Forderungen der Liberalen, nicht die freie Kirche im freien Staat, sondern die unbedingte Unterwerfung unter den Staat. Im Gegensatz zu Lammenais und Manzoni, welche damals zuerst die Befreiung der Kirche vom Staate verlangten, emancipirt Kapp den Staat von der weltlichen Kirche, indem er aus der Geschichte des Rechts und der Bildung der Völker zeigt, „daß die Kirche nur dadurch, daß der Staat außerhalb ihrer Uebermacht gestellt werde, ihre Bestimmung wahrhaft erfülle, und daß auf der anderen Seite der Staat nur dann wahrhaft gedeihen könne, wenn er das Interesse des Geistes ganz und ungetheilt in sich aufnehme und aus sich entwicke. Der Staat, welcher das geistige Interesse nicht in seinem vollsten und weitesten Umfange in sich aufgenommen habe, entbehre der wahren Souveränität und Majestät, und die Kirche stehe ihm dann nach Umständen als eine mehr oder minder feindliche Macht gegenüber, indem sie mit der Bedeutung des Geistes prunke, den sie zu verrathen dann immer bereit bleibe.“

In seinem „Entweder — Oder. Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofsmütze?“ athmet die freudigste und zuversichtlichste Kampfeslust gegen die Anmaßungen der römischen Curie. Indes war das Preußen, welches gegen den Erzbischof Drost-Bischering kämpfte, nicht der ideale Staat, den Kapp vor Augen hatte, und seine Stimme verhallte ungehört, als die eines unverständenen Sehers, als er vor den Gefahren warnte, welche die Staaten durch die Pflege der unwissenschaftlichen Orthodorie, des ultramontanen Kirchenthums und des Jesuitismus selbst nothwendig schaffen. Heutzutage würden diese goldenen Worte wol auch aufmerkzamere Zu-

hörer gefunden haben, als vor vierzig Jahren. „Nachdem der Papst,“ so lautet unter Anderem eine bezeichnende Stelle, „die Frage in das politische Gebiet übergespielt hat, dürfen wir den streitigen Punkt nicht bloß in der Verfassung und im Cultus der Kirche, wir müssen ihn, tiefer greifend, im Glaubensgrunde der Parteien auffuchen, prüfen, wie dieser sich zu den Interessen des Jahrhunderts verhalte. Das ist die Lebensfrage in der Sache. Alle anderen Fragen gehören fast ausschließlich vor Staatsmänner und Rechtsgelehrte, diese allein durch und durch vor Alle.“

„Von Rom entfesselte Regierungen haben vom Papste nur historische Notiz zu nehmen, und dazu gehören, wo sie bestehen, auch specielle Verträge, wie sie auch mit dem Groß-Mufti in der Türkei, dem Dalai-Lama in Tibet, dem Dairo Soma in Japan geschlossen werden können. Will eine Regierung mehr thun, so ist es nur ihr gnädiger Wille, ihre souveräne That und die Frage wird rein politisch. Die Curie weiß, daß ihr Recht gegen souveräne Staaten keine oder eine wächserne Nase hat und diese versteht sie so geschickt zu drehen, daß ihre List stets die unübertreffliche bleibt. An der Ehrlichkeit aber, am Verstande, der auf mehr als auf List sich versteht, und an der Energie, die vor keiner „päpstlichen Armee“, wie Friedrich der Große sagte, Respect hat, gehen ihre Künste verloren und darüber — klagt, jammert, schmähst sie.“ —

Denselben entschiedenen Standpunkt nahm Rapp ein, als er 1845 in die badische Kammer und 1848 in's deutsche Parlament eintrat. Während er dort den Metternich'schen Scheinkonstitutionalismus bekämpfte, dessen System nothwendig zur Revolution führen müsse, und energisch die liberalen Forderungen der Winken durchsetzen half, gehörte er dem Frankfurter Parlamente nur bis zum 28. Juni 1848 an, wo er sein Mandat niederlegte, weil es in das Belieben des neugewählten Reichsverweisers gestellt wurde, die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen oder nicht. Seitdem zog sich Rapp vom öffentlichen Leben zurück; er starb, 75 Jahre alt, am 31. December 1874 auf seinem Landfize zu Neuenheim bei Heidelberg.

Feuerbach dagegen, auf dessen Leben wir hier nicht erst ausführlich zurückzukommen brauchen, trat nur ein einziges Mal aus seiner Einsamkeit heraus, als er im Winter 1848/49 im Heidelberger Rathhaus vor den dortigen Studenten über das Wesen der Religion las. Er lebte im Uebrigen während der Zeit des vorliegenden Briefwechsels still und resignirt in Brudberg und unterbrach seinen einsamen Landaufenthalt höchstens durch eine gelegentliche Reise zum Freunde. Daß dieser ihm eine Professur vermitteln wollte, hätte fast zu einem Bruch zwischen Beiden geführt, worüber der Briefwechsel ausführlichen Aufschluß gibt. Wir begleiten in ihm zugleich die Entstehung der Feuerbach'schen Werke von „Abelard und Heloise“ und „Bayle“ an bis herunter zum „Wesen des Christenthums“ und der kleinen Schrift über „Luther“. Den verschiedenen Stadien und Studien in der Entwicklung des Philosophen zu folgen, bildet einen Hauptreiz dieser Briefe und sichert ihnen auch einen bleibenden Platz in der Geschichte unserer philosophischen Literatur. Feuerbach's Stil ist ein Muster von Klarheit und reicht ihn den besten deutschen Prosaisten an; ja, man begegnet hier Aphorismen und Antithesen von wahrhaft überraschender Schönheit. Wenn wir es uns auch versagen müssen, einzelne Stellen anzuführen, so mögen hier noch ein paar Thatfachen erwähnt werden, welche einen traurigen, aber bezeichnenden Rückblick auf die literarischen Zustände gewähren, wie sie vor vierzig und fünfzig Jahren bei uns herrschten.

Die eine dieser Thatfachen betrifft eine äußere Angelegenheit, die Honorarfrage, speciell das Honorar, welches die „Hallischen Jahrbücher“, jene berühmte kritische Zeitschrift, zu Ende der dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre zahlten. „Der Verleger Otto Wigand“ — schreibt Feuerbach am 26. Februar 1840 an Rapp — „bezahlt — aber wenig für den Bogen, in der Regel einen Carolin. Ich sage in der Regel, d. h. für gewöhnliche Arbeiten oder wenigstens solche, die in der Gegenwart kein besonderes Aufsehen machen, weil sie sich nicht an irgend einen Namen von Bedeutung für den mundus, qui vult decipi anknüpfen. So viel habe ich wenigstens

herausgebracht. Denn mir wurden einmal für den Bogen drei Carolin angeboten, wenn ich eine Kritik Schelling's, wozu ich einmal Hoffnung machte, lieferte. Ich für meinen Theil habe mich auch gar nicht in ein bestimmtes Verhältniß gesetzt, weil ich voraussah, daß ich nur sehr wenig liefern würde, und ebensowol deswegen, als aus dem Grund, weil ich mir vor dem mundus, qui vult decipi keinen Namen vindicire, keine besonderen Ansprüche geltend machen wollte. Ich beziehe ein Exemplar der Jahrbücher. Dies wird mir vom Honorar abgezogen, wovon das verfloßene Jahr gar Nichts übrig geblieben. Feuer habe ich noch nicht das Exemplar abbestellt. Ich muß also wenigstens noch so viel arbeiten, um wenigstens den Betrag herauszubringen. Aber das nächste Jahr wird es abbestellt."

Die andere Thatfache gehört dem inneren Gebiet der Wissenschaft selbst an und zeigt, welchen Ton einer der höchstgestellten deutschen Philosophen jener Zeit, Schelling, in einem mit Rapp vom Zaune gebrochenen Streite anzuschlagen für gut fand. Schelling beschuldigte nämlich in einem Schreiben vom 4. November 1829 Rapp des literarischen Plagiats, wie er früher schon Fichte und Jacobi, Hegel und Cousin eines ähnlichen Diebstahls bezüchtigt hatte. Schelling also klagt, daß „Rapp aus den Vorlesungen über „Philosophie der Mythologie“ Hauptsätze entnommen und als seine eigenen vorzutragen sich erlaubt habe, um auf diese leichteste und wohlfeilste Art als Erfinder zu erscheinen; daß Rapp, der sich mit dem Bewußtsein solcher Unfittlichkeit in die Gesellschaft von Ehrenmännern dränge, durch hündisches Schöndhün und Schweifwedeln die wohlverdienten Fußtritte von sich abwenden zu können glaube, und daß er, Schelling, nur mit Widerstreben von solch literarischer Unverschämtheit Notiz nehme, es einem seiner zahlreichen Zuhörer überlassend, der längst anerkannten Stümpererei, Frechheit und literarischen Vöberei des Rapp auch vor dem Publicum die gebührende Züchtigung widerfahren zu lassen.“ Dieser antwortete in der, einzig eines Philosophen würdigen Weise, indem er den Schelling'schen Brief sofort selbst veröffentlichte und mit männlicher Bestimmtheit und Kraft seine Sache vor dem „Gerichtshof der Gelehrten“ plaidirte. Wer sich für ähnliche filististische Leistungen interessirt, möge S. 172 des Buches nachlesen, wo in den eigenen Worten des berühmten Aesthetikers und unseres vortrefflichen Mitarbeiters Carriere erzählt ist, wie empörend beleidigend der bekannte Symboliker Kreuzer ihn im April 1842 auf offener Straße behandelte. Es will fast scheinen, als ob die Cultur, die alle Welt belebt, sich erst zuletzt auf die Universitäten oder doch wenigstens auf den Ton mancher ihrer hervorragendsten Vertreter erstreckt habe.

Ueber solche Mißere find wir denn doch jetzt glücklich hinaus, seit die Nation angefangen hat, eine Weltstellung einzunehmen. Feuerbach und Rapp aber haben mächtig dazu beigetragen, den Blick des Volkes über die vier Wände des Studierzimmers zu richten und sind deshalb auch für die Gegenwart noch lange nicht überflüssig oder veraltet.

Anknüpfend an obige Besprechung freuen wir uns, als einen willkommenen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Feuerbach's einen seiner bisher noch nicht veröffentlichten Briefe mittheilen zu können, dessen Original uns von einem Freunde unserer Zeitschrift zum Abdruck gütigst überlassen worden ist. Es ist das Schreiben Feuerbach's an seinen Lehrer, den Geh. Kirchenrath Professor Daub in Heidelberg, worin jener seinen Entschluß motivirt, die Theologie aufzugeben und sich ausschließlich der Philosophie zu widmen. Als Feuerbach diese Zeilen schrieb, war er gerade 20 1/2 Jahre alt, aber in dem jungen Studenten tritt uns schon der spätere Mann in seinem ganzen Wesen fest und wahr gegen sich, bestimmt und bescheiden gegen Andere entgegen.

Der am Schlusse des Briefes genannte Freund Kohl war, wie wir auf nähere Nachfrage in Heidelberg ermittelt haben, vom Herbst 1823 bis Herbst 1825 als „Kohl, Theolog aus Ansbach, bei Schreiner Feuchter, Stadt Nr. 369“, immatriculirt. Da auch Feuerbach 1822 von Ansbach aus die Universität Heidelberg bezog, so muß

er schon auf der Schule mit Kohl bekannt gewesen sein. Was später aus diesem geworden, haben wir leider bei unseren Nachforschungen in Ansbach nicht ermitteln können. Vielleicht ist einer unserer Leser in jener Gegend so freundlich, uns nähere Auskunft über sein späteres Leben zu geben. Eine schriftliche Spur von Kohl findet sich in den späteren Briefen und Beziehungen Feuerbach's nicht.

Der Brief lautet wörtlich, wie folgt:

Berlin, den 29. Januar 1825.

Hochzuverehrender Herr Geh. Kirchenrath!

Hat das Individuum überhaupt erst dadurch freien Zutritt zu Anderen, daß es sich an ihm selbst alterirt hat, so darf ich mich wohl auch jetzt zu Ihnen ungeschämt nahen mit einem Briefe individueller Veranlassung und Inhalts, da er sich nicht unmittelbar innerhalb meiner in der Enge hält, sondern durch die offene Beziehung auf einen allgemeinen Gegenstand das Recht der Communication in sich enthält, freilich nur als Nothrecht; denn betrifft er auch mein ganzes Verhältniß zur Philosophie, das an sich, zumal vor Ihnen, in dem der erste Grund desselben ja zu suchen ist, sein Epiphanienfest begehen darf, so zieht er sich doch auf der anderen Seite wieder durch die verschiedenartigsten daraus erzeugten Zustände in das subterrane und subalterne Schattenreich der Subjectivität zurück.

Es ist leicht zu erachten, daß eine Philosophie, wie die Hegl'sche, eben so wenig, als sie sich unter und neben Anderen auch studiren läßt, sie eben so wenig in dem, der sie gründlich betreibt, neben andern Besondern eine besondere, particuläre und modeste Stellung einnimmt und sich etwa unter dem übrigen Haus- und Hofgesinde beherbergen läßt. Wächst sie am Firmament den Glitterstaat und Glanz der Sterne aus und vereinfacht ihre confuse Breit- und Weitschweifigkeit auf den Brennpunkt des individuellen Erdkörpers; streicht sie das begriffslose Amerika, ungeblendet durch seine Goldgruben, aus der Weltgeschichte aus; spinnt sie das bunt-schwedige Harlekinskleid des Lebens und Daseins auf den durchsichtigen Faden der drei Parzen zurück, so hat sie wohl die Gewalt auch über das Individuum, selbst in sich hineinzugentralfiren, seine ganze Weltkugel, gleich dem Ozean der Alten, in ihre allumfassende Kreisbewegung einzuschließen, und seinen Zusammenhang mit den Gegenständen zu lösen, denen es sich in bewußt-loser Neigung hingab und sie ohne den bestimmenden Maßstab der Vernunft zum Verufe und zur Bestimmung seines einzelnen und allgemeinen oder weltlichen Lebens erwählte. Der Berg Sinai und der Delberg ist mir untergesunken unter der seligklaren Fluth des Begriffes; Libanon's Cedern gelten nicht mehr, als unsere ehrlichen teutschen Fichten und Tannen, da wo die Natur als solche überhaupt in ihren Grund als Einheit des Seins und Nichts sich reflectirt hat: David's Leier ist verklungen und die Kinder Koran müssen zeitweilen paukiren mit ihren Pauken und Trompeten, wo der Geist seine elementarische Unmittelbarkeit im Schmerze der Dialektik durchjittert und sein Selbst zur Gegenständlichkeit und umgekehrt herausgeboren hat; und der Prophet Jeremia sucht bedeutungslos im leeren Echo des Parallelismus die schweigende Zukunft zur Antwort zu zwingen, seitdem der ewige Jude verschieden. Der Vernunft genügt nicht mehr die schöne Unschuld der Bibel, über welcher der heilige Geist nur in Gestalt einer Taube schwebte, nachdem er die unangemessene Thierform abgestreift, in seiner Entäußerung sich innerlich und sein Dasein seinem Begriffe identisch gesetzt hat. Wie der Begriff die absolut heilige Gerechtigkeit ist, die Allen vergilt, wie ihm gebührt, nämlich nichts an sich zu sein, sondern nur gesetzt und verschwindend vor ihm, die nichts gelten und bestehen läßt, als sich, so schwand mir auch die Theologie vor der Wissenschaft des Begriffes, der an ihm selbst alle Wahrheit und Realität ist und in mir den Entschluß erzeugte, ihm mein Leben und meine Thätigkeit in ihrer umfassenden Totalität zu widmen. Wäre die hegl'sche Philosophie ein einseitiger Idealismus, dem der Realismus aus der Kocktasche selbstständig auf die andre Seite hinausfiel, oder einseitiger Realismus, dem umgekehrt dasselbe Malheur passirte, so könnte wohl das Individuum, um die andere nothwendige Seite auch auszufüllen, noch ein besonderes Handwerk nebenher betreiben, wie z. B. Hr. Krug das eines Thorstehers an der Leipziger Literaturzeitung; da dem aber nicht also ist, so wird das Individuum nur insofern ihr völlig entsprechen, wenn es sie nicht bloß innerlich in sich eingeschlossen hält und etwa bloß zur unterirdischen Wurzel seines sonstigen Getriebes macht, sondern sie auch zu seinem realen Geschäft, zu seiner Welt und äußern Natur macht. Die

Schelling'sche Philosophie, die zu keinem immanenten springenden, sondern nur zu dem hinkenden und podagrastischen Unterschied des Quantum kam, und eben deswegen sich zu keinem in begriffsbestimmten Systemen auseinander gelegten Reiche zergliedern konnte, mußte wohl viel von der Einheit der Wissenschaften sprechen, und über ihnen, die als endliche eine gleichgültige Stellung nothwendig gegen einander behaupten, die hölzerne Arche Noah formeller und bestimmungsloser Identität aufschlagen, den Wolf und das Schaf unter dem blauen Himmelsdunst des goldenen Zeitalters neben einander wohnen lassen; die neueste Philosophie hingegen wird nicht von jener Einheit sprechen, denn so würde sie sich, wenn auch als Einheit, doch als eine besondre den anderen besondern Wissenschaften gegenüberstellen; sie ist aber die allgemeine, sich selbst genügende, wesenhafte Seele, die in ihrer ewigen Sichselbstgleichheit nur insofern eins ist mit den andern, als sie das Endliche in ihnen als Endlich manifestirt, ihr Wahrhaftes aber in sich als den eigentlichen Grund aufzehrt. — Ich habe vielleicht zu unbestimmt und allgemein von der Stellung des Einzelnen zur Philosophie gesprochen, da es ja nicht nur möglich, sondern auch nothwendig ist, daß Individuen, so sehr sie sich auch in jene versenken, doch bei irgend einer besondern Wissenschaft verbleiben und sie dann so auf ihr wahrhaftes Centrum reduciren, wie ja auch Sie, Herr Geh. Kirchenrath, auf eine eigentlich vorbildliche und ermutigende Weise die wahre vernünftige Einheit der Theologie und Philosophie realisirt haben. Aber eben so bleibt es wieder der Besonderheit des Subjects überlassen, ob es sich der Philosophie ganz und ungetheilt übergeben will und nur auf diese unvereinzelte Weise sich und sie zu gewinnen und die vollständige Identität beider zu setzen glaubt. So ist mein particuläres Verhältniß zu ihr bestimmt; ich will unmittelbar an der Quelle sitzen; nicht bloß sie einathmen, sehen, hören, sondern sie soll mein eigener Athem, mein Auge, das sich selbst kein Licht ist, mein Ohr werden. Studirte ich aber die Theologie nebenbei, so mußte mir doch diese zunächst mein Zweck sein, gesetzt auch, ich hätte die Philosophie als das Höchste erkannt, und sie würde mir nur theilweise und zersplittert meine Zeit der letzteren zu widmen verstaten; mache ich hingegen diese zu meinem Berufe, so ist sie, so sehr ich auch, wie natürlich, mich noch mit gelehrten Geschichten abgeben muß, doch immer mein erster und letzter, ausschließender und gegenwärtiger Zweck und Mittelpunkt und der perennirende Gegenstand meines Denkens und Thuns.

Wird es mir nun wahrlich nicht im Mindesten weh beim Abschied von der Theologie, ihren historisch-kritischen Kumpfkammern, ihren dogmatischen Geselsbrüden u. s. w., segle ich vielmehr freudig ab von dem düstern Lande der orthodogen und rationalistischen Thiergeister, die die Sache zwar im Maule führen, in der That aber mit ihr sich nur gegenseitig betrügen und mit dem ledernen Fell ihrer eigenen Subjectivität allein ihren schändlichen Handel treiben; so opponiren sich mir doch bei der beseligenden Aussicht in mein neues Geistesreich zugleich hemmende Bedenkllichkeiten, Rücksichten und die Frage, ob ich mich nicht unbefugt zu seinem Organe aufwerfe, ob nicht etwa mein Entschluß dazu eine generatio spontanea ist, der nicht in der reifen Frucht einer gezeitigten Geistesdisposition seinen berechtigten Ursprung hat. Wer sich mit irgend einer andern Wissenschaft beschäftigt, verhält sich daher als zu irgend einer, zu einer besondern, hiermit bedingten und bestimmten, er selbst gilt daher auch mit der ganzen Fläche seiner Besonderheit, er bleibt dabei in guter Ruh; wie er übrigens mit ihr fertig wird, ist seine Sache; wenn sich aber einer ausschließlich der Philosophie ergibt, so begibt er sich des Kreises wie seiner so aller Besonderheit, und erhebt sich in das absolut Unbedingte und Unendliche, es gilt so nicht mehr seine, denn er ist aufgehoben, sondern die Sache der Philosophie, sie will aber nur geweihte Priester zu ihren durchsichtigen Organen; der Philosoph, abgesehen von seiner ganz empirischen Existenz und Außerlichkeit, ist absolut allgemeiner Mensch. Bei jeder andern Wissenschaft ist ein von Außen oder Innen gegebener gewaltiger Stoff vorhanden, sei's nun unmittelbar roher, oder schon durch andere Hände hindurch gegangener, hier giebt's Munition genug und Vorrathskammern, in deren Besitz man sich selbst auf mechanische Weise setzen kann, anbei fehlt's auch nicht an Spitälern, Armen- und, ist auch ganz verbrannt der Schädel, an Brand- und Ascuranzanstalten; im reinen Aether der Philosophie dagegen ist's ganz anders, da ist kein Schneider und kein Riemer, kein Doctor und kein Advocat, dessen Rath und Hülfen anzusprechen wäre; Alles ist verschwunden, alle Halt- und Stützpunkte und Ruhepolster des gemeinen Verstandes und Bewußtseins; nur auf den eingestürzten Ruinen des Da- und Gegebenseins beginnt der Vogel der Minerva seinen einsamen Flug; selbst der tiefe Abgrund des Mystikers ist aus

seinem verschlossenen, in sich unmittelbar gehaltenen Sein zur spiegelklaren Fläche des Gedankens herausgeglättet. Wenn ich mich nun wohl in dieses reine Element erheben, mich in ihm gegenwärtig erhalten und meinen höchsten Genuß in ihm finden kann, berechtigt mich das schon dazu, ein ausschließender Träger desselben zu werden, meinen Wirkungskreis so zu sagen in ihm zu konstituieren, und gibt es mir die Hoffnung, den großen, nothwendigen Forderungen der Wissenschaft zu entsprechen? Gibt mir ferner schon mein unwiderstehlicher Drang, unmittelbar ungebrochen in ihm zu leben, die Erlaubniß und Befugniß, auch der nach Außen es bethätigende Priester zu werden, und habe ich in ihm schon die Vergewisserung, daß ich mich nicht verstoße an der guten alten Regel: *ne sutor ultra crepidam*?

Freilich hebt sich diese Besorgniß wieder dadurch auf, daß es vornehmlich von der Philosophie gilt: *Omnia Di laboribus vendunt*; sie ist die Arbeit schlechthin, wie Gott der beste Arbeiter, eben weil beide ein gegebenes Material formiren, und wie von Gott eben so von ihr gilt: sie erschafft eine Welt aus Nichts; und an Arbeit will ich's wahrlich nicht fehlen lassen; wer sollte sie auch scheuen, die in Einem zugleich die ruhige Auflösung ihres Gespanntseins ist, und jeder Schweißtropfen im Felde des Gedankens an ihm selbst ein Thautropfen selbstbewußter Seligkeit? Ohnehin spricht ja die heglische Philosophie in Wort und That die große Lehre aus, der Geist ist nur als Werden, als Resultat seiner selbst, also nicht durch die Gnade naturgegebener Bestimmtheiten, eingepflanzter Anlagen u. s. w., und führt liebevoll bei aller ihrer sonstigen schonungslosen Strenge gegen subjective Einfälle und sentimentale Herzensangelegenheiten den Willigen durch eine lange Stufenreihe bildender Gestalten zur Wissenschaft hin und fängt auch da erst mit dem Anfang an.

Es wäre auch traurig genug, wenn die Wissenschaft der Freiheit und Wahrheit nicht durch die selbstkräftige Freiheit des Individuums erlangt und realisirt werden könnte, sondern nur durch die frommen Stiftungen und Schenkungen der Natur; oder wenn sie, welche die über allen endlichen Unterschied und Trennung erhabene Allgemeinheit sein will, nur gottbegnadigten prädestinirten Seelen zugänglich wäre. Sind nun, so wenig „der Schädelknochen die Wirklichkeit des Geistes ist“, so wenig Naturgaben und Anlagen, die nichts mehr sind, als geistige Knorren und Beulen, die Bedingungen der Philosophie, und kennt sie keine Prädestination, sondern bietet sie sich Jedem gleichmäßig dar; wohlan denn! an den aufgesprengten Pforten deines Heils und Lebens nicht mehr länger gezaubert, in deine That dein Schicksal versenkt, den Sonnenwagen des Gedankens bestiegen, nicht den Gnadenstoß einer bornirten Physik, die eigne axendrehende Bewegung deiner Kraft treibe dich zum Ziel; in der Arbeit des Begreifens bist du dir selbst der Apostel Petrus, der den Schlüssel zum Himmel hat.

Außerst erwünscht wäre es mir jedoch, Ihren unschätzbaren Rath und Gedanken, verehrungswürdiger Herr Kirchenrath, über meinen Schritt zu wissen, die Sie, da ich auf schriftliche Antwort keinen Anspruch mache, wiewohl ich ihn noch vor Jedermann verborgen gehalten habe, selbst vor den Penaten, und ihn noch halte, nur gefälligst meinem Freund Kohn mittheilen mögen, der mir gewiß dann die Freundschaft erweisen wird, sie mir zu schreiben, und weiter keinen Gebrauch davon machen wird.

In Erwartung Ihres freundschaftlichen Rathes empfiehlt sich Ihrer fernern Liebe

Ihr ergebener Rudw. Feuerbach.

Der letzte Dintetropfen am Sylvesteraabend der Theologie sei noch einer alttestamentarischen Stelle geweiht: „Und Jacob rang mit einem Mann, und des Name war Gott, bis an den Morgen.“

A. E. Franzos' „Kulturbilder“.

Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Galbafien. Von Karl Emil Franzos. 2 Bde. Leipzig, Dunder u. Humblot. 1878.

Jrgendwo in seinen kleineren Schriften ertheilt Goethe den Rath, daß man sich in Dingen, die durch Fleiß erreicht werden können, nie auf sein Talent verlassen

solle; in einem von Eckermann aufgezeichneten Gespräch (Gespräche B. I. p. 194 der dritten Auflage) wird dieses Meisterwort speciell auf uns Deutsche angewendet und darüber gesagt, daß viele unserer Dichter „ihr Talent zu verlieren pflegen, wenn sie sich um Kenntnisse bemühen.“

Diese Goethe'schen Aussprüche sind mir jedesmal eingefallen, wenn ich ein Buch von Karl Emil Franzos aufschlug, mit besonderer Lebhaftigkeit, als dieses Autors „Vom Don zur Donau“ überschriebene „Neue Kulturbilder aus Galazien“ veröffentlicht wurden — Herr Franzos ist ein Talent, ein ungewöhnliches Talent, und außerdem ein Talent, das uns Deutschen im gegenwärtigen Augenblick von besonderem Nutzen sein könnte. Die Gabe, scharf und richtig zu sehen, innerhalb krauser und verwidelter Verhältnisse das Charakteristische und Bezeichnende ausfindig zu machen und dann zu deutlicher Darstellung zu bringen, ist diesem jungen Schriftsteller von der Natur selbst in die Wiege gelegt worden; in einem der ethnographisch buntesten Winkel des vielgestaltigen Oesterreich geboren und erzogen, hat Herr Franzos von Kindesbeinen an Gelegenheit gehabt, verschiedene Völkerschaften auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Art und ihres Entwicklungsgangs zu studiren; im Besitze mehrerer Sprachen (Quot linguae tot animae, pflegte Karl V. zu sagen) hat er die deutsche in einer seinen Zwecken durchaus entsprechenden Weise handhaben gelernt. Endlich ist dem Verfasser der vorliegenden Kulturbilder nachzurühmen, daß er seine Sphäre erkannt und für sein Talent den richtigen Boden zu finden gewußt hat, indem er durch Schilderung der zwischen dem 47. und 39.° östlicher Länge lebenden Völkergruppen eine sehr empfindliche Lücke unserer Kenntniß Europa's auszufüllen versucht hat. Stärker denn jemals früher, haben die germanischen Völker während der gegenwärtigen Orientirung empfinden müssen, daß ihnen das Verständniß für die Eigenart des slavischen Ostens vielfach abgeht, daß sie den Verschlingungen der orientalischen Völkerschaften als Fremdlinge gegenüberstehen. Der Grund davon ist in einem ziemlich einfachen Umstande zu finden: wir sind über das Zwischenreich, über den eigenthümlichen Strich nicht orientirt, der die slavische von der germanischen Welt trennt und in welchem die verschiedensten Völkerspitter auf einander treffen. An compacte Massen gewöhnt, von abgeschlossenen Nationalitäten und festgefüzten Staatsorganismen umgeben, übertragen wir die aus diesen gewonnenen Anschauungen auf die heterogensten Verhältnisse, verlieren wir das Concept, sobald wir in Regionen treten, innerhalb welcher herrschende, herrschend gewesene und dienende Racen mit einander ringen und den Anhängern des anscheinend so einfachen Nationalitätsprinzips Räthsel schwierigerer und complicirterer Art zu rathen aufgeben. Die Länder und Völker, über welche der Verfasser der „Kulturbilder“ berichtet, bilden eine Welt, genauer einige Welten für sich. Im Norden vom Weißen, im Süden vom Mittelländischen Meere beengt, scheint der zwischen Germanen und Ostslaven eingeleitete Länderstrich dazu ausersehen, das Schlachtfeld für die Kämpfe zu bilden, in welchen das occidentale Culturleben mit dem slavischen ringt; er wird von den Einen für das Bollwerk des Occidentalismus, von Anderen für das Vorland des zur Weltherrschaft bestimmten Slabenthums angesehen und weiß bis zur Stunde selbst nicht, wo er hingehört. Drei verschiedene Herrscher walten über dieser Region, zu welcher im Süden Bulgaren und Hellenen, in der Mittelzone Magyaren und Slaven, Polen, Ruthenen und Rumänen, weiter nach Norden Polen, Litthauer und Weißrussen, dann Deutsche, Letten und Esten, endlich Schweden und Finnen gehören! Die entscheidenden Merkmale sind in all' diesen verschiedenen Culturgebieten dieselben, wer eines derselben verstanden hat, weiß auch über die andern Bescheid zu geben, denn überall handelt es sich um dasselbe Problem: um den Kampf zwischen einer aristokratischen, auf bestimmten Cultur- und Bildungsbefiz gestützten Minderheit mit einer zurückgebliebenen Mehrheit, welche beide dem Scepter dritter Völker unterworfen sind.

An der Hand eines zuverlässigen und kundigen Führers innerhalb dieses Chaos orientirt zu werden, ist heute, — am Vorabend der größten orientalischen Ent-

scheidung des nachreformatorischen Zeitalters — von verdoppeltem Werth. Des Verfassers Beruf zur Uebernahme dieser Führerschaft ist unbestreitbar; er kennt von den genannten ethnographischen Gruppen allerdings nur zwei, die galizisch-bukowinische und die ungarische, aber diese so genau und so gründlich, daß sein Urtheil über die verwandten andern Gruppen sich fast allenthalben als zuverlässig erweist. Seine Schilderungen des galizischen Lebens und der von demselben getriebenen polnischen, ruthenischen, jüdischen, deutschen u. s. w. Völsen verrathen eine Kenntniß dieser Materie, die jedem Freunde der Ethnographie beneidenswerth erscheinen muß, und diese Kenntniß wird noch durch das Talent übertroffen, welches der Verfasser in der Veranschaulichung seines Gegenstandes bewiesen hat. Man muß diese merkwürdige Erdgegend aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um die Leichtigkeit voll würdigen zu können, mit welcher Herr Franzos die unendliche Vielgestaltigkeit ihrer Erscheinungen zum Ausdruck zu bringen weiß; Zustände und Dinge, deren Erklärung und Beschreibung anscheinend nur mit Hilfe eines weitreichenden historischen und geographischen Materials fertig zu bringen ist, vermag er mit ein Paar glücklichen Strichen so lebensvoll wiederzugeben, daß der aufmerksame Leser sofort weiß, um was es sich handelt. Ueberall hat der Verfasser auszumitteln gewußt, welche Schwierigkeiten dem Verständniß des occidentalen Publicums für orientalische Dinge im Wege stehen, und wo er sich die gehörige Mühe gibt, gelingt ihm regelmäßig diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, Licht und Schatten so glücklich zu vertheilen, daß der Beschauer den Eindruck eines vollen Lebens erhält. Bewunderungswürdiger noch ist die Schnelligkeit, mit welcher Herr Franzos das richtige Aperçu für fremde, den Zuständen seiner Heimath nur entfernt verwandte Verhältnisse zu gewinnen vermag. Aus verschiedenen Merkmalen läßt sich z. B. erkennen, daß er Rußland nur flüchtig gesehen, vielleicht nur auf einer kurzen Reise kennen gelernt hat; einzelne seiner Angaben sind unrichtig, andere ungenau — im Großen und Ganzen aber hat Herr Franzos mit seinen Urtheilen über russische Menschen und Dinge überall das Richtige getroffen. Dasselbe gilt von Rumänien, das der frühere Bewohner von Czernowit wahrscheinlich nur selten und auf kurze Zeit kennen gelernt hat: die Summe, die er aus den einzelnen, im Vorübergehen ausgenommenen rumänischen Skizzen zieht, ist die richtige, der Hauptsache nach kann man sich auch hier auf ihn verlassen.

In die richtige Schule gebracht, unter strenge Selbstzucht gestellt, durch ernste Studien vertieft, hätte sich mit so glücklichem und an die richtige Stelle gesetztem Talente Wichtiges und Ersprießliches ausrichten lassen. Diese Bedingungen sind aber, so weit wir sehen können, nicht gehörig erfüllt; die oben angezogenen Goethe'schen Regeln für die Anwendung des Talents unberücksichtigt geblieben. Herr Franzos gehört der großen Zahl moderner Menschen an, die sich „auch in solchen Dingen, die nur durch Fleiß erreicht werden können“ und in denen der Fleiß der einzige zuverlässige Führer zu dem angestrebten Ziel ist, auf ihr Talent verlassen. Daß der von ihm eingeschlagene Weg nicht der richtige ist, geht am deutlichsten aus einer Vergleichung seines Erstlingswerks „Aus Galbasien“ mit dem vorliegenden Buche hervor, das trotz seines Reichthums an glücklich gewählten Stoffen und an gelungenen Einzelheiten einen schriftstellerischen Rückschritt ziemlich bedenklicher Art bedeutet. Als Merkmale eines solchen stellen sich vor Allem gesteigerte Vorliebe für die novellistische Form der Sittenschilderung und Neigung zu feuilletonistischen Banalitäten dar. Daß es Verhältnisse gibt, die am glücklichsten durch Erzählung der Geschichte eines einzelnen Menschen wiedergegeben werden, ist unbestreitbar: ein so großes Culturgebiet, wie dasjenige, welches „zwischen Don und Wolga“ liegt, mit novellistischen Skizzen abthun zu wollen, wird aber Niemandem in den Sinn kommen, dem es um die Sache ernst ist. Der Ethnograph wird sich in solchem Falle sagen müssen, daß richtige Vorstellungen von dem Zusammenleben durch einander gewürfelter Racen und Religionsgesellschaften nur gewedt werden können, wenn der Schilderung des Einzelnen Studien über den Proceß dieser Zusammenwürfelung und deren allgemeine Wirkungen

vorausgehen; dem sorgfältigen Darsteller wird nicht zweifelhaft sein können, daß auf einander gehäufte Novellen, die alle denselben Zweck der Darlegung nationaler Verschiedenheiten verfolgen, nicht nur des künstlerischen Werthes entbehren, sondern schließlich auch ihre Wirkung verfehlen müssen. Um eigentliche Novellen handelt es sich in dem vorliegenden Buche allerdings nicht. Die Form, welcher der Verfasser sich mit besonderer Vorliebe zuwendet, ist ein Mittel Ding zwischen Novelle und Schilderung: weil es sich um ein gemischtes Genre handelt, glaubt Herr F. nun der Rücksichten, welche durch beide Arten der Darstellung bedingt sind, entzathen zu können. Wo die Erzählung, welche er zum Vorwurf genommen, in's Stocken geräth, wird eine allgemeine Betrachtung geographischer, geschichtlicher oder politischer Natur eingeflochten — wo diese Betrachtung bei einem Punkte angelangt ist, über welchen man nur an der Hand eingehenderer Forschung und wissenschaftlicher Vertiefung hinauskommen kann, kehrt Herr Franzos zu seiner Novelle zurück. Besonders verhängnißvoll hat die Gewöhnung an diese Methode sich durch den Einfluß erwiesen, den sie auf die Auswahl der von dem Verfasser behandelten Stoffe geübt hat. Die Gegenstände der Kulturbilder „Vom Don zur Donau“ sind nicht nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit und nach ihrer Bedeutung für das richtige Verständniß des Ganzen, sondern wesentlich nach ihrer Ausgibigkeit für die novellistisch-feuilletonistische Darstellung ausgewählt worden. Nicht diejenigen Materien werden vorgeführt, deren es bedarf, damit wir von den Ländern und Völkern „zwischen Donau und Don“ eine richtige und zusammenhängende Darstellung gewinnen, sondern diejenigen, über welche der Verfasser am glücklichsten plaudern und denen er am schnellsten eine pikante Seite abgewinnen zu können meint. Wer so verfährt, für den ist unvermeidlich, daß er in's Triviale verfällt und über dem Zufälligen und Einzelnen das Bleibende und Bedeutsame vernachlässigt. Welchen Sinn und welche Berechtigung hat es, die Schilderung der Stadt Pesth mit Skizzen aus ihren „Verbrecherhöhlen“ abzu thun und dem Leser, der vor Allen nach einer Auseinandersetzung der ethnographischen Zusammensetzung und Rollenvertheilung der Bevölkerung dieses ungarischen Mittelpunktes verlangt, eine Anzahl von Criminalgeschichten zu erzählen, die ebenso auf deutschem oder französischem, wie auf ungarischem Boden passirt sein können und die mit der Eigenart magyarisch-slavisch-deutscher Völkermischung kaum irgend Etwas gemein haben? Was kümmern uns „Genser und Bajazzo“, so lange wir über die Haupttypen, die in den ungarischen Grenzländern ihr Wesen treiben, kaum den nöthigsten Bescheid erhalten haben? Wie kann es einen Mann, der so genau wie der Verfasser der Abhandlung „Ueber die geistigen Strebungen der Vulgaren“ weiß, worauf es für das richtige Verständniß eines fremden Volksthum's ankommt, und was er, der Vielgereifte, seinem Leser schuldig ist — wie kann es einen solchen Mann auch nur versuchen, pikante Criminal- und Bagabundengeschichten im Stil der Lemme und Genossen zu erzählen, — Dinge zu geben, die hundert Andere ebenso gut und ebenso schlecht machen können, wie er und darüber zu versäumen, was er zu seinem Privilegium machen könnte?

Die Erklärung dafür, warum der Verfasser den falschen Weg eingeschlagen hat und warum er in die Gefahr gerathen ist, aus einem begabten und berufenen Sittenschilderer ein mäßiger Feuilletonist und Novellist zu werden, — ist freilich nicht schwer zu finden. Herr Franzos ist unmittelbar nach (oder kurz vor?) Beendigung seiner Studien Journalist und zwar Wiener Journalist geworden und er hat sich durch den glänzenden Erfolg seiner ersten Publicationen über die Stärte seines Talentes und über die Natur der ihm zugefallenen Aufgabe täuschen lassen. Er hat den bekannten, in Wien besonders nahe liegenden und besonders gefährlichen Irrthum begangen, journalistische Erfolge mit schriftstellerischen, die Ansprüche einer Zeitungsredaction mit denjenigen der Literatur zu verwechseln und ohne Weiteres seinem Darstellungstalent zu Gute zu schreiben, was wesentlich das Verdienst des Stoffs war, welchem er sich zugewendet hatte. Die Form, welche der Verfasser für seine Kulturbilder gewählt, ist journalistisch außerordentlich dankbar, — ethnographischen

Schilderungen, die einen bleibenden Werth haben sollen, dagegen so ungünstig, wie kaum irgend eine andere. Zu wirklicher Herrschaft über diesen Stoff bringt es nur, wer sich in denselben vertieft und für die dazu erforderliche Arbeit außer den sonstigen Eigenschaften, auch den sittlichen Ernst und die Fähigkeit mitbringt, ohne Rücksicht auf die schriftstellerische Ausgibigkeit eines Dings, dem Wesen derselben gerecht zu werden. In die Form einer flüchtig hingeworfenen Erzählung lassen sich auch die Ergebnisse einer bloß die Oberfläche streifenden Beobachtung gießen; diese zerbrechliche und incohärente Form ist für die Aufnahme leichter Schläden sogar geeigneter, als für die Ausgießung mit ächtem Metall. Wer sich daran genügen läßt, für den Tag zu arbeiten und Ripptischfiguren herzustellen, die ihren Zweck erreicht haben, wenn sie die Unterhaltung eines Tages zu bestreiten vermochten, wird sich aber mit ephemeren Erfolgen zufrieden geben müssen und es zum Schatzgräber ebenso wenig bringen, wie zum Künstler.

Dazu bedarf es einer Energie, die sich der Mühe des Herabsteigens in den Schacht und der unscheinbaren, schlecht bezahlten Arbeit in der Tiefe, nicht verbrießen läßt; nur an der Hand wissenschaftlicher Forschung gelangt man zu der Fähigkeit, Bleibendes von Vorübergehendem, Vollwerthiges von bloß Blinkendem zu unterscheiden; nur aus sprödem, im Feuer hingebender Arbeit geschmolzenem Metall lassen sich wirkliche Kunstwerke herstellen. Um wahrhaft fruchtbar gemacht zu werden, erfordert gerade das Gebiet, dem Herr Franzos sich zugewendet hat, der Gräberarbeit, die in die Tiefe geht, die den Untergrund der Dinge feststellt, ehe an die Darstellung ihrer wechselnden Erscheinungen gegangen wird. Daß der Verfasser der „Kulturbilder“ ein vorzüglicher Ethnograph und Sittenschilderer werden kann, daß er die meisten, dazu erforderlichen Eigenschaften besitzt, ist bereits in dem Eingang, zu diesen seinem Buche gewidmeten Bemerkungen denkbar hervorgehoben worden. Den richtigen Gebrauch wird er von diesen Fähigkeiten aber erst machen, wenn er darauf verzichtet, den Leser mit seinem Talent für das entschädigen zu wollen, was ihm noch fehlt: wissenschaftliche, insbesondere geschichtliche Vertiefung in seinen Stoff und sittlichen Ernst. Diesen Ernst erwirbt nur, wer diejenige Fähigkeit in sich entwickelt, von der Lessing gesagt hat, sie sei die einzige, deren der Mensch sich rühmen dürfe:
* * *

eu. **Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795.** Von Heinrich von Sybel. Vierte, erweiterte und vervollständigte Auflage. Drei Bände. Düsseldorf, Verlags-Handlung von Julius Buehns. 1877.

Es ist eine leichte und angenehme Aufgabe, dem Leserkreise dieser Zeitschrift eine neue Auflage von Sybel's Geschichte der Revolutionszeit anzuzeigen: man kann es sich ersparen, ein Wort mit empfehlenden Worten zu begleiten, das durch drei Auflagen in Deutschland, durch Uebersetzungen in Frankreich und England allgemein verbreitet und gelesen ist; man darf sich darauf beschränken, auf die Fortschritte hinzuweisen, welche diese neue Auflage gegenüber der früheren kennzeichnen. Wenn schon die dritte Auflage des Sybel'schen Werkes durch eine ausgedehnte Benutzung der Archive zu Berlin, London und Paris alle anderen Darstellungen derselben Epoche bei Weitem überragte, so ist jetzt dieser Vorzug noch erhöht worden, seitdem die liberale Verwaltung des Herrn v. Arneth auch den Zugang zu dem Archive in Wien gestattet hat, und seitdem der Verfasser selbst als Director der preussischen Staats-Archive die Acten des Geh. Staats-Archivs in Berlin noch vollständiger als früher hat benutzen können. Es ist daher gerade der für den deutschen Leser wichtigste Theil des Werkes, die Darstellung der Beziehungen der deutschen Mächte zur französischen Revolution, der die meisten Ergänzungen erfahren hat. Gleich die ersten Abschnitte über jene große Umwälzung der preussischen Politik, welche durch den Sturz des Grafen Herzberg und durch die Annäherung an Oesterreich bezeichnet wird, erscheinen in sehr erweiterter und wesentlich veränderter Gestalt vor dem Leser. Sehr interessant sind die Schilderungen der mannigfachen Versuche der verschiedenartigsten Regierungen in Frankreich, um eine Verständigung mit Preußen herbeizuführen; geheime Emissäre waren fortwährend unterwegs zwischen Paris und Berlin, um eine Annäherung zu vermitteln die doch nie zu Stande kam; wenn wir nicht irren, finden wir bei Sybel zuerst die Mission Benoit's erwähnt, den Dumouriez zu jenem Zwecke nach Berlin sendete.

Besonders anziehend aber ist für jeden Freund historischer Forschung und Darstellung eine Vergleichung der neuen Auflage Sybel's mit den kürzlich erschienenen Werken Ranke's, dem Ursprung der Revolutionskriege und den Denkwürdigkeiten Hardenberg's. Ein scharf ausgesprochener Gegensatz scheidet in zwei wichtigen Punkten die Auffassung unserer beiden großen Geschichtsschreiber: Ranke vertheilt die Schuld an dem Kriege von 1792, die Sybel ausschließlich den Franzosen und besonders den Girondisten zur Last legt, mehr auf beide Theile und fällt andererseits ein weit milderes Urtheil über die österreichische Politik. Indem wir in dem letzten Punkte uns der Ansicht Sybel's anschließen, der auf Grund einer umfassenderen Benutzung der einschlägigen Urkunden die Darstellung Ranke's beseitigt, halten wir in der Frage nach dem Ursprung der Revolutionskriege die Auffassung Ranke's noch keineswegs für widerlegt. Sybel meint in seinem Vorwort, der Gedanke Ranke's sei, daß der Conflict zwischen Frankreich und dem alten

Europa wie ein Zusammenstoß zweier feindlicher Elemente, ohne Verschulden Einzelner, mit Nothwendigkeit erfolge. Ranke sehe die Ideen außerhalb der Menschen als dämonische Kräfte, die ihn auch ohne und selbst wider seinen Willen forttreiben. Sybel glaubt mithin, daß der unleugbar fatalistische Grundzug der Geschichtsauffassung Ranke's auch seine Ansicht über den Ursprung des Revolutionskrieges beherrsche. Es ist geistig, daß Ranke mehr Gewicht als irgend ein anderer Historiker auf die Ideen legt: „Die Ideen sind Alles,“ sagte er einmal dem Schreiber dieser Zeilen; „die Menschen haben nur insofern Bedeutung, als sie zu den Ideen eine freundliche oder feindliche Stellung einnehmen.“ Für ihn bildet denn auch bei dem Ursprung des Revolutionskrieges die Idee der Volkssouveränität das Alles beherrschende Moment: wie sie im Innern mit Nothwendigkeit zum Umsturz des alten Königthums führt, so veranlaßt sie mit gleicher Nothwendigkeit nach Außen den Krieg gegen die Mächte, die ihr eine Schranke zu ziehen wenigstens beabsichtigen. Uebrigens ist Ranke die Antwort auf die Einwendungen Sybel's nicht schuldig geblieben. In der Vorrede zu den so eben veröffentlichten „Historisch-biographischen Studien“ bemerkt er, „Der Kampf der Gegensätze und Ideen“ kann nie vermieden werden; er ist eine Nothwendigkeit. Der Anteil, den ein bedeutender Mensch an demselben nimmt, beruht allerdings auf seinen innersten Impulsen, aber auch zugleich auf den Umständen, unter denen er in die Handlung eintritt. Die Freiheit erscheint mehr in den Persönlichkeiten, die Nothwendigkeit in dem Leben des Gemeinwesens.“

Doch uns will es nicht anstehen, in diesem Gegensatz, der doppelt interessant ist, weil der conservative Historiker die französische Revolution, der liberale die absoluten Staaten des alten Europa in Schutz nimmt, eine Entscheidung zu versuchen. Wir sind indeß begierig, zu sehen, welche Auffassung dieser Frage, vielleicht der wichtigsten der neueren Geschichte, die nachfolgende Geschichtsschreibung beherrschen wird.

v. **Hölzer's historische Bibliothek** für die Jugend: Kaiser Joseph II. von G. Wolf. Wien, A. Hölzer. 1877.

Herr G. Wolf hat bereits mehrere monographische Arbeiten über die Zeit Joseph's II. veröffentlicht, dabei auch werthvolle archivalische Documente zuerst ans Licht gezogen. Er beherrscht das Material, und wenn seine Schrift ihrer Bestimmung für die Jugend durchaus entspricht, so bietet sie auch dem Kenner und Forscher neue und interessante Thatfachen und Bemerkungen. Die äußere Politik ist kurz behandelt, sein Hauptaugenmerk richtet der Verfasser auf den Charakter des Kaisers und die innere Entwicklung Oesterreichs: Verwaltung, Justiz, kirchliche Reformen, Censur, Schule und Unterricht, geistiges Leben und Humanitäts-Anstalten. Allen, denen eine ruhige, maßvolle und verständige Beurtheilung des in seinen Absichten so edlen, in der Ausführung oft übereilt und ohne Berechnung vorgehenden Monarchen erwünscht ist, kann das kleine Buch angelegentlich empfohlen werden.

2. *La poésie des Ottomans* par M^{me} Dora d'Istria. Seconde édition. Paris, Maison neuve & Co. 1877.

Die Verfasserin schreibt nicht eine türkische Literaturgeschichte; sie erzählt nicht in chronologischer Folge; sie schildert in präciser Sprache und in knappem Umriss, aber leicht und geschmackvoll, nach sachlichen Kategorien: nationales, legendarisches, romantisches, allegorisches Epos, Thierepos, religiöse, kriegerische Poesie, Epitaphien und Epniler, die Liebe und die Freude, die Moralisten, Erziehung und Unterricht, Epigramm und Satire. Sie wünscht ein Bild von dem Reichthum dieser osmanischen Literatur zu gewähren und die Vorstellung von türkischer Barbarei auf dem Gebiete des geistigen Lebens zu zerstreuen. Der Eindruck ist vielleicht nicht ganz ihren Wünschen gemäß. Dem Umfang nach zeigt sich die Production allerdings bedeutend, aber wir finden wenig Gedankengehalt, engen Gesichtskreis, geringe Originalität. Persien, Arabien, Indien liefern Anregungen und Vorbilder. Ein nationales Epos gibt es nicht; aber Alexander der Große und Salomo der Judenkönig werden eifrig besungen, das osmanische Ideal des Welt Herrschers prägt sich in ihnen aus; die berühmten persischen Liebespaare, Zulfus und Suleika, Nebiünun und Leila, Rhosru und Schirin, sind auch in der türkischen Poesie die meistbehandelten, so daß wir uns ganz in der Atmosphäre des „weißlichen Divans“ bewegen. Gern aber folgen wir der kunbigen Führerin von Neuem in diese mattbeleuchteten Regionen einer wenig gefannten Literatur, deren Träger jetzt im Vordergrunde des politischen Interesses stehen.

3. *Camp Paradise*. Novelle von Georg Asmus. Deutsche Original-Ausgabe. Köln und Leipzig, Ed. Heinrich Mayer. 1877.

Dem in der Ferne häufig so nüchtern und geschäftsmäßig erscheinenden Leben Amerita's hat Georg Asmus in seinem „Camp Paradise“ eine außerordentlich poetische Seite abzugewinnen gewußt und eine Novelle von entzückender Frische, herzagewinnender Lieblichkeit, wie gleichzeitig ein treffendes Bild amerikanischer Gesellschaftszustände geschaffen. Aber nicht nur für das von dem unsererigen so abweichende Gesellschaftsleben, auch für die großartigen Naturschönheiten der Gebirgsgegenden des Landes erweist sich der Griffel Asmus' als der eines bedeutenden Talentes. Die Fabel, obgleich einfach, wirkt doch in ihrem Verlauf spannend. Für den deutschen Leser gewinnt die durchaus heitere, des bösen Elements gänzlich ermangelnde Novelle noch ein besonderes Interesse durch die bezeichnende Gegenüberstellung des amerikanischen und deutschen Wesens, von denen das letztere außer durch die idealisirte Clara und den jüngeren Kunt von dem echt lebensbürgerlichen, aber ehrbaren Elternpaare Clara's repräsentirt wird. Am Charakteristischsten zeigt sich die nationale Verschiedenartigkeit in der Offenbarung ihrer Hergensempfindungen seitens der Liebenden. —

Mit Vergnügen nehmen wir davon Kenntniß, daß „Camp Paradise“ nur der Vorläufer einer ganzen Reihe amerikanischer Erzählungen ist, die sich gewiß in ihrem Werth dem köstlichen

„Amerikanischen Stillebildchen“ des Verfassers würdig an die Seite stellen werden.

4. *Erkenne dich selbst!* Gedankbuch zur Charakteristik der Freunde und Freundinnen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Eingeleitet durch Schiller's herrliches Wort: „Willst du dich selber erkennen, so sieh wie die And'ren es treiben“, erhalten wir hier ein Album sehr eigenthümlicher Art, ein Album gewissermaßen für seelische Photographien. Wer das Buch besitzt, der kann sich glücklich preisen; aber wer sich hineinschreibt, der sehe, was er thut! Es handelt sich darum, in der Beantwortung von 26 Fragen sein ganzes Inneres zu enthüllen, und die Fragen sind so äußerst geschickt gestellt, daß diesem Inquirenten in Blau und Gold keine Falte des Herzens verborgen bleibt, wenn nämlich der Inquisit „die Wahrheit, die volle Wahrheit und Nichts als die Wahrheit“ bekennet. Es mag Jedem und Jeder leicht werden, seine oder ihre Lieblings-Schriftsteller, Componisten und Maler zu nennen, zumal wenn man auf die Classiker zurückgreift; aber versänglicher schon lautet die Frage nach dem Lieblingsnamen und der Idee von Glück. Eine fast ebenso starke Zumuthung liegt darin, den Gegenstand seiner unüberwindlichen Abneigung zu bezeichnen, als etwa den seiner Zuneigung (nach welchem übrigens discreter Weise nicht gefragt wird); und wer möchte sich durch seine Lieblingspeiße, seinen Liebestrunk compromittiren? Ausern und Champagner, das geht allenfalls. Aber Sauertraut und Baisris Bier — wer hätte den Muth, das anzusehen? Indessen ein wenig Geschick hilft, wie aber so manche andere Schwierigkeit des Lebens, wol auch über diese fort, und wenn man die Sache nicht ganz so ernsthaft nimmt, als der verdiente Herausgeber zu wünschen scheint, so läuft sie noch immer auf ein geistreich unterhaltendes Spiel hinaus — und auch als solches soll das geschmackvoll ausgestattete Buch uns willkommen, unsern Lesern bestens empfohlen sein.

5. *Neue Schweizerbilder*. Erzählungen von J. Frey. Bern, G. Froben & Co. 1877.

Die „Neuen Schweizerbilder“ sind ein schönes Vermächtniß des, nach einem an Mühen und Sorgen reichen Leben, im December 1875 dahingegangenen Dichters der „Waisen von Holligen“, an die sie wol in ihrer Eigenart erinnern, wenn auch nicht hinanreichen. Einfach erfunden, hat Frey die vier Erzählungen, die der Band enthält, mit jener musterhaften Sanfterkeit und Schärfe der Charakteristik ausgeführt, die man immer als hervorragende Eigenschaften seines ungewöhnlichen Talents anerkannte. „Verbrecher im Gedanken“ und „Im Lande der Freiheit“ verdienen, was Beobachtung und Darstellung der mächtigsten Regungen des menschlichen Herzens anlangt, vor den Erzählungen „der letzte Hirt im Dorfe“ und „die Abendglocke“, einer etwas gewöhnlichen, aber mit Humor geschriebenen Geschichte, den Vorzug. Das Leben des schweizerischen Landvolks mit seinen ursprünglichen, oft scharfen Charakteren gibt Frey mit überraschender Treue wieder und läßt dabei doch auch das Reimenschliche zur vollen Geltung kommen. Vor seinem großen Landsmann Gottlieb hat Frey den dichterischen Schwung und die Gabe, unterhaltender zu schildern, voraus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis 12. März 1878 zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bafer. — Die Fürsten in Europa von James Bafer. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Karl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Bamberg. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.

Ballestrin. — Lady Melusine. Roman in zwei Abtheilungen von Eufemia Gräfin Ballestrin. Mit dem Bildniß der Verfasserin. Berlin, H. v. Deder's Verlag. 1878.

Banning. — L'Afrique et la conférence géographique de Bruxelles. Deuxième édition revue et augmentée. Avec 3 cartes et 16 gravures. Bruxelles, C. Muquardt. 1878.

Barthel. — Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Von Karl Barthel. 9. Auflage, überarbeitet, durchweg sehr stark vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von G. Emil Barthel. Dießg. 2. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1877.

Baskerville. — The Poetry of Germany, consisting of selections from upwards of seventy of the most celebrated poets, translated into English Verse, with the original text on the opposite page, by Dr. Alfred Baskerville. Hamburg, Verlag von Haendcke & Lehmkühl. 1878.

Beleno. — Sonette aus der Alpenwelt von Wal Beleno. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappler. 1878.

Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der Oesterreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Heft XXI. XXII. Wien, Faesy & Frick. 1877. 78.

Bing. — Die Gymnasien der Sellenen. Von Dr. Julius Bing. Mit 18 Holzschnitten. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.

Binz. — Ueber den Traum. Nach einem 1876 gehaltenen öffentlichen Vortrag von C. Binz, ord. Professor der Universität Bonn. Bonn, Verlag von A. Marcus. 1878.

Blechner. — Wiener Novellen. Von Heinrich Blechner. Wien, Verlag des Verfassers. 1878.

Brandl. — Barthold Heinrich Brodes. Heft darauf bezüglichen Briefen von J. L. König an J. J. Bodmer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert von Alois Brandl. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchh. 1878.

Brommy & Littrow. — Die Marine. Eine gemeinfassliche Darstellung des gesamten Seewesens für die Gebildeten aller Stände. Von weiland Rudolf Brommy, Contre-Admiral, und Heinrich von Littrow, k. k. Fregatten-Capitän a. D. 3. neubearbeitete Auflage von Ferdinand von Kronensfels. Mit vielen Illustrationen. Dießg. 13–21. Wien, A. Hartleben.

Bulle. — Geschichte der Jahre 1871 bis 1877 von Constantine Bulle. 1. Band. Frankreich. — Deutschland. Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot. 1878.

Bullinger. — Des Aristoteles Erhabenheit über allen Dualismus und die vermeintlichen Schwierigkeiten seiner Geistes- und Unsterblichkeitslehre. Von Anton Bullinger, k. Studienlehrer in Dillingen. München, Theod. Ackermann. 1878.

Bulthaupt. — Dramaturgische Skizzen von Heinrich Alfred Bulthaupt. Bremen, Verlag von J. Röhmann's Buchhandlung. 1878.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1709. 10. 11. The War Correspondence of The „Daily News.“ In three volumes. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

Conrad. — Die letzten Päpste. Ketzzerbriefe aus Rom von M. G. Conrad. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1878.

Cyclopaedia of Education: A Dictionary of information for the use of teachers, school officers, parents and others. Edited by Henry Kiddle and Alexander J. Schem. New-York, Verlag von E. Steiger. 1877.

Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. C. v. Lützow. Dießg. 35. 36. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seubert. 1877.

Dorr. — Shakespeare, De losgen Biewer von Wilsfor en't Plattbiefche überfett von Robert Dorr. Met 'nem Bärword von Klaus Groth. Dießg. 1. Kaulfuß'sche Buchh. 1877.

Dreikaiserbündniß, Das! Die Lösung der orientalischen Frage. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1878.

Dualismus, Der, in Oesterreich-Ungarn. Eine Kritik seines Entstehens und Bestehens von einem Ungar. Leipzig, O. Wigand. 1878.

Du Bois-Reymond. — Der physiologische Unterricht sonst und jetzt. Rede bei Eröffnung des neuen physiologischen Instituts der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 6. November 1877 gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Berlin, Verlag von A. Hirschwald. 1878.

Eckers. — Lirastaf. — Drama in fünf Aufzügen von Gustav Eckers. Leipzig, E. F. Winter'sche Verlagsbhlg. 1878.

Effelborn. — Eubodia. Dramatisches Gedicht von Karl Effelborn. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.

Eggenschwiler. — A. Thiers' Leben und Wirken. Von R. Eggenschwiler, Redaktor des „Bund“. Mit einem Porträt Thiers'. Bern, Verlag von E. Nagron. 1878.

Ehrlich. — Der Humor Shakespeares. Vortrag von Josef R. Ehrlich gehalten im Verein der Literaturfreunde in Wien. Wien, Manz'sche Hof-Verlags- u. Univ.-B. 1878.

Erinnerungen an Amalie von Lasaulx, Schwester Augustine, Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannis-Hospital zu Bonn. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1878.

Eucken. — Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. Von Rudolf Eucken, Professor in Jena. Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1878.

- Faulmann.** — Stenografische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenografie nach Gabelsberger's System. Von Karl Faulmann. Liefg. 7—16. Wien, A. Hartleben's Verlag.
- Formenschau, Der, der Renaissance.** Eine Quelle der Belehrung und Anregung für Künstler und Gewerbetreibende. Herausgegeben von Georg Hirth in München. Heft 4. 5. 6. Leipzig, Verlag von G. Hirth.
- Förster.** — Die Deutsche Kunst in Bild und Wort. Für Jung und Alt, für Schule und Haus. Herausgegeben von Ernst Förster. Lfg. 2—6. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.
- Frankf.** — Die Dinge im Orient. Deutsche Mahnungen und Betrachtungen von F. Frankf. Leipzig, C. Schilling. 1878.
- Freyl.** — Altdeutsches Leben. Stoffe und Entwürfe zur Darstellung deutscher Volksart von Dr. Albert Freyl. 1. Band. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.
- Gewerbehalle.** Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt. 1878. Hg. 2. 3. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.
- Shillani.** — Europäische Chronik von 1492 bis April 1877. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedensinstrumente eingeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte von Dr. F. W. Shillani, Hofrath und Ritter mehrerer Orden. 4. Band. Mai 1867 bis Ende Juni 1870. 5. Band. Anfang Juli 1870 bis Ende April 1877. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1878.
- Gladstone.** — Der Farbensinn. Mit besonderer Berücksichtigung der Farbenkenntnis des Homer. Von W. E. Gladstone, M. P., ehemaliger Premier-Minister von Grossbritannien; Lordrector der Universität Glasgow. Breslau, J. U. Kern's Verlag. 1878.
- Glümer.** — Alteneichen. Erzählung von Claire von Glümer. (Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise Bd. XL.) Berlin, Verlag von A. Goldschmidt.
- Goebel.** — Professor Helmholz' Rede über das Denken in der Medicin und die Aufgabe der Philosophie. Von Dr. Carl Goebel. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.
- Grabbe.** — Herzog Theodor von Gothland. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Christian Dietrich Grabbe. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Eugen Feyden. Königsberg i. Pr. 1878.
- Grimm.** — Meister Martin. Dramatisches Gedicht in zwölf Bildern von A. Th. von Grimm. Böslf. Volksausgabe. Wiesbaden, J. S. Schulz-Curtius & Sohn. 1878.
- Grove.** — A dictionary of Music and Musicians. (A. D. 1540—1878.) By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. In two volumes. Vol. I. London, Macmillan & Co. 1878.
- Grundemann.** — Die Erschließung Innerafrika's durch Stanley's Entdeckung des Livingstone von Dr. R. Grundemann. Mit einer Karte. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.
- Günther.** — Studien zur Geschichte der mathematischen und physikalischen Geographie von Dr. Siegmund Günther, Kgl. bayr. Gymnasialprofessor etc. 3. Heft. Aeltere und neuere Hypothesen über die chronische Versetzung des Erdschwerpunktes durch Wassermassen. Halle a. S., Verlag von L. Nebert. 1878.
- Hadländer.** — Der Roman meines Lebens von F. W. Hadländer. Hg. 2—8. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe.
- Halend.** — Blumenthal und Schönebeck. Ein Beitrag zur bremischen Geschichte von L. Halend. Mit 2 Illustrationen. Bremen, Verlag von J. Kähmann's Buchhandlg. 1878.
- Harte.** — The Story of a Mine. By Bret Harte. Authorized edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1877.
- Heldt.** — Ewige Liebe. Novelle in Versen von E. Heldt. Riga, J. Deubner. 1878.
- Heyerdahl.** — Nissesslaat. Caprice Violin of Andres Heyerdahl. Christiania, Carl Warmuths Musikforlag.
- Holland.** — Darwinia von Jean Holland. Deutsch bearbeitet von Albert Paeger. 2 Thle. Deventer, Verlag von W. Hulscher. 1877.
- Holst.** — Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Von Dr. F. v. Holst, Professor an der Universität Freiburg i. B. 1. Band. Berlin, Verlag von Jul. Springer. 1878.
- L'Hombre.** — Vademecum für L'Hombre-Spieler. Celle, Literar. Anstalt. 1878.
- Hortus Delleclamar** für deutschen Humor gepflanzt von L. Eichrodt. Dritter Spaziergang. Eröffnet durch Moritz Schauenburg im Jahr. 1878.
- Huber.** — Zur Philosophie der Astronomie von Johannes Huber. München, Verlag von Theod. Adermann. 1878.
- Huber.** — Das Gedächtnis von Johannes Huber. München, Verlag von Theod. Adermann. 1878.
- Huss.** — Fontana Trevi und die Verlobten von Hermann Huss. Rom, Verlag von H. Loescher. 1878.
- Jäger.** — Geschichte der Römer von Oscar Jäger, Director des R. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln. Mit einem Titelbilde. 4. Auflage. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1877.
- Jannsen.** — Montesquieu's Theorie von der Theilung der Gewalten im Staate auf ihre Quelle zurückgeführt. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatswissenschaft von Harry Jannsen. Gotha, Verlag von Friedr. Andr. Berthels. 1878.
- Jbsen.** — Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen. Unter Mitwirkung von Emma Klingensfeld veranstaltete deutsche Originalausgabe der „Samfundets stötter“ von Henrik Jbsen. München, Th. Adermann. 1877.
- Jellinek.** — Die Beziehungen Goethe's zu Spinoza. Vortrag gehalten im Vereine

- der Literaturfreunde zu Wien von Dr. Georg Jelinek. Wien, A. Hölder. 1878.
- Jensen.** — Fragmente. Roman. 2 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1878.
- Jigen, David.** Gedichte von einem alten Vortentfer. Berlin, Verlag von Dobbert & Schleiermacher. 1878.
- Kade.** — Anleitung zur Erlernung der englischen Sprache und zum Uebersetzen ins Englische. Von Dr. Emil Kade, Professor bei dem Königl. Sächs. Cadettencorps. 7. durchgängig verbesserte Auflage. Hamburg, Verlag von Gaebde & Lehmkühl. 1877.
- Kallischer.** — Teleologie und Darwinismus. Von Dr. S. Kallischer. Berlin, Verlag von G. Hempel. 1878.
- Kayser.** — Sophocles' Antigone deutsch von Theodor Kayser. Tübingen, Verlag und Druck von Franz Fues. 1878.
- Keller.** — Züricher Novellen. Von Gottfried Keller. 2 Bde. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg. 1878.
- Kjerulf.** — Norske Folkeviser satte for Pianoforte af Halfdan Kjerulf. Hest 1. 2. Christiania, C. Warmuth.
- Kjerulf.** — Sanger och Visor. Lieder und Gesänge. Die nordischen und englischen Gedichte deutsch von Edmund Lobedanz vid Pianoforte af Halfdan Kjerulf. Band I. Christiania, C. Warmuth.
- Kirchner.** — Gedichte von Friedrich Kirchner. Zweite, vermehrte Auflage. Rötzen, P. Schettler's Verlag. 1877.
- Klende.** — Katechismus der Makrobiotik oder der Lehre, gesund und lange zu leben. Von Dr. med. F. Klende. Dritte, durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 63 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1878.
- Krebs.** — Die beiden Gloden. Politisch-historische Dichtungen von Karl Krebs. Göttingen. 1876.
- Krebs.** — Lieb Agneis. Hilon-Lieder. Geburtstagsgabe von Karl Krebs. Göttingen (Selbst-Verlag). 1877.
- Krieg.** — Zur Geschichte und Literatur der römischen Antiquitäten von Dr. Corn. Krieg zu Ebnat in Freiburg im Br. Aachen. 1878.
- Kriegs-Chronik, Illustrierte.** Gedenkbuch an den Orientalischen Krieg. 1876/77. Fiesg. 5. 6. 7. 8. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.
- Kürschner.** — Chronologie des Theaters (vom 1. October 1876 bis 30. September 1877). Von Joseph Kürschner. 2. Jahrg. Lichtersfelde bei Berlin. 1878.
- Lange.** — Militair und Schule. Ein ernstes Wort von Dr. Richard Lange. Hamburg, Verlag von E. Boyesen. 1877.
- Lange.** — Deutsche Bildung in Italien. Entwurf einer Rede, welche zur Empfehlung der Bestrebungen der Frau Julie Salis Schwabe am 20. Januar 1878 in der Aula des Johanneums zu Hamburg gehalten worden ist von Dr. Richard Lange. Hamburg, Verlag von E. Boyesen. 1878.
- Lasson.** — Norwegischer Scharfschützen-Marsch. Komponirt von Niels Lasson. Piano zu 2 Händen. Christiania, Carl Warmuth's Musikverlag.
- Lichtenberger.** — Étude sur les poésies lyriques de Goethe par Ernst Lichtenberger. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1878.
- Loise.** — Études sur L'Allemagne moderne par Ferdinand Loise. Bruxelles, Librairie Européenne C. Muquardt. 1878.
- Marcus.** — Die wirtschaftliche Berechtigung des Privatcapitals. Vortrag gehalten im Reichsverein zu Bremen am 17. December 1877 von Syndicus Dr. Marcus. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhdlg. 1878.
- Meinardus.** — Rückblide auf die Anfänge der deutschen Oper in Hamburg. Eine Festschrift von Ludwig Meinardus. Hamburg, Verlag von R. Gräbener. 1878.
- Mendelssohn.** — Vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Bass (im Freien zu singen) componirt von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Volks-Ausgabe. Opus 41. 48. 59. 88. 100. Partitur. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.
- Molière's Werke.** Mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor. X. Leipzig, Verlag von O. Leiner. 1877.
- Monatsschrift des Vereines zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preuss. Staaten für Gärtnerei und Pflanzenkunde.** Redacteur: Dr. L. Wittmack. 21. Jahrgang. Januar 1878. Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.
- National-, Volks- und Tanzmelodien, Norwegische,** 25, leicht arrangirt (ohne Octavengriffe) für Piano. Zu 2 Händen und zu vier Händen. Christiania, C. Warmuth.
- National Songs, Swedish.** Schwedische Volkslieder. Chants Nationaux Suédois avec Piano. Christiania, C. Warmuth.
- National- og Folksmelodier, Norske.** (Let udsatte for Pianoforte). Christiania, C. Warmuth.
- Novellisten, Italienische.** Herausgegeben von Paul Heyse. Bb. III. IV. Erinnerungen eines Achtzigjährigen von Ippolito Nievo. In's Deutsche übertragen von J. Kurz. 2 Bde. Leipzig, Verlag von F. W. Grunow. 1877.
- Nowak.** — Hermann der Cherusker. Drama in fünf Acten von Alexander Nowak. Königsberg i. Pr., Hartung'sche Verlagsbuchdruckerei. 1878.
- Pauly.** — Unsere Kinder. Ein Buch für Deutsche Mütter von Lony Pauly. Berlin, Verlag des Literarischen Central-Bureau. 1878.
- Petermann's Geographische Mittheilungen.** 1878. Hest 1. 2. 3. Gotha, Verlag von Justus Perthes. 1878.
- Petrich.** — Drei Kapitel vom Romantischen Stil. Ein Beitrag zur Charakteristik der Romantischen Schule, ihrer Sprache und Dichtung mit vorwiegender Rücksicht auf Ludwig Tieck von Hermann Petrich. Leipzig, Verlag von R. Jenne. 1878.
- Pierer's Conversations-Lexikon.** Sechste vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Illustrationen. XI. 1. 2. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann.

- Pietsch.** — Marokko. Briefe von der Deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877 von Ludwig Pietsch. Leipzig, Verlag von F. A. Brodhäus. 1878.
- Prekyprosch.** Der, gegen das „Siebenb.-Deutsche Tageblatt“ am 29. Januar 1878. (Nach stenographischen Aufzeichnungen.) Hermannstadt, in Commission bei F. Michaelis. 1878.
- Quinet.** — Vie et mort du génie grec (inédit). Portrait photographié par A. Braun. Notes de M^{me} Edgar Quinet. Paris, E. Dentu, éditeur. 1878.
- Ratzel.** — Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Prof. Dr. Friedr. Ratzel. I. Band. Mit 12 Holzschnitten und 5 Karten in Farbendruck. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.
- Rauscher.** — Am Hochtar. Eine Novelle in Versen von Ernst Rauscher. Gera, Verlag von Ed. Amthor. 1877.
- Renter's** sämtliche Werke. Volks-Ausgabe in 7 Bänden oder 28 Lieferungen. Hg. 5—8. Bismar, Verlag der Hinrichs'schen Hofbuchhlg. 1877.
- Rostofschyn.** — Aus Klein-Asien. Stizzen aus der Gegenwart und Vergangenheit von Hermann Rostofschyn. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.
- Sacher-Masoch.** — Jüdengefahrten. Humoristische Erzählungen von Sacher-Masoch. Leipzig, Verlag von J. F. Hartmann. 1878.
- Sachmann.** — Jobst Sachmann's weis. Pastor zu Limmer bei Hannover (1680—1718) Plattdeutsche Predigten nebst Bericht über sein Leben und seine Zeit. Auf's Neue herausgegeben von August Schulze. Mit Sachmann's Bildniß. Celle, Literar. Anstalt. 1878.
- Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtenhoff. XIII. Serie. Heft 289—92. Berlin, Verlag von C. Fabel. 1877.
- Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen** des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Herausgegeben von Dr. Joh. Conrad, Professor in Halle. I. 3. Studien über den amerikanischen Zolltarif, seine Entwicklung und seinen Einfluss auf die Volkswirtschaft. Von Dr. E. J. James. Jena, Verlag von G. Fischer. 1877.
- Sauerländer.** — Tagebuch-Blätter einer italienischen Reise. Kunst- und Natur-Schilderungen. Von Ernst Sauerländer. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1878.
- Scherr.** — Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Heft 15. 16. 17. 18. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.
- Schiller's** Werke. Illustriert von ersten deutschen Künstlern. Hg. 18. 19. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.
- Schlaegel.** — Prinzess Rothhaar. Erzählung von Max von Schlaegel. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappeler. 1878.
- Schlaegel.** — Für Thron und Altar. Roman von Max von Schlaegel. 3 Bde. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. 1878.
- Schleiden.** — Zur Frage der Besteuerung des Tabaks. Von Dr. R. Schleiden, Hanscat. Ministerresident a. D., ehem. Mitgl. d. Reichstags. Leipzig, Verlag von G. Hirth. 1878.
- Schmidt.** — Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Geschrieben von Ferd. Schmidt. Illustriert von L. Burger, H. Lüders u. Heft 21—28. (Schluß.) Leipzig, Verlag von D. Spamer.
- Schmidt.** — Aus der Vorgeschichte der Hohenpollern. Ein Buch für Schule und Haus von Ferdinand Schmidt. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé. 1878.
- Shakespeare.** — Dramatische Werke. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 3. Aufl. Hg. 2/4. Leipzig, F. A. Brodhäus. 1878.
- Söll.** — Das deutsche Volk und Reich in fortschreitender Entwicklung von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. In drei Bänden dargestellt von Prof. Dr. Joh. Mich. von Söll. Elberfeld, Ed. Voss. 1878.
- Spencer.** — Die Principien der Sociologie von Herbert Spencer. Autorisirte deutsche Ausgabe von B. Vetter, Dr. phil. I. Band. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagschdlg. 1877.
- Spitta.** — Die Schlaf- und Traumbzustände der menschlichen Seele. Mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den psychischen Alienationen. Von Dr. Heinrich Spitta. Tübingen, Verlag von F. Fues. 1878.
- Synt, Rausch und Traum.** — Bilder aus dem Bremer Rathsteller von Doctor Jobocus Weinlob. Bremen, Verlag von J. Rühlmann's Buchhlg. 1878.
- Steined.** — Spät gereift. Vier Novellen von Hans v. Steined. Breslau, Verlag von D. Herz. 1878.
- Stengel.** — Novellenbuch von F. von Stengel. 2 Bde. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag von Richter & Kappeler. 1877.
- Strahalm.** — Politisch statistische Tafel der Oesterr.-Ung. Monarchie. Zusammenge stellt von Franz Strahalm. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.
- Studienblätter, Deutsche.** Organ für Literatur und Kunst. 1878. III. Jahrg. Nr. 1. 4. Leipzig, Verlag von J. F. Webel.
- Sulzberger.** — A propos du Cimetière juif par Max Sulzberger. Bruxelles, C. Muquardt. 1878.
- Svendsen.** — Rapsodies Norvégiennes par Johan. S. Svendsen. No. I. Op. 17. No. II. Op. 19. No. III. Op. 21. Christiania, C. Warmuth.
- Swinnburne.** — Atalanta in Calydon. Eine Tragödie von Algernon Charles Swinnburne. Deutsch von Albrecht Graf Widenburg. Wien, Verlag von F. Koerner. 1878.
- Ugiglav.** — Eine Tigerhöhle. Roman von Paul Ugiglav. 3 Bde. Budapest, Verlag von F. Lettew & Comp. 1878.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Verlag von Gebrüder Pötel in Berlin. Druck der Pötel'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Pötel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Nach der Niederlage.

~~~~~  
Eine Novelle  
von  
Rudolph Lindau.  
~~~~~

I.

Die Nachricht von dem plötzlichen und vollständigen Untergange des alten Bankhauses Herzen & Co. traf Leopold Ribbeck wie ein Blitzschlag. Er legte den Brief, der ihm die Mittheilung gebracht und den er, ohne Schlimmes zu ahnen, in gewohnter methodischer Weise erbrochen hatte, ruhig wieder nieder und saß mehrere Minuten lang, starr vor sich hinblickend, unbeweglich still da. Dann strich er mit der flachen Hand mehrmals leise, langsam über die Stirn, gleichsam als wolle er die Gedanken, die sich hinter derselben in wilder Hast aufthürmten, glätten und ordnen, erhob sich von dem Stuhle, auf dem er gesessen, und blieb, sich mit beiden Händen auf die Lehne stützend, nachdenklich stehen; darauf begann er, den Kopf nach vorn gebeugt, mit der einen Hand an dem weichen, blonden Schnurrbart zerrend, im Zimmer auf- und abzugehen. Mehrere Male trat er an den Schreibtisch und nahm den Brief, der die Unglücksbotschaft gebracht hatte, wieder in die Hand, um ihn noch einmal durchzulesen.

„D. den 13. October 187.

„Sieher Leopold!

„Zu meinem aufrichtigen Bedauern muß ich Ihnen die Mittheilung machen, daß der Wechsel von 2000 Thalern, den Sie mir auf die Herren Herzen & Co. allhier zum Incasso übergeben hatten, und der gestern fällig wurde, nicht eingelöst worden ist. Seit einigen Tagen bereits circulirten in hiesigen Geschäftskreisen beunruhigende Gerüchte über die Solvabilität des genannten Hauses; seit vorgestern hat man dort die Gewißheit erlangt, daß das bedeutende Vermögen, welches Herr Julius Herzen hinterlassen hatte, von seinen leichtsinnigen und unthätigen Erben und Nachfolgern innerhalb weniger Jahre theilweise vergeudet, theilweise auf der Börse verspielt worden ist. — Mehrere geachtete Familien unserer Stadt, die sich vor wenigen Tagen noch für wohlhabend

hielten, sind durch den Fall des Hauses Herzen zu Grunde gerichtet. Die öffentliche Entrüstung gegen die schuldigen Urheber dieses Unglücks ist eine so allgemeine und große, daß die Polizei sich genöthigt gesehen hat, Maßregeln zu treffen, um sie vor thätlichen Mißhandlungen zu schützen.

„Es ist mir bekannt, daß ein großer, ja, wenn ich nicht irre, der größte Theil Ihres Vermögens von Ihrem verstorbenen Vater dem Hause Herzen & Co. zur Verwaltung anvertraut worden war. Ich fürchte, daß Sie an diesen Bestimmungen Nichts geändert haben. Unter diesen Umständen ist es meine traurige Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie sich auf den Totalverlust dessen, was Herzen & Co. Ihnen schulden, vorbereiten müssen. — Vorgestern hieß es noch, das Haus besitze genügende Activa, um den Gläubigern 50 Procent ihrer Guthaben auszuzahlen; gestern wagten selbst die größten Optimisten nur noch von 25 Procent zu sprechen; heute existirt kaum noch ein Zweifel darüber, daß nach der Liquidation, für die nicht ganz besonders bevorzugten Gläubiger, so gut wie Nichts übrig bleiben wird.

„Im Besitze der Vollmacht, die Sie mir vor Ihrer Abreise nach W. übergeben haben, werde ich Nichts versäumen, um Ihre Interessen, so weit dies noch möglich ist, zu schützen. Aber ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich keine Hoffnung hege, mehr als einige Hundert Thaler für Sie zu retten; selbst dieser kleine Betrag wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst nach Jahr und Tag zu Ihrer Disposition gestellt werden können.

„In der betrübenden Voraussagung, daß Sie durch das Unglück, das Sie betroffen hat, in augenblickliche große Verlegenheit versetzt werden könnten, bitte ich Sie, über die Mittel, die mir zu Gebote stehen, nach Gutdanken verfügen zu wollen. Sie kennen das freundschaftliche Verhältniß, welches mich mit Ihrem Vater bis zu dessen Tode verbunden hat. Dies berechtigt Sie, von meinem Anerbieten ohne Bedenken Gebrauch zu machen. Ich hoffe, Sie werden nicht anstehen, dies zu thun, wenn Sie in irgend welche Geldverlegenheit gerathen sollten. Sie haben keine nahen Verwandten mehr, und unter Ihren Freunden und Bekannten hat Niemand ein größeres Recht als ich, Ihnen seine Dienste anzubieten.

„Martha grüßt Sie herzlich, und ich verbleibe, mein lieber Leopold,

Ihr alter, aufrichtiger Freund

Johannes v. Quellen.“

Nach und nach wurde Alles klar in Ribbed's Kopfe.

„Ruiniert . . . vollständig ruiniert!“ sagte er halblaut vor sich hin.

Er sah sich, wie Einer, der Abschied nimmt, in dem hübschen, reich und geschmackvoll eingerichteten Zimmer um, das er bewohnte.

„Das muß ich Alles aufgeben . . . Alles,“ fuhr er, zu sich selbst sprechend, leise fort.

Er preßte die Hände gegen die klopfenden Schläfen und ging dann wieder in dem stillen Zimmer auf und ab.

Was sollte er thun? — Er hatte nie Noth gekannt. Er war das einzige Kind reicher Leute, die ihm bis vor wenigen Jahren, bis zu ihrem Tode, alle, selbst die kleinen Sorgen des Lebens abgenommen hatten. Er wußte nicht, was

Armuth eigentlich heißt; fürchtete sie nicht, wie sie es verdient; aber er hatte eine unheimliche Ahnung, daß sie etwas Schlimmes sei. — Wie ein Stein lag es ihm auf dem Herzen. Er versuchte tief aufzuathmen. Er konnte es nicht. Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Er erinnerte sich, daß er viele arme Leute in seinem Leben gekannt hatte. Er hatte Mitleiden mit ihnen gefühlt, ihnen stets gern geholfen, aber sich niemals im Geiste an ihre Stelle versetzt. Armuth, obgleich er ihr oft begegnet, war ihm so fremd geblieben wie das Alter der Jugend. — Was alt oder arm sein sagen will, kann Jeder nur aus eigener Erfahrung lernen. — Ribbeck war über den Gedanken, daß er plötzlich aufgehört habe, reich zu sein, zunächst mehr überrascht als erschreckt. — Er öffnete eine Schublade seines Schreibtisches und nahm daraus ein großes lebernes Portefeuille. Dasselbe enthielt 800 Thaler in Kassenanweisungen. Er zählte das Geld. Seine nächste Zukunft war gesichert. Er wollte sich darüber vorläufig keine Sorgen machen. Er mußte in erster Linie vieles Andere, ganz besonders einen speciellen Punkt, erwägen. — Er war der Bräutigam eines jungen, schönen, innig geliebten Mädchens. Die Heirath hatte in wenigen Wochen stattfinden sollen. War sie nun noch möglich? — Anna hatte keine Mitgift zu erwarten. Sie war das verzogene, einzige Kind unbemittelter Eltern, die früher reich gewesen waren und vor zehn oder zwölf Jahren ihr Vermögen verloren hatten. Der alte Jordan, Anna's Vater, hatte Ribbeck die ganze Geschichte erzählt, als dieser um die Hand seiner Tochter angehalten; aber der verliebte junge Mann hatte der Erzählung damals nur aus Höflichkeit gelauscht. Was ging es ihn an, ob Anna reich gewesen war oder nicht? Er, Ribbeck, besaß Vermögen genug, um Frau und Kind ohne jeden fremden Beistand ernähren zu können. Er freute sich damals darüber, daß Anna ihm allein alle Annehmlichkeiten zu verdanken haben werde, die Reichthum gewähren kann. — Nun fiel ihm die Geschichte ihres Vaters plötzlich wieder ein.

Der alte Jordan hatte sich vor langen Jahren ein bedeutendes Vermögen in Amerika erworben. Er war damit nach seiner Heimath zurückgekehrt, hatte sich verheirathet und, eine Zeit lang, von seinen Renten gelebt; dann, weil er sich langweilte — so erzählte er — wieder angefangen, Geschäfte zu machen. Er hatte, von Anfang an, darin Unglück gehabt. Sein Capital war schnell zusammengeschmolzen, in wenigen Jahren vollständig verschwunden. Er hatte Nichts retten können, als die Mitgift seiner Frau. — Mit diesem unbedeutenden Ueberreste des ehemaligen Vermögens war er nach W. übergesiedelt, und dort führte er nun mit seiner kleinen Familie, seit einer langen Reihe von Jahren, ein zurückgezogenes, einfaches Leben.

„Ich spreche niemals mit fremden Leuten über meine Verhältnisse,“ hatte der alte Herr Jordan seine Erzählung geschlossen, „und es wäre wol möglich, daß Sie mit denselben nicht bekannt seien. Aus diesem Grunde halte ich es für meine Pflicht, Ihnen vor allen Dingen vollständige Aufklärung zu geben. — Ich habe an Anna's Erziehung Nichts gespart; aber weitere Opfer kann ich nicht für sie bringen. Sie empfängt keine Mitgift. Sie ist ein gutes, kluges, wohlerzogenes Mädchen; wenn mich Vaterliebe nicht täuscht, so ist sie auch ein schönes Mädchen. Das Alles haben Sie, der Sie nun seit mehreren Monaten

in unserm Hause täglich ein- und ausgehen, ebenso gut beobachten können, wie ich. Was Sie möglicherweise nicht wissen, und was ich Ihnen nun sagen muß, ist, daß Anna gar kein Vermögen besitzt . . . Und nun, mein verehrter junger Freund, stelle ich Ihnen anheim, den Antrag, den Sie soeben gemacht haben, zu wiederholen — oder zurückzunehmen.“

Ribbeck war entrüstet, daß man ihn für fähig halten konnte, seine Liebe von einer elenden Geldfrage abhängig zu machen; aber er bekämpfte seinen Unmuth und antwortete nur, daß er nie an eine Mitgift gedacht habe, daß er keine verlange, keine erwarte und daß Herr Jordan ihn glücklich machen werde, wenn er ihm die Hand seiner Tochter anvertrauen wolle. Darauf hatte Herr Jordan seinen zukünftigen Schwiegersohn mit großer Rührung in die Arme geschlossen und gesagt, er werde sofort mit seiner Frau und Tochter Rücksprache nehmen.

„Ich habe bereits gestern mit Anna gesprochen,“ sagte Ribbeck leicht erröthend.

„So?“ entgegnete der alte Herr wohlwollend lächelnd. „Und ich war ihrer so sicher! Ja, ja! Man soll sich nie auf junge Leute verlassen. — Nun so gehen Sie in den Garten, wo Sie Anna finden werden, und sagen Sie ihr, ich gäbe ihr meinen Segen. — Ich will unterdessen mit der Mutter sprechen.“

Seit jenem glücklichen Tage waren drei Monate, die schönsten in Ribbeck's Leben, dahingegangen. Er hatte Anna während dieser Zeit täglich gesehen und war aufrichtig überzeugt, daß er sie von ganzer Seele liebe. — Sie war bildschön; darüber konnte kein Zweifel walten; ganz außerordentlich klug und witzig — sie war hoffentlich auch gut. — Ja, sie war gut. Die kleinen Zänkereien, die zwischen den beiden Liebenden vorgekommen waren, konnten nicht als Beweis des Gegentheils gelten. Anna war ein verzogenes Kind. Dies erklärte und entschuldigte Alles, was dem Bräutigam hier und da an der jungen Braut mißfiel. Sie war ein kleiner Despot. Sie zeigte üble Laune, wenn irgend einer ihrer Wünsche nicht sofort erfüllt wurde; aber sie war von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, sobald man ihr nachgab. — Sie legte etwas zu viel Werth auf Staat und Puß. Aber durfte man es ihr verargen? Sie war so hübsch, und sie hörte es sich fortwährend und von Jedermann sagen.

„Würdest Du Dich um mich beworben haben,“ fragte sie, das blonde Köpfchen auf die Seite legend und ihn schelmisch lächelnd anblickend, „wenn ich ein altes, häßliches Mädchen wäre?“

„Nein.“

„Nun so klage nicht darüber, daß ich mich gern hübsch anziehe.“

Es war unmöglich, ihr böse zu sein; man mußte ihr ihre kleinen Schwächen verzeihen, sie lieb haben. Ribbeck war überzeugt, sie werde eine gute Frau werden, und er war sicher, daß sie das klügste, schönste, liebenswürdigste Mädchen sei, das er je in seinem Leben angetroffen habe, ja! das überhaupt in der ganzen Welt anzutreffen sei.

Gestern gerade war der Tag der Heirath festgesetzt worden. Man hatte beschlossen, daß das große Familienereigniß am 15. November stattfinden solle. War dies nun noch möglich? Anna hatte sich darauf gefreut, ein schönes Haus

zu beziehen, Dienerschaft zu ihrer Verfügung zu haben, Equipage zu besitzen. Wie würde sie nun die Nachricht hinnehmen, daß sie auf alles Dies zu verzichten habe?

In den Romanen, die Ribbeck gelesen, erschienen nicht selten Frauengestalten, deren Liebe mit dem Unglück des Geliebten wuchs. Wenn Anna eine solche Gelbin war, so mußte Ribbeck's nächstes Zusammentreffen mit ihr ein rührend zärtliches werden. — Aber wenn die junge Braut nicht eine so edle, uneigennützige Seele besaß?

Ribbeck wurde sehr nachdenklich. Es überraschte ihn, wie wenig er Anna doch eigentlich kenne, da er über diese, für ihren ganzen Charakter maßgebende Frage irgend welchen Zweifel haben konnte.

„Ich will Nichts übereilen,“ sagte er sich endlich. „Ich will mir die ganze Sache reiflich überlegen. Ich habe erst nach Tische, um vier Uhr, Rendez-vous mit Anna. Ich will einen Spaziergang im Walde machen und dort meine Gedanken sammeln.“

Er war mit sich selbst zufrieden, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er sagte sich, daß er einen schweren Schlag des Schicksals, unter dem wol mancher Andere erlegen sein würde, männlich ertragen habe. — Vor einer Stunde noch hatte er sich reich geglaubt, eine rosige Zukunft vor sich gesehen. Seit einer halben Stunde wußte er, daß er ruiniert sei; in den letzten Minuten hatte er sich klar gemacht, daß sein Leben sich in jeder Beziehung anders gestalten könne, daß er möglicherweise auf Anna, sein größtes Glück, zu verzichten haben werde — und doch verzweifelte er nicht. Er wunderte sich über seine Ruhe; er hatte sich nicht für so stark gehalten, wie er sich nun erschien.

In dem Augenblick, wo er seine Wohnung verlassen wollte, trat ihm sein Freund Dr. Franz Elben entgegen.

„Nun,“ fragte dieser, „gehst Du aus? Hast Du vergessen, daß Du mich eingeladen hattest, heute zwischen zehn und elf Uhr zu Dir zu kommen, um mir Deine letzte Arbeit von Dir vorlesen zu lassen?“

„Ja, ich hatte es vergessen,“ antwortete Ribbeck. „Ich habe an Anderes denken müssen; aber es ist mir lieb, daß ich Dich nicht verfehlt habe. Komm herein! Ich habe mit Dir zu sprechen.“

„Was ist vorgefallen? Du siehst blaß aus?“

„Du sollst Alles erfahren. Komm!“

Die Beiden traten wieder in das Zimmer, das Ribbeck soeben verlassen hatte.

„Mache es Dir bequem,“ sagte dieser, sich an seinen Freund wendend. „Ich habe Dir Vieles zu sagen. Ich bedarf Deines Rathes, vielleicht Deines Beistandes.“

„Ein Duell? Mit wem?“ fragte Elben hastig.

„Nein, nein, eine ernste Sache,“ antwortete Ribbeck ungeduldig. „Setz' Dich; steck' Dir eine Cigarre an.“

Elben sah seinen Freund betroffen an; dann that er, wie dieser ihm geheißen. Ribbeck trat an den Schreibtisch, nahm den verhängnißvollen Brief und reichte ihn Elben.

„Nies!“ sagte er.

Eine lange Pause trat ein. Elben las den Brief aufmerksam bis zur Unterschrift durch. Dann stand er auf, legte das Schriftstück wieder auf den Tisch und blieb vor Ribbeck stehen, der ihn ruhig anblickte.

„Wie groß ist die Summe, die Du verlierst?“ fragte Elben.

„Mein ganzes Vermögen.“

„Fühlst Du Dich darüber sehr unglücklich?“

„Darauf kann ich in diesem Augenblick kaum antworten. Ich mache mir noch nicht ganz klar, wie sich mein Leben nun gestalten wird!“

Er hatte mit augenscheinlicher Nervosität gesprochen. Jetzt schweig er einen Augenblick und sah wieder starr vor sich hin; dann setzte er mit mühsam erregener Fassung hinzu:

„Aber ich hoffe, daß ich stark genug sein werde, um, ohne zu klagen, ein Leben zu ertragen, wie es Millionen meiner Mitmenschen führen, wie Du selbst es lebst . . . Du bist arm?“

„Ja; Gott sei es geflagt!“

„Du gibst mir wenig Trost.“

„Lieber Leopold, ich bin selbst ganz bestürzt über das, was Du mir mitgetheilt hast, und muß über Vieles nachdenken und mit Dir besprechen, ehe ich Dir einen Rath geben kann. Ich will Dich nicht entmutigen. Ich bin — Du verstehst, was ich sagen will — froh, Dich so gefast zu finden. Du zeigst Dich stark genug, um keines Trostes zu bedürfen. Unter diesen Umständen halte ich es für gerathen, Dich so viel wie möglich gegen spätere bittere Enttäuschungen zu schützen. Es ist am besten, daß Du Dir sofort klar machst, daß Du in der That mit Deinem Vermögen viel verloren hast. Du bist jetzt wie Jemand, der einen steilen Abhang heruntergestoßen ist und bis zum Fuß der Höhe, auf der er früher stand, fallen muß. Es nützt Nichts, daß Du Dich an schwachwurzeligem Gesträuch festzuhalten versuchst, das Deine Hand während des Fallens zufälligerweise ergreifen mag. Erst wenn Du festen Boden in der Tiefe berührt hast, kannst Du Dich wieder erheben, kannst Du ermessen, wie schwer Du verletzt bist und ob Du Kraft in Dir verspürst, die Höhe, von der Du gestürzt, wieder zu erklimmen.“

Ribbeck sah seinen Freund nachdenklich an und antwortete zerstreut: „Du hast ganz Recht, ganz Recht.“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Was soll ich Anna sagen? Unsere Hochzeit war auf den 15. November festgesetzt.“

„Was Du Deiner Braut zu sagen hast, ist sehr einfach,“ entgegnete Elben; „die ganze Wahrheit natürlich. Und was Dir später zu thun übrig bleibt, muß sich daraus ergeben, wie Fräulein Jordan die Hiobspost aufnimmt. Es ist unnütz, augenblicklich zu speculiren, was aus Deiner Verlobung werden wird. Das hängt, unter den obwaltenden Umständen, weniger von Dir, als von Anderen ab. Ich rathe Dir jedoch, diese Angelegenheit sofort in Ordnung zu bringen. Ich sehe, daß sie Dich dermaßen beschäftigt, daß Du an gar nichts Anderes denken kannst. Heute Abend wollen wir unsere Unterredung fortsetzen. Wann soll ich wieder zu Dir kommen?“

„Gegen neun Uhr.“

„Sehr wohl. Auf Wiedersehen!“

Elben wandte sich zum Gehen. An der Thür blieb er stehen und sah sich nach Ribbeck um. Dieser war sitzen geblieben und blickte zu Boden. Er schien das Gehen seines Freundes gar nicht zu bemerken. Elben kehrte darauf an seine Seite zurück und nahm ihm die Hand, die er herzlich drückte:

„Verliere den Muth nicht, alter Freund!“ sagte er. Darauf entfernte er sich.

Ribbeck blieb noch eine gute halbe Stunde lang ruhig in seinem Zimmer sitzen und machte sich dann auf den Weg zur Wohnung seines zukünftigen Schwiegervaters.

Herr Jordan bewohnte eine kleine Villa außerhalb der Stadt. Ribbeck legte den Weg bis dorthin gewöhnlich in zwanzig Minuten zurück. Heute gebraucht er die doppelte Zeit. Als er in der Nähe des Hauses angelangt war, fing er an langsamer zu gehen ... und plötzlich blieb er stehen. Er hörte Clavier spielen und vernahm Anna's helle Stimme, die laut und fröhlich sang. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. — Sollte er nicht lieber wieder umkehren und Herrn Jordan einen Brief schreiben, um das Unglück, das ihn betroffen hatte, einfach und ruhig erzählen zu können?

Er wandte sich unentschlossen um und trat den Rückweg an; aber nachdem er wenige Schritte gethan hatte, blieb er wieder stehen.

„Nein,“ sagte er vor sich hin; „ich will mich nicht an wurzellosem Gesträuch anklammern; ich will festen Boden unter mir fühlen; mag der Fall auch noch so tief sein.“

Er ging schnell auf das Haus zu und trat eine Minute später in das Zimmer, in dem er viele schöne Stunden verlebt hatte. Ein hübsches, blondes Mädchen, ein Bild der Jugend, des Frohsinns, des Glückes, saß am Clavier. Es sprang in die Höhe, als es die Thür öffnen hörte, und eilte dem Ankommenden mit einem Rufe freudiger Ueberraschung entgegen.

„Wie herrlich, daß Du kommst!“ rief sie. „Hier setze Dich gleich hin und hilf mir. Die Begleitung ist erschrecklich schwer. Komm!“

Sie faßte seine Hand mit ihren beiden Händchen, und lustig tänzelnd zog sie ihn an das Clavier. Er folgte schwerfällig.

„Sind wir einmal wieder übler Laune, mein zukünftiger Herr und Gebieter?“ fragte sie lächelnd, ihm in das ernste Gesicht blickend.

Sie hatte ihn früher schon häufig über sein stilles, zurückhaltendes Wesen geredet, und Ribbeck hatte sich dies nicht nur ruhig gefallen lassen, sondern es, wie Alles, was seine Braut that, hübsch und liebenswürdig gefunden. Jetzt fühlte er sich durch ihre laute, übersprudelnde Heiterkeit verletzt.

„Daß mich!“ sagte er, seine Hand frei machend.

Sie sah ihn verwundert an. Dann verzog sie ihr hübsches Gesichtchen wie ein bestraftes Kind und sagte weinerlich und mürrisch:

„Ich hätte Dich nicht für so schlecht gehalten; ich habe Dich gar nicht mehr lieb. Und ehe Du mich nicht um Verzeihung gebeten hast, spreche ich kein Wort mehr mit Dir.“

Sie trat an das Fenster und blieb dort, ihm den Rücken zutehrend, stehen.

Sie wartete eine halbe Minute; dann stampfte sie zornig mit dem Fuße und eilte, ohne sich nach ihm umgesehen zu haben, aus dem Zimmer.

Ribbeck sah ihr achselzuckend nach. Zum ersten Male kam ihm ein Zweifel an ihrer Vollkommenheit. Was sie that, erschien ihm kindisch, unpassend. Sie hätte ihm ansehen müssen, daß er heute nicht scherzen konnte. Er würde ihr wol angemerkt haben, wenn ihr Etwas das Herz schwer gemacht hätte.

Ribbeck konnte nicht lange nachdenken, denn gleich, nachdem Anna gegangen war, trat ihr Vater in das Zimmer.

„Sieh' da! Welch' angenehme Ueberraschung!“ rief der alte Herr, sobald er Ribbeck's ansichtig geworden war. „Sie essen mit uns. Das ist recht — Anna!“

„Herr Jordan, ich habe mit Ihnen allein zu sprechen,“ sagte Ribbeck.

Es war etwas Ungewöhnliches, Feierliches in der Stimme des jungen Mannes. Herr Jordan sah ihn ängstlich an.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er.

Ribbeck war einen Augenblick vollständig verwirrt; aber dann sagte er sich schnell.

„Ich bin über Nacht zum armen Manne geworden,“ sagte er.

Der alte Jordan taumelte zwei Schritte zurück und ließ sich auf das Sopha fallen.

Das Eis war gebrochen. Ribbeck fühlte sich plötzlich ruhig und erzählte in klaren Worten, was er am Morgen erfahren hatte. Der alte Herr schien ihn nicht zu verstehen. Er sah ihn mit weitgeöffneten Augen und ausdruckslosem Gesichte sprachlos an. Erst als Ribbeck seine Erzählung beendet hatte und schwieg, sagte er nach längerer Pause mit schwacher Stimme:

„Darf ich Sie um den Brief des Herrn von Quellen bitten?“

Ribbeck hatte dies Schriftstück bereits vorgelesen und hielt es noch in der Hand. Er reichte es sofort seinem zukünftigen Schwiegervater. Dieser las es langsam durch und richtete sodann dieselbe Frage an Ribbeck, die ihm Eben gestellt hatte.

„Wie groß ist die Summe, die Sie durch den Fall des Hauses Herzen und Co. verlieren?“

„Mein ganzes Vermögen.“

„Ihr ganzes Vermögen?“ Dies mit scharfer Betonung des Beiwortes.

„Ja.“

„Sie haben Nichts gerettet . . . gar Nichts?“

„Nichts, als was ich an barem Gelde besitze — und meine Einrichtung: einige Tausend Thaler im günstigsten Falle.“

„Wie konnten Sie so unvorsichtig sein, Alles, woran Ihre Existenz, die Existenz Ihrer zukünftigen Familie abhing, einem Hause anzuvertrauen? Es ist unverzeihlich, Herr Ribbeck; geradezu unverzeihlich.“

„Ich bedauere dies wahrscheinlich ebensosehr, wie Sie, Herr Jordan,“ antwortete Ribbeck niedergeschlagen; „aber das ändert nun einmal Nichts mehr an der Sache.“

Herr Jordan legte die Hände in seinen Schoß zusammen, schloß die Augen und fing an seine beiden Daumen langsam umeinander zu drehen.

Die Pause dauerte lange. Ribbeck wurde endlich ungeduldig.

„Herr Jordan,“ sagte er, „ich habe eine peinliche Pflicht erfüllt, indem ich Ihnen mitgetheilt habe, was mich betroffen hat. Was haben Sie dazu zu sagen?“

Der Angeredete hielt die Augen geschlossen, fuhr fort mit seinen Daumen zu spielen und antwortete erst nach einer abermaligen, aber diesmal kürzeren Pause:

„Das muß ich mir überlegen, Herr Ribbeck; das muß ich mir überlegen... haben Sie bereits mit Anna gesprochen?“

„Nein.“

„Desto besser... ich werde mit ihr sprechen. Und Sie werden mich heute Nachmittag sehen — oder von mir hören.“

Er öffnete die Augen nicht und blieb ruhig sitzen; er war sehr bleich geworden und sah mit seinen geschlossenen, tiefliegenden Augen fast unheimlich aus.

Ribbeck erhob sich. „Auf Wiedersehen, Herr Jordan,“ sagte er.

„Auf Wiedersehen,“ antwortete der alte Mann leise und zerstreut.

Eine Minute später ging Ribbeck auf der Landstraße schnellen Schrittes seiner Wohnung zu. Die Unterhaltung mit Herrn Jordan war sicherlich keine befriedigende gewesen, und doch fühlte sich Ribbeck nach derselben eigenthümlich erleichtert. Er empfand wie ein Mann, der mit schweren Opfern eine drückende Schuld bezahlt hat. Er war nun ganz arm — aber er hatte keine Schulden mehr. Er war tief gefallen; aber nun fühlte er wieder festen Boden unter sich. — Einen Augenblick hatte er, im Hausflur der Villa Jordan, die Absicht gehabt, Anna aufzusuchen. Aber nur einen Augenblick. Er hatte sie im Garten laut und lustig singen hören und war, ohne sich nach ihr umzusehen, davon geeilt.

Gegen sechs Uhr Abends desselben Tages empfing er einen Brief von Herrn Jordan. Er las ihn rasch durch und warf ihn dann mit einem zornigen Ausruf auf den Tisch. Das Schreiben gab in kurzer, kaum höflicher Form Ribbeck Abschied als Bräutigam des Fräulein Anna Jordan. Der Vater der jungen Dame war während des Schreibens übler Laune gewesen und hatte sich keine Mühe gegeben, dies zu verbergen. Von Bedauern über das Unglück, welches Ribbeck betroffen hatte, war in dem Briefe keine Spur zu entdecken. Jordan schrieb wie ein Mann, dem schweres Unrecht zugefügt worden ist. Es war augenscheinlich, daß er Ribbeck dafür verantwortlich machte. — Von Anna keine Zeile, kein Gruß — ihr Vater schickte die Geschenke zurück, die Ribbeck ihr gemacht hatte. — Es war sehr hart, sehr schwer zu tragen.

Eine Woche lang griff Ribbeck mit fieberhafter Hast nach jedem Briefe, der ihm gebracht wurde, immer hoffend, Anna werde ihm ein Lebenszeichen geben. Sie ließ Nichts von sich hören. Bitterkeit füllte seine Seele. „Ist es möglich, ist es möglich?“ fragte er sich hundert Mal. Und er hörte die Schwüre wieder, die sie ihm geschworen; er fühlte den Druck ihrer Hand; er sah den zärtlichen Blick ihrer Augen. Er schämte sich der Kleinheit des geliebten Mädchens; er verbarg, was er darüber empfand, selbst vor Elben, der ihm in dieser schweren Zeit fest und treu zur Seite stand. Aber der Schmerz, den ihm Anna's Untreue

verursachte, hatte einen heilsamen Einfluß auf ihn. Er vergaß darüber, eine Zeit lang, den Geldverlust, den er erlitten; und als er anfang, weniger an die verlorene Braut zu denken, hatte er sich mit dem Gedanken, daß er aufgehört habe, ein reicher Mann zu sein, vollständig vertraut gemacht.

Es ist erstaunlich, wie schnell sich der Mensch an jede neue Lage gewöhnt — sobald er eingesehen hat, daß er in derselben leben muß. — Wenige Monate nach dem Unglückstage, der Ribbeck seines Vermögens und seiner Braut beraubt hatte, lebte der Verarmte und Vereinsamte ruhig in einer bescheidenen Wohnung und bemerkte kaum noch, daß er nun auf so Vieles verzichtete, was das Leben angenehm macht, und was er früher genossen hatte. Er war in der kurzen Zeit bedeutend älter, ein stiller, ernstester Mann geworden; aber sein Leben war frei von unfruchtbarem Jammer über sein verlorenes Glück. Er arbeitete fleißig, und die wenigen leichten Sorgen, die er sich machte, waren um seine Zukunft. Selbst diese kümmerte ihn wenig. Er dachte daran, wie nach dem großen Unglück, das ihn betroffen, sich Alles, was ihn damals beängstigt, ruhig und einfach geordnet hatte; und er sagte sich, wenn ihn irgend ein Gedanke an die Zukunft zu beunruhigen drohte: „Irgendwie wird schon Alles in Ordnung kommen.“ — Ein Mann, der einen großen Verlust erlitten und sich darüber getrübt hat, hört auf, für viele kleine Leiden und Unruhen des Lebens empfindlich zu sein. Alles hat zwei Seiten: das Unglück hat seine gute. Was man verloren hat, kann man nicht mehr verlieren. Schmerz ist das probateste Mittel gegen Sorgen.

II.

Ribbeck hatte sich früher zu seinem Vergnügen, aber dessen ungeachtet ziemlich fleißig und regelmäßig, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Als nun die Frage an ihn herantrat, welchen Erwerbszweig er ergreifen solle, wollte er zunächst den Versuch machen, von seiner Feder zu leben. Der praktische Elben war damit nicht einverstanden und schlug seinem Freunde vor, in ein Geschäft einzutreten. Ribbeck antwortete, er werde dies thun, wenn die Erfahrung gezeigt, daß er seine Kräfte als Schriftsteller überschätzt habe.

„Ich bin vollständig darauf gefaßt,“ setzte er hinzu, „mein Brod in Zukunft im Schweiß meines Angesichts zu essen; aber ich sehe nicht ein, weshalb ich mein Glück nicht zunächst mit einer Beschäftigung versuchen soll, die mir zusagt. Ich bin augenblicklich nicht in Verlegenheit; ich besitze noch ein paar tausend Thaler und gebe wenig aus. In einem Geschäft würde ich mich tödtlich langweilen und, soweit ich mich kenne, auch nichts besonders Gutes schaffen. Reichwerden erfordert ganz specielle Talente; gerade wie das Malen, Dichten oder Componiren. Ich habe keine Anlage zum Millionär.“

Ribbeck sprach nicht etwa entmuthigt, aber es war Etwas in seiner Stimme und seinem Blick, das Elben's Widerstand beugte.

„Sehr wohl,“ sagte er; „versuche Dein Glück als Schriftsteller. Wir können das Gespräch später wieder aufnehmen, wenn dies, wie ich nicht hoffe, nöthig werden sollte.“

Bald darauf erhielt Elben, der Beamter war, die Nachricht, daß er nach der Hauptstadt versetzt sei. Er hatte dies seit langer Zeit sehnlichst gewünscht, aber seine Freude wurde nun durch den Gedanken getrübt, sich von Ribbeck trennen zu müssen. Er hatte sich sehr an diesen gewöhnt und es schien ihm, obgleich niemals eine Klage über Ribbeck's Rippen kam, als ob dieser seiner bedürfe. Er war beunruhigt über den Eindruck, den die Nachricht seiner Abberufung nach D. auf Ribbeck machen werde. — Seine Besorgniß sollte nur von kurzer Dauer sein. Sobald er seinem Freunde mitgetheilt hatte, daß er W. in wenigen Wochen verlassen und nach der Hauptstadt übersiedeln werde, sagte Ribbeck:

„Das ist mir sehr lieb. Ich ziehe mit Dir nach D., wenn Du Nichts dagegen hast.“

Elben war angenehm überrascht und schlug vor, daß er und Ribbeck in Zukunft zusammenwohnen sollten; darauf wollte dieser jedoch unter verschiedenen Vorwänden nicht eingehen.

Die nächsten Wochen gingen schnell dahin. Ribbeck hatte es übernommen, den Umzug nach D. zu besorgen und beschäftigte sich täglich mehrere Stunden lang damit, Koffer und Kisten zu packen, die Expedition von Möbeln anzuordnen und den Verkauf anderer zu betreiben, die nicht mit nach D. genommen werden sollten. Er zeigte bei dieser Arbeit großen Eifer. Es war augenscheinlich, daß es ihm angenehm war, die Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach D. zu treffen.

Es war Frühling geworden. Der Tag der Abreise war herangerückt. Am Vorabend desselben begab sich Ribbeck nach der Villa Jordan. Er hatte den Weg sechs Monate lang nicht betreten, weder Anna noch deren Eltern während dieser Zeit wiedergesehen, sorgfältig vermieden mit Elben von ihnen zu sprechen und Nichts von ihnen erfahren. Manchmal hatte er auf der Promenade, in der Ferne, die schlanke Gestalt seiner ehemaligen Braut wiederzuerkennen geglaubt; dann war er schnell in eine Seitenallee eingebogen und hatte sich, ohne einen Blick rückwärts zu werfen, entfernt. — Seitdem er wußte, daß er W. verlassen werde, hatte er sich vorgenommen, am Vorabend seiner Abreise noch einmal nach der Villa Jordan zurückzukehren. Er hatte dort nichts zu suchen; er hoffte nicht, dort irgend Etwas zu finden; aber er wollte, ehe er nun schied, die Stelle wiedersehen, wo er glücklich gewesen war.

Es war eine herrliche mondheile Nacht. Ribbeck ging langsam seines Weges, an dunkeln, bitteren Gedanken zehrend, die, Nebelbildern gleich, vor seiner Seele vorüberzogen. Ähnliche Gedanken waren schon oft in ihm aufgestiegen, aber er hatte sie immer niedergehalten und zurückgewiesen. Er hatte sich gesagt, daß seine Pflicht ihm gebiete, das, was ihn betroffen, nicht als ein großes Unglück zu betrachten. Es gab in dieser Welt Millionen von ärmeren und elenderen Menschen als er, die ihr Dasein ruhig, ohne zu klagen, ertrugen, die es als selbstverständlich betrachteten, daß sie eine schwere Last von der Wiege bis zum Grabe tragen mußten. Welches Recht hatte er, größere Ansprüche an das Leben zu stellen als diese? Weshalb sollte ihm das Dasein leichter und angenehmer gemacht werden als so vielen Anderen? Er wollte nicht klagen;

seine Würde gebot ihm dies; — er durfte sich nicht einmal unglücklich fühlen; er hatte kein Recht dazu. Er war gerade ebenso gut und ebenso schlimm daran wie die Mehrzahl der Menschen. — Seine Geliebte hatte ihn verlassen! — Kein seltenes Unglück: die alte Geschichte, die seit Beginn der Welt Millionen und Abermillionen passirt war. Er wollte sich darüber trösten, wie sich Andere darüber getröstet hatten. —

Aber an jenem Abend ließ Ribbeck seinen Gedanken freien Lauf. Er hatte sich erlaubt, dies einmal zu thun; es sollte das erste und letzte Mal sein. Er wollte sich ein einziges Mal an seinem Schmerze weiden, sättigen, sich von dem Zwang, den er sich seit Monaten auferlegte, wenn auch nur auf eine Stunde befreien. Es war eine Schwäche; er verhehlte sich dies nicht; aber er wollte derselben nachgeben. Es war so schwer, von früh bis spät, sich und Anderen gegenüber den Starken zu heucheln, und sich so schwach und müde zu fühlen. — Die lange zurückgehaltene Gedankenfluth stieg mächtig und hoch in ihm auf. Es war ihm, als müsse sie ihn ersticken; aber er wehrte sie nicht ab. Stille Thränen, die ersten, die er über sich geweint, traten ihm in die Augen.

Er war jetzt vor dem Hause, in dem Anna wohnte, angelangt. Die Villa lag still und freundlich da; die hellen Mauern glänzten im Lichte des Mondes; in dem Garten hinter dem Hause plätscherte ein Springbrunnen; die Bäume rauschten leise.

Ribbeck setzte sich, dem Hause schräg gegenüber, auf eine kleine Bank im tiefen Schatten einer mächtigen Buche und blickte lange nach den dunkeln Fenstern. Dahinter, fortan für ihn verborgen, verschlossen, wohnte das helle Glück, das er einst besessen. Es hatte ihn treulos verlassen! Wieder hörte er die Schwüre ewiger Liebe, die ihm geschworen, sah den Blick der klaren, lachenden Augen, denen er vertraut — und wie in den ersten Tagen seines Unglücks fragte er sich: „Ist es möglich, daß Alles, was sie sagte und blickte, Lüge war?“

Er konnte sich von dem Platze, auf dem er saß, nicht erheben. Er war dort wie gebannt. Es wurde spät. Der Mond war untergegangen; stille, tiefe Nacht hatte sich über die Erde gelagert . . . Da hörte er, wie die Thür der Villa geöffnet wurde. Ein breiter Lichtstreifen fiel auf die öde Straße. — Ribbeck blieb unbeweglich sitzen. In der Thür erschienen zwei Gestalten: Anna und — ein Unbekannter.

„Gute Nacht, mein süßes Kind!“

„Gute Nacht, mein Leben!“

Der Fremde entfernte sich. Wenige Schritte von der Bank, auf der Ribbeck saß, blieb er stehen und wandte sich noch einmal um.

„Gute Nacht, mein Lieb!“

„Gute Nacht!“

Der Fremde ging schnellen Schrittes davon. Anna blieb in der Thür stehen, seinen verhallenden Schritten lauschend.

„Gute Nacht, gute Nacht, mein Glück!“ rief ihre helle, frische Stimme ihm nach.

„Gute Nacht!“ scholl es aus der Entfernung zurück.

Die Thür wurde geschlossen, und Alles war wieder dunkel und still. —

„Gute Nacht, mein Lieb, mein Leben, mein Glück,“ sagte Ribbeck leise vor sich hin. — Er hatte an seinem Schmerze zehren, sich daran weiden wollen. — Er erhob sich gesättigt.

* * *

„Mit wem ist Anna Jordan verlobt?“ fragte Ribbeck seinen Freund Elben am nächsten Morgen.

„Mit dem Baron von Halffen,“ antwortete Elben mürrisch.

„Weshalb hast Du es mir verschwiegen?“

Elben zuckte die Achseln: „Wozu hätte es gekommt, es Dir zu sagen?“

„Du hast unrecht gethan, es mir zu verschweigen. Ich fühle mich weit ruhiger, seitdem ich es weiß.“

Elben sah seinen Freund an. Er sah in der That ruhig genug aus, ruhig wie ein Todter.

„Leopold, sei ein Mann!“ rief Elben erschreckt und legte die Hände auf die Schultern seines Freundes. — Dieser sah sich langsam, mit weitgeöffneten, trockenen Augen in dem leeren Zimmer um, das sie nun verlassen wollten.

„Gute Nacht, mein Lieb, mein Leben, mein Glück,“ sagte er mit tonloser Stimme. Und dann begegnete sein Blick den ängstlichen, forschenden Augen des Freundes, und er warf sich weinend an seine Brust.

An der Eisenbahn standen mehrere von Elben's Collegen. Sie wünschten ihm glückliche Reise, ein angenehmes Leben in D. Einige von ihnen, die mit Ribbeck, wenn auch nur oberflächlich, bekannt waren, näherten sich diesem, drückten ihm die Hand zum Abschied und sagten: „Möge es Ihnen wohl gehen, Herr Ribbeck.“ Er antwortete darauf: „Vielen Dank, meine Herren, vielen Dank!“

Wenige Minuten darauf fuhren Elben und Ribbeck auf der Eisenbahn davon. Die Freunde, die ihnen das Geleit gegeben hatten, kehrten nach der Stadt zurück.

„Der Herr, der mit Elben war, sah recht niedergeschlagen aus,“ sagte Einer von ihnen, ein junger Mann mit einem freundlichen, ehrlichen Gesichte.

„Er hat guten Grund dazu,“ meinte ein älterer; „er besaß ein hübsches Vermögen und eine schöne Braut, und hat Beides verloren.“

„Wie hieß seine Braut?“

„Fräulein Jordan.“

„Die schöne Anna Jordan, die sich mit dem Baron von Halffen verlobt hat?“

„Dieselbe.“

„Da gratulire ich ihr nicht. Sie hat, so scheint es mir, einen schlechten Tausch gemacht.“

„Halffen ist steinreich.“

„Nun ja! Ist Geld denn aber Alles?“

Der Ältere antwortete darauf bedächtig: „Geld ist sehr viel; Geld ist der beste, sicherste Freund, den ein Mann haben kann. Er reicht ihm bei Allem, was er erstrebt, eine starke Hand. Er ist erfinderisch, unermüdet in seinen

Diensten, erleichtert ihm jede Arbeit, pflegt ihn, wenn er krank ist, lobt ihn bei seinen Freunden, macht ihn seinen Feinden furchtbar, zeigt seine guten Eigenschaften im hellsten Glanze, verbirgt seine Schwächen, Fehler, Laster sogar, hinter einem dichten, fast undurchdringlichen Schleier; und thut dies Alles und noch viel mehr, ohne je ein Wort des Dankes, den geringsten Gegendienst zu verlangen. — Narren oder Egoisten allein verachten das Geld. Wenn man wie Diogenes in einer Tonne leben will; nun ja! so gebraucht man kein Geld. Aber wenn man gute Bücher lesen, schöne Musik hören, seltene Bilder sehen, anständige Menschen kennen, seinen Freunden angenehm sein will, so muß man Geld zu seiner Verfügung haben. — Wem verdankt der unliebenswürdige Baron von Halffen die Liebe der schönen Anna Jordan? — Seinem Gelde allein. — Ach ja! Reichtum ist ein guter Freund!"

III.

Die Baronin von Halffen war eine gefeierte, reiche, junge Frau. Sie war seit einem Jahre verheirathet; sie besaß Alles, wonach sich ihr Herz gesehnt, was sie geträumt hatte: ein prachtvolles Haus, zahlreiche Dienerschaft, Equipage, reiche Toiletten, kostbare Schmuckfachen; sie konnte die meisten ihrer Bekannten durch ihren Aufwand verbunkeln; sie wurde von Vielen beneidet. — Doch war sie unzufrieden:

Der Baron von Halffen hatte sich, sehr bald nach seiner Verheirathung, als ein äußerst unbequemer Ehemann entpuppt. Er war ebenso despotisch wie Anna als junges Mädchen gewesen, aber er verlangte nicht nur, daß seine Umgebung ihm gehorchte, sondern besaß auch die nöthige Kraft und Ruhe, um seinen Willen durchzusetzen. — Anna hatte bei ihren Eltern und bei ihrem Bräutigam stets Alles, was sie wünschte, durch Bitten, oder wenn dies nicht gelang, durch üble Laune, im schlimmsten Falle durch Thränen zu erreichen verstanden. Während der Flitterwochen bereits hatte ihr der Baron klar gemacht, daß es mit ihrer Herrschaft, ihm gegenüber wenigstens, zu Ende sei.

„Sei nicht kindisch,“ hatte er ihr gesagt, als sie Etwas, eine Kleinigkeit, gegen seinen Willen durchzusetzen versucht hatte.

„Sei nicht albern,“ hatte er fünf Minuten später geäußert, als sie, trotz seiner ersten Mahnung, ihre Bemühungen fortgesetzt hatte.

„Geh' in Dein Zimmer, mache dort so viel Lärm wie Dir beliebt, aber wenn Du hier bleiben willst, so verhalte Dich ruhig,“ waren seine Worte gewesen, als Anna zu Thränen, die sie bisher für allmächtig gehalten, ihre Zuflucht genommen hatte.

Anna hatte zu träumen geglaubt, hatte Halffen erstaunt, erschreckt angesehen und war auf ihr Zimmer gegangen, um dort, zum ersten Male in ihrem Leben, wirklich bittere Thränen zu weinen.

Es gibt Leute, denen üble Laune in ihrer nächsten Umgebung unerträglich ist, die gern große Opfer bringen, um nur freundliche Gesichter um sich zu sehen; andere dagegen, die gar nicht zu bemerken scheinen, wenn sie verletzt haben, und die im Stande sind, traurige Gesichter und vortwurfsvolle Blicke vollständig zu ignoriren. — Der Baron von Halffen gehörte zu dieser letzteren Classe von Leuten.

Als Anna eine Stunde später sagen ließ, sie sei unwohl und käme nicht zu Tische, der Baron möchte sie entschuldigen, aß Herr von Halffen mit vorzüglichem Appetit allein. Er hatte ein Buch neben sich liegen, das seine Aufmerksamkeit in angenehmer Weise in Anspruch zu nehmen schien. Von Zeit zu Zeit blickte er nach dem Plaze, den die Baronin hätte einnehmen sollen, und dann spielte ein eigenthümliches, durchaus nicht bitteres, vielmehr gutgelauntes Lächeln um seinen Mund.

Nach dem Essen trat er in das Zimmer seiner Frau und erkundigte sich nach deren Befinden.

„Ich habe Kopfschmerzen,“ antwortete sie.

„Soll ich zum Arzte schicken?“

„Ich danke. Nein.“

„Willst Du ausgehen oder ausfahren? Die freie Luft thut Dir vielleicht wohl.“

„Ich danke. Nein.“

„Nun so erwarte mich heute Abend nicht mehr. Ich werde in das Theater gehen und komme möglicherweise etwas spät nach Hause. — Gute Nacht, liebes Kind.“

Ähnliche Auftritte hatten, während der nächsten Monate, noch drei oder vier Mal stattgefunden. Bei der letzten Gelegenheit hatte Halffen, als Anna wieder in Thränen ausgebrochen war, weil er sich einer ihrer Launen widersetzt hatte, Folgendes gesagt: „Du bist eine ganz gescheute Frau, und deshalb wirfst Du Dich wol nach einigem Nachdenken überzeugen, daß Du Dir allein durch Deine Zornausbrüche Aerger verursachst. Mich, liebes Kind, berühren dieselben nur wenig. Ich bin stets gern bereit, vernünftigen Wünschen von Dir zu willfahren; auf der anderen Seite habe ich ein Recht, zu verlangen, daß Du Dich den Anordnungen, die ich zu treffen für gut befinde, unterwirfst. Ich berücksichtige, daß Du noch sehr jung bist, und betrachte Das, was mir augenblicklich an Dir mißfällt, als Unarten, die Du mit der Zeit ablegen wirst. Aber Du solltest Dich wirklich bemühen, dies zu thun. Ich sage Dir dies in Deinem Interesse.“

Er sprach mit großer Gelassenheit; es war jedoch Etwas in dem Ernste und der Kälte seines Wesens, was Anna, die in der That eine gescheute Frau war, sehr nachdenklich stimmte. Sie machte sich ganz klar, daß er sie nicht liebte, wenigstens nicht so, wie sie sich von ihm geliebt geglaubt, und daß ihre Macht über ihn, die sie während der Brautzeit für unbegrenzt gehalten hatte, eine sehr geringe sei.

„Weshalb hat er mich geheirathet?“ fragte sie sich.

„Weil er mich schön fand,“ gab sie sich zur Antwort. „Weil er eine Frau wie ich haben wollte, um an seiner Tafel zu präsidiren, seine Gäste zu empfangen, an seiner Seite zu glänzen.“

„Und weshalb habe ich ihn geheirathet?“ fragte sie sich weiter.

Die Antwort auf diese Frage wurde ihr schwer.

Halffen hatte ihr mißfallen, als er ihr von ihrem Vater vorgestellt worden war. Er war groß und hager. Sein scharfgezeichnetes Gesicht war das eines

vornehmen Mannes, aber erschien ihr böse und häßlich. Sie fühlte sich unbehaglich unter dem Blicke seiner kalten, grauen Augen. Sie hatte von ihm sprechen hören als von einem Manne, der in fernen Welttheilen auf abenteuerliche Weise, durch Glück von Vertwegenheit unterstützt, ein großes Vermögen erworben habe. Er hatte eine runde, tiefe Narbe auf der einen Wange und mehrere andere große Narben auf den sehnigen Händen. Man erzählte, es seien Merkmale von Wunden, die er in tödtlichem Kampfe mit wilden Abenteurern in Californien und Nevada erhalten habe. — Sie fürchtete sich vor ihm. Das Geheimnißvolle in seiner Vergangenheit war ihr unheimlich. Doch zog es sie auch wieder an. Und er war ihr gegenüber, bis zu ihrer Verheirathung, sanftmüthig und zärtlich erschienen. Er hatte Andeutungen gemacht auf das wilde, harte Leben, das er geführt, und gesagt, wie sehr er sich nach Ruhe und Frieden am sicheren häuslichen Herde sehne. — Nach und nach war ihre Furcht vor ihm geschwunden. Sie glaubte, einen Löwen gebändigt zu haben; ihr Stolz fühlte sich dadurch geschmeichelt. Und dann hatte ihr Vater sie bei Seite genommen, von Halffen's großem Reichtume gesprochen und von dem glücklichen Loose der Frau, die er heimführen werde. — Anna mußte im elterlichen Hause Manches entbehren; sie wußte, daß man sich dort große Opfer auferlegte, selbst um die bescheidenen Ausgaben für ihre Toilette zu bestreiten. Wie oft hatte sie gewünscht, Geld, viel Geld, zu ihrer Verfügung zu haben! Sie hatte gehofft, es zu bekommen, als sie Ribbed's Braut gewesen war. Dieser Grund allein hatte sie jedoch nicht bestimmt, sich ein erstes Mal zu verloben. Ribbed gefiel ihr. Er war gut, freundlich, schlicht und ehrlich — und er liebte sie. Sie hatte das Unglück, das ihn betroffen, schmerzlich empfunden; aber sie hatte den Gedanken, sich mit ihm zu verheirathen, aufgeben müssen. Sie besaß Nichts, Nichts. Ihr Vater hatte es ihr in dürren Worten gesagt: Von Lust und Liebe lebt man nicht. — Und gerade, als sie sich dies klar gemacht hatte, war der Baron von Halffen erschienen. Sie hatte sich nach und nach an ihn gewöhnt, und als er um ihre Hand angehalten, war sie bereit gewesen, ihr Jawort zu geben. Sie hatte dies gethan, weil sie glaubte, daß Halffen sie liebe, und weil sie wußte, daß sie als seine Frau über großen Reichtum verfügen könne. — Während der Brautzeit hatte sie ihre Verlobung nicht bereut. Halffen hatte sie damals mit kostbaren Geschenken überhäuft, ihr geschmeichelt, jeden ihrer Wünsche bereitwillig erfüllt. Sie war ganz glücklich gewesen. Aber die schöne Zeit hatte nicht lange gedauert. — Seit einem Jahre besaß sie Alles, wonach sich ihr eitles Herz gesehnt hatte — und fühlte sich elender als je zuvor. Sie hatte sich verheirathet, um reich zu werden. Es fehlte ihr Nichts, was Geld erkaufen kann — und es schien ihr, als ob sie Alles, was glücklich macht, verloren habe. Welche Freude und Genugthuung verdankte sie ihrem großen Reichtum? — Keine. — „Ich habe mich verkauft,“ sagte sie vor sich hin. Sie hatte bis dahin nur an sich gedacht als an ein schönes Mädchen, dem Jedermann zu gefallen suchte, an dem Niemand einen Fehler fand, das tadellos war. Nun dämmerte der Gedanke in ihr auf, daß sie kleinlich gehandelt, sich über sich selbst getäuscht habe. — Das Bild Leopold Ribbed's trat wieder vor ihre Seele. Sie sah im Geiste sein ernstes, ehrliches Gesicht, seine treuen Augen, seinen freundlichen

Mund. Wie gut war er immer für sie gewesen! Sie hatte ihn seit dem Tage, wo er, sechs Monate vor ihrer Verheirathung, zum letzten Male in der Villa Jordan erschienen war, nicht wieder erblickt. Sie wußte, daß er, wie sie, nach der Hauptstadt gezogen sei; aber sie hatte nicht gewagt, sich nach ihm zu erkundigen, und es war ihr unbekannt, was er nun treibe. Sie malte sich aus, welches ihr Loos gewesen sein würde, wenn sie sich mit Ribbed, trotz seiner Armuth, verheirathet hätte. „Ich würde glücklich gewesen sein,“ sagte sie sich. „Er würde für mich gesorgt haben. Er war gut. Er liebte mich wirklich.“

Sie sah sich auf der Promenade, im Theater aufmerksam um, in der Hoffnung Ribbed zu erblicken. Er zeigte sich nirgends, wo sie erschien. Seinem Freunde, Elben, war sie mehrere Male begegnet. Dieser begrüßte sie dann mit kalter Höflichkeit, aber bot ihr keine Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten. Früher, als sie Ribbed's Braut war, hatte er sie ganz anders behandelt; damals nickte er ihr freundlich zu, wenn er mit ihr zusammentraf, und gab ihr die Hand. Jetzt war sie ihm eine Fremde. Er zürnte ihr wahrscheinlich. — Er war nicht der einzige alte Freund, den sie verloren hatte. Viele Andere, die ihr früher wohlwollend zur Seite gestanden, hatten sich, seit ihrer Verheirathung, von ihr zurückgezogen. — Sie fühlte sich sehr einsam, mit jedem Tage unzufriedener. — Sie hatte ihre Eltern besuchen wollen. Halffen war damit nicht einverstanden gewesen:

„Ich habe Nichts dagegen, daß Deine Mutter oder Dein Vater Dich besuchen,“ hatte er gesagt; „ich will Dich nicht von ihnen trennen. Aber wenn Du sie sehen willst, so lade sie ein, zu uns zu kommen. Das Haus ist groß genug, um sie zu empfangen. Es würde zu Commentaren Veranlassung geben, die ich zu vermeiden wünsche, wenn Du Dich wenige Monate nach Deiner Verheirathung, ohne jeden vernünftigen Grund, von mir trennen wolltest.“

Anna hatte nachgeben müssen. Sie war nun bereits daran gewöhnt, dies zu thun. Sie ging still und mürrisch im Hause einher; aber sie schrieb nicht an ihre Eltern, um diese einzuladen, sie zu besuchen. Sie war außer Stande, ihren Willen durchzusetzen; aber sie protestirte innerlich gegen die ihr angethane Gewalt, und wollte dies zeigen, indem sie die von Halffen gegebenen Rathschläge nicht befolgte. Dieser schien die ganze Sache vergessen zu haben. — Es war ein dauernder Grund bitterer Entrüstung für Anna, daß sie außer Stande war, Halffen zu ärgern. Er ignorirte ihre Traurigkeit vollständig. Er wurde ihr mit jedem Tage unangenehmer.

Spottete er ihrer, oder war er mit Blindheit geschlagen? Je mehr sie sich von ihm zurückzog, je stiller und trauriger sie einherging, je freundlicher wurde er.

„Ich wünsche Dir zu sagen, liebe Anna,“ bemerkte er eines Abends, „daß ich seit einigen Wochen vollständig mit Dir zufrieden bin. Es freut mich, daß Du meinen wohlgemeinten Rathschlägen Gehör geschenkt hast. Du bist jetzt eine ruhige, vernünftige kleine Frau, gerade so, wie ich Dich zu sehen gewünscht hatte. Fahre fort! Du wirst es nicht bereuen.“

Sie erbleichte vor Zorn, aber antwortete nicht.

Er sprach ruhig weiter: „Es ist heute der Jahrestag unserer Verheirathung. Du hast wol vergessen, daß wir übereingekommen waren, Du solltest Deine

Eltern einladen, uns zu besuchen. Ich bedauere, daß Du nicht daran gedacht hast. Wir hätten den festlichen Tag durch ein Familienmahl feiern können. Da wir allein sind, so schlage ich vor, daß wir in das Theater gehen. Wißt Du damit einverstanden?"

Sie antwortete: „Ja.“ Alles war ihr lieber als mit Halffen allein zu bleiben.

Die erste Person, die sie erblickte, als sie in ihrer Loge Platz genommen hatte, war Elben; und neben diesem saß ein Mann, dessen Augen mit eigenthümlicher Gleichgiltigkeit im Blick von einer Loge zur anderen wanderten. Anna fuhr erschreckt zurück. Aber bereits hatte Ribbeck sie gesehen und erkannt. Sein Blick haftete nur eine Secunde auf ihr; dann glitt er kalt ab und wandte sich der nächsten Loge zu.

„Er weiß nicht, wie unglücklich ich bin,“ sagte sie sich. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß er unglücklich sei. — Sie beobachtete ihn. Er hatte das müde, ruhige Aussehen eines Mannes, der vor Kurzem eine schwere Krankheit überstanden hat und nun langsam seiner vollständigen Genesung entgegen geht.

Als der Vorhang fiel, erhoben sich Elben und Ribbeck mit anderen Zuschauern, um den Saal während des Zwischenactes zu verlassen. Elben warf einen verstohlenen Blick nach der Loge, in der Anna saß; Ribbeck's Augen vermieden dieselbe. — Der Vorhang wurde bald darauf wieder aufgezogen; aber die Plätze, die Elben und Ribbeck eingenommen hatten, blieben leer.

IV.

„Anna Jordan hat sich sehr verändert,“ sagte Ribbeck, während er mit Elben vom Theater nach Hause ging. „Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie sieht leidend aus. Ist sie vielleicht kürzlich Mutter geworden?"

Er sprach mit anscheinend vollkommener Gleichgiltigkeit; etwas langsam und leise, wie ein Mann, für den Sprechen eine Anstrengung ist.

„Die Ehe ist, so viel ich weiß, kinderlos,“ antwortete Elben. Er wollte dem Gespräch sofort eine andere Wendung geben: „Wie bist Du mit den letzten Capiteln Deines Romans zufrieden?" fragte er.

„Sie sind nicht besser und nicht schlechter als die vorhergehenden,“ antwortete Ribbeck; und seinem Freunde, dessen Absicht er erkannt hatte, nachgebend, ließ er das Gespräch über die Frau Baronin von Halffen geb. Jordan fallen.

„Du mußt mir vorlesen, was Du geschrieben hast,“ fuhr Elben fort.

„Gern. Komm' morgen Abend zu mir, wenn Du frei bist.“

„Und was willst Du heute Abend vornehmen?"

„Ich will noch etwas schreiben.“

„Ueberarbeite Dich nicht. Du siehst angegriffen aus. Gute Nacht.“

Die Beiden trennten sich. Elben, während er seinen Weg allein fortsetzte, dachte, wie er dies häufig that, über Ribbeck nach. Der Zustand seines Freundes beunruhigte ihn.

Ribbeck hatte sich von dem Schlage, der ihn vor anderthalb Jahren getroffen hatte, nicht erholt. Er war ein ganz anderer Mensch geworden: verschlossen,

gleichgültig für beinahe Alles, was ihn früher interessirt hatte. Elben tabelte dies an Ribbeck. Er hatte ihm Vorwürfe über seine Schwäche machen wollen.

„Du irrst Dich ganz und gar,“ hatte ihm Ribbeck geantwortet. „Du bildest Dir ein, daß ich den Schmerz über den Verlust meines Vermögens und meiner Braut nicht überwunden habe. Ich versichere Dich, daß ich nur noch selten an das Eine oder die Andere denke. Wenn Anna mir treu geblieben wäre und auf mich wartete, so würde ich mich vielleicht darüber grämen, nicht in der Lage zu sein, ihr eine Häuslichkeit zu schaffen, wie ich sie einer geliebten Frau geben möchte; — aber sie hat mir den Rücken gelehrt. Sie ist ein eitles, oberflächliches Geschöpf. Ich betrachte es gewissermaßen als ein Glück für mich, daß ich durch äußere Umstände verhindert worden bin, meine Existenz an die ihrige zu ketten. Ich würde, früher oder später, doch entdeckt haben, daß sie meiner Liebe unwürdig sei, und wäre mit ihr wahrscheinlich elender gewesen, als ich heute ohne sie bin. — Auch der Verlust meines Vermögens schmerzt mich nicht. Ich gebe so wenig aus, daß ich mit dem, was ich gerettet, und was ich noch von Quellen zu erwarten habe, zehn Jahre leben kann. Zehn Jahre! Eine Ewigkeit; ein Drittel des Lebens! — Ja, wenn wir fünfhundert Jahre alt würden und ich heute zu sorgen hätte, wie ich während der vierhundert und etliche siebenzig Jahre, die dann noch vor mir lägen, mein Dasein fristen soll, so würde mich meine Armuth vielleicht beunruhigen. Aber das Leben ist, Gottlob! so kurz, daß es sich wirklich nicht der Mühe verlohnt, sich darüber Sorgen zu machen, wie man es zu Ende leben wird. In wenigen Jahren ist Alles Eins! — Nein, ich habe keinen Gram und mache mir keine Sorgen.“

„Aber weshalb bist Du so niedergeschlagen, so traurig?“ fragte Elben. „Du bist kaum wiederzuerkennen.“

„Ja,“ antwortete Ribbeck langsam und nachdenklich. „Das hat eine andere und eigenthümliche Bewandniß.“

Er schwieg eine gute Weile, und dann fuhr er halblaut, ohne Elben anzublicken, gleichsam mit sich selbst sprechend fort:

„Die Welt erscheint mir seit einiger Zeit anders als früher. Daran kann ich Nichts ändern. Es ist mir, als hätte ich mein Leben lang im Dunkeln gewandelt und als ob mir vor anderthalb Jahren plötzlich die Augen geöffnet worden wären. Ich hatte früher blindes Vertrauen zur Menschheit und fand Alles, was um mich her vorging, gut und schön. Jetzt erscheinen mir die Dinge anders. Daß Anna ihre Schwüre gebrochen hat, rechne ich ihr nicht zur Schuld an. Man ist gut oder schlecht, falsch oder treu, wie man blond oder brünett ist. Das eitle Geschöpf, dem ich mein Herz geschenkt hatte, konnte mir nicht treu bleiben, einfach, weil es keine Treue besaß. Es hätte sie heucheln können — aber das hätte Nichts an ihr gebessert. Es kümmert mich wenig, daß Anna mich verrathen hat. Was mich verstimmt, ist, daß ich nun erkenne, wieviel elende, schwache, treulose Geschöpfe es auf der Welt gibt. Früher war mir dies nicht aufgefallen; und deshalb war ich damals sorgloser und heiterer als heute.“

Ribbeck wandte sich plötzlich an Elben: „Findest Du, daß das Leben sehr amüßant ist?“ fragte er. „Ich würde mich gern von Dir belehren lassen.“

„Ich mag nicht mit Dir über diese Frage discutiren,“ antwortete Elben.

„Wie soll ich einem Menschen, der mir sagt, daß er sich langweilt, beweisen, daß das Leben amüßant ist. Das ist Geschmacksache. Ich kann nur constatiren, daß, nach meinem Geschmack, das Leben des Angenehmen, Schönen und Guten gar Vieles bietet. Ich hoffe, Du wirst Dich bald wieder einmal verlieben; und diesmal in ein gutes Mädchen. Das würde Dich schon wieder auf andere Gedanken bringen.“

Es hatte bis jetzt nicht den Anschein, als ob Elben's Hoffnung in Erfüllung gehen sollte. Ribbeck hatte stets Einwendungen zu machen, wenn Elben ihm vorschlug, irgend eine Bekanntschaft anzuknüpfen; und die einzigen Menschen, die er außer Elben besuchte und in deren Gesellschaft er sich, wenn auch nicht wohl, so doch heimisch fühlte, waren Herr von Quellen und dessen Tochter Martha.

Der Rechtsanwalt Dr. Johannes von Quellen war ein langjähriger Freund des verstorbenen Herrn Ribbeck gewesen und hatte seit dessen Tode nicht aufgehört, freundschaftliche Beziehungen mit Leopold Ribbeck aufrecht zu erhalten. Er war ein Mann, der gute Erfolge im Leben gehabt hatte, der tüchtiger Arbeit ein bedeutendes Vermögen und eine hochangesehene sociale Stellung verdankte; aber den das Unglück zwei Mal schwer getroffen, und der sich von den Schicksalsschlägen, die er erduldet, niemals ganz erholt hatte. Seine Frau, die er innig geliebt, war jung gestorben; sein Sohn, ein begabter, hoffnungsvoller Jüngling, war, einige Jahre später, bei einer Wasserfahrt verunglückt und ertrunken. Es blieb ihm eine Tochter, Martha, die ihm nun das Theuerste auf der Welt war, und die seine Liebe wohl verdiente: ein gutes, treues Mädchen, das sich einfach und bescheiden anzog, den Hausstand in Ordnung hielt und ihrem Vater, den sie anbetete, Alles zu Liebe that, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte. Sie hatte ihn oftmals über den Tod ihrer Mutter und ihres Bruders weinen sehen und ihn nur dadurch zu trösten versucht und dadurch allein trösten können, daß sie sich neben ihn gesetzt, seine Hand in ihre Hände genommen und mit ihm geweint hatte. Sie war wortkarg; man hörte sie selten lachen; aber ein sonniges Lächeln verklärte ihr stilles Gesicht, wenn sie den Vater begrüßte oder diesem eine Freude machen konnte. Dann glänzten ihre großen, schönen, blauen Augen in Liebe und Hingebung, und Derjenige, der sie in einem solchen Augenblick gesehen, hätte sagen müssen, daß sie voll unbefreiblicher Anmuth sei. Aber Niemand, außer ihrem Vater, sah sie in solchen Momenten. Für Fremde war Martha Nichts weiter, als ein unscheinbares, schlankes junges Mädchen, von dem man höchstens sagte, wenn man es überhaupt einer Bemerkung würdigte, es habe prachtvolles Haar und einen hübschen Mund.

Leopold Ribbeck kannte Martha, die sechs Jahre jünger war als er, seit ihrer Geburt und hatte ihr in früheren Jahren manch' schöne Puppe zu Weihnachten geschenkt. Später war sie ihm fremd geworden. Er hatte sie, als er auf die Universität zog, als Kind verlassen und sie, bei seinem nächsten Besuche in D., als herangewachsenes junges Mädchen wiedergefunden. — Sie war sehr schüchtern, und er war es womöglich noch mehr. Die beiden jungen Leute hatten sich Nichts zu sagen und sprachen nur wenig mit einander. Martha sorgte für ihren Vater; Leopold schwärmte damals für eine schöne Professors-

tochter, die zwei Jahre älter war als er, und widmete seiner Jugendfreundin nur geringe Aufmerksamkeit. — Bald darauf hatte Ribbeck D. verlassen. Er war, nach dem Tode seines Vaters, nach W. gezogen, hatte sich dort mit Anna Jordan verlobt und Martha von Luellhen so gut wie vergessen. Erst seit seiner Uebersiedlung nach D. traf er wieder häufiger mit ihr zusammen. Aber sie schien keinen Gefallen an seiner Gesellschaft zu finden und theilte sich nur selten an der Unterhaltung, wenn er ihren Vater besuchte. Sie machte sich sodann in der Wirthschaft zu schaffen, oder nahm eine Handarbeit vor, während Leopold mit ihrem Vater eine Partie Schach spielte oder von Büchern und Geschäften sprach. Seine Besuche bei den Luellhens waren übrigens weder häufig noch anregend, und so lebte er in der großen Stadt beinahe wie ein Einsiedler.

Oben saß seinen Jugendfreund Ribbeck, trotzdem seine Gesellschaft keine angenehme zu nennen war, fast täglich; aber der junge Rechtsgelehrte war ein beschäftigter, thätiger Mann; er hatte zahlreiche Bekannte, die seinem Herzen zwar nicht so nahe standen wie Ribbeck, deren Umgang ihn jedoch erheiterte und zerstreute. So kam es, daß Ribbeck während der langen Abende oft allein war. Dann saß er vor seinem Tische, mit der Feder in der Hand und in der Absicht, zu schreiben. Aber sein Gehirn war träge: die Gedanken kamen langsam, befriedigten ihn häufig nicht, und nicht selten überfiel ihn, ehe er irgend Etwas zu Papier gebracht hatte, schwere, unüberwindliche Müdigkeit. — Er fragte sich, wozu er eigentlich im Leben gut sei? „Ich kann Nichts thun, was nicht ebensogut ungethan bliebe; und ich sehe kein Ziel vor mir, nach dem ich streben dürfte oder möchte,“ sagte er sich. Große Müdigkeit, Lebensüberdruß kam über ihn.

Eines Tages, als er vor der Stadt einen einsamen Spaziergang machte, kreuzte er sich mit einem elenden Fuhrwerk. Es war ein alter, ziemlich großer Schubkarren, in dem zwei menschliche Wesen kauerten: ein junger Mann, dem Elend und Krankheit auf dem Gesichte geschrieben standen, und ein kleines Kind. Der Karren konnte ein Zwiegespann genannt werden. Die Zugthiere waren: ein rauhhaariger, magerer, großer Hund, mit offener Schnauze, wachsamem, gutmüthigen Augen und wedelndem Schwanz; ein treues Thier, das seine schwere Lebensaufgabe freundlich bellend erfüllte, sich mit weggeworfenen Knochen und hartem, verschimmeltem Brode begnügte, und seinem Herrn dankbar die Hand leckte, wenn dieser ihn streichelte — und ein junges, starkes, hageres Weib. Diese sah nicht freundlich und zufrieden aus. Dichtes, dunkelbraunes, bestaubtes Haar, in einem Knäuel auf dem Scheitel zusammengeballt und unordentlich über die schweißtriefende Stirn und den sonnenverbrannten, fehnigen Nacken fallend, war ihre einzige Kopfbedeckung. Ihr Anzug war zerlumpt. Sie setzte die nackten, knochigen Füße fest und entschlossen auf den harten, heißen Boden, und vornübergebeugt, zog sie mit aller Macht an dem schweren Karren. Als sie Ribbeck erblickte, hielt sie an, strich sich das wüste Haar aus der Stirn und grüßte ihn durch ein stummes, troßiges Nicken des Hauptes. Der kranke Mann im Karren zog die Mühe ab; und das Kind streckte dem Fremden seine kleinen Hände entgegen.

Ribbed gab der Frau Alles, was er an Geld in der Tasche hatte, mehrere Thaler, eine große Summe für arme Leute. — Die junge Frau sah ihn sprachlos, erschreckt beinahe, an; dann zuckte es um den jungen, strengen Mund, der Blick wurde sanft und feucht, und mit erstickter Stimme sagte sie:

„Es geht uns schlecht. Mein Mann ist krank. Wir arbeiten gern. Gott segne Sie!“

Ribbed ging weiter. Nach einer Weile blieb er stehen und sah sich um. Die Frau zog tapfer auf der harten Straße weiter; der Karren war schon weit entfernt. — Unmittelbar neben Ribbed stand ein alter Baumstumpf, der einen bequemen Sitz bildete. Ribbed ließ sich auf demselben nieder. Sein unaufmerksames Ohr vernahm, ohne sich von dem Geräusch sofort Rechenschaft abzugeben, das Rauschen eines schnell heranrollenden Wagens. Als Ribbed zerstreut in die Höhe blickte, war das Fuhrwerk bereits in seiner unmittelbaren Nähe: eine offene Kalesche, von zwei prächtigen Pferden gezogen, von einem feisten Kutscher in vornehmer Livree gelenkt. — In dem Wagen saßen ein großer, hagerer Mann und eine junge, blass Frau. Ihr müder, trauriger Blick begegnete eine Secunde dem des an der Wegseite ruhenden Wanderers. Das Blut schoß ihr in das Gesicht; sie fühlte ein dumpfes Säusen und Brausen in den Ohren, und gleich darauf war ihr, als würde ihr die Brust zugeschnürt. Sie schloß die Augen und stieß einen leisen Seufzer aus. Ihr Nachbar wandte den Kopf nach ihr, und als er sie wie leblos daliegen sah, beugte er sich vor und sagte ruhig:

„Fehlt Dir Etwas?“

Sie antwortete nicht. Sie war ohnmächtig geworden.

Ribbed hatte von diesem Auftritt Nichts gesehen; aber er hatte Anna erkannt und bemerkt, wie bleich und elend sie aussah. Er blickte dem Wagen nach. In wenigen Minuten hatte dieser den Karren überholt. Das ärmliche Fuhrwerk machte der prächtigen Kalesche Platz und stellte sich bescheiden auf einer Seite des Weges auf. Ribbed glaubte zu sehen, daß der kranke Bettler die Mühe abzog. Das Kind streckte wahrscheinlich ebenfalls seine Händchen aus, um die Milbthätigkeit der reichen Leute anzusehen. In der Kalesche bemerkte man wol Nichts davon, denn der Wagen, in eine Staubwolke eingehüllt, rollte schnell an den Armen vorüber und war bald aus Ribbed's Gesichtskreise verschwunden.

Ribbed blieb noch eine Weile sitzen; dann erhob er sich schwerfällig, wie ein recht ermüdeter Mann, und trat den Rückweg nach D. an. — In der Nähe der Stadt machte er noch einmal Halt, um sich in einem kleinen Garten, dicht bei der Eisenbahnstation gelegen, auf einer Bank niederzulassen und sich dort von seiner langen Promenade auszuruhen. Er hatte diesen Platz lieb gewonnen. Er beobachtete von demselben die ankommenden und abfahrenden Reisenden. Die fremden Gesichter zerstreuten ihn. Er erfand Geschichten zu denselben und versenkte sich dabei in Träumereien, die seine Gedanken von seinem eigenen Schicksale abzogen. Er nannte die Eisenbahnstation sein Schauspielhaus und gefiel sich auf dem von ihm vor demselben erwählten Platze.

V.

Es war Stadtgespräch in D., daß die Halffen'sche Ehe keine glückliche sei. Ribbeck wußte davon Nichts, obgleich Elben, den er täglich sah, darüber genauere Auskunft hätte geben können als die meisten anderen Einwohner der Hauptstadt. Elben kam nämlich, seit einigen Wochen, häufig in das Halffen'sche Haus. Eines Morgens hatte sich der Baron bei ihm anmelden lassen.

„Ich verdanke Ihren Namen meinem Vetter, Herrn von Ertraut,“ hatte er die Unterredung begonnen. „Würden Sie Zeit und Geduld haben, sich durch einen Wust von Acten zu arbeiten, die bei mir aufgestapelt liegen, um ein Gutachten über gewisse Ansprüche zu geben, die ich nach Ertraut's Ansicht zu machen berechtigt bin?“

Elben verspürte keine Lust, mit Halffen in Verbindung zu treten, und gab ihm deshalb zunächst eine ausweichende Antwort. Halffen ging darauf ruhig seiner Wege; aber wenige Tage später empfing Elben einen Brief von seinem alten Universitätsfreund und Kollegen Ertraut, in dem dieser ihn dringend bat, sich der Halffen'schen Angelegenheit anzunehmen, da er ihm, Ertraut, damit einen Dienst erweisen werde.

Elben konnte einem Freunde nicht leicht Etwas abschlagen. Er theilte dem Baron von Halffen mit, daß er sich zu seiner Verfügung stelle, und empfing Tags darauf einen höflichen Brief von Halffen, in dem dieser ihn bat, sich zu ihm zu bemühen, um die Papiere, die er zu prüfen haben werde, in Augenschein zu nehmen.

Halffen hatte nicht übertrieben, als er von einem „Wust von Acten“ gesprochen hatte. In dem bescheidenen kleinen Arbeitszimmer, in dem Elben für gewöhnlich beschäftigt war, hätten dieselben kaum untergebracht werden können. Als Halffen also vorschlug, das geräumige Bibliothekzimmer seiner Wohnung Elben zur Verfügung zu stellen, nahm dieser den Vorschlag bereitwillig an. Die Bibliothek war ein freundliches, ruhiges Gemach. Es hatte Aussicht auf einen parkähnlichen Garten, der zum Halffen'schen Hause gehörte und in dem, außer dem Gärtner und seinem Burschen, kein menschliches Wesen zu erblicken war.

Das Wetter war warm geworden, und Elben arbeitete gewöhnlich bei offenen Fenstern. Eines Tages, als er über die Acten weg in den Garten schaute, erblickte er in der Ferne eine weibliche Gestalt. Er sah genauer hin und erkannte die Baronin. Sie ging, gesenkten Hauptes, langsam in einer Allee auf und ab. — Viele Männer haben die Gewohnheit, in dieser Weise spazieren zu gehen. Hätte Elben den Baron allein auf- und abgehen sehen, so würde er dies gar nicht beachtet haben; daß die junge Frau Einsamkeit suchte, überraschte ihn. Er beobachtete sie. Sie setzte ihre Promenade noch lange fort und näherte sich sodann müden Schrittes dem Hause. Unmittelbar vor demselben blieb sie stehen, als zaudere sie, die Schwelle zu überschreiten; und nach einer Weile hob sie den Kopf und blickte in die Höhe. Sie schrak zusammen, als sie Elben erkannte, der, wie gebannt, am Fenster stehen geblieben war. Sie begrüßte ihn durch ein leichtes Neigen des Hauptes und verschwand dann im Hause.

Einige Tage darauf empfing Elben von dem Baron eine Einladung zum Essen. Er nahm dieselbe an. Es interessirte ihn, Anna in der Nähe beobachten zu können. Er bereute später seine Neugierde, denn die Stunde, die er mit dem Baron und der Baronin bei Tische verbrachte, war im höchsten Grade peinlich.

Halffen schien es geradezu darauf angelegt zu haben, seine Frau zu reizen, und machte ihr, unbekümmert um die Gegenwart seines Gastes und der Diener, mehrere ungarthe und unfreundliche Bemerkungen, die sie schweigend über sich ergehen ließ. — Elben empfand Mitleiden mit ihr. Sie war ihm nicht sympathisch; er hielt sie für ein eitles, herzloses Geschöpf; aber er sah sie nun leidend und unglücklich, und das genügte, um sein Bedauern für sie zu erwecken. Sie vermied ängstlich seinen Blick; sie schien sich vor ihm zu schämen. Der Mann, der sie peinigete, kam ihm geradezu verächtlich vor. Er mußte sich zusammennehmen, um dies nicht deutlich zu zeigen. Er wollte jedoch nicht eine Minute länger bleiben, als er dies, ohne unhöflich zu sein, thun mußte, und bald, nachdem die Mahlzeit vorüber war, nahm er seinen Hut und empfahl sich. Gleich darauf erhob Anna sich ebenfalls, um das Zimmer zu verlassen.

„Ich wünsche, daß Du mir noch etwas Gesellschaft leistest,“ sagte Halffen nachlässig. „Bitte, bleibe hier.“

Sie that, als ob sie nicht gehört hätte, und näherte sich der Thür.

„Verstehest Du mich nicht?“ fragte er lauter. „Ich wünsche, daß Du hier bleibst.“

Sie drehte sich langsam nach ihm um, und einen Augenblick war er von dem Ausdruck in ihrem Gesichte betroffen. Es lag darin eine finstere Energie, die mit dem jungen, schönen Antlitz seltsam contrastirte und die selbst einen entschlossenen, furchtlosen Mann zur Mäßigung hätte mahnen sollen.

„Höre mich!“ sagte sie mit leiserer, heiserer Stimme. „Du machst mir das Leben zur Hölle. Ich will lieber sterben, als es fortleben. Du bist grausam und böshaft. Ich habe Dir nie Etwas zu Leide gethan, und Du quälst mich fortwährend. Ich will es nicht mehr ertragen. Hörst Du mich? Ich will es nicht mehr ertragen!“

„Sehr wohl,“ antwortete Halffen. „Ertrage es nicht; aber habe die Güte, Dich meinem bescheidenen Wunsche zu fügen und mir Gesellschaft zu leisten.“

Sie zauderte eine Secunde und wollte sich wieder abwenden. Er war aufgestanden und hielt sie am Arme fest. Er war ein starker Mann. Wie ein launisches Kind führte er sie nach einem Sessel und zwang sie, sich dort niederzusetzen. — Sie war todtensbleich geworden. Ihre Augen glühten.

„Nun so schlage mich doch!“ sagte sie herausfordernd und ihm gerade in's Gesicht sehend.

„Weshalb?“ entgegnete er lächelnd. „Alles, was ich von Dir augenblicklich verlange, ist, daß Du hier bleibst; und da Du die Freundlichkeit hast, dies zu thun, so ist gar kein Grund vorhanden, energische Mittel anzuwenden, um Dich zu zwingen, artig zu sein.“

Er hatte ihren Arm freigelassen und war unmittelbar vor dem Sessel, auf dem sie niedergefunken war, stehen geblieben. Als sie nun aber versuchen wollte

aufzustehen, legte er seine schwere Hand wieder auf ihre Schulter. Sie war leidenschaftlich erregt; der seit Monaten unterdrückte Grimm brach endlich glühend zornig hervor. Sie kannte keine Furcht, keine Rücksicht mehr; sie war wüthend. Sie stemmte sich mit beiden Händen auf die Sessellehnen und versuchte ächzend sich zu erheben. Er sah noch immer lächelnd auf sie herab und seine Hand wurde schwerer. In demselben Augenblick glitten ihre Füße aus; der Sessel schlug, nach vorn zu, halb über, rollte dann, von ihren Händen gestoßen, schnell zurück, und sie fiel zu Boden. Eine Secunde lag sie unbeweglich, mit geschlossenen Augen da; aber als Halffen sich beugte, um sie emporzurichten, schlug sie seinen Arm zurück und erhob sich schnell. Ueber ihre Schläfe und Wange träufelte Blut. Sie legte die Hand auf die Stelle am Kopfe, wo sie sich verletzt hatte, und näherte sich der Thür, ohne ein Wort zu sagen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Und diesmal hielt er sie nicht zurück. Er begnügte sich damit, die Ächseln zu zucken; dann nahm er, leise vor sich hinpfeifend, Hut und Stod und verließ das Haus.

Als der Baron des Abends spät nach Hause zurückkehrte, fand er den Salon leer. Anna ging häufig vor ihm zu Bette, und ihre Abwesenheit beunruhigte ihn nicht. Er beschäftigte sich noch eine halbe Stunde lang mit dem Lesen der Abendzeitungen und klingelte sodann, um dem Diener dadurch das gewöhnliche Zeichen zu geben, die Lichter auszulöschen.

„Soll das Haus verschlossen werden?“ fragte der Diener.

„Was bedeutet diese unnütze Frage?“ entgegnete der Baron.

„Da die Frau Baronin noch nicht zurückgekehrt ist, so glaubte ich, daß das Haus noch nicht verschlossen werden sollte.“

Einen Augenblick, aber nur einen Augenblick, war Halffen bestürzt.

„Nun gut,“ sagte er sodann. „Warten Sie, bis ich wieder klinge.“

Er begab sich in das Schlafzimmer seiner Frau. Alles war in gewöhnlicher Ordnung; Nichts schien dort zu fehlen. — Die Kammerfrau, die im Nebenzimmer auf einem Stuhle eingeschlafen war und die beim Eintreten des Barons erschreckt emporfuhr, berichtete auf seine Frage nach ihrer Herrin, daß die Frau Baronin sich einen Mantel umgehängt und einen einfachen Hut aufgesetzt und dann das Zimmer verlassen habe.

„Ich glaubte, die gnädige Frau wolle eine Promenade im Garten machen, wie sie dies häufig thut,“ schloß sie ihre Erzählung. „Ich erfuhr erst eine Viertelstunde später, unten in der Küche, daß sie das Haus verlassen habe.“

„Um welche Zeit?“

„Gegen sieben Uhr, Herr Baron.“

Halffen blickte nach der Uhr. Es war nahe an elf.

Er kehrte nach dem Salon zurück und ergriff seinen Hut, um auf das Polizeibureau zu gehen. In demselben Augenblicke hörte er, daß die Hausthür geöffnet wurde. Er trat in das Vorzimmer und vernahm eine fremde Stimme.

„Ist der Baron von Halffen zu Hause?“

„Ja.“

„Geben Sie ihm diesen Brief.“

„Ist Antwort darauf?“

„Nein.“

Die Hausthür wurde wieder zugemacht, und eine halbe Minute später hielt Halffen einen mit Bleistift geschriebenen Brief seiner Frau in der Hand. Er durchflog denselben. Dann wandte er sich an den Diener:

„Wer hat den Brief gebracht?“

„Ein fremder Herr.“

„Kennen Sie ihn nicht?“

„Ich weiß nicht, wie er heißt; aber sein Gesicht ist mir wohlbekannt. Ich habe ihn häufig mit Herrn Dr. Elben spaziren gehen sehen.“

„Es ist gut. Sie können die Dichter auslösen.“

Der Diener entfernte sich.

„Also der verschmähte Liebhaber stand hinter den Coullissen und erscheint jetzt wieder auf der Bühne,“ sagte Halffen vor sich hin. Dann las er die flüchtig geschriebenen Zeilen noch einmal durch.

„Ich habe mich zu meinen Eltern geflüchtet, um dort Schutz vor den Mißhandlungen zu suchen, denen ich in Deinem Hause ausgesetzt bin. A.“

VI.

Anna war bei ihren Eltern in W. und führte dort ein freudenloses Leben; aber sie war desselben froh. Sie sah das gehäßte, hämische Gesicht des Barons nicht mehr. Sie konnte lange still sitzen und sich in den Gedanken vertiefen, daß sie das unerträgliche Joch, unter dem sie seit ihrer Verheirathung geknechtet hatte, nun von sich abgeschüttelt, daß sie Halffen nicht mehr zu fürchten habe. Um keinen Preis, unter keiner Bedingung wollte sie in die Gefangenschaft, in der er sie gehalten hatte, zurückkehren. Viel lieber wollte sie nun Allem entsagen, woran ihr eitles Herz früher gegangen, als seinen Reichthum mit ihm theilen. Sie zitterte, wenn sie an ihre Flucht aus D. dachte, daß dieselbe hätte mißlingen können. Sie war halb von Sinnen gewesen, als sie ihr Haus verlassen hatte, vollständig rathlos. Nur Eins hatte sie klar gefühlt und sich immer und immer wiederholt: daß sie die Schwelle des Hauses, in dem sie gemißhandelt worden war, nie wieder übertreten werde. — Die Ereignisse der letzten Tage zogen vor ihrem Geiste vorüber.

Der Tag nahte seinem Ende, als sie sich allein in der Straße von D. befand. Sie eilte dem Bahnhofe zu. Sie wollte den ersten Zug benutzen, um abzureisen. Das Wichtigste war, sich sofort von der Stadt, in der Halffen wohnte, zu entfernen. Erst nachdem dies geschehen war, durfte sie sich Zeit gönnen, darüber nachzudenken, was sie in Zukunft thun werde.

Der Bahnhof war verödet, als sie athemlos dort anlangte.

„Wann fährt der nächste Zug ab?“ fragte sie einen Beamten, der in der großen Vorhalle beschäftigt war.

Der Mann sah sie etwas verwundert an und antwortete einfach: „Wohin?“

Sie besann sich eine Secunde. Dann sagte sie: „Nach W.“

„Der Personenzug um 8 Uhr 10; der Schnellzug um 8 Uhr 30.“

Sie blickte nach der Uhr. Es fehlten noch zehn Minuten an acht Uhr.

„Nehmen Sie mir ein Billet nach W.,“ sagte sie. Sie griff in die Tasche. Angst und Bestürzung malten sich plötzlich auf ihrem Gesichte.

„Sie haben Ihre Börse vergessen?“ fragte der Mann.

Sie nickte sprachlos.

„Das macht Nichts aus,“ fuhr der Beamte fort. „Ich kenne Sie wohl, Frau Baronin; ich bin selbst aus W.; ich kenne auch Herrn Jordan. Ich werde die paar Thaler gern für Sie auslegen.“

Sie dankte mit solcher Wärme, daß der Mann sie wiederum mit Verwunderung ansah.

„Ich werde Ihnen das Billet in den Wagen bringen,“ sagte er. „Sie können nachher ruhig einsteigen. Haben Sie kein Gepäck?“

„Nein.“

„Sie haben noch über eine halbe Stunde Zeit. Der Schnellzug kommt um 8 Uhr 25 an.“

Er entfernte sich. Sie trat in's Freie. In dem großen Saal waren jetzt die Lampen angezündet worden, und sie fürchtete, dort bemerkt zu werden.

Draußen war es dunkel geworden. Nicht weit von der Thür, im tiefen Schatten eines großen Baumes, entdeckte Anna eine Bank. Dort wollte sie warten. Als sie sich dem Platze genähert hatte, erblickte sie am anderen Ende der Bank eine Gestalt. Anna blieb unentschlossen stehen. Die Gestalt erhob sich und trat aus dem Schatten. Das Licht einer Gaslaterne fiel auf das Gesicht. Anna stieß einen leisen Schrei aus. Der Mann trat auf sie zu.

„Fehlt Ihnen Etwas; kann ich Ihnen helfen?“ fragte er theilnehmend.

Sie bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen; aber er hatte sie nun ebenfalls erkannt. Er wiederholte seine Frage nicht, aber es war ihm unmöglich sich zu entfernen. Er hörte sie krampfhaft schluchzen.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er nach einer langen Pause wieder. „Kann ich Ihnen helfen?“ Seine Stimme klang freundlich und traurig.

Sie ließ die Hände sinken. Er konnte ihr Gesicht nur undeutlich erkennen; aber fühlte, daß die geliebten Augen, die ihn belogen, Hilfe flehend auf ihm ruhten.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er zum dritten Male. Und in demselben Augenblick war er von ihren Armen heiß umschlungen und sie hing weinend an seiner Brust.

Die Sinne vergingen ihm fast; aber er wehrte sie sanft ab. Sie sank halb ohnmächtig auf die Bank.

„Verzeih' mir, Leopold! Verzeih' mir!“ Er ahnte die Worte mehr, als er sie hörte, so leise war die zitternde Stimme. Er war sprachlos — und sie hätte vor Scham vergehen mögen. — Wie hatte sie sich so weit vergessen können? — Was mußte er von ihr denken? — Er sollte Alles erfahren; es war ihre Pflicht, sich ihm gegenüber zu rechtfertigen, das, was sie so eben gethan, durch ihr Glend, ihre Hilflosigkeit, ihre Verwirrung zu erklären. Die Worte kamen ihr jetzt schnell und fliehend. Sie sprach wie Eine im Fieber.

„Sie müssen mich anhören!“ sagte sie. „Ich will es. Wenn Sie mich jetzt verlassen, so sterbe ich.“

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort zu sprechen, ohne auf seine Zustimmung zu warten. Sie malte in glühenden Farben aus, was sie während ihrer kurzen Ehe gelitten; wie Halffen sie gepeinigt.

„Zehnmal schon habe ich den Entschluß gefaßt, ihm zu entfliehen. — Wissen Sie, was mich zurückgehalten hat? Der Gedanke an meine Eltern und ... ja! ... und der Gedanke an Sie! Das glauben Sie nicht! Ich habe verdient, daß Sie mir nicht glauben; — aber es ist wahr! Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist: es ist wahr!“

Sie sprach die Wahrheit; aber Ribbeck mußte sie mißverstehen. Sie wußte dies, aber wollte ihn nicht aufklären. Ihre Eitelkeit hatte sie zurückgehalten, den Schritt, den sie nun gethan, schon früher zu wagen. Daran dachte der arme Ribbeck nicht. Er liebte Anna noch immer. Die Worte, die sie sprach, füllten sein krankes Herz mit wonnigem Schmerz. Sie fuhr fort: immer schneller sprechend, in immer größerer Aufregung. Sie erzählte, wie Halffen sie bei Tische in Gegenwart Fremder gepeinigt und wie er sie nachher verhöhnt und gemißhandelt habe.

„Er hat Hand an mich gelegt, der Elende! Hier! Steh!“

Mit einer wilden Bewegung riß sie den Hut von ihrem Kopfe und trat aus dem Schatten in den nahen Lichtkreis. Er sah ihr blondes Haar von Blut geröthet, und er sah Blut auf ihrer Schläfe.

„Oh! der Elende!“ sagte er schauernd.

Sie blickte ihn verstört an. „Nicht wahr, nun verzeihen Sie mir, was ich soeben gethan?“ fragte sie.

Er nickte stumm. Nach einer kurzen Pause sagte er:

„Und was beabsichtigen Sie nun zu thun?“

„Ich lehre zu meinen Eltern zurück.“

„Weiß Ihr ... weiß der Baron von Halffen dies?“

„Nein.“

„Theilen Sie es ihm sofort mit.“

„Nein! Nein! Um keinen Preis! Er würde mich mit Gewalt zwingen hier zu bleiben — Sie kennen ihn nicht!“

„Schreiben Sie ihm eine Zeile; ich werde ihm den Brief zu später Stunde bringen; nicht eher, als bis ich Sie in Sicherheit weiß.“

„Weshalb soll ich ihm schreiben?“

„Es ist besser. Glauben Sie mir.“

Sie dachte einen Augenblick nach; dann sagte sie:

„Ich will Ihnen gehorchen.“

Er führte sie in den Wartesaal, ließ sie dort eine Minute allein und überreichte ihr, als er zurückkam, einen Bogen Papier, ein Couvert und einen Bleistift.

Während sie schrieb, rasselte der Schnellzug in den Bahnhof. Gleich darauf wurde zum Einsteigen geklingelt. Sie überreichte Ribbeck das geschlossene Couvert.

„Hier ist der Brief;“ sagte sie. „Seien Sie vorsichtig. Geben Sie ihn nicht zu früh ab. Gott vergelte Ihnen Ihre Güte für mich.“

Sie hatte Ribbeck, seitdem sie mit ihm im hellen Zimmer war, nicht wieder

angesehen und wandte sich nun schnell von ihm ab. Er folgte ihr mit den Augen und sah sie in einen Wagen steigen. Gleich darauf fuhr der Zug ab.

Ribbed war in dem Zustande eines Menschen, der so eben aus einem wilden Traume erwacht. Er sah sich verstört um. Der Zug war verschwunden. In dem Wartesaale wurden einige Gasflammen ausgelöscht. Er strich sich mit der Hand über die Stirn und trat den Weg nach seiner Wohnung an.

Als Anna um elf Uhr in W. ankam, wurde sie zu ihrer Ueberraschung am Bahnhofe von ihrem Vater empfangen.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er schnell, nachdem er seine Tochter umarmt hatte.

„Wie kommt es, daß Du mich erwartest?“ fragte diese dagegen.

„Ich habe Deine Depesche vor einer Stunde empfangen,“ antwortete Herr Jordan; „und bin natürlich gekommen, um Dich abzuholen. — Was ist vorgefallen?“

Aber ehe Anna antwortete, wollte sie die Depesche sehen. Ihr Vater hatte das Papier noch in der Tasche und reichte es ihr. Das Telegramm enthielt nur wenige Worte: „Erwartet mich heute Abend um elf Uhr. Anna.“ — Sie zweifelte nicht, daß Ribbed diese Depesche abgesandt habe.

Herr Jordan gerieth in nicht geringe Bestürzung, als Anna ihm auf dem Wege nach Hause erzählte, sie sei aus D. entflohen und werde unter keiner Bedingung dorthin zurückkehren. — Er schmeichelte sich zunächst mit dem Gedanken, Anna habe einen übereilten Schritt gethan, den sie bald bereuen und wieder ungethan machen werde, aber als er die junge Frau laut weinend an die Brust ihrer Mutter sinken sah, als er hörte, Halffen habe sein geliebtes Kind gepeinigt, gemißhandelt, als Anna unter Thränen ausrief: „Ihr beschützt mich! Ihr liefert mich ihm nicht aus! Er würde mich tödten!“ — da wurde ihm klar, daß es sich um etwas sehr Ernstes handele. — Frau Jordan weinte mit ihrer Tochter, sagte, Anna möge sich beruhigen, Niemand werde ihr in Zukunft ein Leid anthun; und der alte Herr Jordan, der finstern Blickes im Zimmer auf- und abging, wagte es nicht, sich dem Ausspruch der Mutter entgegen zu stellen.

„Sie müssen sich zunächst beruhigen,“ dachte er sich. „Morgen oder übermorgen, wenn sie bei kaltem Blute sind, werden sie einsehen, daß Anna eine große Thorheit begangen hat und daß es Wahnsinn wäre, bei derselben beharren zu wollen.“

Am nächsten Morgen trat Anna zu früher Stunde in das Zimmer ihres Vaters, umarmte ihn zärtlich und sagte:

„Vater, zürne mir nicht. Behalte mich bei Dir! Ich will Alles thun, was ich nur erfinden kann, damit Du meiner Gegenwart froh werdest.“

Sie sah so elend und schwach aus, so ganz anders, als er sie vor ihrer Verheirathung gekannt hatte, daß sein Herz weich wurde. Er liebte eigentlich Niemand auf der Welt als seine Tochter; er hatte aufrichtig geglaubt, er sorge für ihr Glück, als er sie dem reichen Halffen anvertraut hatte. Er sah ein, daß er sich getäuscht hatte; er bereute es bitter, und es fehlte ihm der Muth, sein geliebtes Kind von sich zu stoßen. Die alten, kalten Augen wurden ihm feucht und er sagte:

„Ein großes Unglück ist über uns gekommen, mein armes Kind; aber wir wollen es zusammen ertragen, wenn es nicht wieder gut zu machen ist.“

Am Abend langte ein kurzer Brief vom Baron von Halffen an Herrn Jordan in W. an. Der verlassene Ehegatte sagte in wenigen Zeilen, er wolle Anna die von ihr begangene große Thorheit verzeihen, wenn sie sofort nach D. zurückkehre; andernfalls werde er Mittel ergreifen, um sie zur Vernunft zu bringen und seinen Rechten Geltung zu verschaffen.

Der alte Jordan reichte den Brief mit einer kläglichen Miene an Anna, die ihn bewegungslos, bleich, mit weitgeöffneten Augen beobachtet hatte, während er las.

„Welche Rechte darf er zur Geltung bringen?“ rief sie weinend aus. „Darf er mich mißhandeln? Darf er mich zu Tode martern? Oh! Vater, Mutter, beschützt mich vor ihm!“

Der Brief mußte beantwortet werden. Es war keine leichte Sache. Aber der alte Jordan war ein kluger, besonnener Mann; und am nächsten Tage, nachdem er einen langen Spaziergang gemacht hatte, setzte er ein ausführliches Schriftstück auf, mit dem er zufrieden war, und das er, ohne es seiner Frau oder Tochter zu zeigen, auf die Post warf.

„Was hast Du ihm geschrieben?“ fragte ihn Anna.

„Ich habe ihm gesagt, daß Du bei uns Schutz gesucht und gefunden habest,“ antwortete Herr Jordan.

„Du hast ihm nicht versprochen, daß ich zu ihm zurückkehren werde?“

„Nein. Ich habe ihm gar nichts versprochen.“

Anna umarmte ihren Vater. Sie hatte ihn als junges Mädchen nicht durch Zärtlichkeit verwöhnt. Er war tief gerührt und ging seufzend von dannen.

Er hatte nicht geradezu die Unwahrheit gesprochen, als er Anna's Frage beantwortete; aber er hatte sie doch getäuscht — man nahm es in der Jordan'schen Familie mit der Wahrheit nicht ängstlich genau — und Anna würde sehr beunruhigt gewesen sein, wenn ihr gestattet gewesen wäre, den Brief zu lesen. — Jordan hatte in demselben die Lebensgeschichte seiner Tochter erzählt, gesagt, daß sie im elterlichen Hause nie ein hartes, kaum ein unfreundliches Wort gehört habe; daß Halffen sie durch seine, von einem gewissen Gesichtspunkte aus möglicherweise zu rechtfertigende Strenge, verwirrt habe; daß sie augenblicklich leidend, und daß es seine, Jordans, Pflicht sei, sie zu schonen, ihr krankes Gemüth zu heilen. Er habe zu dem Zweck den Entschluß gefaßt, Anna vorläufig bei sich zu behalten, und hoffe, Halffen werde dies, nach reiflicher Ueberlegung, als das Beste billigen. — Ueber die Zukunft schwieg der Brief. Jordan wollte keine Verpflichtungen eingehen; wollte sich eben so wenig wie Anna binden. Er hoffte noch immer, diese werde über kurz oder lang einsehen, daß sie unüberlegt gehandelt habe, und werde auf irgend eine Weise andeuten, daß sie geneigt sei, nach dem großen, schönen Hause in D. zurückzukehren. Jordan wollte ihr den Rückweg nicht versperren, nicht alle Brücken abbrechen. Er versuchte sich einzureden, daß Anna's Flucht auch für Halffen eine Lehre sein, ihn nachsichtiger stimmen werde, und daß schließlich vielleicht Alles wieder gut werden könne.

Es war eine schwache Hoffnung; aber er klammerte sich daran. Er hatte Anna's reiche Heirath für ein großes Glück angesehen. Er war ganz entschieden der Meinung daß, wenn Geld allein auch nicht geradezu glücklich macht, doch so unendlich viel zum Glück beiträgt, daß ein angenehmes Leben ohne Geld schlechterdings nicht denkbar ist. Der Gedanke, daß Anna dem Reichthum, zu dem sie als Baronin von Halffen berechtigt war, entsagen solle, war ihm im höchsten Grade peinlich. Er nahm sich deshalb wohl in Acht, seinen Schwiegersohn durch Vorwürfe zu reizen. Seine Absicht war, Nichts unversucht zu lassen, um eine Versöhnung zwischen den augenblicklich geschiedenen jungen Eheleuten wieder herbeizuführen. Vorläufig jedoch, das sah er ein, mußte er dem Gedanken entsagen, Anna zur Rückkehr nach D. zu bewegen.

„Du bist hier zu Hause,“ sagte er ihr, als sie ihm gute Nacht wünschte und ihn noch einmal ängstlich fragte, ob sie ganz ruhig darüber sein könne, daß ihr Vater sie nicht nach D. zurückschicken werde. „Dies Haus ist Deine Heimath, bis zu dem Augenblicke, wo Du es aus freien Stücken verlassen willst.“

„Niemals! niemals!“ sagte sie. „Oh, Vater, Du weißt nicht, wie elend ich gewesen bin.“

(Schluß im nächsten Heft.)

Aus dem Leben Sainte-Beuve's.

Von
Karl Hillebrand.

C.-A. Sainte-Beuve. Correspondance 1822—1869. Band I. Paris, Calmann Levy.
1877.

I.

Sainte-Beuve war ein zu fleißiger Arbeiter, um viel Muße zum Schreiben von Briefen oder Tagebüchern übrig zu behalten, und sein Temperament, seine Gewohnheit, seine pecuniäre Lage erlaubten ihm nicht, seine Arbeiten im Pulte liegen zu lassen. Es ist also kaum zu verwundern, wenn sein literarischer Nachlaß fast ausschließlich in Schnitzeln besteht: doch sind es immerhin Späne eines köstlich edlen Holzes, und wir können dem treuen und einsichtigen Secretär des großen Kritikers nicht dankbar genug sein für die Mühe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, womit er alle diese Abfälle gesammelt und geordnet hat. Schon gleich nach dem Kriege veröffentlichte Herr Troubat eine vor der Katastrophe begonnene Sammlung von „Erinnerungen und Indiscretionen“ (1872), welche autobiographische Notizen von Sainte-Beuve'scher Genauigkeit enthielt: mehr kann man wol nicht sagen, um den Werth dieser Notizen zu bezeichnen. Eigene Erinnerungen des Herausgebers aus der letzten Lebenszeit seines Meisters vervollständigten das schätzbare Werk. Die kurz darauf (1873) erschienenen „Lettres à la Princesse“ (Mathilde) waren eine Enttäuschung für Viele. Alles ist bedeutend bei einem bedeutenden Menschen, und so macht es auch Vergnügen, zu sehen, wie Sainte-Beuve mit des Kaisers Cousine verkehrte, wie er seine Unabhängigkeit des Urtheilens wie des Handelns zu bewahren wußte, wie er die hohe Verbindung benutzte, um Bedürftigen Gutes zu thun, auch um an höchste Stelle wohlgemeinte Warnungen gelangen zu lassen. Das rein Menschliche der Beziehung zwischen der dem Throne nahegestellten Frau und dem „literarischen Tagelöhner“ der Rue Montparnasse wirkt wohlthuernd, weil beiderseits die Eitelkeit so wenig, als es in solchen Verhältnissen möglich ist, hineinspielt. Die Mehrzahl der Billets ist nichtsdestoweniger von untergeordnetem Werthe, und wenn schon ihre Veröffentlichung dem Menschen und Schriftsteller sicherlich keinen

Eintrag gethan, so war sie doch auch nicht dazu gemacht, irgendwie bestimmend oder ändernd auf unsere Beurtheilung einzuwirken. Von weit größerem objectivem Gehalte war das Bändchen von Sainte-Beuve's Hefen („Les Cahiers de Sainte-Beuve“ 1876) eine Sammlung hingeworfener Gedanken und Beobachtungen ohne allen Zusammenhang: aber welche Fülle des Geistes und, was man auch zum Gegentheile sagen mag, des Gemüthes geht uns darin auf. Es ist unstreitig der positiv werthvollste Theil dieser posthumen Mittheilungen. Weniger interessant für Sainte-Beuve, aber von großer Wichtigkeit für die geistige Zeitgeschichte war der Band der *Chroniques parisiennes* (1876), anonyme Briefe, welche der vielbeschäftigte Schriftsteller in den Jahren 1843, 1844, 1845 an die *Revue suisse* in Lausanne schrieb: meist flüchtige literarische, oft auch politisch-religiöse Tagesneuigkeiten enthaltend, die über die *néo-classische* Reaction gegen die Romantik der dreißiger Jahre und den gerade damals wogenden Kampf zwischen Universität und Kirche viel Licht verbreiten; zugleich aber auch durch das, was ihnen abgeht, darthun, was noch, außer dem Gedanken und dem Wissen, nöthig war, um solche Meisterwerke wie die ausgearbeiteten *Causeries du Lundi* hervorzubringen, welche heute, in achtundzwanzig (beziehungsweise dreiunddreißig) Bänden gesammelt, in der Bibliothek jedes gebildeten Franzosen stehen.

Ganz anderer Natur ist der vorliegende erste Band von Sainte-Beuve's Briefwechsel, der von 1822—1865 geht und dem ein zweiter, die Jahre 1865 bis 1869 umfassender, in Bälde folgen soll. Es sind, wie sich's bei Sainte-Beuve's angestrengter Arbeit denken läßt, keine in Nuße und Stimmung, guter oder böser, *con amore* geschriebenen Plaudereien oder Erörterungen mit Freunden, wie z. B. Ampère's, Tocqueville's oder Lamennais' Briefe. Es sind fast alle, was ein Literat Geschäftsbriefe zu nennen berechtigt ist. Hunderte von unbekannten oder verkannten Dichterlein senden dem Kritiker ihre „Blumen“ und „Blüthen“ — es ist unglaublich, welch' ein reicher Frühling unter der prosaischen Winterdecke des modernen Frankreich leimt —; und der vielbeschäftigte Mann antwortete mit französischer Urbanität und französischer Pünktlichkeit auf jede dieser Zusendungen; manchmal aus wahrer Theilnahme am armen Poeten, vielleicht auch hier und da — wer ergründet das Herz und prüft die Nieren? — um sich nicht ohne Noth Feinde aus allen Denen zu machen, deren Anliegen unbeantwortet geblieben wäre: war der „Fürst der Kritik“ doch schon in Gefahr, sich Feinde die Fülle zu machen, wenn er Mitlebende laut beurtheilen und wahr bleiben wollte. Wahr blieb er aber bei aller Höflichkeit auch gegen die Zusender geheimer Dichtersünden. Er verstand sie zu ermuntern, ohne ihnen zu schmeicheln, und zu entmuthigen, ohne sie zu verletzen. Gegen Solche, die schon durchgedrungen waren, wußte er sich zu vertheidigen oder ein warnendes Wort hören zu lassen. Als Mme. Louise Colet, Cousin's Freundin und die selbstgefällige Erzählerin ihrer Beziehungen zu Alfred de Musset, nicht müde ward, bei ihm um Artikelchen über ihre, übrigens stets von der Akademie — Cousin's Akademie — gekrönten Poesien zu betteln, bat er endlich ungeduldig um die einzige Gnade, „sie stillschweigend bewundern zu dürfen“; und dem talentvollen Baudelaire, der sein großes Talent so unverantwortlich mißbrauchte, führte er recht eindringlich zu Gemüthe, wie krankhaft seine Richtung sei, wie „pretios

sein Ausdruck, wie geperlt im Einzelnen, wie mit dem Gräulichen petrarchifirend“ seine Weise sei. Reizend und wohlthuend sind die Briefe, in denen er sich mit frommen Seelen auseinandersetzt, ohne jede Spur von Heuchelei, ohne auch nur Eine Position seines negativen Glaubens aufzugeben, aber voller Milde und Verstandniß: „Sie sind unglücklich und bitten mich um Trost: ich möchte wol das Geheimniß besitzen, geehrter Herr, und in mir die lebendige Quelle haben; ich würde gewiß nicht geizig damit sein. Aber Sie müssen sie nicht bei uns Andern (Ungläubigen) suchen. Wenn man den Glauben und den Halt einer positiven Religion hat, so ist die Quelle allen Trostes schon so gut wie gefunden; wenn man nicht das Glück hat, zu glauben, so ist das Uebel fast unheilbar . . . Verzeihen Sie, wenn ich so schlecht auf Ihre so unbefangenen und vertrauensvollen Fragen antworte; aber ich selber, wenn ich glaubte, es gäbe auf der Welt einen Poeten, der das Geheimniß hätte, das Sie suchen, ich würde ihn um das bitten, was Sie von mir verlangen; denn wie Sie, brauche ich, was tröstet; nur mache ich mir vielleicht weniger Illusionen und suche nicht mehr, da ich am Finden verzweifle, und weil ich überzeugt bin, daß die Religion allein jene Ruhe gibt, die vielleicht nicht das Glück ist, die aber hinreicht, wenn die erste Jugend vorüber ist.“ Noch weicher wird seine Stimme, wenn es gilt Unglückliche aufzurichten, die den Glauben verloren haben, den man nicht wiederfindet. „Fahren Sie fort zu singen und zu leiden,“ schreibt er einem jungen Dichter; „es ist der edelste Zustand einer sterblichen Seele. Leiden ohne zu singen ist gar zu traurig. Singen ohne zu leiden, das ist eine Sache der Aehle. Aber weder singen noch leiden, sondern ohne Heiterkeit glücklich sein, das ist das Loos der Vielen, denen „das Fett der Erde“ beschieden ist.“

Viele Briefe der Sammlung beziehen sich auf Geschäfte, Herausgabe von Werken, wie z. B. alle die an Gräfin Christine de Fontanes gerichteten, worin er die Veröffentlichung der Werke ihres Vaters bespricht und worin er mehr als einmal Gelegenheit findet, seine literarische Unabhängigkeit und Gewissenhaftigkeit an den Tag zu legen, auf die Gefahr hin, sich mit der Dame zu entzweien und, was mehr gewesen wäre, die Frucht langer Arbeit aufzugeben. „In allen Dingen will ich nachgeben, nur nicht in Dingen der Feder, wenn ich einmal geglaubt habe, (das Richtige) gesagt zu haben.“ Und er führt ihr an, wie's ihm mit der Herzogin von Rauzan, der Tochter von Mme. de Duras, wie mit J. J. Ampère gegangen, denen gegenüber er auch sein Recht gewahrt, mit Schonung und Tact die Schatten in den Bildnissen ihrer Eltern anzubringen. Es bedurfte nicht dieser Beweise, um das unbestechlichste literarische Gewissen, das vielleicht je dagewesen, in's rechte Licht zu stellen. Wer Sainte-Beuve persönlich gekannt, oder auch nur aufmerksam seinen Schriften gefolgt, hat ihm nie laut oder auch nur stillschweigend vorgeworfen, daß er eine Zeile gegen besseres Wissen und Gewissen geschrieben, um einen Vortheil zu erlangen, einen Gefallen zu thun, eine Rache zu üben.

Eine große Anzahl der Briefe enthalten Auseinandersetzungen mit gewesenen Freunden, mit Ministern oder kritisirten Autoritäten. Sie sind bei Weitem die interessantesten Beiträge zur Kenntniß des Mannes, welche der Band enthält, und zeigen die stolze Unabhängigkeit des Vielverleumdeten im schönsten

Sichte, eine Unabhängigkeit und ein Würdegefühl, die freilich zuweilen in Empfindlichkeit ausarten: allein unter allen Empfindlichkeiten ist wol die berechtigtste die eines Menschen, der sich durchaus bewußt ist, nur der Wahrheit gebient und stets ganz uneigennützig gehandelt zu haben, während man nicht aufhört, ihm die hämißlichsten Absichten bei jeder seiner Handlungen unterzuschieben. Wenn ich aber von „Handlungen“ rede, so muß das nicht im Sinne der öffentlichen Handlung verstanden werden. Die Correspondenz keines „Handelnden“ der, nach Goethe, ja immer „gewissenlos“ ist, könnte eine solche Ehrenrettung constituiren, als dieser Briefwechsel eines Beschauenden, der nur zeitweilig gegen seinen Willen sich zum Handeln bequemen muß. Die hier zuerst bekannt gewordenen Briefe an Villemain, Cousin, E. de Sach, Duruy, Rouher u. s. w. erklären uns gar Vieles in diesem oft so falsch beurtheilten Leben, und zusammengehalten mit den leider nicht zahlreichen Jugendbriefen, erlauben sie uns, fast die ganze Lebensgeschichte des Mannes wiederherzustellen, die äußere wie die innere: jene die einfachste, diese die verwickeltste der Welt.

Es wäre ein dankbarer Vorwurf, diese doppelte Lebensgeschichte mit einiger Ausführlichkeit zu erzählen; sie würde den besten Commentar zu den Schriften bilden, die dessen zwar nicht bedürfen, aber doch unter solcher Beleuchtung einen Reiz mehr bekommen würden. Eine solche Erzählung aber müßte, um ihren Zweck zu erreichen, äußerst eingehend alle Einzelheiten berühren, um dieser so nuancirten Erscheinung gerecht zu werden. Da dies nun die Verhältnisse eines Aufsatzes nicht gestatten, so möge man mir erlauben, nur den Gesamteindruck andeutend wiederzugeben, den der gewordene Sainte-Beuve auf Unbefangene hervorbrachte und durch seine Werke hervorzubringen fortfährt. Einige Rückblicke auf den Werden, wie sie uns die Briefsammlung eröffnet, sollen nur einzelne Punkte in dem öffentlichen und dem Privatleben Sainte-Beuve's erhellen, zwei Seiten, die sich schwerer als bei irgend Jemand bei diesem durchaus Einen und durchaus Wahren auseinander halten lassen: denn Sainte-Beuve's ganzes Dasein, sein innerstes wie sein äußeres ging im Schriftsteller auf; und — er hat nie eine Rolle gespielt. Er war stets derselbe auf dem Lehrstuhl und am Schreibepult, vor den Hausfreunden und gewiß auch vor sich selber. Aber Einheit und Wahrheit sind nicht gleichbedeutend mit Einfachheit und Klarheit. Sainte-Beuve's Natur war keineswegs eine einfache und durchsichtige, wie z. B. die Victor Hugo's oder Thiers'. Sie war im Gegentheil die verwickeltste, schillerndste, unfaßbarste, die man sich denken kann; und alle Schattirungen und Abstufungen dieser feinen und reichen Organisation wollen, wenn man keinen falschen Eindruck nach Hause bringen will, gleicher Weise erfaßt sein, von welcher Seite man sich auch dem Gegenstande nähern mag: denn wo und wie diese complicirte Menschennatur auch thätig war, alle ihre Federn und Räderchen setzten sich stets zugleich in spielend-zitternde Bewegung.

II.

Selten hat ein Mann mehr Feinde gehabt, selten ist ein Schriftsteller verschiedener beurtheilt worden — verschiedener je nach den Kreisen und den

Zeiten, aus denen heraus die Urtheile gefällt wurden — als Sainte-Beuve. Dazu hat die Natur des Mannes wol ebensoviel beigetragen als die Lebens-thätigkeit, die er gewählt und der er, mit kurzen Unterbrechungen, bis an sein Ende treu geblieben.

Die unverwundliche Wahrhaftigkeit, welche ich als den Grundzug seines Wesens bezeichnet habe, ist ihm besonders gefährlich geworden: er konnte es nicht über sich bringen, seine Meinung nicht auszusprechen, selbst wenn sie mit der öffentlichen Meinung in schroffem Gegensatz stand oder Personen verletzen mußte; er vermochte es nicht, sobald sein außerordentlich entwicklungsfähiger und vorurtheilsloser Geist eine andere Richtung genommen, diese neue Richtung klug zu verbergen, oder sobald er eine neue Seite an einem Menschen oder einer Sache entdeckt, seine Entdeckung für sich zu behalten und sich so den Ruf der Folgerichtigkeit zu bewahren. Die öffentliche Meinung aber verzeiht Jemandem nicht leicht, klüger sein zu wollen, als sie ist; Personen, welche verletzt werden, geben nicht gern zu, daß unpersönliche Beweggründe das verletzende Urtheil bestimmt haben können; und starre oder früh geronnene Geister sehen meist nur Schwachheit und Unsicherheit in jedem Wandel der Ueberzeugung. Sainte-Beuve lebte innerlich das ganze Leben des Jahrhunderts mit und rang sich nur langsam zu der Höhe über demselben durch, auf der er gegen Ende seines Daseins stand. Allein er hatte von früh auf den Instinct, der ihn aus der ihn umgebenden Welt von Gedanken und Empfindungen hinauszog; nur war er oft zu unsicher und schwach, ihm resolut zu folgen: immer wieder ließ er sich zurückreißen in die Strömung der Zeit. Erst als er endlich nach vielem Rudern und Schwimmen sich auf das Ufer geflüchtet, begann auch die Welt einzusehen und zuzugeben, daß der Unvorsichtige sich stets ernstlich bemüht hatte, den Fluß, in dem er lebte, so zu sagen von Außen zu betrachten und zu beurtheilen. Es hat in der That nur einen Augenblick im Leben Sainte-Beuve's gegeben, wo er so ziemlich von Allen — mit Ausnahme der frommen Eiferer natürlich — als das anerkannt ward, was er war: das geschah kurz vor seinem Tode und zwar nicht nur aus Gründen der Billigkeit und des Verständnisses.

Es ist eben ein gefährliches Geschäft, Jahre lang ab und zu über Zeitgenossen zu reden, mit denen man auch, ob man wolle oder nicht, zusammen leben muß in Ländern wie Frankreich und England, wo das Geistesleben concentrirt ist; es ist besonders gefährlich, wenn man stets nur die Wahrheit sagen und sich nicht an der Oberfläche genügen lassen will. Kein Wunder, wenn Sainte-Beuve, „sei's indem er von den Einen schwieg, sei's indem er zu frei von den Anderen redete, sich eine Menge Feinde in den hohen und niederen Gegenden des Schriftthums schuf.“ Auch Mignet hat alljährlich das Bildniß eines berühmten Zeitgenossen gezeichnet; aber er wählte mit der berechtigten Klugheit und der Rücksicht, die wir Tact zu nennen pflegen, nur Verstorbene, und er hielt sich an die öffentliche Erscheinung: er zeichnete die Welt-schauspieler auf der Bühne, in ihrer Rolle, im Costüme, das sie angelegt. Sainte-Beuve wollte sie hinter den Coulissen sehen, im Schlafrock, und sie zeigen, wie er sie gesehen. Es wäre sehr ungerecht, wollte man in jenen akademischen Bildnissen nur Lüge sehen: auch die so zu sagen amtliche Erscheinung eines Menschen,

in welcher er gehandelt und geschrieben, ist wahr; ja Goethe meint einmal, nur diese Seite des Menschen gehöre der Welt und folglich auch ihrem Urtheile an; höchstens könnte man sagen, der Maler habe Unrecht gehabt, den inneren Menschen, soweit er sich auch in dem äußeren verräth, nicht genugsam angedeutet zu haben. Dieser Vorwurf der Einseitigkeit trifft aber auch, obgleich in minderem Grade, die andere Behandlungsweise, und sie wird bei Sainte-Beuve nur dadurch gerechtfertigt, daß zu seiner Zeit und in seinem Volke jene Rolle so oft und so ungebührlich den darunterstehenden Menschen in Vergessenheit bringt. „Wie,“ ruft er ärgerlich in einem dieser vertrauten Briefe aus, „ich sollte in Fontanes nur den höflichen, würdigen, eleganten, frommen Großmeister sehen und nicht den lebhaften, heftigen, schroffen, sinnlichen Menschen, der er war? Wie? la Harpe soll uns ein Mann von Geschmack sein, ein beredter Lehrer auf seinem Athenäumskathedr, und nicht der Mann, von dem Voltaire sagte: „Der Kleine wird wild.“ Und in der Gegenwart . . . lebe ich nicht fünfunddreißig Jahre Villemain gegenüber, einem so großen Talent, einem so schönen Geist, so ausgestattet und besaggt mit edelmüthigen, freisinnigen, menschenfreundlichen, christlichen, civilisatorischen und anderen Gefühlen, und dabei der schmutzigsten Seele, dem hämißlichsten Affen, der je gelebt! Was soll man denn am Ende thun . . . Soll man in alle Ewigkeit seine edlen, erhabenen Gefühle loben, wie man's unveränderlich um ihn her that und wie's das Gegentheil der Wahrheit ist? Soll man Däpe sein und die Anderen dämpfen?“ Man lese den reizenden Brief im Original zu Ende (S. 315 u. ff.): er gibt den Schlüssel zu gar Manchem im Schriftsteller und Menschen, das nicht ganz klar scheint. Sainte-Beuve wußte sehr wohl, daß auch in Frankreich die ausgezeichnetsten unter den thätigen Menschen ganz in ihrem Amte aufgehen, bei ihnen also die Trennung des Richters, Lehrers, Priesters vom Menschen durchaus unstatthaft ist; und diesen ward er auch gern gerecht, obgleich selbst bei ihnen das Bißchen Amtsmiene, das dann doch immer angenommen wird, ihn mehr als billig belästigte. Dann aber legte der Kritiker in seinem Eifer, auf den wahren Grund des Menschen zu gelangen, auch oft viel zu viel Gewicht auf Aeußerungen und Handlungen, die einem öffentlichen Charakter in unbewachter Stunde entschlüpfen mochten. Gar Mancher sagt und thut im Privatleben Etwas, das ihm die Laune und der Augenblick eingibt und das eigentlich gar nicht er selber ist; während er nur druckt oder öffentlich thut, wofür er sich bewußt ist die ganze Verantwortlichkeit vor seinem Gewissen und der Welt übernehmen zu können, d. h. was er als seine innerste Ueberzeugung erkannt zu haben glaubt. Dies zu verkennen ist aber nun einmal eine fast unvermeidliche Folge der ganzen Methode, welche Sainte-Beuve in die Kritik eingeführt, und deren Werth oder Unwerth hier, wo wir's nur mit dem Menschen, nicht seinem Werke, zu thun haben, zu erörtern nicht am Platze ist.

Niemand kannte besser als Sainte-Beuve die Grenzen seines Geistes, seiner Bildung, seines Charakters und Temperaments; aber er würdigte nicht immer gleichermaßen die Grenzen der Außentwelt, welche das Recht hat, sich die Prüfung und Beurtheilung zu verbitten, wenn sie diese Grenzen überschreiten. Nie sprach Sainte-Beuve von Naturwissenschaften oder von Kunst, selten von

Politik und Philosophie; die schöne Literatur und die Religionsgeschichte, vor Allem aber der Mensch, der darin zu Tage tritt, blieben seine fast ausschließliche Domäne. Nie suchte er eine politische Rolle zu spielen, und obschon er sich öfter auf das Rathgeber verirrte, stieg er doch immer wieder herunter, so bald er inne wurde, daß der Lehrstuhl nicht der Platz war für seine Art der Literaturbehandlung. Auch die Gesellschaft mied er stets, da er wußte, „das sicherste Mittel, sein inneres Gleichgewicht zu bewahren: . . . bestehe darin, sich so fern als möglich von den Menschen zu halten.“ Dagegen trat er in seinen Schriften den Menschen oft mit seinem „Scalpel“ — das Wort ist von ihm — zu nahe und vergaß, daß auch die Vivisection ihre Schranken hat. Wollte er sich nicht dabei begnügen, aus den Werken und Thaten längst Dahingegangener ihr wahres Wesen zu ergründen und wiederherzustellen, wie er es so meisterhaft verstand, so hätte er besser, wie Saint-Simon, nachzulassende Denkwürdigkeiten über die Mitlebenden für die Nachlebenden geschrieben, anstatt jenes historische Verfahren auch auf seine persönlichen Bekannten bei Lebzeiten anzuwenden. Ohne es zu wollen, mußte er das Privatleben hineinziehen, auch wenn er keine Thatfache desselben anführte. Sainte-Beuve hält sich bei Beurtheilung Lamartine's streng an die von dem Dichter selbst veröffentlichten Documente, mehr als wenn er von Lafontaine spricht, für dessen Porträt er alle Züge besitzt, die ihm Denkwürdigkeiten und Briefwechsel der Zeit bieten: aber man fühlt doch, die persönliche Kenntniß Lamartine's des Menschen hat die Charakteristik Lamartine's des Schriftstellers mehr als billig beeinflusst. In dieser Beziehung hätte Sainte-Beuve mehr Enthaltbarkeit üben können; allein auch das hängt mit seiner Natur und Weltanschauung zusammen: er hätte eine solche Zurückhaltung für eine Art Feigheit gehalten.

Sainte-Beuve war durch und durch Pariser und Literat. Seine ganze Existenz seit dem 14. Lebensjahre — er war 1804 geboren — spielte sich mit kurzen Ausnahmen (1838 in Lausanne, 1848 in Büttich) an der Seine ab. Paris ist nun aber für die Schriftstellertwelt wie ein großes Internat, etwa was ein Palast für Höflinge, ein Schiff für Amerikareisende, ein Kloster für Mönche und Nonnen sein soll: man kann sich nicht ausweichen, selbst wenn man möchte; man ist gezwungen, ausschließlich mit Concurrenten zu leben; und dies gezwungene Zusammenleben bringt alle von der Civilisation zurückgedrängten schlimmen Instincte des Menschen wieder auf die Oberfläche: er wird gerade in einem so künstlich hergestellten Organismus wieder primitiver; der Kampf um's Dasein wird wieder ein unmittelbarer: man reißt sich „die Schüssel vor dem Munde“ weg, wie Sainte-Beuve hier einmal Cousin in's Angesicht vorwirft. Brodneid und Schadenfreude zeigen sich hier unverhüllt: und gar schwer wird es Einem darin, sich selbst Recht zu verschaffen, ohne wie die Anderen zu den Waffen der Rohheit, Gewalt, List, Heuchelei, Schmeichelei u. s. w. zu greifen. Nur ganz feste Charaktere, die genau wissen, was sie wollen, ein sicheres Gefühl der Würde haben, oder solche, die einfach ihre Tagesaufgabe erfüllen, ohne nach rechts oder links umzusehen, vielleicht auch wirklich nicht sehen, was sich vor ihren Augen zuträgt, kommen dabei leidlich zu ihrem Rechte, ohne den Anderen zu nahe zu treten. Das ahnte ein Tocqueville wohl, wenn er sich, wie einst Montaigne

und Montesquieu fern von der Hauptstadt eine ruhige Landexistenz gründete; das sah Mörimée sehr deutlich, als er sich früh von der Literatenwelt zurückzog und fast ausschließlich in den vornehmen Kreisen der eleganten und politischen Welt verkehrte: hätte er von früh auf gleiche Ziele mit diesen verfolgt, er wäre klug genug gewesen, sich in die Literatenwelt zu flüchten. Sainte-Beuve war nicht der Art. Seine Natur war eine feinfühlende und feindentende, aber keine vornehme und keine kräftige. Der so gute, so wahrheitsliebende, so unabhängige Mensch war in einem Sinne doch nie so recht eigentlich, was der Deutsche, der nur die eine Bedeutung des Wortes kennt, einen Gentleman nennt. Im Grunde blieb noch immer Etwas vom Carabin, dem Studiosus medicinae, in ihm, der er einige Jahre gewesen war; und wie sich junge Mediciner am wohlsten fühlen unter Kameraden, sei's in der Kneipe, sei's im Amphitheater, so war Sainte-Beuve eigentlich ganz in seinem Esse nur am Montagstische bei Magny, wo die „Kameraden“ der Schriftstellertwelt sich einzufinden pflegten, oder zu Hause am Schreibtische, wenn er einen Schriftsteller psychologisch secirte. Die Schriftsteller, die nicht in die Kneipe gingen, oder gar sich als Dandies geberdeten, erschienen ihm leicht wie Kameraden, die affectirt waren; wie aber die Studenten unter sich nicht leicht eine Affectation dulden, so fuhr er sein Leben fort, sie unbarmherzig anzugreifen, wo er ihr nur begegnete, indem er fast vergaß, daß man nicht mehr auf der Hochschule war und daß im thätigen, wirkenden Gemeinleben — sei's nun Staat oder Kirche, Armee oder Gesellschaft — bestimmte Costüme und Rollen und Conventionen und Einseitigkeiten nothwendig werden. Dabei konnte er es doch nicht über sich bringen, eben weil er im Grunde eine schwache Natur war, die des Anschlusses an Andere, der Wirkung auf Andere bedurfte, und der Versuchung mit Anderen „anzubinden“ nicht widerstehen konnte, sich ganz zu isoliren, auf das Studium der Vergangenheit zu beschränken und die Gegenwart gewähren zu lassen. Die schonungslose Weise, wie er z. B. nicht müde ward Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo ihre bunten Lappen abzureißen, die Empörung gegen Cousin, Villemain u. A. hat in diesem Rißel und in jenem fast persönlichen Hass gegen alles Falsche ihren letzten Grund. Ein wenig Schadenfreude mischte sich auch in's Wahrheitsbedürfniß und in's Gelüste, einzugreifen: und sie trug natürlich nicht wenig dazu bei, ihm so viele Feinde zu erwecken.

Diese Feinde nun wußten sich Anhang zu verschaffen, indem sie sich an die Parteileidenchaften wandten, die im Frankreich dieses Jahrhunderts ja so mächtig lodern, wie im Frankreich der Ligue und der Hugenotten. Nichts aber ist mehr dazu angethan, die Parteileidenchaft zu reizen, als die Unparteilichkeit, und die besaß Sainte-Beuve im höchsten Grade. „Wer Partei sagt, sagt Opfer der Wahrheit und der Richtigkeit des Urtheils, wie auch vollkommener Willigkeit,“ schrieb er einst an Sach und sprach damit seinen innersten Gedanken aus. Die öffentliche Meinung ist überall aus Einem Stück, mehr als irgendwo in Frankreich. Sie sieht keine Schattirungen, fragt nicht nach den Motiven, kennt nur ihre eigene augenblickliche Leidenschaft. Sainte-Beuve im Gegentheil senkt seine Sonde in alle Tiefen und Untiefen der menschlichen Natur, prüft, vergleicht, wägt ab, sieht die kleinste Nuance und trägt ihr Rechnung. „Ein

solcher Geist," sagt selbst der nicht leicht wohlwollende Philarète Chasles von ihm, „muß ganz besonders die Menschen beunruhigen und reizen, die nur Eine Idee haben, diejenigen, die ihrer Sache sicher sind.“ Diesen nun gelang es denn auch, den Unabhängigsten aller Menschen als einen Augenbiener der Tyrannei darzustellen, ihm die rohesten Beleidigungen seitens der Menge zuzuziehen. Der Mann, der bis in sein sechsunddreißigstes Jahr, zwei Jahre ehe er in die Akademie aufgenommen wurde, zwei Studentenzimmerchen — zu 27 Franken, Frühstück miteinbegriffen! — bewohnt, der eine Stelle aufgegeben, weil sie ihm eine Sinécure schien, in der er nicht genug für seinen bescheidenen Gehalt zu arbeiten habe, der zwei Mal und noch jung, das Kreuz der Ehrenlegion ausschlug, das den meisten Franzosen, auch den freiesten, als der höchste Lebenspreis oder als die unentbehrlichste Anerkennung gilt; der Mann, der seit 1830 kein Wort über Politik geschrieben, nie den Fuß in die Tuileries gesetzt hatte, ward 1848 beschuldigt, im geheimen Solde Louis Philippe's gestanden zu haben, bis sich dann endlich herausstellte, daß 100 Franken — sage hundert Franken — für eine Reparatur seines Kamins in der Bibliothèque Mazarine ausgegeben worden, wo er Conservator war. Er reichte sofort seine Entlassung ein, um wieder ausschließlich von seiner Feder zu leben.

Noch heftiger wurden die Angriffe gegen den Mann, der es wagte, nicht etwa in lauten Worten, aber doch durch seine stille Handlungsweise, den Staatsstreich vom 2. December für kein Verbrechen, Napoleon III. nicht für einen Raubmörder, ja sogar die zeitweilige Dictatur für wohlthätig zu erklären. Nicht als ob Sainte-Beuve sich nun plötzlich in die Politik gemischt hätte, aber er schrieb seine literarischen Essais erst in eine dem Prinz-Präsidenten ergebene, dann sogar in die amtliche Zeitung, und er nahm eine Professur am Collège de France an; auch hatte er in der Privatunterhaltung seiner Dilettantenansicht kein Fehl. Es fand sich aber, daß er nächst Mérimée und Nisard der einzige bedeutende Schriftsteller Frankreichs war, der derlei Ansichten hegte; denn Renan, Taine und Andere waren damals noch allzu jung; sie näherten sich erst später dem Kaiserthum und zwar über die demokratische Brücke des Prinzen Napoleon. Die alte Aristokratie der Literatur, die unter Louis Philipp hohe Staatsämter erobert oder nur im Parlamentarismus ihre Verwendung finden konnte, blieb natürlich orleanistisch; die Jüngeren waren wie immer in Frankreich in der Opposition aus Opposition: so hatte es die Jugend von 1820 gehalten, so die von 1840, so glaubte sich's die Jugend von 1860 verpflichtet zu halten. Auch Nisard entging nicht ganz dem Loos Sainte-Beuve's; seine Vorlesungen gaben Anlaß zu lärmenden Studentenscenen, wie die Rossi's, Denormant's, Verminier's, Renan's und so vieler Anderer seit 1830, wo die Schulknaben zum ersten Male als bestimmende Autorität in's öffentliche Leben Frankreichs einbrangen, als welche sie seitdem von hervorragenden Geistern bestätigt worden; aber da Nisard sich doch meist in der Professorensphäre hielt, selten in die Arena des literarischen Journalismus herabstieg, nie Mitlebende sich zu beurtheilen unterfing, vor Allem aber nie die Frommen gegen sich aufbrachte, so blieb er doch verhältnißmäßig verschont von der Volksmißgunst. Mérimée seinerseits hatte sich, wie gesagt, schon früh von der geräuschvollen

Schaar der Romantiker getrennt, in die eleganten Kreise gerettet, die seinem Wesen so zusagten, überhaupt allem Streit, ja aller Oeffentlichkeit fern gehalten: ihn, der die vielleicht bleibendsten Schriftwerke des Jahrhunderts schuf, kannte die rohe Menge nicht einmal dem Namen nach, und den mönchischen Aufwieglern der clericalen Presse bot er weislich nie die Flanke, obschon sie ihn wol als ihren verachtungsvollsten Widerpart kannten. Sainte-Beuve dagegen schrieb allwöchentlich in ein Tagesblatt; er war neckisch-herausfordernd und zugleich nervös-empfindlich: es duldete ihn nicht, eine erkannte Wahrheit für sich zu behalten, namentlich wenn er früher anders geurtheilt hatte und nun der Welt zeigen zu müssen glaubte, daß er hinter die Wahrheit gekommen sei, daß z. B. Victor Hugo, den er als Jüngling so sehr bewundert, doch eigentlich ein recht pauvre Rhetor sei. Ueberhaupt hing ihm seine Jugend lange, ja sein ganzes Leben nach. Er hatte damals, arm wie er war, mißtrauisch in sein eigenes Talent, zum Aufblicken geneigt, eine etwas untergeordnete Stellung hingenommen. Nun nahm er wol gerne, ohne sich selber davon Rechenschaft abzulegen, seine Arvande, nachdem er seine Bahn gefunden, Zutrauen in seine Kraft bekommen, zu Ansehen gelangt war. Das rechnete man ihm, so natürlich es war, gar hoch an. Auch verzieh man ihm nicht, aus der Jugendblüthe — Selbstblüthe wohlverstanden — erwacht zu sein, während man selber darin befangen blieb, etwa wie die Lavater, Stolberg und Jacobi es Goethe nie vergessen konnten, kein Gefühlschwärmer noch Stürmer und Dränger geblieben zu sein. Und Goethe hätte sich doch nicht, seine ehemaligen Irrthumsgeossen coram publico aufklären zu wollen, wie Sainte-Beuve, der ihnen stets bis auf den Grund zu kommen suchte.

In jedem Menschen sind eben doch immer mehrere Menschen, und Sainte-Beuve kam erst spät dazu, sie alle zugleich gewahr zu werden. Es kam ihm oft vor in einem seiner Studienobjecte erst den Einen, dann den Andern, endlich den Dritten zu entdecken und mit naiver Forscherfreude seine Entdeckung sofort dem Publicum mitzutheilen. Wenn nun die zwei oder mehr Seelen, die in einer Brust wohnten, sich zu widersprechen schienen, wie es doch wol zu Zeiten kommen mag, so hieß es natürlich, er, der Psychologe, widerspreche sich. Und doch! wie tolerant war er stets für solche Doppelnaturen, selbst wenn die verschiedenen Seiten sich nacheinander statt nebeneinander entfalteten: nur beanspruchte er das Recht, sich zu verwundern, wenn Männer wie Lamennais, „welcher noch den Tag vorher mir und den Andern in einem Sinne predigte (denn ein Priester predigt immer), mir nun plötzlich am folgenden Tage im entgegengesetzten Sinne predigt.“ Ein Anderes kam bei Sainte-Beuve hinzu: er ließ sich, mehr als man glauben sollte, von der Meinung Anderer imponiren, namentlich in seiner Jugend und ließ, wenn nicht gegen sein besseres Wissen, so doch gegen sein besseres Gewissen, seinen eigenen Eindruck zurücktreten, um das Urtheil Anderer anzunehmen; da er aber von Anfang an ein Prüfer war, der auf Niemandes Worte blindlings schwur, so legte er sich solche von Anderen angenommene Urtheile zurecht, suchte sie vor sich und den Lesern zu begründen. Kam dann mit der Zeit die eigene Ansicht doch wieder in den Vordergrund, so mußte er urbi et orbi anzeigen, daß sein Instinct sich doch nicht getäuscht und warum

seine „erste Regung“ die richtige war. So ward ihm gerade die Aufrichtigkeit als bewußte Falschheit getadelt. Man sagte von ihm, „er sei nie seiner Meinung“; und wenn er gar tactlos, oder soll ich sagen redlich, genug war, der Welt die Revision seiner Auffassung von ehemaligen Freunden mitzutheilen, so schrieb Alles über Verrath, Apostasie, im besten Falle Boshaftigkeit. Nun berührte ihn das, da er sich des lautersten Wahrheitsbedürfnisses, vollster Uneigennützigkeit bewußt war, sehr tief, und er suchte sich wenigstens auf dem Privatwege zu vertheidigen; denn er lernte erst sehr spät die Weisheit Thiers', der meinte, einem alten Regenschirm, auf den schon so viel geregnet, dürfte ein Tropfen mehr oder weniger Nichts ausmachen. Die Correspondenz Sainte-Beuve's ist voll solcher Selbstvertheidigungen und Auseinandersetzungen, in denen man spürt, wie tief die Wunden waren, welche ihm derlei Anklagen schlugen. Die Böswilligen aber spüren meist mit wunderbarer Sicherheit die Empfindlichen heraus und machen sich ein ausgesuchtes Vergnügen daraus, sie zu martern.

So ward denn Sainte-Beuve ein besonders beliebtes Qualopfer der tugendhaften Opposition; und während man ganz natürlich fand, daß der Sänger der „Odes et ballades“ bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre Thron und Altar mit einem Erysimus der Gläubigkeit und der Unterthanentreue besang, dessen Diapason kein anderer Hofsichter der Zeit erreichte, um dann ein Freund der constitutionellen Monarchie zu werden, nach erlangtem Sitze in der Pairskammer aber und namentlich nach nicht erlangtem politischen Einfluß, der Juliregierung wieder den Rücken zu kehren und seine Muse dem Napoleonismus zu weihen, daß er im Jahre 1848 ein Mann der „Ordnung“, ein Anhänger Cavaignac's und der gemäßigten Republik wurde und nach dem 10. December sich dem Prinz-Präsidenten, Louis Napoleon, näherte, um dann endlich, als dieser ihn nicht verwenden konnte, in maßloseste Opposition und in die Gesellschaft der äußersten Linken überzugehen — während man alles das bei dem eiteln Manne, der immer nur sich selbst sah und jeder niederen Volksleidenschaft schmeichelte, um sein Selbst zu fördern, ganz schön fand, so ward Sainte-Beuve als eine feile Bedientenseele dargestellt, die sich dem glücklichen Abenteuer verkauft habe, als ein feiger Bravo, der unterm Schutze der Polizei seine vergifteten Geschosse gegen seine und Augustus' catonische Feinde schleudere. Und warum das? Er hatte den Kaiser — wenigstens bis 1857 — nie persönlich gesehen, wie er früher nie Louis Philipp gesehen hatte¹⁾; er schrieb jetzt so wenig wie damals ein Wort über Politik in die Zeitungen, stand mit keinem der kaiserlichen Minister in irgend welcher Verbindung und fristete sein Leben von redlicher, angestrengtester Arbeit. Niemand war weniger blind für die Machthaber als er: immer und immer wieder in diesen Briefen und in jenen an die Prinzessin klagt er über die Mißgriffe der Regierung; Niemand war höhern Einfluß weniger zugänglich: wie wüthig schrieb er von Napoleon's III. „Julius Cäsar“; wie entschieden wies er die Zumuthung ab, für den parlamentarischen Langknecht des Kaiserthums, für Granier de Cassagnac, der eine

¹⁾ Außer bei seiner amtlichen Vorstellung als Akademiker 1842, wobei der König ihn nicht einmal eines Wortes würdigte.

„Geschichte der Girondisten“ geschrieben hatte, ein Wort der Anerkennung zu sagen. „Der Mann verdirbt Alles, was er berührt, antwortete er; er ist heftig und besitzt die Tradition der Dinge nicht, von denen er redet . . . Das ist kein aufgeklärter Kopf, was nicht verhindert, daß er eine Feder hat, mit der er in gewissen Augenblicken herrliche Stockschläge austheilt.“ Und mit derselben Freiheit sprach er von den meisten Günstlingen der Tuileries. Sah das dem „Knechtsinn“ wol am Manne gleich? Als nun ihm, dem Mittellosen, einem der ersten, wenn nicht dem ersten, Schriftsteller seiner Zeit, dem gelehrten Latinisten, einem der Bierzig von der französischen Akademie, auf Antrag der beiden unabhängigten Körperschaften des Landes, dem Professorensenat des „Collège de France“ und dem Institut (Section der Inscriptions et Belles Lettres) die Professur der lateinischen Poesie an ersterer Anstalt verliehen wurde (1854), ward es ihm von der „Opposition“ unmöglich gemacht, sein Amt anzutreten. Zwei Mal versuchte er's, zwei Mal unterbrachen die verbündeten Bengel der katholischen und republikanischen Jugend die Rede des Mannes mit höhnenenden Worten, schrillen Pfeifen, Zuwerfen dicker Sousstücke, Symbolen des Judaspreises, um den er sich dem Tyrannen verkauft — genau wie dieselben Allirten es acht Jahre später mit einem ebenso unparteiischen, ebenso uneigennütigen, ebenso wirklich unabhängigen Manne und feinen Kopfe, mit E. Renan, thaten.

Es ist eben keine Ehre für Frankreich, daß so die zwei innerlich freiesten Geister der Zeit von der studirenden Jugend, der Zukunft des Landes, geschmäht, beleidigt und verhindert werden konnten, eines Lehramtes zu warten, von dem sie einen zu hohen Begriff hatten, um es zur Anschauung der Leidenschaften zu benutzen, wie gewisse Vorgänger; noch weniger Ehre aber für Frankreich ist's, daß in den Kreisen der gelehrteren, gebildeteren Gesellschaft keinerlei Unwille über diese Ausbrüche der Parteiwuth laut wurde. Das ist nun einmal die ewig wiederkehrende Rache der Hohen an den Feinen. Wer die Dinge billig, ruhig, objectiv beurtheilen will, der muß sich fern halten von der Berührung mit der Masse: er ist nicht zum Kämpfen gemacht, wie ein Voltaire, ein Diderot, sondern zum Beschauen und Ergründen, und man schaut nicht, wenn man sich auf die Bühne selbst stellt. Auch sein Tag kommt ja unausbleiblich: denn die Menge fühlt doch dunkel, daß die hundert oder zweihundert Menschen, welche den Standpunkt und das Verdienst bedeutender Köpfe zu würdigen wissen, mehr von der Sache verstehen als sie selber; sie nimmt ihr Urtheil allgemach an und nach wenigen Jahrzehnten, wenn die eigenen Dieblinge längst verschollen sind, wiederholt sie mit scheuer und blöder Verehrung die Namen Derer, die sie einst geschmäht und die sie noch immer nicht versteht: und das ist die Rache der Feinen an den Hohen.

Immerhin war es eine unverzeihliche Naivetät so ausgezeichnete Geister wie Sainte-Beuve und Renan, anzunehmen, daß ein Pariser Hörsaal dem Lehren der Wissenschaft gewidmet sei. Erst später sahen Beide ein, daß gewisse Lehrstühle des Collège de France und der Sorbonne zu Rednerbühnen geworden, auf denen ruhige Thätigkeit im Dienste höherer Bildung nicht mehr möglich war. Beiden kam auch die Volksgunst zurück, namentlich Sainte-Beuve; doch

weiß ich nicht, ob er sie auch nach Gebühr verachtet hat. Er war inzwischen Senator geworden (1865), und es fehlte selbstverständlich nicht an Leuten, die ihm das bitter vortwarfen. Was in jedem anderen Lande, wo die Demokratie noch nicht ganz Alleinherrscherin geworden und folglich Geist und Geistesverdienste noch gewürdigt werden, als Abtragung einer Nationalschuld betrachtet wird, wurde in einem Lande, das einst den Vertretern der Bildung eine so hohe Stelle eingeräumt, als schändlicher Favoritismus gebrandmarkt; und während ganz England, ohne Unterschied der Partei, stolz auf die Ehre war, welche dem beredten Whig und populären Geschichtsschreiber erwiesen ward, indem man ihn in's Oberhaus berief, empfand die französische Demokratie, und leider auch Solche, die über ihr standen, die Ernennung Sainte-Beuve's, wie später die Claude Bernard's, in den Senat als Kauf und Verkauf der Gefinnung. Und Sainte-Beuve war kein Parteimann wie Macaulay, sein schriftstellerischer Werth ein ganz anders gebiegender, anders dauerhafter als der des vielgelesenen englischen Essayisten, dessen Urtheile fast sämmtlich schon fünfzehn Jahre nach seinem Tode zu revibiren sind. Und Sainte-Beuve hatte die hohe Ehre, die ihm dem Armen, rastlos Arbeitenden zugleich die Freiheit bedeutete, nicht erbettelt, wie man ihm vortwarf. „Ich wünsche, schrieb er, als man sie ihm zuerst anbot, ich wünsche, genau festzustellen, daß ich nie irgend Etwas von dieser Regierung verlangt habe, geschweige denn eine solche Ehre, welche außer Verhältniß mit rein literarischen Arbeiten und Verdiensten ist.“ Er meint, die Sache erkläre sich nur dadurch, daß man in ihm einen Vertreter der Literatur sehe, „der bis jetzt so wenig begünstigten, so wenig verwöhnten Literatur. . . . Ich habe keinen anderen Ehrgeiz, als den ich hatte, da Sie noch bei mir waren, den, gute Aufsätze und literarische Arbeiten zu machen, die so wenig fehlerhaft als möglich seien.“

Mittlerweile hatte sich indeß die so natürliche Coalition der Demokraten und Clericalen augenblicklich aufgelöst, und als Sainte-Beuve, treu seinem ganzen Leben, seinen Ueberzeugungen wie seinen Handlungen, seinen Freund Renan kühnlich vor den Insulten der frommen alten Sünder des Senats vertheidigte, als er die Pressfreiheit, die Gedankenfreiheit gegen die Angriffe der kirchlichen Fanatiker in Schutz nahm, da wandte sich ihm die Volksgunst wieder lärmend zu. Und — denn nicht Alles darf beschönigt werden — auch die Gebildeten schwammen im Strome mit und ihre Blindheit und Parteileidenschaft mag der Masse als Entschuldigung dienen. So war jetzt Pelletan, der Sainte-Beuve, den Menschen, zehn Jahre vorher auf's Schändeste insultirt hatte, unter Denen, welche den so lange verkannten edlen Mann auf den Schild hoben, nicht etwa weil er ihn endlich erkannt — Rhetoren erkennen nie Etwas —, sondern weil die Unbestechlichkeit des Kritikers jetzt gerade seiner Leidenschaft in den Kram paßte. Es ist eben die Geißel des Parteigeistes, daß er unfähig macht, die Unparteilichkeit auch nur zu begreifen, und allein diejenigen Meinungen als redlich anerkennen kann, die zufällig dem Interesse der Partei förderlich sind.

Sainte-Beuve starb (December 1869), noch ehe diese späte Popularität sich verflüchtigt hatte. Und sie hätte sich sicher verflüchtigt. Denn Sainte-Beuve war nicht der Mann, dem Gefallenen den Rücken zu kehren. Er, der so eindringlich, so wiederholt vor dem Kriege gewarnt, hätte den besiegten Kaiser nicht

verlassen; er wäre wie Mérimée — auch ein Skeptiker! — treu geblieben dem Régime und dem Manne, deren Fehler und Sünden er sich und den Machthabern nie verhehlt, aber die er im Ganzen als wohlthätig und zeitgemäß betrachtete. Nicht leise und schüchtern wie George Sand und Renan, laut und muthig — dafür bürgt sein ganzes Leben — hätte Sainte-Beuve,

Wo des Liefes Stimmen schwiegen

Von dem überwundenen Mann,

Zeugniß abgelegt für den Vielgeschmähten, den schwächliches Nachgeben gegen die öffentliche Stimme in ungerechten Krieg und in's eigene Verderben gestürzt: denn Sainte-Beuve hatte die eine Tugend, die so Vielen, oft unter den Besten seines Landes abgeht: Muth gegenüber der öffentlichen Stimme.

III.

Etwas lag indeß doch in Sainte-Beuve's Wesen, das den besonderen Haß, den Demokraten und Fromme gegen ihn hegten, erklärt. So ganz Unrecht hatten sie nicht, wenn sie in ihm einen Abtrünnigen sahen. Nicht äußerlich: nie hat der Mann sich zu kirchlichen oder republikanischen Ansichten bekannt, nie irgend einer Partei angehört; aber seiner Natur mochte er manchmal untreu erscheinen: denn seiner Natur nach war er Volk, war er auch in gewissem Sinne Priester. Wol fuhr er sein ganzes Leben fort, als Plebejer zu leben und sich als solcher zu fühlen, wie er nie aufhörte, sich für theologische Fragen und religiöse Seelenzustände zu interessieren: aber seine Weise, zu denken, wurde von Jahr zu Jahr aristokratischer und antikirchlicher. Das aber gerade ist's was die Demokratie und das Pfaffenthum nicht verzeihen. Jener genügt es nicht, daß man bescheiden lebe, unabhängig, arbeitsam, hilfsreich, wo man kann, daß man sich vor keinem Range beuge, daß man ein „literarischer Proletarier“ bleibe, wie Sainte-Beuve sich so treffend bezeichnet; sie will auch daß man geistig auf ihrem Niveau bleibe, grob urtheile, grob empfinde, Alles was sie in ihrer unterschiedslosen Leidenschaft verachtet und haßt, bewundert und liebt, ebenfalls liebe und bewundere, hasse und verachte. Diesem, dem Pfaffenthum, ist nicht genug gethan, daß man mit Achtung und mit Verständniß von der Kirche, von den Frommen, von dem Glauben rede, ihre Berechtigung anerkenne und nachweise, wie Sainte-Beuve so wundervoll in seiner Geschichte Port Royal's gethan: es will, daß die, welche so gut die Gefühle der Frommen verstehen, sie auch theilen. Einem brutalen Freigeist, der alle Religion für Heuchelei oder Wahnsinn erklärt, rechnet es das nicht besonders schlimm an, gelegentlich schließt es sogar enge Freundschaft mit ihm; aber Jemandem, der selbst einmal religiöse Gefühle genährt, der weiß, was sie sind, der wie die liberalen Katholiken die Kirche beeinflussen will, oder wie Sainte-Beuve sich mit Vorliebe an religiösen Fragen versucht, lange Jahre auf das Studium derselben und auf die Geschichte des Glaubens und seiner Variationen verwandt, dem verzeihen die Frommen nie, daß er nicht ist wie Ihrer Einer. Sie wie die Demokraten empfinden es mit vollem Recht als eine Art Geringschätzung und Hochmuth, daß man über ihnen zu stehen, sie zu übersehen sich herausnimmt, als Desertion, daß Einer, auf den sie gezählt, Einer, der ihnen von Rechtswegen hätte zukommen sollen, ihnen entgangen ist. Auch der Haß gegen Renan hat keine andere Quelle.

Ich sagte, im geheimsten Winkel Sainte-Beuve's, des großen Pfaffenfeindes, sei etwas Priesterliches gewesen. Das mag leidlich paradox erscheinen auf den ersten Blick: aber es gibt gar viele Arten von Priesternaturen. Der schlichte Sinn der Gottergebenheit und des Gottvertrauens, der Menschenliebe, der Demuth ist so gut priesterlich, als der Hochmuth, die Beschränktheit oder das Gefallen am Geheimspiel, als die Herrschsucht, die Unbulsamkeit, die Kampflust. Und wieviel andere Spielarten des Prälaten, Mönchs und Pfarrers gibt es nicht. Wer mit Geistlichen, namentlich mit wissenschaftlich gebildeten Geistlichen, gelebt hat, wird auch mit solchen zusammengetroffen sein, deren Dasein ein ewiges Sichauflehnenwollen gegen die Autorität und ein ewiges Zurückfallen in den Gehorsam ist; deren Wißbegierde, deren Lust, selbst zu sehen, selbst zu prüfen, zu naschen an der verbotenen Frucht, immer wieder erwacht, ohne daß deshalb ihr Bedürfnis zu verehren, zu lieben, zu bewundern schwiege. Eine Folge früher Gewohnheit, wird man sagen; es trifft aber doch nicht immer zu. Der wahre Grund scheint mir das Mißverhältniß zwischen Gefühl und Verstand in gewissen Naturen. Dieser, sehr ausgesprochen und sehr herrisch, will keine Schmuggelwaare der Phantasie und des Glaubens durchlassen; jenes, verstärkt durch den Rest der Phantasie und des Glaubens, die sich nicht haben unterdrücken lassen und zu ihm geflüchtet sind, verstärkt namentlich durch eine neugierige Sinnlichkeit, welche sich fast immer bei solchen Naturen einzufinden pflegt, hält seinen Grund. Zuweilen erweist es sich sogar stärker als sein Gegenpart, der Verstand. Bei so angelegten Priestern nimmt dann wol diese ganze complexe Seelenthätigkeit die Gestalt beschaulichen Quietismus, wie bei dem verständigen Fenelon an, artet dieser Quietismus sogar zuweilen in Extase und Mystik aus; beim Laien entsteht daraus leicht Gefühlschwärmerei, wie bei unserem Hamann, dem der „spiritualistische Skeptiker“ Sainte-Beuve — das Wort ist von Philarete Chasles — in mehr als einer Hinsicht ähnlich sieht, so weit ein Franzose von katholischer Erziehung und großstädtischen Lebensgewohnheiten einem deutschen Protestanten und Kleinstädter gleichen kann, der ein großes nationales Leben nur als Fremder gesehen hat, wie Hamann. Sainte-Beuve war eine äußerst liebebedürftige Natur; eminent sinnlich — aber von einer sentimentalen Sinnlichkeit, nicht von einer leidenschaftlich-stürmischen. Er empfindet sie immer als etwas Verbotenes, und dadurch bekommt sie etwas von der verschämten Lüsternheit des ungetreuen Weichtaters. „Ich habe meine Schwächen“, sagt er einmal, und der Briefwechsel enthält mehrere solcher reumüthigen Selbstbekenntnisse, „ich habe meine Schwächen: es sind die, welche König Salomon den Efel an Allem und den Lebensüberdruß gaben. Ich habe manchmal mit Bedauern gefühlt, daß ich meine innere Flamme darin dämpfte; aber nie habe ich mein Herz darin verderbt.“ Thatsache ist, daß Sainte-Beuve, im Gegentheil der meisten genialen Männer, sichtlich wuchs an Geist und Charakter, immer fester und freier wurde, je mehr die Sinne zum Schweigen kamen: nie war er größer als in den letzten fünf Lebensjahren, nie war er mehr er selber.

Ganz gläubig war Sainte-Beuve eigentlich nie gewesen, selbst als Jüngling nicht: aber er scheint stets und bis in sein reifes Mannesalter hinein ge-

wünscht zu haben, glauben zu können. Er klagt selber in einer Dichtung, die nicht zu den frühesten gehört, über diese seine ohnmächtigen Glaubensanstrengungen:

„Toucher toujours à l'autel, sans jamais l'embrasser.“

Eine Weile suchte er sich zum Cousin'schen Spiritualismus zu zwingen; dann wandte er sich wieder Lamennais und dem „Avenir“ zu. Er kam erst sehr spät aus dem damals grassirenden Wertherismus heraus; dreißigjährig (1834) schreibt er noch einen Roman, der mit Senancour's Obermann an Eintönigkeit des Welt Schmerzes wetteifert, und noch in seinen letzten Gedichten (1837) klingt diese Note stark wieder. Große Armuth und unerwiderte Liebe, ungewöhnliche Kämpfe „gegen den Widerstand der rauhen Welt“ gesellten sich zu dem Zwiespalt zwischen Glaubensbedürfniß und Verstandesgebot, Dichter und Kritiker. „Das Unglück von Naturen, die nur Eingebungen und Neigungen ohne Glauben haben“, schreibt er noch 1838, „ist einem Athemzug und einem Zufall preisgegeben.“ Sogar in den späten Briefen des hohen Fünfzigers, des anerkannten Reformators der französischen Kritik, begegnen wir auf Schritt und Tritt Rückfällen in die Poesie, wie wir schon bei dem Fünfundzwanzigjährigen dem sichersten kritischen Urtheil und einer gewissen Steifheit begegnen¹⁾. Seine Poesie aber ist immer rein lyrisch. Der Mann, der Hunderte der vollendetsten Porträts in Prosa gezeichnet, hat nicht eine Gestalt der reinen Phantasie poetisch wahr zu schaffen gewußt.

Ein ähnlicher Widerspruch bestand zwischen dem demokratischen Fühlen und dem aristokratischen Denken des Mannes. Selten mag es einen heikleren Feinschmecker in geistigen Dingen gegeben haben als Sainte-Beuve. Nichts war ihm so antipathisch, als die literarische Kartoffelspeise, mit der sich die Mehrzahl der Leser den Magen überfüllt, wenn nicht die gepfefferte Rübe, mit der die Blasirten sich ihn verderben. Er hielt sich an das Kräftige, Einfache, Unverderbliche. Tagtäglich las er einen Gesang des Homer oder einen Brief Cicero's in der Ursprache: und von den Modernen vertraute er nur die Echten, oder in den Schriftstellern zweiten Ranges nur das Echte, was sie enthalten mochten. Seine psychologischen Urtheile sind womöglich noch feinerer Natur als seine literarischen, und auch, wenn er seinen Blick in die Geschichte oder die Politik warf, so unterschied er sofort alle Schattirungen und warf sich nie mit seinem Urtheil ganz auf die eine oder die andere Seite. Im Leben war er durchaus Demokrat, mit allen Vorurtheilen der Demokratie gegen Rang und Amt sowohl wie gegen die Leute in Rang und Amt. Selbst als er sein gutes Einkommen hatte — seit 1839 bekam er 300 Franken für jeden seiner Wochenartikel, nach 1865 erhielt er für seine Aufsätze das Doppelte und hatte als Senator 25,000 Franken — lebte er noch immer durchaus bürgerlich, in seinem kleinen Häuschen der Rue Montparnasse, mit seinen stummen Hausfreunden, drei wundervollen Katzen, deren tragisches Ende — während der Belagerung

¹⁾ Man lese z. B. sein Urtheil über Dumas' Henri III. im Jahre 1829, als er selbst mitten in der Romantik stand: „Es ist in ziemlich loser Prosa, gar nicht von jener Zeit. Der historische Theil ist plaquirt, oberflächlich; der dramatische Theil, der sich auf zwei Aufzüge, oder vielmehr auf zwei Auftritte beschränkt, ist schön, rührend und hat den Erfolg bestimmt.“

von Paris, man erräth es — zu erleben ein gütiges Geschick ihn bewahrte. Nie, auch als junger Mann, hatte er elegante Kreise besucht, nie elegante Gewohnheiten angenommen, wie soviele Pariser Schriftsteller, selbst ersten Ranges, man denke an Mérimée und Musset, welche gern den Dandy spielten und sich ihrer Feder schämten, oder sich doch dazu nur als zu einem episodischen Zeitvertreib ihres Lebens, als einem Sport wie Jagen, Reiten oder Fechten bekannten. Sainte-Beuve's ganzes Leben war Arbeit, und er trug es sogar gern zur Schau, daß er ein Arbeiter war, und ein Arbeiter um Geldverdienst; allein er setzte wie der französische Arbeiter seinen Stolz darein, nur ganz gute Arbeit zu geben. Erst am Globe, wo Goethe seine Thätigkeit mit Interesse verfolgt zu haben scheint, dann am National, an der Revue des Deux Mondes arbeitete er contractweise „nach dem Stück“. Seine Professuren in Lausanne, in Gütting, an der École Normale nahm er sehr gewissenhaft, präparirte sich sorgfältig, versäumte nie eine Vorlesung. Den Gehalt als Professor am Collège de France schlug er als unverbient aus, obgleich er alles Recht darauf hatte, da er nicht durch eigene Schuld an seiner Lehrthätigkeit gehindert war. So später am Constitutionnel, am Moniteur, in den letzten Monaten seines Lebens am Temps. Immer hatte er eine bestimmte Bestellung zu liefern am Sonntag, wie der Handwerksgefelle. „Ich habe nie einen Tag Urlaub,“ schrieb er 1862; „den Montag gegen Mittag richte ich den Kopf ein wenig auf und athme ungefähr eine Stunde lang; dann schließt sich der Schalter wieder und ich bin für sieben Tage in der Zelle.“ Daran ist kein Wort der Uebertreibung.

Ich sagte, er habe seinen Stolz darein gesetzt, nur gute Arbeit zu liefern, und auch darin war und blieb er echter Franzose, obgleich bei ihm diese Gewissenhaftigkeit mehr als amour-propre war, wie sie es bei den Meisten seiner Landsleute zu sein pflegt: sie hing eng zusammen mit seiner doppelten Liebe zum Echten in den Menschen und den Werken. Von Jugend auf suchte er mit größter Sorgfalt seine Sprache immer genauer, immer sachlicher zu machen. Anfangs hatten ihn sein angeborener Erysmus, seine Phantasie, seine Leichtgläubigkeit oft zum Schwülstigen, fast zum Dunkeln verführt: je weiter er ging, desto klarer, einfacher wurde sein Ausdruck, ohne doch das Unvorhergesehene zu verlieren, welches seine Eigenthümlichkeit ausmacht. Seine Sprache war eben wie seine Studien, wenn ich so sagen darf, erster Hand: die Dinge selber gaben sie ein, wie seine Kenntniß der Dinge direct gewonnen war. Es ist kaum glaublich, bei der unermesslichen Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände — Alterthum, Mittelalter, Neuzeit; Philosophen, Richter, Staatsmänner; Ausländer und Franzosen, — die Zahl ist an 800 — bei der Schnelligkeit des Wechsels und der kurzen Zeit, die dem Verfasser gegeben war, es ist kaum glaublich, daß derselbe stets aus den Quellen selber zu schöpfen die Zeit und Muße fand. Wol sagte uns schon der Eindruck seiner Werke, daß sie ganz auf unmittelbarer Kenntniß beruhen mußten; wol wußte man, daß nie einer seiner zahlreichen Feinde ihm eine Ungenauigkeit, einen Irrthum nachzuweisen im Stande war; wol war mir persönlich bekannt, wie peinlich er in der Feststellung jedes Datums, jeder Einzelheit, jedes Namens war, wie ein Druckfehler ihm den Schlaf rauben konnte; aber hier sehen wir erst authentisch, welche umfassende Studien dieser „Feuilletonist“, der nie einen

Aufsatz durch eine Anmerkung verunziert, auf seine Arbeiten verwandte. Wir haben hier in der That eine kleine Auswahl aus den Hunderten von Briefen, die er an die Bibliothekare richtete, und ersieht daraus, wie peinlich seine Gewissenhaftigkeit, oder sagen wir seine Liebe zur Sache war, und wie wenig er vorgefaßten Meinungen erlaubte, den Thatfachen und den Texten vorzugreifen. Wenn er über Grimm, Diderot's Freund, schreibt, begnügt er sich nicht etwa mit Lafchereau's großer Ausgabe, noch mit den *Mémoires* Mme. d'Épinay's, die andere Briefe unseres französischen Landsmannes enthalten; er will auch die ersten Ausgaben sehen und alle Aufsätze aus jener Zeit über Grimm haben. Schreibt er über Nedder, so muß er, ehe er schreibt, alle die einzeln veröffentlichten „Antworten, Broschüren, Notizen“ Nedder's haben, die nicht in den „Werken“ von seiner Tochter, noch in den „*Mélanges*“ von Mme. Nedder sind; und da er gleichzeitig auch von dem Stil der Doctrinäre sprechen will, welche durch Mme. de Staël mit Nedder zusammenhängen, so will er außer den gesammelten *Reben* Roger-Collard's, auch die haben, die einzeln abgedruckt und nicht gesammelt worden sind. Und so bei jedem Gegenstand. Obschon er keine fremde Sprache so besaß, daß er sie hätte geläufig reden können, legte er doch viel Werth auf die Fremden, las sie oder ließ sie sich übersetzen: meinte er doch, fast alle Urtheile über französische Autoritäten seien zu revidiren: „Wir sind,“ schreibt er an Graf Circourt (*Nouveaux Lundis*, XII. S. 131), „wir sind ein so gründlich leichtes Volk, so eingenommen von unseren Männern, so ganz den Urtheilen der Gesellschaft preisgegeben, daß die Geschichte, um nur anzufangen sich herzustellen, uns oft von der Fremde her zu kommen muß . . .“ Doch das großartige Werk Sainte-Beuve's, seine dreißig und mehr Bände literarhistorischer Kritik, bleiben heute ja außer Betracht, da es mir nur darum zu thun ist, den Menschen in's rechte Licht zu stellen, der so fleißig und pünktlich arbeitete.

Aber er wollte ein freier Arbeiter sein, er hat sich nie in einer Stellung wohl gefühlt: als man dem ganz mittellosen Jüngling (1833) eine Professur anbot, schildert er sich schon mit der bei ihm gewöhnlichen Selbstkenntniß: „In meinem Innersten ist ein rebellischer Winkel: eine kleine Vendée oder ein Wales mit seinem Haidekraut und seiner ursprünglichen Wildheit; etwas Launisches, Etwas vom schwärmerischen Poeten (*per avia solus*), der für sich selber nichts Großes sein kann, aber Andere zu necken und zu quälen vermag.“ Mit wunderbarer Klarheit setzt er in dem Briefe (p. 21—23) seine zur öffentlichen Thätigkeit unfähige Natur auseinander; aber, „wenn ich des Handelns fähig wäre, eines fortgesetzten, öffentlichen und einflußreichen Handelns, so würde es im Sinne eines offenen Krieges, eines revolutionären Gedankens sein, oft ungeduldig gehend und kommend, die Kreuz und Quer und außerhalb des Ringplatzes.“ „Aber,“ fügt er hinzu, „außerhalb von Allem zu sein und zu bleiben, ist, glaube ich, mein Wunsch und mein Geschick.“ Doch fühlte er wol, daß es auch dem Enttäuschesten nicht immer genügen könne, innerlich genügen könne, „an einem guten Plage zu sein, um die Komödie zu beurtheilen.“ „Denn,“ schreibt er an Alexander Vinet (1840), „der Mißstand ist die Komödie selber, daß man Alles sieht, nicht mithandelt, diese Welt als ein Schauspiel hinnimmt, anstatt einer Ringbahn, einer Pflugfurche.“ Man sieht, die Demokraten hatten nicht so Unrecht, in ihm

einen Deserteur zu sehen, der seinen Posten verlassen, und später gar, als er sich zum Vertheidiger der Macht und der Obrigkeit machte, einen Ueberläufer. Wie ehrenhaft eine solche Desertion sei, wieviel Muth und Wahrheitsliebe zu solch' einem Ueberlaufen gehörte, konnten die blöden Soldaten, die nur die Disciplin, die Fahne und das Losungswort der Partei kennen, weil ihnen Alles Partei ist, nicht begreifen und folglich nicht verzeihen.

Welche Willenskraft es brauchte, namentlich für einen nervösen d. h. natürlich furchtsamen Menschen wie Sainte-Beuve, der überdies bis in's sechzigste Jahr von der Hand in den Mund leben mußte, also leicht ausgezehrt war, in die Abhängigkeit von Zeitungsdirectionen oder von Unterrichtsministern zu kommen, das zeigen viele der hier veröffentlichten Briefe auch Solchen, die bei Begehren an dem Manne zweifelten. Man lese das würdevolle Schreiben, das er (1839) an den allmächtigen Villemain richtet: „Die Jahre mehr noch als die Reisen“ — er kam gerade aus Lausanne zurück — „haben mich gelehrt, ohne Andere fertig zu werden, selbst wenn der Andere fruchtbar an Gnaden ist; weniger als je an wirkliche Freundschaften, an Uneigennützigkeit zu glauben; zu sehen, daß alles dies nur ein großes Spiel ist, zu dem sich die Meisten ernstlich bequemen, aber das auch oft mehr als nöthig ungeduldig macht . . . Das mag Ihnen sagen, daß ich in Bezug auf Sie in die Formen einer Unabhängigkeit zurückgetreten bin, welche achtungsvoll, billig, aber nicht mehr freundschaftlich sein kann.“ Man sollte meinen, es sei der Minister, der zum armen Journalisten rede, anstatt des Gegentheils. Und wie fertigte er Buloz, den Director der „Revue des Deux Mondes“, ab, mit dem ihn ein Vertrag für monatliche Beiträge verband und dessen Ungnade ihn auf's Pflaster setzen konnte.

„Nein, nein, tausendmal nein! Und was Sie mir auch rathen mögen, ich thue den Schritt nicht. Es ist nicht an mir, zur „Revue“ zu gehen; an ihr ist's, zu mir zu kommen. Der Bruch ist, genau genommen, nicht von mir ausgegangen: er hängt mit einer anderen Ursache zusammen, die ich Ihnen schon erklärt und auf die ich lieber nicht noch einmal zurückkommen will. Es liegt hier eine Frage der Ehre und Würde vor, die vor der Lebensfrage gehen muß . . . der Lebensfrage, das Wort ist heraus. Ja, dieser Bruch beengt mein Leben, wegen der gewohnten und regelmäßigen Einkünfte, die er mir wegnimmt. Aber ich werde die Oberhand gewinnen, glauben Sie mir. Ich habe schon andere Einrichtungen in Sicht, die mir vielleicht erlauben werden, für immer auf irgend welche Verührung mit der Undankbaren zu verzichten!“

Aber was half es ihm, alle Auszeichnungen, alle Vortheile abzuweisen; Ministern, wie Graf Walewski, Arbeitsgebern wie Buloz, einflußreichen Autoritäten wie Cousin, ja dem ganzen Senat gegenüber seine Würde auf's Eifersüchtigste zu wahren; in seinen fast intimen Beziehungen mit dem Prinzen Napoleon und dessen Schwester, der Prinzessin Mathilde, seine vollste Unabhängigkeit zu behaupten: es genügte, daß er mit Prinzen und Ministern im Verkehr war, um ihn zu verdächtigen. Freilich wer ihm näher trat, sah sofort wie unberührt der „Mann aus dem Volk“ auch bis zum letzten Athemzug in ihm lebte: wie viel rücksichtsvoller er für seine armen Amanuenses und deren Familie war als für die Wettern des Kaisers; wie einfach bescheiden er in seinem Haushalte lebte, wie menschlich freundlich mit allen Einwohnern seines Quartiers, wo er bekannt war als die Vorsehung aller Armen. So auch war er für die Jugend stets ein aufrichtiger, theilnehmender Berather und Helfer, behandelte jeden Anfänger,

wie er jeden Bittsteller behandelte: als Seinesgleichen. Mit welcher milben Beharrlichkeit wußte er seine Hilfe aufzudrängen, ohne zu verletzen; wie Vielen hat er Verleger, Verbindungen mit einflussreichen Blättern, Stellen, Gnadengehälter verschafft! Dann verdroß den Vielbeschäftigten, der kaum eine Stunde für sich hatte, kein Gang im weiten Paris. Und wie treu blieb er, er, der Akademiker, der Senator, der Freund der kaiserlichen Familie, der anerkannt erste lebende Schriftsteller Frankreichs, gegen alle Jugendfreunde bescheidener Herkunft und die in den bescheidensten Verhältnissen geblieben. Davon enthält die Brieffammlung mehr als einen Beleg. Während schön war sein Benehmen gegen die wider Noth und Glend kämpfende Dichterin Desbordes-Balmore, der er noch zehn Jahre nach ihrem Tode seine letzte Arbeit, eine eingehende Studie ihrer Gedichte, gewidmet. Daß auch sie wußte, was er war, geht aus einem Briefe hervor, den sie einst (1854) an eine Freundin richtete, welche das allgemeine Vorurtheil gegen Sainte-Beuve theilte. (Souvenirs et Indiscrétions S. 346.)

„..... Warum schienen Sie neugierig zu sein, meinen geheimsten Gedanken über Herrn Sainte-Beuve zu kennen! Wenn Sie's noch sind, warum kommen Sie nicht? ... Aber warum wollen Sie denn wissen, ob ich sehr gut von Herrn Sainte-Beuve denke? Sollte einer Ihrer Freunde übel von ihm denken? Meine liebe Louise, das wäre höchst ungerecht, und ich würde Sie beschwören, ihn aufzuklären durch Alles das, was ich Ihnen Wahres, Ehrenbes und Rührendes über dieses Gemüth erzählen könnte, das sich hinter soviel Geist verbirgt. Ueber den Geist kann ich nicht urtheilen. Das ist das Recht der Männer unter sich, Louise; aber die Milde geht uns an, die Güte fesselt uns, und Gott weiß, daß ich auf ewig geknebelt bin an Herrn Sainte-Beuve durch die Dankbarkeit für die wahren Dienste, die er mir geleistet. Ich glaube nicht, daß man besser als er zu verpflichten vermag, oder daß man es ebler zu vergessen weiß. Ich muß mich drauf verstehen, liebe Louise. Die Härte meines Geschicks hat mich in den Stand gesetzt, zu lernen, wann es eine göttliche Freude ist, beschützt zu werden, und wann es die bitterste Strafe der Welt ist!). Ich habe mehr als zwanzig segnende Briefe von Unglücklichen, die ich ihn veranlaßt habe zu retten und zu unterstützen ... durch Gänge, durch Bitten dann durch Geben und immer wieder Geben. Und was hat mir seine Mutter nicht Alles mitgetheilt, die ihn anbetete, indem sie ihn ausschalt! „Er hat kein Paar Soßen mehr,“ sagte sie mir. Ja, er gibt Alles wie Beranger, mit einem anderen Tone freilich, aber mit demselben Herzen. Und in den politischen Zeiten, wieviel Pensionen sind nicht aufrecht erhalten worden Dank der Wärme seiner Einsprache! Ich weiß mehrere, ohne meine eigene zu rechnen.

„Wenn man Ihnen sagt, meine Liebe, ich liebe in den Tag hinein, unterschiedslos, so glauben Sie das doch nicht. Ich liebe, was groß ist, redlich, hilfreich ... Und doch sehe ich Herrn Sainte-Beuve nicht mehr. Aber was thut das? Ich bin gar zu traurig geworden. Und er, der's auch ist in anderer Hinsicht, wird hingetragen wie auf einer Eisenbahn. Ich bin zusammengefallen ...“

Genug. Es gibt Dinge, die man nicht allzusehr zu beweisen suchen muß, weil der Eindruck überzeugender ist als die Beweise. Aber wer widersteht der Versuchung, den eigenen Eindruck, den man aus lebendigem Anschauen gewonnen, auch Anderen mitzutheilen, wenn die Gelegenheit sich bietet, das Leben selber sozusagen unbewacht und durch's Schlüsselloch zu zeigen? Es gibt wenig Männer unter denen, die Sainte-Beuve am meisten angefeindet, die solche Indiscretion vertragen; wenige auch, bei denen sie möglich wäre: ein Victor Hugo

1) Ich nehme es hier auf mich, den Text zu corrigiren, in dem es heißt: punition d'être au monde. Mme. Desbordes hat offenbar geschrieben: punition du monde.

und Samartine, ein Cousin und Villemain ließen sich auch in einem Privatbriefe nicht gehen, bedachten auch in einem Privatbriefe die Möglichkeit einer einstigen Veröffentlichung; es ist der Reiz der Sainte-Beuve'schen Briefe, daß sie ganz absichtslos, oft ab irato, öfter in wehmüthiger Weichstimmung, immer improvisirt und im Drange des Augenblicks geschrieben sind; es ist eine große Genugthuung zu sehen, wenn so die Probe des Rechnungschlusses abgelegt wird, daß man sich weder beim Lesen des Schriftstellers noch beim Begegnen des Menschen in seinem Urtheil geirrt; das Bild, das man sich gemacht, so bestätigt zu sehen. Sollte ich nun dies Bild in wenig charakteristischen Strichen noch einmal compacter vorführen, so würde ich kaum wagen, den Bleistift in die Hand zu nehmen; denn es gibt eine Skizze, der ich unwillkürlich Züge entlehnen würde, so gelungen scheint sie mir, trotz einzelner zu nachdrucksvoller Linien und zu verwischter Schattirungen. Es war Sainte-Beuve's langjährige Gönnerin, die geistreiche Prinzessin Mathilde, welche die Feder fast noch besser zu führen scheint als den Pinsel, welche sie entworfen hat. Möge sie hier als ein Stück Synthese nach soviel Analyse eine Stelle finden und sich der Leser, den unsere Abstractionen ermüdet, an ihren concreten Umriffen erholen¹⁾.

„In einem Winkel von Paris gibt es eine Straße, die weniger belebt ist als die anderen. Dort habe ich ein reizendes kleines Nest entdeckt: ich habe frischen Duft, Einsamkeit, nicht allzuviel Licht dort gefunden; in einem langen Zimmer ein sehr großer Tisch, überladen mit Büchern, Papier, Federn, kein Tintenleckchen. Inmitten all' dieses Handwerkszeugs lebt ein hervorragender Geist, fein, heißend, insinuant, nachsichtig aus Herzensgüte, aus Gewohnheit des Lebens; lächelnd über alle kleinen Bosheiten (malices) und deren überall entdeckend; Jedermann zugänglich, aber indem er seine Vorlieben zu bewahren weiß; Philosoph nach Art der alten Griechen, denen er auch äußerlich sehr ähnlich steht; ein Gläubiger ohne Religion; ein Denker voller Regungen des Unwillens; ein Prüfer aus Wißbegierde; ein Geist endlich, der alle Geister versteht, sie alle erklärt, und der das seltene Glück hat, von der Leidenschaft nur das zu besitzen, was nöthig ist, um gerecht und unparteiisch zu bleiben.“

¹⁾ Sie eröffnet die *Souvenirs et Indiscrétions*. Der Name der Prinzessin ist nicht genannt; doch ist ihre Autorität ein öffentliches Geheimniß. Schreiber dieses braucht wol nicht erst zu sagen, daß er die hohe Verfasserin nie gesehen, und daß sie zweifelsohne seine Existenz ignorirt.

Eine römische Annexion.

~~~~~  
Von

E. Hübner.  
~~~~~

Zu den Lebensbedingungen der normal angelegten menschlichen Individualität wie zu denjenigen eines gesunden Gemeinwesens gehört die Möglichkeit, Kräfte und Gaben, wie sie die Natur verliehen und die mannigfaltigsten äußeren Einwirkungen zur Reife gebracht haben, in angemessenen und nicht zu engen Kreisen bethätigen zu können. Die Auffassung geschichtlicher Thaten jedoch, welche eine jede derselben anfieht als die unbedingt nothwendige Folge bestimmter, wenn auch noch so in die Augen fallender Eigenthümlichkeiten der Männer oder Völker, von denen sie ausgingen, irrt ebenso sehr wie die entgegengesetzte, welche den großen Gang der Ereignisse auf das chaotische Gegeneinanderwirken elementarer Kräfte von dunklem Ursprunge, auf die nationalen Instincte und ihren Kampf um's Dasein oder ähnliche Dinge zurückführt. Wie sich Seele und Leib, Geist und Materie überall, einander gegenseitig bestimmend, hemmend und fördernd, treibend und getrieben, durchdringen und bedingen, so bleibt es die immer neue und anziehende, vielleicht nie ganz zu lösende Aufgabe geschichtlicher Betrachtung, in jedem einzelnen Falle mit möglichster Genauigkeit zu ergründen, wie weit innere Nothwendigkeit oder äußere Willkür, Gesetz oder der sogenannte Zufall, bewußter Wille oder nachgiebige Schwachheit als die unserem Verstande erkennbaren letzten Factoren übrig bleiben. Besondere Schwierigkeiten bietet dieses in seinen Grundformen überall wiederkehrende Rechenexempel da, wo, wie in so vielen Perioden der Geschichte alter und neuer Zeit, gewaltige Anstöße früherer Epochen mit scheinbar unerklärlicher Macht fortwirken, während die erkennbaren Träger der Ereignisse, die Vollführer der Thaten, ihren Aufgaben oft wenig gewachsen, nur von der inneren Gewalt der Dinge getrieben und fast unbewußt zu handeln scheinen.

Keine Seite des römischen Staatswesens hat von jeher allgemeinere und entschiedenere Mißbilligung erfahren als die römische Eroberungspolitik. Und wer möchte leugnen, daß schon die tiefer Blickenden unter den Römern selbst,

Dichter und Geschichtsschreiber der augustischen Zeit, richtig urtheilten, wenn sie auf die auswärtigen Eroberungen und auf die Verührung mit der phönicischen, griechischen, asiatischen Uebercultur den Verfall der guten alten Sitte, das Schwinden von Einfachheit, Recht und Wahrheit zurückführten. Schwer aber möchte es der Strenge jener alten wie der der neueren Richter über die von der römischen Politik eingeschlagenen Wege fallen, anzugeben, was denn statt der Eroberungen hätte unternommen werden sollen, oder wie sie zu vermeiden gewesen wären. Sieht man ab von der Annexion Italiens, welche, wie man auch über die einzelnen Acte urtheilt, durch welche sie zu Stande kam, im Ganzen mit unzweifelhaftem Rechte als die nothwendige Consequenz der Entwicklung des latinischen Volksstammes, als die Ausfüllung der „natürlichen Grenzen“ seiner Existenz gilt, so zeigt sich zunächst sofort, daß die Erwerbung der ersten überseeischen Provinzen fremder Zunge, Siciliens, der Inseln Sardinien und Corsica, der beiden hispanischen Provinzen, die nothwendige Folge des Kampfes mit Carthago war. Die nächstfolgenden Eroberungen im Osten, Aegypten, Makedonien, Asien, nachher die Einrichtung der Proconsulate von Afrika und Asien, so wenig man die einzelnen Rechtstitel, unter denen sie erfolgten, als unanfechtbar verteidigen kann, bezeichnen doch auf's Deutlichste den gleichsam vorgeschriebenen Gang der großen politischen Entwicklung, welche die Gegensätze der im Westen begonnenen Staatenbildung dem hellenistischen Osten gegenüber auszugleichen und die künftige Einheit der classischen Cultur in Staat und Glauben, in Literatur und Künsten, in Sitte und Leben, auf der Scheide etwa zwischen dem sechsten und dem siebenten Jahrhundert der Stadt Rom, zu begründen bestimmt war. Schon weniger augenfällig sind die Motive der weiter folgenden Annexionen aus dem siebenten Jahrhundert der Stadt, dem Zeitalter von den Gracchen bis auf Sulla. Theils sind es strategische Motive, welche die kürzesten Verbindungen zwischen Italien und den Provinzen und zwischen diesen untereinander zu suchen zwingen, theils legen politische Gründe die Nothwendigkeit oder wenigstens Nützlichkeit erweiterter Colonisationsgebiete nahe. So wurden das gallische Land diesseits der Alpen und jenseits derselben die narbonensische Provinz dem Reiche zugesügt. Politische und strategische Gründe, wenngleich zum Theil wiederum von sehr bestreithbarem Gewicht, und daneben die immer schamloser auftretende Geld- und Ländergier der einzelnen Machthaber, kaum noch nothdürftig gedeckt durch die Formen des republicanischen Staatswesens, befördern dann die doch niemals zum Abschluß gebrachte Abrundung des asiatischen und afrikanischen Länderebes durch den Eingtritt von Bithynien, Phrygien und Krete, und zuletzt der syrischen Provinz.

Es wäre anziehend und lehrreich zugleich, angesichts zumal der in den modernen Staatenbildungen trotz aller veränderten Bedingungen dennoch mit unverkennbarer Analogie wiederkehrenden Erscheinungen, denen wir die Constatuirung Italiens und Deutschlands sich entringen sahen, und in Folge deren unter unseren Augen die blutige Auseinandersetzung zwischen der slavischen und der osmanischen Monarchie sich vollzieht, den verschiedenen Phasen der römischen Annexionspolitik während der republicanischen Epoche zu folgen. Der oft bemerkte scharfe Gegensatz zum Beispiel, in welchem die Errichtung und Verwaltung

der neuen Provinzen da, wo griechische Cultur ihr vorgearbeitet hatte, wie in Sicilien, Griechenland und Asien, zu der versuchten Romanisirung der barbarischen Länder des Westens und Nordens, Hispanien, Gallien, Myricum, steht, verbiente es wol auch in seinen Einzelheiten dem Auge und Urtheil Derjenigen vorgeführt zu werden, welche so vorzügliche Hilfsmittel gelehrter Forschung, wie Joach im Marquardt's römische Staatsverwaltung¹⁾ zu benutzen nicht in der Lage sind. Biemlich reichlich fließen unsere Quellen für die Geschichte der Eroberung und Verwaltung der hispanischen Provinzen, des ersten größeren Ländercomplexes ohne ältere Cultur, auf welchem das Experiment der auf militärischer Verwaltung beruhenden Colonisation durchgeführt wurde. Allein bevor es möglich sein wird, von dem Werke der beiden älteren Träger des berühmten Namens Scipio, der Brüder Publius und Gnaeus Scipio, ein genaueres und richtigeres Bild zu entwerfen, als bisher geschehen ist, sind erst einige ethnographische Voruntersuchungen zu erledigen, für welche die bisher noch sehr vernachlässigte Kunde der antiken Münzen mit iberischen Aufschriften die Grundlage bildet.

Dies also muß vor der Hand noch späterer Ausführung vorbehalten bleiben; für den vorliegenden Zweck reicht es hin, auf die älteren Annexionen des römischen Staates kurz hingewiesen zu haben, um dadurch das richtige Verständniß der in der Zeit von Augustus an erfolgenden zu vermitteln, von denen nur eine den Gegenstand der nachfolgenden Darlegung bilden soll.

Wie für alle Gebiete des staatlichen Lebens, keines ausgenommen, so beginnt auch für die Annexionen des römischen Staates eine neue Epoche mit Caesar. Es genügt hier, darauf hinzuweisen, wie die durch ihn in's Werk gesetzte Eroberung von Gallien, die „Unterwerfung des Westens“, nur als der Anfang einer Reihe von großartigen Unternehmungen aufzufassen ist, durch welche er den römischen Staat nach Innen und Außen von Grund aus zu regeneriren sich vorgenommen hatte. Als ihn der kurzichtigste aller politischen Morde, die je verübt worden sind, mitten aus dem glänzendsten und segensreichsten Schaffen abrief, da war für die großen, Rom unterworfenen Ländermassen und ihre Verwaltung der neue Grund, dessen sie so nothwendig bedurften, noch nicht gelegt. Dem Nachfolger blieb es vorbehalten, auch auf diesem Gebiete die Gedanken Caesar's schlecht und recht zur Ausführung zu bringen. Es ist bekannt, wenn auch noch nicht, so wie es für Caesar geschehen ist, zur Darstellung gebracht, wie weit der Caesar Augustus hinter seinem großen Vorbild in allen Stücken zurückblieb. Zwar konnte er sich in seinen uns erhaltenen Aufzeichnungen über seine Thaten, welche in allen Heiligthümern der Göttin Roma öffentlich aufgestellt wurden, rühmen, aller römischen Provinzen Grenzen erweitert und nicht wenige neue, im Norden die Alpenländer Rätien, Noricum und die Seealpen, im Osten die Donauländer Mösien und Pannonien, ferner eine Anzahl asiatischer Landschaften, Galatien, Pamphylien und Lycien, sowie die Insel Cypern, im Süden die ägyptische Monarchie dem Reiche einverleibt, endlich im Westen Hispaniens Unterwerfung zum Abschluß gebracht und den gallischen Ländern zur Sicherung die rheinische Militärgrenze geschaffen zu haben. Auch sendete er Flotten und Heere bis an

¹⁾ Bis jetzt zwei Bände. Leipzig (S. Hirzel), 1873. 1876.

die äußersten Grenzen der damals bekannten Erde und unterhielt diplomatische Verbindungen mit den verschiedensten fremden Fürsten und Völkern. Aber in der Nähe betrachtet zeigt die Weltherrschaft, so großartig sie auch manchem der Zeitgenossen erscheinen mochte, beträchtliche Lücken und Schwächen. Das sonderbare politische Verflechtspielen, wonach die Verfassung des Reichs schließlich Republik und Monarchie zugleich oder keines von beiden sein sollte, sondern vielmehr eine Dyarchie, die zwischen den Fürsten und dem Senat getheilte Herrschaft, wie wir jetzt auf Grund von Mommsen's Forschungen klar erkennen, tritt in den beiden Grundpfeilern der Provinzialverwaltung, der militärischen Organisation und dem Steuerwesen, in besonders nachtheiliger Weise hervor. Fast zwei Jahrhunderte hat es noch gedauert, bis das römische Reich wenigstens den Kern und die abgerundete größte Masse des damals zugänglichen Erdkreises annähernd umfaßte, nicht ohne daß im Wechsel der Zeiten hier ein Glied des Ringes ausfiel, dort eines erweitert oder verengt werden mußte. *Tantae molis orat* — so immer erneuter Arbeit vieler Jahrhunderte hat es bedurft, um den in den Zeiten vor- wie nachher noch zuweilen erstrebten, aber niemals in solcher Ausdehnung erreichten Begriff der Weltmonarchie zu verwirklichen. Jeder einzelne Act in dieser langen Kette von Ereignissen und Thaten will als ein Glied der ganzen Reihe gefaßt und verstanden sein. Aber für jeden derselben ist es ebenso nothwendig, den besonderen Anstoß zu seiner Vollziehung zu bestimmen und von dem innerlich Berechtigten und Nothwendigen, das ihm wie allen eigen ist, das ihm besondere Aeußerliche und Zufällige zu scheiden.

Unter diesen Gesichtspunkten sei es gestattet, hier eine kurze Schilderung der Annexion von Britannien zu geben ¹⁾.

I.

Die Annexion von Britannien.

Bei keinem der modernen Culturländer, welche einst unter römischer Herrschaft gestanden haben, fällt es uns so schwer, wie bei England, das Bild von damals mit dem von heute in unseren Vorstellungen zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden. Der Orient und der romanische Süden Europa's tragen den Stempel der antiken Cultur noch so deutlich eingeprägt in den Profilen der Landschaft, in Bauten und Kunstwerken, in den Typen und Sitten der Bewohner, daß es keiner Anstrengung bedarf und von Dichtern und Malern hundert Mal versucht worden ist, den Geist des Alterthums dort in die gewohnten Kreise heraufzubeschwören. Selbst in unseren rheinischen Landen (auch abgesehen von Orten wie Trier, das ebenso gut in Italien oder im südlichen Frankreich liegen könnte, wie in Deutschland) und hier und da an den Nordabhängen der Alpen weht noch classische Luft und vermag auch der ungebildete Blick, einmal darauf aufmerksam gemacht, in Mauern und Thürmen, in der schwarzäugigen Menschenrace, in den zweirädrigen Karren und den die Lasten auf dem Kopfe

¹⁾ Verschiedene Vorträge, in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin gehalten, aber nirgend gedruckt, liegen diesen Ausführungen zu Grunde; doch sind sie völlig umgearbeitet worden.

tragenden Frauen die letzten Reste altrömischer Sitte zu erkennen. Aber in dem heutigen England, unter dem Raftenwald seiner Häfen und den rauchenden Kaminen seiner Fabriken, auf den saftigen Wiesenflächen und buschigen Hügel, in den schattigen Parks, in dem Gewühl der Städte und der endlosen Pracht großer und kleiner Sandföge aller Art das römische Britannien herauszuerkennen, dazu gehört Studium und Vertiefung in Bücher und Sammlungen und eine gewisse Übung in bewußter Abstraction von der Gegenwart und ihren überwältigenden Eindrücken, welche den Meisten abgeht. Kein Wunder daher, daß in dem großen Emporium der Welt, in der Stadt mit den kosmopolitischsten Interessen, in deren Travellers Club die Summe der von den zahlreichen Mitgliedern desselben durchmessenen Meilen nicht mehr ausgesprochen werden kann, die Zahl derer unverhältnißmäßig gering ist, welche die mit den Eisenbahnen in wenigen Tagen von Süd nach Nord und von Ost nach West in allen Richtungen zu durchmessende heimatliche Insel nach den Ueberresten der römischen Herrschaft durchsucht haben. Auf das Land und in die kleinen Städte muß man gehen, zu dem beschaulichen Stand der Geistlichkeit, um die Kenner dieser Specialität, welche sich in jenen Kreisen von jeher der aufopferndsten Pflege erfreut hat, aufzufinden. Die künftigen Gelehrten, die Professoren der beiden großen englischen Universitäten oder die der freien Londoner oder der schottischen, kümmern sich um diese Dinge nicht; kein Newton oder Bentley, kein Porson oder Dobree hat hiervon je Notiz genommen. Seit den Zeiten des vortrefflichen William Camden, eines der Vorsteher des Heroldsamtes unter der Königin Elisabeth und Verfassers der „Britannia“, der ersten großen Landesbeschreibung (sie erschien zuerst im Jahre 1586 und ist bei des Verfassers Lebzeiten sechs Mal, nachher bis in dieses Jahrhundert noch öfter wiederholt und erweitert worden und aus einem kleinen lateinischen Quartband zu vier Folios angeschwollen), hat nur noch ein Engländer die Aufgabe, das römische Britannien zu schildern, im großen Maßstab sich gestellt und mit den bescheidensten Mitteln in seiner schlichten Weise annähernd gelöst. Dies war ein Mann, dessen Namen man unter den berühmten Größen der englischen Literatur und Wissenschaft vergeblich sucht, ein Zeitgenosse Bentleys, aber, wie es scheint, auch von ihm nie beachtet, und bis auf den heutigen Tag selbst in England nur den bezeichneten Kreisen der Localantiquare bekannt, unter welchen sein Buch noch immer mit Recht in dem größten Ansehen steht und mit hohem Preis bezahlt wird. Er hieß John Horsley und hat es in den 46 Jahren seines Lebens (1685—1731) nur zu der bescheidenen Stelle eines Pfarrers der presbyterianischen Gemeinde von Morpeth, einem kleinen Flecken in Northumberland nahe der schottischen Grenze, gebracht. Nicht einmal die Genußthuung ward ihm zu Theil, daß er das Werk langjährigen Fleißes, den Folioband seiner „Britannia Romana“, welchem er Gesundheit und Vermögen zum Opfer gebracht hatte, im Druck vollendet vor sich sah: das Buch erschien erst kurz nach seinem Tode im Jahre 1732. Seitdem ist zwar in größeren und kleineren historischen Werken, in Essays, Handbüchern und Encyclopädien der Gegenstand in- und außerhalb Englands in mehr oder weniger eingehender Weise oft behandelt worden. Aber nicht einmal ein erheblicher Fortschritt gegen Camden und Horsley, geschweige

denn eine wirklich erschöpfende, alle Quellen je nach ihrem Werthe richtig verwendende Lösung der mannigfachen Fragen, welche sich an diese Aufgabe knüpfen, ist damit erreicht worden.

Und doch genießt Britannien vor allen den später erworbenen Provinzen des römischen Reiches den neidenswerthen Vorzug, daß wir eine zusammenhängende Geschichte seiner Eroberung und der ersten vierzig Jahre seiner Verwaltung aus dem beredten Munde des größten Schriftstellers der Kaiserzeit besitzen. Tacitus, die Zierde des trajanischen Zeitalters, hat in seiner ersten Schrift historischen Inhaltes, der im Jahre 98 veröffentlichten Lobrede auf seinen Schwiegervater Gnaeus Julius Agricola, die Eroberung Britanniens bekanntlich deshalb in prägnanter Kürze erzählt, weil es dem Helden des Buches, dem Agricola, beschrieben war, während seiner siebenjährigen Statthaltertschaft daselbst die Unterwerfung der Insel, wenn auch durchaus nicht zu Ende, so doch um ein Erhebliches weiter als seine Vorgänger zu führen. Freilich ist diese mit Recht vielgerühmte Darstellung in rednerischer Allgemeinheit gehalten. Von ethnographischen und geographischen Angaben ist nur das Nothwendigste den gangbaren Hilfsmitteln der damaligen Kunde entlehnt. Namen, Daten, Zahlen, topographische Details fehlen so gut wie gänzlich. Der Verfasser wollte nach der langen gezwungenen Stille unter Domitian's verhaßtem Regiment die neue, durch Nerva und Trajan begonnene Aera mit einem kurzen und effectvollen Stück hoher rednerischer Vollenbung, nicht mit einer umständlichen historischen Arbeit begrüßen. In weiser Beschränkung begnügte er sich damit, das Interesse möglichst auf seinen Helden zu concentriren, so wie wenn etwa jetzt Jemand einen ausführlichen Nekrolog auf den Feldmarschall Steinmetz schreibt und dabei das allen Lesern noch in frischer Erinnerung Lebende als bekannt voraussetzt. Doch unterläßt er dabei nicht, was uns fremdartig erscheint, dem Führer der Caledonier Calgacus, ebenso wie dem Agricola selbst, vor der einzigen Schlacht, welche er schildert (es ist die an dem vielgesuchten und unfindbaren Berge Graupius), kurze Reden, nach dem Muster des Sallustius verfaßt, in den Mund zu legen. Als er in seinen späteren und umfangreicheren Geschichtswerken im Laufe der Erzählung auf die britannischen Ereignisse zurückkam, erzählte er weit ausführlicher und genauer. Die uns erhaltenen Theile seines letzten Werkes, der *Annalen von Augustus' bis auf Nero's Tod*, lassen uns das wenigstens an einer wichtigen Episode, dem Aufstand der Brittenfürstin Boudicca gegen den Regenten des Nero Suetonius Paullinus, zu unserem Bedauern deutlich erkennen. Leider fehlt von den zeitgeschichtlichen, noch weit ausführlicheren Büchern des Tacitus, den *Historien*, welche er vor den *Annalen* verfaßt hatte (sie begannen mit der Erhebung Vespasians und endeten mit Domitian's Tod), wie bekannt der weitaus größte Theil, welcher die Paralleldarstellung gerade der Thaten des Agricola in dem größeren Rahmen gleichzeitiger Ereignisse und aus einer Epoche vorgeschrittener schriftstellerischer Kunst des Verfassers enthielt. Der Grieche Dion konnte sie für die betreffenden Abschnitte seiner großen römischen Geschichte in achtzig Büchern, welche er in den ersten Decennien des dritten Jahrhunderts schrieb, noch benutzen. In den Resten und Auszügen dieses Werkes ist noch manches Goldkorn der Ueberlieferung erhalten. Bei alle dem

aber geben die Nachrichten im Agricola und in den Annalen und Historien des Tacitus, richtig verstanden und combinirt mit dem, was in den übrigen allgemeinen historischen Quellen, wie für die übrigen Provinzen, so auch für Britannien überliefert ist, sowie mit den Thatfachen, welche aus den erhaltenen inschriftlichen Denkmälern und den Ueberresten baulicher Anlagen aus jener Zeit im Lande selbst zu gewinnen sind, ein klares Bild von den Mitteln und Zielen der Annexion Britanniens, so wie von den hervorragendsten Männern, welche sie ausführten.

Die Aufgabe, Britannien zu erobern, gehörte in allererster Linie zu der von Caesar seinem Nachfolger hinterlassenen Erbschaft. Zwei Mal, im vierten und fünften Jahre seines achtjährigen Eroberungskrieges in Gallien, hatte er, in vollkommen richtiger Erwägung der Sachlage, den Versuch gemacht, freilich auf unzureichende Transportmittel gestützt, den Canal zu überschreiten und die mit den festländischen von jeher eng verbundenen „Insel-Völkern“ wie jene in den Kreis der Unterwerfung zu ziehen. Beide Male scheiterte das Unternehmen, wie bekannt, vollständig, aus Ursachen, die klar zu Tage liegen und hier nicht erörtert werden sollen. Dadurch war, ganz abgesehen von politischen Gründen, die militärische Ehre des Reiches engagirt und mußte über kurz oder lang eingelöst werden. Die Eroberung Britanniens, von jeher als ein nothwendiges Moment für die definitive Pacificirung des gallischen und germanischen Ländergebietes angesehen, war seitdem nur noch eine Frage der Zeit und der passendsten Gelegenheit. Augustus hatte zwei Mal, in den Jahren 34 und 27 vor Chr., alle Vorbereitungen zu einer neuen Expedition nach Britannien getroffen. Er scheint sich aber, zuletzt durch seinen Aufenthalt in Gallien im Jahre 8 vor Chr., von der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens überzeugt zu haben. Er gab es auf; in dem Verzeichniß seiner Thaten konnte er nur davon berichten, daß zwei britannische Fürsten seinen Schutz gesucht hätten, wahrscheinlich in Folge von einheimischen Streitigkeiten. Daß diplomatische Verbindungen ihm und seinen Nachfolgern die Möglichkeit einer Intervention stets offen hielten, ist ausdrücklich bezeugt: selbst Tiberius, welcher sonst in der auswärtigen Politik bekanntlich die weiseste Zurückhaltung übte, sah, nach einem bedeutungsvollen Wort des Tacitus, die Occupation von Britannien als eine unausweichliche Aufgabe an. Aber zur That schritt er nicht. Sein Nachfolger, der tolle Gaius, gewöhnlich Caligula genannt, hatte an dem glänzenden Fiasko seines Feldzugs gegen Germanien, der wahrscheinlich die Einleitung zu dem britannischen bilden sollte, genug. So ist es gekommen, daß die Ausführung des niemals völlig aufgegebenen großen Planes dem schwachfinnigen Claudius vorbehalten blieb, dem allerunbedeutendsten unter den Kaisern der julischen Dynastie, dem Verfasser weitläufiger griechisch geschriebener Geschichtswerke, dem Grammatiker und Rhetor, dem Sohne des kriegsgewaltigen Drusus und der Antonia, dem Muster römischer Frauenvürde (vielleicht ist die vielberühmte Eltyia des brittischen Museums ihr Bildniß), der seinem großen Bruder Germanicus Caesar so ungleich war, daß er den Zeitgenossen, weil er zufällig in Lyon geboren war und eine prononcirte Vorliebe für seine keltischen Landsleute in Gallien und Hispanien zeigte, für einen halben Kelten galt. Dies schien dem Tacitus so wunderbar, daß er meint,

das Geschick habe wol dadurch dem Vespasian, dem nachmaligen Kaiser, Gelegenheit geben wollen, sich der Welt im Voraus zu zeigen: denn er commandirte eine zu der Expeditionsarmee gehörende Legion und unterwarf einen Theil von Südbengland, darunter die Insel Wight. Sicherlich wird man dem Claudius selbst die militärischen Dispositionen für den Feldzug, welchem unzweifelhaft diplomatische Verhandlungen vorangegangen waren, nicht zuzuschreiben haben, sondern den erprobten Officieren, mit denen er sich umgab, als er die Expedition im Jahr 43 unserer Zeitrechnung persönlich antrat. Im Stabe des Kaisers befanden sich eine Anzahl der vornehmsten jüngeren Officiere: Galba, der spätere Kaiser, Plautius Silvanus, wahrscheinlich ein Nefte des Kaisers, dessen prachtvolles Grabdenkmal am Fuße der Höhen von Tivoli allen Reisenden bekannt ist, und die beiden kaiserlichen Schwiegersöhne Junius Silanus und Pompejus Magnus, ein Nachkomme des berühmten Pompejus. Der eigentliche Leiter derselben aber war Aulus Plautius, ein älterer Verwandter des Kaisers, bis dahin Inhaber des räumlich nächsten großen militärischen Commandos, desjenigen der beiden Armeen am oberen und unteren Rhein, und als solcher wol der gegebene Führer in einem Kriege, welcher Caesar's Gedanken, den gallischen Provinzen außer dem Schutze der militärisch besetzten Rheingrenze auch noch die im Norden offene Rüste durch die Eroberung der sie beherrschenden Insel zu sichern, nun endlich definitiv ausführen sollte.

Caesar hatte die erste Expedition nach Britannien nur mit zweien, die zweite aber mit fünf Legionen unternommen. Dies scheint den ungefähren Maßstab abgegeben zu haben für die Ordre de Bataille der Armee des Claudius, welche wir mit annähernder Sicherheit, obgleich in des Tacitus Agricola kein Wort davon steht, zu reconstituiren vermögen. Den Kern der Truppen bildeten vier Legionen, die zweite (genannt Augusta), die neunte (Hispana), die vierzehnte (Gemina) und die zwanzigste (Valeria Victrix). Drei derselben sind den germanischen Heeren, eine dem pannonischen entnommen worden; man verwendete natürlich zur Bildung einer Armee die nächsten disponiblen Truppen. Dazu kam, wie sich erst neuerdings mit Sicherheit hat ermitteln lassen, ein Detachement von der achten (ebenfalls Augusta genannten) Legion, deren Standquartier Mainz war, vielleicht als eine Art Stabswacht des Feldherrn. Dem Bürgerheer der Regionare trat seit der Heeresorganisation des Caesar und des Augustus durchgehends eine an Stärke ungefähr gleiche Zahl sogenannter Auxilia zur Seite, das heißt nicht in den Legions- (wir würden etwa sagen Divisions-) Verband gestellter Cavallerie- und Infanterie-Abtheilungen (Mae und Cohortes) von im Uebrigen der Legion ganz gleichartiger Organisation und Bewaffnung, welche ursprünglich aus den Nichtbürgern der Provinzen gebildet wurden. Nicht mit der gleichen Bestimmtheit, aber doch mit annähernder Sicherheit läßt sich, mit Benutzung besonders einer bestimmten Art inschriftlicher Denkmäler, auf die ich noch zu sprechen komme, der Umfang auch dieses Theils des Expeditionsheeres ermitteln. Das Resultat der etwas umständlichen Untersuchung, deren Einzelheiten nicht hierher gehören, ist, daß mindestens vierundzwanzig Mae Cavallerie und nahe an sechzig Cohorten Infanterie zum Heere des Claudius gehörten, ausnahmslos aus Völkerschaften des Nordens und Westens, aus

Thracien und Pannonien, den germanischen Ländern, Gallien und Hispanien, recrutirt.

Rechnet man die vier Legionen (einschließlich der etwa 120 berittenen Gensdarmen einer jeden) zu rund 6000 Mann, was, da man gewiß für eine solche Expedition die möglichst hohe Kriegsstärke zu erreichen suchte, eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein wird, und die Verillation der achten zu 1000 Mann (diese Zahl wird durch die Analogie ähnlicher Detachements empfohlen), so ergibt dies einen Kern von 25,000 Mann Legionaren. Die sechzig Cohorten werden durchschnittlich zu 5—600 Mann anzusehen sein; daß schon damals wie später nicht selten einzelne auf die doppelte Stärke (von 1000 bis 1200 Mann) gebracht wurden, ist nicht ausgeschlossen. Dieselbe Stärke hatten die Cavallerieabtheilungen; auch bei ihnen kamen Doppel-Mae vor. Man kommt dabei also auf eine der der Legionen ungefähr gleiche Stärke der Auxiliarinfanterie von 25—30,000 Mann und auf ein Cavalleriecorps von 12,000 Mann. Eine Armee von rund 70,000 Mann mit dem dazu gehörigen Train ist für jene Zeit einer zwar hoch entwickelten militärischen Technik, aber einer höchst unzulänglichen Recrutirung, eine sehr beträchtliche. Die Zahl spricht für die Wichtigkeit und Schwierigkeit, welche man dem Unternehmen beimaß. Daß eine gewaltige Transportflotte dazu gehörte, um diese Armee, wenn auch nur nach und nach, über den Canal zu bringen, versteht sich von selbst. Es scheint von Anfang an eine eigene Flottenabtheilung, die „Britannische Flotte“, gebildet worden zu sein, welche in den südbenglischen Häfen feste Station nahm und (wie z. B. in Hyeme in Kent) bis an das Ende der römischen Herrschaft in Britannien zusammen blieb.

Ueber den oder die Landungspunkte, über den Occupationsplan und seine Ausführung fehlt uns jede Nachricht. Dennoch ist es möglich, mit Hilfe der aus der Natur der Sache sich ergebenden Bedingungen und den sonsther bekannten Grundsätzen der römischen Taktik, sowie mit Benutzung einer besonderen Art monumentaler Zeugnisse, auch darüber Vermuthungen aufzustellen, welche sich schwerlich weit von der Wahrheit entfernen werden. Unzweifelhaft benutzte man, wie einst Caesar gethan (dessen Landungsplatz übrigens trotz aller darauf gewendeten Mühe und der sinnreichsten Combinationen von Beobachtungen über Stürme, Meeresströmungen und Fluthbewegung mit Sicherheit nicht zu ermitteln ist), die im Canal herrschenden Südostwinde, um an der schmalsten Stelle desselben von einer oder mehreren der schlechten nordfranzösischen Rheben aus so direct als möglich an die englische Küste zu gelangen. Wo die erste Landung und Verschanzung des Landungscorps stattfand, ist gleichgültig; sicher begannen die Operationen mit einer Concentration der gesamten Armee an einem Punkt möglichst in der Mitte des überhaupt für eine Landung praktikablen Theiles der Südküste, über deren topographische Beschaffenheit man gewiß längst im Besitze jeder erreichbaren Rundschau war. Die fast durchweg unnahbaren Felsenküsten von Cornwall und Devon kamen dabei natürlich nicht in Betracht. Schwerlich ist es ein Zufall, daß gerade an einem solchen fast centralen Punkte der südwestlichen Küste, in Exeter, der alten Hauptstadt des Volksstammes der Regni, jetzt einer der stillen und anmuthigen Rathedralenstädte, wie sie

Dickens' letzter Roman so überaus anschaulich schildert, ein einheimischer Fürst, der vom Kaiser Claudius das römische Bürgerrecht und den Titel eines Legatus Augusti (wir würden etwa sagen eines Generals à la suite) erhalten hatte, dem Neptun und der Minerva zu Ehren des kaiserlichen Hauses einen Tempel errichten ließ. In dem dem Herzog von Richmond gehörigen Park von Goodwood steht das Denkmal dieses „Königs“ Tiberius Claudius Cogidumnus, wie er sich nennt, unbemerkt von den Tausenden, welche dort jährlich zu den Goodwood Races zusammenströmen. Tacitus bezeugt ausdrücklich, daß Claudius dem „Könige Cogidumnus“ einige Völkerschaften zum Geschenk gemacht und daß dieser bis auf des Agricola Zeit den Römern treu ergeben geblieben sei. Dies also war sicher einer der ersten Punkte, an welchem die Occupation, unterstützt durch diplomatische Action, festen Fuß faßte.

Den damaligen Culturstand der einheimischen Bevölkerung im Süden der Insel darf man sich nicht allzu gering vorstellen. Er war mindestens dem der vorgeschrittensten unter den gallischen Völkerschaften zu Caesar's Zeit gleich, dem der Germanen der gleichen Epoche überlegen. In der Zeit von Caesar bis Claudius sind zahlreiche Münzen von den einheimischen Fürsten nach dem Fuß der belgischen geschlagen worden (der Name des sagenberühmten Cunobellinus des Cymbeline, erscheint unter anderen darauf); auch gab es einzelne Städte und verhältnißmäßigen Reichtum. Eines aber fehlte sicher, wie überall im Barbarenland, ehe es der Fuß des römischen Legionärs betrat, und zwar das Nothwendigste für den Vormarsch einer Armee von mindestens 60,000 Mann (ich rechne gleich eine entsprechende Zahl ab für die Sicherung der Küstenplätze und Flottenstationen): Straßen. Der Chef des Genies im Stabe des Kaisers, der römische Praefectus fabrum — seinen Namen kennen wir nicht —, gewiß der erste Mann seines Faches und von hoher wissenschaftlich-militärischer Bildung, legte unzweifelhaft damals schon den Grund zu dem Straßennetz, welches später nach und nach die Insel nach allen Richtungen hin durchzog. Darin aber zeigt sich die sichere Routine einer wenn auch an sich keineswegs großen Zeit, daß man in solchen Dingen keinen Schritt umsonst zu thun pflegte. Wir gewinnen mit dieser Erkenntniß die Möglichkeit, aus dem späteren Straßennetz, sowie aus der Lage der festen Standquartiere, welche gleich damals wenigstens die Regionen bezogen, den langsam, aber sicher vorschreitenden Gang der Occupation selbst zu erkennen. Nordwestlich von Chichester weiter in's Land hinein liegt das seit der sächsischen Eroberung und in der Kirchengeschichte hochberühmte Winchester, damals Venta, der Hauptort der mächtigsten unter den südbenglischen Völkerschaften, der Belgae, unzweifelhaft eines früh erstarnten Ablegers des gleichnamigen skandinavischen Stammes. Dort ist ein kleiner Altar gefunden worden (er steht jetzt im brittischen Museum), gesetzt von einem Ordonnanzofficier (würden wir sagen) des Statthalters der Provinz den italischen, germanischen, gallischen und brittischen „Müthern“. Aus den Männern dieser vier Regionen bestand der Kern des Heeres. Hier kann mit hoher Wahrscheinlichkeit der erste Sitz des Armee- (und natürlich auch Provinzial-) Obercommando's angenommen werden. Die Lage ist so systematisch gewählt wie möglich: just die Mitte zwischen den tief einschneidenden Mündungen der Themse

östlich und des Severn westlich, in directer und gewiß völlig gesicherter Verbindung mit dem durch die davorliegende Insel Wight so unvergleichlich geschützten Hafen von Southampton, dem alten Clausentum. Von hier aus erfolgte später der weitere Vorstoß gleichzeitig nach Osten und nach Westen, immer auf den durch die Ueberlieferung der Reichsitinerare und zahlreiche Ueberreste uns hinlänglich bekannten Straßenzügen, welche noch über das Mittelalter hinaus unter mannigfach wechselnden Namen die Hauptverkehrsadern des Landes geblieben sind.

Die alten Biographen Vespasian's haben verzeichnet, daß derselbe, wie schon gesagt, als Commandeur einer der Legionen des Claudius in Britannien dreißig Treffen geliefert, zwei tapfere Völkerschaften und über zwanzig Ortschaften derselben, endlich die Insel Wight unterworfen habe, und zwar theils unter dem Obercommando des Kaisers selbst, theils unter dem des Aulus Plautius. Der Besitz von Wight war gewiß eines der ersten Ziele der Occupation: ich vermute, daß ihre Unterwerfung noch im ersten Jahre unter dem Commando des kaiserlichen Hauptquartiers erfolgte. Unter Plautius wird Vespasianus dann in den folgenden Jahren seine übrigen Thaten verrichtet haben.

Als der nördlichste Punkt, welcher auf der Ostseite der Insel im ersten Jahre der Occupation erreicht wurde, ist Camulodunum, die nach dem britanischen Kriegsgott Camulus genannte Königsburg des Cunobellinus, anzusehen. Sie soll schon im Jahre 43 erobert worden sein. Sicher ist, daß dort dem Claudius noch bei seinen Lebzeiten ein Tempel errichtet wurde, wahrscheinlich zugleich mit der Göttin Roma und der Venus oder Victoria; denn so hieß bekanntlich die römische Venus als Stammutter der Aeneaden und des julischen Kaiserhauses. Das war der Mittelpunkt für den sofort eingerichteten Provinzialcultus, ähnlich wie für das germanische Grenzland der Altar des Augustus in der Abtstadt Köln, für Gallien der des Claudius bei Rhon am Zusammenfluß von Rhone und Saône, für Hispanien der Tempel des Augustus in Tarragona. Camulodunum hieß danach in der officiellen Sprache Colonia Victrix. In dem auserkühnsten Colchester, das an seiner Stelle liegt, ist, außer der hohen Lage des alten Castells mit seinem weiten Blick über die Marschen und Küsten, einigen Mauerresten und den üblichen Zeugen römischer Niederlassungen, Bronzen, Grabsteinen und Geräthscherben, die ein sauberes städtisches Museum bewahrt, Nichts vom alten Glanz der barbarischen Zeit zu spüren. Ein schöner Grabstein eines Centurionen der zwanzigsten Legion, mit dem Reliefbild des Verstorbenen in ganzer Figur, ein anmuthiges Kunstwerk wol noch aus neronischer Zeit, zaubert fast allein ein Stück Vergangenheit hervor.

Wie weit nach Westen in das Land hinein der Vorstoß der Armee in den Jahren der ersten Statthaltertschaft reichte, ist nicht direct bezeugt. Doch läßt sich dafür auf anderem Wege ein Zeugniß gewinnen. Seit den Tagen des Pytheas von Massalia, des ersten Griechen, welcher das äußerste Thule erreicht zu haben sich rühmte (gemeint sind damit die Orkney-Inseln), ist der Reichtum der Berge des fernen Britanniens an edlen und unedlen Metallen und seiner Meere an Perlen von Dichtern und Prosaiskern mit märchenhafter Uebertreibung gefeiert worden. Auch Caesar zog es wenigstens mit in seinen Calcul, als er die britannische Expedition unternahm, daß damit möglicher Weise dem Reiche

ein zweites Hispanien als eine neue, unerschöpfliche Quelle des Reichthums erworben werden könne. Und soviel steht ja fest, daß das Zinn und Blei, welches die zuerst vielleicht von den Phoenitiern, dann von der einheimischen Bevölkerung eifrig bebauten und argwöhnisch abgeschlossenen Minen von Cornwall und Devon nach den Scilly-Inseln lieferten, unter den Ausfuhrartikeln der Insel seit unvordenklicher Zeit die erste Stelle einnahm. Am östlichen Ufer der Severnmündung und südlich vom Avon, in dem nördlichsten Theil des heutigen Somerset, liegt der noch jetzt bebaute Minenbezirk der Mendiphügel. Dies war das erste von den Römern occupirte britannische Bergwerk; die Bergbisdistricte von Devon und Cornwall ließ man, wie bei der Landung, vor der Hand links liegen. Die einzigen römischen Orte in jenen Gegenden, Durnovaria (das spätere Dorchester), der Hauptort der Durotriger, von welchen die Grafschaft Dorset ihren Namen hat, und die Stadt der Dumnonier Isca (Exeter) scheinen erst viel später einige Bedeutung erlangt zu haben. Aber in den Mendiphügeln sind seit dem sechzehnten Jahrhundert nach und nach etwa vierzig Bleibarren zum Vorschein gekommen mit lateinischen, in die Gußform gestempelten Aufschriften. Diese Aufschriften enthalten zum weitaus größten Theil Namen des regierenden Kaisers als des rechtmäßigen Besitzers der Minen (doch kommen auch Namen von Privaten vor) und den des Bergwerks; daneben findet sich zuweilen die Angabe, daß das Metall aus silberhaltigem Erz gewonnen sei. Die Barren (pigs of lead nennen sie die Engländer) variiren im Gewicht zwischen rund 50 und 225 englischen Pfunden; die jüngsten Kaisernamen, welche auf den bis jetzt vorliegenden sich finden, sind die des Marcus Aurelius und Lucius Verus. Der älteste Barren aber, jetzt im brittischen Museum, im Gewicht von 163 Pfund, trägt den Namen des Britannicus und das Jahr 49. Also bereits sechs Jahre nach der Invasion ist der Name des damals siebenjährigen Thronfolgers, der schon in seinem vierzehnten Jahre starb, sicher mit Zustimmung des Kaisers (dessen eigener Name wol nur aus Zufall bisher noch auf keinem Barren gefunden worden ist), diesem Producte der neuen Provinz aufgestempelt worden. Bis dahin ist mithin die Occupation gleich in den ersten Jahren vorgeschritten. Man wird die Linie Bath (Aquae Sulis), Silchester (Calleva), Londinium (London) mit der vorgeschobenen Festung Colchester mit Wahrscheinlichkeit als die erste Nordgrenze der neuen Provinz bezeichnen können.

Bereits im Jahre 44, also ein Jahr nach dem Ausbruch, ist der Kaiser wieder in Rom und feiert den britannischen Triumph. Sechs Jahre später war auf dem Marsfeld schon zur Erinnerung an diesen Triumph der prachtholle Bogen errichtet, dessen Reste noch im fünfzehnten Jahrhundert den Corso beim Palast Sciarra sperren. Die großen Reliefs desselben, die Parade der Armee vor dem Kaiser und seinen Generalen darstellend, steif und ernst und ohne Anmuth, sind theilweise noch erhalten und in der offenen Eingangshalle der Villa Borghese zu sehen. Die Inschrift des Bogens, eine gewaltige Marmorplatte mit großen, aus Erz eingelegten Buchstaben, ist nur zur Hälfte noch vorhanden; sie befindet sich in einer Terrassentwand neben dem Palast Barberini eingemauert. Der Kaiser rühmt sich darin, ohne jeglichen Verlust elf britannische Könige besiegt und unterworfen und zuerst die Barbaren jenseits des Oceans dem Reiche

einverleibt zu haben. Ein zweiter Bogen, der dem Kaiser an der gallischen Küste da errichtet wurde, wo die Expedition hinübergewandert war, ist spurlos verschwunden. Den Siegesnamen Britannicus aber lehnte Claudius für seine Person ab, auch darin seinen Stiefgroßvater Augustus copirend; ihn führte seitdem der schon erwähnte unglückliche Sohn der Messalina, zuerst Germanicus genannt, Nero's erstes Schlachtopfer, welchen Corneille's Dichtung so berühmt gemacht hat.

Der erste Statthalter von Britannien, Aulus Plautius, verwaltete die neu-erworbene Provinz, das heißt also den südlichsten Abschnitt der Insel, noch weitere drei Jahre; bei seiner Heimkehr ward ihm die Auszeichnung der Obvation (des kleineren Triumphs) zu Theil. Dies Resultat spricht deutlicher als Schlach-berichte: die Expedition muß so wohl vorbereitet gewesen und mit solchem Glück geleitet worden sein, daß sie vollkommen gelang.

Claudius, der Wassertopf mit dem schielenden Blick und der schweren Zunge, der Spott der Zeitgenossen, der das Sprichwort wahr gemacht hatte, daß man entweder als König oder als Tropf zur Welt kommen müsse, er hatte wie spielend erreicht, woran Caesar's Glück und Augustus' Vorsicht gescheitert waren; er konnte sich in der Rede, welche auf den großen Erztafeln des Museums von Syon, seiner Vaterstadt, erhalten ist, rühmen, das Reich über den Ocean hinaus erweitert zu haben. In der römischen Anthologie stehen nicht weniger als acht mehr oder weniger gelungene Epigramme der Hofpoeten, welche das Ereigniß feiern. In einer der geistreichsten, aber böshaftesten Satiren aus dem Alterthum, die wir haben, in des jüngeren Seneca Apotheose (oder vielmehr Apokolyntose, das heißt Verführung) des Claudius, läßt der Verfasser auf diesen, als er auf des göttlichen Augustus Antrag und den einstimmigen Beschluß aller Götter aus dem Olymp, in den er eben nach seiner Consecration eintreten soll, hinaus-geworfen und in den Orcus abgeführt wird, ein Trauerloblied singen, in welchem unter Anderem gesagt wird, mit deutlicher Anspielung auf die ruhmredige Auf-schrift des Triumphbogens: „Er befahl den Britanniern jenseit der Gestade des bekannten Meeres und den Briganten mit ihren blauen Schilden den Hals mit den römischen Ketten zu beschweren, und ließ den Ocean selbst vor dem neuen Gebot der römischen Beile erzittern“.

II.

Die Verwaltung Britanniens von Nero bis auf Hadrian.

Es ist nicht meine Absicht, die Leser dieser Blätter mit einem historisch-antiquarischen Commentar zum Agricola des Tacitus zu behelligen. Freilich gibt es keinen der Art, auf welchen die Wissensdürstigen verwiesen werden könnten, und, abgesehen von dem Reize der Neuheit, welchen Vieles beanspruchen darf, was hier vorgebracht werden könnte, ist auch das schon Bekannte keineswegs des allgemeinen Interesses baar. In kurzen Zügen hat der unerreichte Meister im rhetorisch-poetischen Stil der Historiographie von jedem der Vorgänger des Agricola und seiner Thätigkeit, von den Fortschritten der Occupation und Romanisirung des Landes ein scharf umrissenes Bild gegeben, dessen Con-

touren wiederum durch die allgemeine Analogie des anderswo ähnlich Ueberlieferten, durch Denkmäler und Inschriften Farbe und Leben gewinnen. Allein die Lösung dieser Aufgabe fordert größeren Raum und weiteres Ausholen. Hier soll es genügen, gleichsam das Skelett der Ereignisse zu geben und die leitenden Principien der fortschreitenden Annexion darzulegen, ohne das der Geschichtschreibung vorbehaltene Detail der eingehenden Schilderung von Personen und der unter den verschiedenen Kaisern mit wechselndem Glücke geführten Kämpfe.

Etwa ein Decennium nach dem Beginn der Occupation hatte eine hinreichende Anzahl von Legionaren ihre Dienstzeit beendet und es mußte für die Ansiedelung dieser Veteranen in der neuen Provinz gesorgt werden, um auf diese Weise, nach den bekannten Grundsätzen römischer Verwaltung, einen festen Kern der Bevölkerung zu gewinnen, aus dem sich, neben und im regsten Anschluß an die besetzten Lagerplätze der Truppen, städtisches Leben mit Handel und Gewerbe, Unterricht und Künsten entwickeln konnte. So sind überall die römischen Lagerstädte entstanden, deren rechtwinkelige Anlage wenigstens in Straßen und Thoren, Mauern und Thürmen von so mancher modernen Stadt erkennbar ist, wo nicht der Wüstenand allein sie bedeckt und in fast unberührter Vollständigkeit bewahrt hat, wie in der französischen Strascolonie Lambessa, dem alten Lambaesis, in Algier. Die erste Veteranencolonie in Britannien, unter dem nächsten Nachfolger des Aulus Plautius zu Nero's Zeit gegründet, war die von Camulodunum, das wegen der erwähnten Centralisation des Provinzialcultus daselbst die erste Hauptstadt der neuen Provinz geworden sein muß und seinen Charakter als besetztes Standquartier der vierzehnten Legion, der Wändiger von Britannien, wie sie im Heere hießen, nach und nach verlor. London, schon damals gewiß der wichtigste Handelsplatz des Landes, wurde wahrscheinlich sogleich der Sitz eines römischen Zollamtes für die von den gallischen und germanischen Kaufleuten eingeführten Waaren und erhielt eine Flottenstation. Die anderen alten Königsburgen der einheimischen Fürsten, wie die Burg der Kantier Durovernum (Canterbury), Eboraca (Eboracaster), Verulamium (Verulam bei St. Albans), Eboracornovium (Eboracaster, westlich von Oxford) und andere, sind nie bedeutende römische Städte geworden. Wo die alten Erdwerke der Lagerbefestigungen einigermaßen ausgebaut wurden und erhalten blieben, zeigt der stehende und sehr begreifliche Brauch der sächsischen Eroberer an, welche alle solche Orte ausdrücklich Castrum (ceaster) nannten, die alten, in natürlich besetzter Lage, meist hoch gelegenen Orte ohne römische Werke aber als Burgen (wie Canterbury, Eboracaster, Peterborough) oder wenigstens mit ihren alten Namen, ohne den Zusatz —chester bezeichneten. Keineswegs darf man aus dem in den englischen Ortsnamen so ungemein häufigen Bestandtheil Caster schließen, daß es ebensoviel römische Festungen im eigentlichen Sinne des Wortes, besetzte Lagerplätze mit stehender Besatzung, in der Provinz gegeben habe. In diesem Sinne ist in dem südlichen Theile der Insel außer Colchester nur noch eine römische Festung nachweisbar, Eboracum, ein alter Ort des Stammes der Dobuner, von den Sachsen Eboracaster genannt, das heutige Gloucester, ein Name, dessen bloßer Klang, Dank dem mächtigen Dichterworte Shakespeare's, uns ein gewisses Grauen erregt. Wir wissen jetzt (es ist erst vor Kurzem durch

eines bescheidenen Localforschers Verdienst zu völliger Evidenz gebracht worden), daß dort eine andere von den britannischen Legionen, die zweite Augusta genannte, ihr erstes Standquartier erhielt, an das sich wol ebenfalls früh eine Veteranencolonie angeschlossen. Merkwürdiger Weise liegt Gloucester, wie ein Blick auf die Karte zeigt, westlich fast genau auf demselben Breitengrade wie im Osten Colchester, und beide fast ganz gleich weit entfernt von Galleba (Silchester), dem ersten Knotenpunkt der beiden großen Hauptstraßen, welche im Osten und Westen der Insel nordwärts führten. Vielleicht bildete also die Linie Gloucester—Colchester die zweite Nordgrenze der inzwischen durch erweiterte Straßenzüge und neue Flottenstationen an beiden Küsten fester zusammengesetzten Provinz.

Diese festen Standlager der Legionen sind die natürlichen Stützpunkte für die weiteren Operationen. Die übrigen Legionen und sämtliche Auxilia zu Fuß und zu Roß waren in vorübergehend errichteten Lager- und Garnisonplätzen vertheilt; jeder Vormarsch in feindliches Gebiet suchte natürlich sogleich wieder im Kleinen, wie für das ganze Land im Großen, feste Stützpunkte zu gewinnen. Von Gloucester erfolgte der Vorstoß gegen Wales, das schwer zugängliche Bergland der Silurer und Ordoviker; die Silurerstädte Venta (Caerwent, nicht zu verwechseln mit dem belgischen Venta) und Isca (im dritten Jahrhundert das Standquartier der zweiten Legion, daher Caerleon Castra Legionis — Caer ist die welsche Umformung von Castra) in Südwales bezeichnen wol ungefähr die erste Marschrichtung. Der Feldzug des Publius Ostorius Scapula, des Nachfolgers des Plautius, eines ebenfalls vorzüglichen Officiers, endet zwar mit der von Tacitus in den Annalen so effectvoll geschilderten Niederlage der Britannier und der Gefangennahme ihres Fürsten Caratacus, des Caradoc der Sagen von Wales, aber keineswegs mit der wirklichen Occupation des Landes, die erst zwanzig Jahr später durchgeführt worden ist. In den nächsten sechs Jahren wurden die Grenzen der Provinz nicht erweitert. Erst Suetonius Paullinus, ein ehrgeiziger Führer, voll Tapferkeit, der Rival des Corbulo, aber ohne die nöthige Vorsicht, gewinnt beträchtlich weiter nördlich, an der Flußmündung des Deva, ein neues Standquartier für die dritte der britannischen Legionen: es führte damals den gleichen Namen wie der Fluß und hieß später nur das Lager schlechthin: Castra, Chester. Paullinus versucht es von da aus den Canal von Bangor, den jetzt die berühmte Eisenbahnbrücke überspannt, zu überschreiten und das Eiland Anglesey, das alte Mona, zu erobern. Er mag sich das öde Felsplateau größer und mächtiger vorgestellt haben, als es in Wahrheit ist. Segontium (Caer Seiont) wird damals schon von ihm zum Schutz des Uebergangs angelegt worden sein. Inzwischen aber brach im Osten der Insel, und zwar mit richtiger Berechnung von Seiten der Empörer, in Camulodunum selbst, in dessen Lager nur eine schwache Garnison geblieben war, die erste und höchst gefährliche Rebellion der unterworfenen Fürsten und Völker gegen das römische Joch aus. Die Aushebung und die Besteuerung, beide oft mit Gewalt und Erpressung verbunden, machten den sonst gewiß der Ruhe geneigten gemeinen Mann den hochfliegenden Plänen der Königin der Ikenen Boudicca willig. Sie seien vom Regen in die Traufe gekommen, hieß es schon damals; statt

eines Fürsten hätten sie jetzt deren zwei, den Legaten und den Procurator des Kaisers; der eine nimmt die Söhne vom Pflug weg, der andere das Geld aus dem Kasten und das Korn aus der Scheuer. Schamlose Unbill von Seiten der kaiserlichen Beamten gegen das Fürstenhaus und, frecher Uebermuth der Veteranen gegen die Gemeinden trugen das Ihrige bei. Wunder und Zeichen halfen nach, die Menge zu fanatisiren: das Bild der Siegesgöttin im Tempel des Claudius sollte von seinem Postament herabgestürzt sein oder auch sich umgewendet haben, als wolle es weichen. Kurz, Besatzung und Veteranen werden massacrirt, Petillius Cerialis, der Legat der nächsten Legion, der neunten, der zuerst gegen die Empörer vorrückt, wird geschlagen und vermag sich kaum in Verschanzungen mit dem geringen Rest seiner Truppen zu halten, bis endlich Suetonius Paullinus mit einem Theile des Heeres erscheint. Er muß blühende Städte, Londinium und Verulamium, und ihre römische Bevölkerung der Rache und Beuteluft der Barbaren preisgeben, um seine Kräfte nicht zu zersplittern. Aber es gelingt der überlegenen Taktik des römischen Heeres den Aufstand im Reime zu ersticken und durch eine einzige siegreiche Schlacht die ganze Provinz dem Reiche zu erhalten. Das Alles erzählt Tacitus, weit ausführlicher und anschaulicher als im Agricola, in den Annalen. Ihm dient die Erzählung dieses und ähnlicher Ereignisse aus Nero's Zeit dazu, auch die politische Verkommenheit der Monarchie neben dem grotesken Sittenverfall der höchsten Stände zu beweisen. Aber wenn auch der Stern der julischen Dynastie im Sinken war, so beweisen diese Ereignisse doch vielmehr, daß deshalb das Reich noch keineswegs in seinen Grundfesten, dem Heer und der Verwaltung, wankte. Eine dauernde Hemmung der Occupation von Britannien ist durch jene wenn auch sehr gefährliche Episode nicht eingetreten; Chester scheint nicht einmal aufgegeben worden zu sein. Der erste Legat Vespasians, Petillius Cerialis, derselbe, welcher soeben erst die neunte Legion in Britannien commandirt hatte, drang im Osten der Insel von Colchester aus gegen den mächtigsten und kriegerischsten aller britannischen Stämme, die Briganten, vor. Ihr Name wird von Seneca und Tacitus auch für die frühere Zeit schon als fast dem der Britannier gleichbedeutend gebraucht, solchen Eindruck hatte er in Rom hinterlassen; mit dem modern italienischen brigante Räuber stimmt er übrigens nur zufällig im Laut überein. Vespasian, der die Schwierigkeiten der Aufgabe aus eigener Erfahrung kannte, sandte die von ihm neu aus Flottenmannschaften errichtete zweite Hilfslegion, die Secunda Abjutrrix, aus ihren Quartieren in Pannonien sofort nach England, zum Ersatz für die vierzehnte, welche inzwischen zum Kriege gegen den Bataver Civilis nach Germanien zurückbeordert worden war und seitdem dort geblieben ist. Der zweiten erwarb Cerialis ein festes Standquartier in der Colonie Lindum, das davon noch heute seinen Namen Lincoln führt. Lindum und Deba liegen wiederum, wie Camulodunum und Eborac, in fast genau gleicher Breite, das eine zwischen der großen the Wash genannten Bucht der flachen Ostküste und der havenähnlichen Flußmündung des Humber, das andere, Chester, zwischen den Mündungen des Dee und Mersey, dem heutigen Hafen von Liverpool, also an möglichst günstigen Punkten für den Seeverkehr. Inzwischen hatte Sergius Julius Frontinus, der Nachfolger des Cerialis im Com-

mando, einer der vorzüglichsten von Vespasian's Officieren, der gelehrte Verfasser uns erhaltener Werke kriegswissenschaftlichen und technischen Inhaltes, endlich auch das Gebirgsland Wales unterworfen, so daß die größere südliche Hälfte der Insel römisch war. Die Linie Chester-Lincoln bezeichnet deutlich die dritte Nordgrenze der Provinz, an verhältnismäßig schmaler Stelle der Insel.

Des Frontinus Nachfolger im Commando war Agricola. Daß ihm, dem noch von Vespasian Ernannten, die Söhne und Nachfolger desselben, Titus und Domitian, das britannische Commando sieben volle Jahre (von 78—85) ließen, mehr als doppelt so lange Zeit, als gewöhnlich die Statthalterschaften zu dauern pflegten, zeugt für das hohe Vertrauen, das er sich zu erwerben und zu erhalten verstanden hat. Die meisterhafte Schilderung seiner Verwaltung der Provinz und seiner kriegerischen Thaten, welche wir der Pietät seines Schwiegersohnes verdanken, übertreibt in vergeßlichem und natürlichem Eifer wol ein wenig den Werth der Thaten, wenn auch sicher nicht den des Mannes. Zweierlei Aufgaben konnte ein ehrgeiziger, kriegserfahrener und rastlos thätiger Officier, wie er, nach Lage der Sache sich stellen: entweder das Werk der Vorgänger dadurch zu krönen, daß er alles innerhalb der bisherigen Grenzen der Provinz belegene Gebiet vollständig und definitiv pacificirte (was bis dahin keineswegs geschehen war), oder aber die Vorgänger dadurch zu übertreffen, daß er noch nicht unterworfenen Gebiet in möglichstem Umfang, wo möglich die ganze Insel, für das Reich gewann. Beide Aufgaben scheint er sich in der That nacheinander gestellt zu haben, keine von beiden hat er gelöst.

Gleich im ersten Jahre seines Commandos gelang es ihm, einen Aufstandsversuch der Ordoviker, welche die in einem (nicht bekannten) Castell zu ihrer Bewachung stationirte Reiterala fast völlig niedergemacht hatten, zu dämpfen und Angeseh, das Suetonius Paullinus hatte aufgeben müssen, mit Hilfe der des Schwimmens gewohnten batavischen Cohorten definitiv zu erobern. Im folgenden Jahre schritt die Pacification innerhalb der bisherigen Grenzen weiter vor — in welcher Richtung, wissen wir nicht, da keine Namen von Orten oder Völkern angegeben werden. Im dritten Sommer (den Winter blieb man nach alter Weise in den Quartieren) rückt er weiter gegen Norden vor und occupirt einen neuen Terrainabschnitt, wahrscheinlich an der westlichen Küste; doch ist die Meeresbucht, bis zu welcher er seine Besatzungen vorschob, das Aestuarium Tanauum (denn so haben die Handschriften des Agricola) sonst völlig unbekannt und geographisch nicht fixirbar. Im vierten beginnt die große Expedition mit der ganzen mobilen Armee, welche als die Veranlassung des verlängerten Commandos anzusehen ist. Die Erzählung des Tacitus hebt diesen augenfälligen Abschnitt vielleicht absichtlich nicht besonders hervor. Allein es ist klar, daß dazu aus allen verfügbaren Truppen ein eigenes Expeditionscorps gebildet worden ist, dessen Zusammensetzung und Stärke sich nur annähernd aus den Angaben über die letzte Schlacht ermitteln läßt, welche Agricola mit demselben schlug. Es müssen an Legionen, Reiterei und Hilfscohorten nahe an 30,000 Mann gewesen sein, also etwa die Hälfte des ganzen brittischen Heeres. Eine Flottenabtheilung begleitete die Expedition, wahrscheinlich auf der Ostküste. Zu berücksichtigen ist dabei, daß die eine der seit Vespasian wieder auf die ursprüngliche Bierzahl

gebrachten britannischen Legionen, die von ihm hinübergeschickte Secunda Adjutrix, inzwischen in Veranlassung von Domitian's germanischem Feldzuge nach Pannonien zurückkehrte, wodurch auch Eboracum seine Festungsbesatzung verlor. Agricola, so heißt es in bündiger Kürze, marschirt nordwärts bis zu den Aestuarien Clota und Bodotria und besetzt diese Linie mit Castellen. Das sind, wie anderweitig mit völliger Sicherheit feststeht, der Firth of Clyde und der Firth of Forth in Schottland; es ist die Linie Glasgow-Edinburgh, die nördlichste der ganzen Insel, welche je von der römischen Occupation erreicht worden ist, und zwar erst ein volles Jahrhundert später. Denn auf dieser Linie legte, wie sich nachher ergeben wird, der Kaiser Antoninus Pius den nördlichsten Grenzwall der Provinz an. Hier ist in der Darstellung des Agricola eine offenbare Lücke, welche die spätere Ausführung in dem verlorenen Theile der Historien wahrscheinlich ergänzt haben wird. Denn es ist undenkbar, daß ein Vorstoß so weit nordwärts in Feindesland und sogar noch über diese Linie hinaus auch von dem kühnsten Führer unternommen werden konnte, ehe nicht der gewaltige Raum zwischen den Linien Chester-Eboracum im Süden und Glasgow-Edinburgh im Norden, in der erprobten Weise mit wenigstens einer starken Festung besetzt, in gesicherten Land- und Seeverbindungen die nöthige Rückzugslinie und die Möglichkeit des Nachschubs von Proviant und Verstärkungen gewährte. Das Gebiet der Briganten, welches gerade jenen mittleren Theil der Insel umfaßt, muß nothwendig ebenso wie alle früher occupirten Gebiete erst unterworfen worden sein, ehe an einen Vormarsch so weit über dasselbe hinaus vernünftiger Weise gedacht werden konnte. Nun ist, wie durch Schriftstellerzeugnisse und Inschriften in zweifelloser Weise feststeht, spätestens seit Trajan's Regierung Eboracum, das heutige York, der alte Hauptort der Briganten, das Standquartier der letzten unter den jetzt nur drei britannischen Legionen, nämlich der neunten hispanischen, und zugleich der militärische Mittelpunkt des Landes. Es begreift sich, daß nachdem der Schwerpunkt der militärischen Operationen in die Mitte und die nördliche Hälfte der Insel verlegt worden war, während der ganze Süden in dauerndem Friedenszustand sich mehr und mehr romanisirt hatte, das ferne Eboracum nicht mehr geeignet schien, den Legaten und sein Hauptquartier zu beherbergen, zumal das Lager der vierzehnten Legion daselbst inzwischen eingegangen war, wie oben erzählt wurde. In Chester und in größerem Maßstabe in York haben seit dem Ende des ersten Jahrhunderts die britannischen Legionen, die zwanzigste und die neunte, zuerst in England größere Bauten für Dienstzwecke nach der heimischen Art ausgeführt und dazu die nöthigen Ziegeleien angelegt; in den südlichen Festungen hat man sich mit dem vorgefundenen Bruchsteinmaterial und mit Holzbauten begnügt. Nur in Chester und York werden Ziegel mit den Stempeln der Legionen gefunden; in dem schönen Museum von York, das in den erhaltenen Räumen und den Gärten der alten Marienabtei außerhalb der Stadtmauer etablirt ist, sind ganze Gräber der Legionare aus den großen gestempelten Ziegeln der neunten Legion zu sehen. In York stand das Prätorium des Statthalters, wie eine griechische Inschrift ausdrücklich bezeugt. Hier hat sich neben dem militärischen, wenn auch im Vergleich zu anderen Provinzen in geringem Maße, municipales Leben entwickelt;

die Soldaten aus allen Weltgegenden haben fremde Culte aller Art eingeführt; die Kaiser Septimius Severus und Constantius, der Vater des Constantin, sind hier gestorben. York ist seitdem unzweifelhaft die Hauptstadt der Provinz. Der Schluß, daß Agricola als sein eigentlicher Gründer anzusehen ist, läßt sich kaum abweisen, wenn auch in des Tacitus Schrift Nichts davon steht —: ob er eine Festung mehr oder weniger angelegt, da man dieser die künftige Bedeutung damals nicht ansehen konnte, schien für die Charakteristik seiner Thaten gleichgültig und keiner besonderen Erwähnung werth. York liegt von Lincoln und Chester gleich weit entfernt an einem mittleren Punkte zwischen den beiden Meeren: das strategische System der Occupation erscheint hier in ein mächtiges Centrum zusammengefaßt, welches die nothwendige Basis für den Vormarsch nach Norden bildet. Daß Agricola nach dem Urtheile der Sachleute gerade in der Wahl der strategischen Positionen außergewöhnlich geschickt gewesen sei, daß nie ein von ihm besetzter Platz feindlichem Angriff erlegen oder durch Capitulation oder Flucht aufgegeben worden sei, hebt Tacitus ausdrücklich hervor. Da er das Castell von Eboracum sicher noch nicht vorfand, so muß er es wol angelegt haben. Und gewiß war dies nicht das einzige, das er gründete, da Cumberland und Northumberland und das ganze südliche Schottland wenigstens einigermaßen besetzt sein mußten, ehe er an die Linie Glasgow-Edinburgh gelangte.

Im fünften Kriegsjahre setzte er zu Schiff wahrscheinlich über den Firth of Clyde nach dem westlichen Schottland, Argyllshire oder Arran, über. Denn hier kam ihm der Gedanke, daß es leicht sein müsse, das gegenüberliegende Irland zu occupiren. Er knüpfte, nach althergebrachter Politik inneren Zwist benutzend, mit den einheimischen Fürsten diplomatische Verbindungen an; oft hat er noch später seinem Schwiegersohne gegenüber geäußert, Irland könne mit einer einzigen Legion und mäßigen Auxilien unterworfen und besetzt werden, und das werde auch die Pacificirung Britanniens erleichtern, welches dann, statt des Ausblicks in ein freies Land, überall römische Garnisonen sehen würde. Man dachte sich, durch unvollkommene Karten verleitet, Irland ungefähr in der Mitte zwischen Britannien und Hispanien liegend; der Anklang des Namens Hibernia an der Hiberus (wie die Römer sagten) und das iberische Land scheint dabei mitgewirkt zu haben. Es schien somit das natürliche Verbindungsglied zwischen den drei Provinzen des Westens, Hispanien, Gallien und Britannien, zu sein. Wenn trotzdem Domitian oder seine militärischen Rathgeber, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, die dazu verlangte vierte Legion (denn die drei britannischen waren sicher dort nicht zu entbehren) nebst den entsprechenden Hilfstruppen verweigerten, so handelten sie offenbar weise.

Die Expedition nach Irland wurde aufgegeben; Irland ist niemals von den Römern besetzt worden. Im sechsten Kriegsjahre marschirt Agricola nach dem östlichen Schottland, trotz der sehr begründeten Warnungen einzelner seiner Officiere, während vorgeblich das Heer darauf brannte, nun endlich das Ende der Insel zu erreichen, und trotzdem daß bei dem mit einer Dreitheilung erfolgten Vormarsche wiederum die schwache neunte Legion in einem nächtlichen Ueberfall beinahe ausgerieben ward, und occupirt, mit Hilfe der Flotte, die

Gebiete jenseits des Firth of Forth. In dem rednerisch mit am meisten ausgeführten Theile der Schrift, welcher diese Ereignisse umfaßt, verliert aber des Tacitus Bericht jede weitere topographische Grundlage. Die wenigen Ortsnamen, welche überhaupt vorkommen, der Berg Graupius (so haben die Handschriften des Agricola; daß man im siebzehnten Jahrhundert den Gebirgszug, welcher sich nördlich von Blair Athol quer durch Schottland von Südwest nach Nordost zieht, the Grampian mountains getauft hat, der damals geltenden schlechten Lesart Grampius folgend, hat noch die neuesten Herausgeber des Agricola getäuscht), das Volk der Borester und der trucculensische Hafen, sind auch nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit geographisch zu bestimmen.

So viel ist aber deutlich: der Sieg über den Calgacus und seine Caledonier im nächstfolgenden Sommer, dem siebenten Kriegsjahre, am Berge Graupius ward trotz der schönen Rede des Agricola an seine Truppen nur mit großem Verluste erlauft, und seine strategische Bedeutung war gleich Null. Eine der germanischen Cohorten von dem altberühmten Stamme der Usipier, welche in einem der römischen Castelle an der Küste, vielleicht in Uxellodunum (Marxport in Cumberland) in Garnison lag, erschlägt ihre wenigen römischen Officiere und sucht auf drei Transportschiffen die Heimath zu erreichen. Diese Meuterei, trotz des tragischen Endes der tollkühnen Wilingersfahrt, blieb dem Feinde nicht unbekannt und gab ein höchst gefährliches Beispiel. Der Rückzug mußte angetreten werden, und zwar sofort, wenngleich die nöthige Langsamkeit in der Beziehung der Winterquartiere den Schein ungebrochenen Muthes wahrte. Und zwar ging der Rückzug herab bis auf die Linie von York, das vielleicht nun erst vor ähnlichen Castellen seiner centralen Lage wegen bevorzugt und zu einer Festung ersten Ranges gemacht wurde. Nördlich von York ist kein Denkmal gefunden worden, welches in die vortrajanische Zeit hinaufreicht. Nur die Flotte umfuhr, wie einst Pytheas gethan, die ganze Insel und erreichte das geographisch interessante, politisch aber sehr gleichgültige Ziel, das Ende der Welt, das äußerste Thule, gesehen zu haben. Kein römisches Heer ist nach dieser harten Lehre je wieder so weit nach Norden vorgeedrungen. Daß Agricola nach seiner im folgenden Jahre erfolgten Abberufung vom Kaiser kühl empfangen ward, obgleich er die höchste militärische Auszeichnung, die Ehren eines Triumphators, erhielt, ist gewiß, wie die weiteren Zurücksetzungen, welche er bis an seinen acht Jahre später erfolgenden Tod erfuhr, mit auf den heimtückischen Haß des Domitian zurückzuführen. Die Charakteristik dieses Kaisers, welche Tacitus bei jener Gelegenheit gibt, ist sicher in allem Wesentlichen richtig. Aber die beiden Aufgaben, welche Agricola zu lösen hatte, hat er nicht gelöst: er hat keine neue Nordgrenze der Provinz gewonnen und die überall drohende Rebellion unter den Briganten wahrscheinlich durch die schottische Expedition eher befördert als unterdrückt.

Mit dem Schluß von Tacitus' Schrift endet der zusammenhängende Bericht über die Geschichte Britanniens. Daß Trajan, Alles in Allem genommen der größte unter den römischen Kaisern, nicht auch in das Geschick Britanniens, wie in das fast aller übrigen Provinzen, mit kräftiger Hand eingegriffen zu haben scheint, mag seine guten Gründe gehabt haben. Unsere Ueberlieferung

Aber ihn ist zu dürftig und lückenhaft (wir besitzen nicht eine einzige zusammenhängende Erzählung von seiner Regierung aus dem Alterthum), als daß man darüber mehr als Vermuthungen haben könnte. Einige seiner Legaten in Britannien, wie der als Redner nicht unbedeutende *Salvius Liberalis* und *Neratius Marcellus*, der als gelehrter Jurist bekannt ist, haben offenbar nur durch die Anwendung der alibewährten Methode ein mäßiges Gebiet nördlich von York durch Castelle und Straßen bleibend occupirt. Leider hat keiner von ihnen einen Tacitus zum Schwiegersohn gehabt. Eine Thatsache aber spricht deutlich: die neunte Legion verschwindet gegen das Ende von Trajan's Regierung, in welche ihre letzten in York erhaltenen Denkmäler fallen, aus der Liste der römischen Armee und wird unter Hadrian durch die sechste, mit dem Beinamen *Victrix*, welche seit Augustus in Hispanien, zuletzt in Xanten am Niederrhein ihr Standquartier gehabt hatte, ersetzt; sie liegt fortan in York im Quartier. Die neunte, die schon zwei Mal, unter *Petillius Cerialis* im Kampfe gegen *Boudicca* und unter *Agricola* vor der *Graupius*schlacht fast aufgerieben und wahrscheinlich seitdem nie wieder auf die volle Stärke gebracht worden war, muß in den Kämpfen mit den Briganten ihr Ende gefunden haben.

So endet der zweite Abschnitt in der Geschichte der Annexion von Britannien.

III.

Der Grenzwall des Hadrian.

Ähnlich wie es einst dem unbedeutenden *Claudius* zum Erstaunen seiner Zeitgenossen beschieden ward, in Britannien die Pläne seiner großen Vorgänger *Caesar* und *Augustus* zur That zu machen, so ist es nicht dem Trajan, sondern seinem weit weniger kriegerischen Nachfolger Hadrian vorbehalten geblieben, in das bisherige System der Occupation eine wesentliche Veränderung zu bringen. Die noch immer ungebrochene Widerstandskraft der Briganten, von welcher die Dichter jener Zeit zu erzählen wissen, wie *Juvenal*, der selbst Officier in Britannien gewesen war, und die Vernichtung der neunten Legion zwangen ihn zu strategischen Maßregeln, von welchen eine neue Epoche in der Verwaltung der Provinz datirt.

Hadrian ist der Schöpfer jenes erstaunlichen Denkmals der Römerherrschaft in Britannien, dessen Name wol, aber keineswegs seine Bedeutung, in den weitesten Kreisen bekannt ist, des *Piltenwalles*, wie man früher zu sagen pflegte, oder des *Roman Wall*, von welchem jeder englische und mancher deutsche Schuljunge lernt, um ihn nachher desto sicherer zu vergessen. Ich will versuchen, von ihm eine kurze, auf eingehendes Studium aller einschlägigen Werke und auf Autopsie gegründete Schilderung zu geben.

Cuer durch die Insel, von der Mündung des Tyneflusses östlich von *Newcastle-upon-Tyne* in *Northumberland* bis zum *Eolway Firth*, dem Meerbusen westlich von *Carlisle* in *Cumberland*, erstreckte sich ein gewaltiges, zusammenhängendes System von Mauern und Thürmen, Wällen und Gräben, und großen und kleinen Castellen, welche durch eine in deutlich erkennbaren Resten erhaltene römische Straße untereinander verbunden waren. Trotz der fortgesetzten Kriege

mit den nordischen Barbaren seit dem sechsten Jahrhundert und der zerstörenden Wirkung, die sie nothwendig ausüben mußten, waren große Strecken dieser Anlage das ganze Mittelalter hindurch noch so wohl erhalten, daß sie in den Fehden der schottischen und englischen Nachbarn und der einzelnen Grafen und Barone untereinander, wie die gleichzeitigen Berichte ergeben, in steter Benutzung blieben. Erst die Vereinigung der beiden Königreiche und der im Frieden zunehmende Wohlstand des Landes brachte jene Bauwerke zu allmählichem Verfall. Noch zur Zeit der Königin Elisabeth waren die Grenzgebiete zwischen England und Schottland so unsicher durch Wegelagerer und Räuberbanden, die in den verfallenden Werken des Walls bequeme Schlupfwinkel fanden, daß der gelehrte Sir Robert Cotton und sein Begleiter, der Staatsarchivar William Camden, der Verfasser der *Britannia*, welche den Wall im Jahre 1599 zu besuchen wünschten, mit Bedauern davon abstecken mußten, ihre Wünsche zu befriedigen. Das folgende Jahrhundert, das siebzehnte, die große Zeit der politischen Revolutionen und zugleich der materiellen Entwicklung Englands, war den antiquarischen Forschungen daselbst überhaupt nicht hold. Erst im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Wall von „Antiquaren“ besucht, von dem sehr eingebil deten William Stukeley aus London (im Jahre 1734), von dem bescheidenen schottischen Musikmeister Alexander Gordon (1727), und endlich von dem vortrefflichen John Horsley, dessen ich schon gedacht habe, und, wenn auch noch in unvollkommener Weise, beschrieben. Damals war schon Vieles verschwunden, was im sechzehnten Jahrhundert noch vorhanden war. Mehr aber hat die erst seitdem mächtig entwickelte Cultivirung des Landes durch Aderwirthschaft und Straßenbau in aller Stille beseitigt, zur großen Betrübnis der einheimischen Antiquare, die es mit ansehen mußten, wie die sumpfigen Gräben des Wall es in seiner ganzen Länge von Jahr zu Jahr mehr trocken gelegt und bebaut, die unfruchtbaren Steinhaufen der Mauern und Castelle auf den Abbruch verkauft, das Material zu Pächterhäusern und Viehställen verwendet, der ehemals steinige Boden beackert ward —: sehr zur Freude und zum Vortheil der Pächter und Grundbesitzer, welche die Stätten früherer Cultur rings um die römischen Niederlassungen als besonders fruchtbar schätzten und den Ertrag des Bodens in jenen Gegenden sich nach und nach um das Zehnfache steigern sahen. Die Chaussee von Newcastle nach Carlisle, bis vor etwa dreißig Jahren, als die Eisenbahn erbaut wurde, die Hauptverkehrsader zwischen den beiden Meeren, läuft in beträchtlichen Strecken auf dem breiten Rücken der römischen Mauer, welche die Ingenieure einfach als Fundament benutzten und dabei Erhebliches an den Baukosten ersparten. Bei derselben Gelegenheit freilich, beim Chausseebau und nachher mehr noch bei dem Eisenbahnbau, haben zuerst zufällige Funde von allerlei Alterthümern den Eifer des Sammlens und Erhaltens angeregt, nachher auch zu systematischen Ausgrabungen geführt. So wird, was die früheren Jahrhunderte durch Vernachlässigung gefehlt haben, jetzt durch verdoppelte Sorgfalt im Beobachten, Sammeln und Publiciren einigermaßen wieder gut gemacht. Nach Horsley haben sich John Hodgson, der sorgfältige Geschichtsschreiber seiner Heimath Northumberland (seit 1820), und vor Allem seit dreißig Jahren J. Collingwood Bruce in Newcastle die größten Verdienste um

die Aufstellung der Geschichte und die Beschreibung und Deutung des Baues und der Alterthümer des Walles erworben. Algermon, der vierte Herzog von Northumberland, hat in den Jahren 1851 und 1852 eine sorgfältige topographische Aufnahme des ganzen Walles und der mit ihm in Verbindung stehenden römischen Straßen und Castelle, verbunden mit verschiedenen Ausgrabungen, auf seine Kosten ausführen lassen. Römische Denkmäler aller Art aus dem ganzen Norden von England werden in den öffentlichen Sammlungen von Durham Newcastle und Carlisle, in den privaten des Herzogs von Northumberland auf dem prachtvollen Schlosse zu Alnwick, und in der des Herrn John Clayton zu Cheshers am Wall aufbewahrt. Die mit vielen Abbildungen ausgestatteten, von der archäologischen Gesellschaft zu Newcastle herausgegebenen Werke von Bruce, die Beschreibung des Walles (1867) und die Sammlung der Steindenkmäler des ganzen Nordens (1875), vermögen bis zu einem gewissen Grade die mangelnde Anschauung zu ersetzen.

Für die wissenschaftliche Reconstruction des Walles und seiner Stationen liegen uns außerdem noch zweierlei Hilfsmittel vor. Als es galt, die Castelle längs des Walles mit stehenden Garnisonen zu versehen, waren die inzwischen auf drei reducirten britannischen Regionen, wie ich ausgeführt habe, bereits sämmtlich dislocirt (in Eboracum, Deva und Eboracum); auch ward keines der Castelle so groß angelegt, daß eine ganze Region, sondern nur so, daß eine oder mehrere Cohorten oder Alen, sowie andere kleinere Detachements darin Platz fanden. Zahl und Namen nun der in Britannien stationirten Auxiliartruppen ergeben sich aus drei Urkunden auf Erz, die sich daselbst gefunden haben und im britischen Museum aufbewahrt werden. Es sind dies sogenannte Militärdiplome, Erztafelnchen in Dipythenform, enthaltend die für einen bestimmten Kriegsmann in der üblichen doppelten Ausfertigung innen und außen darauf gravirte Copie eines kaiserlichen Privilegiums, welches die von Nichtbürgern bestimmter, darin namhaft gemachter Truppentheile oder von Veteranen während der Dienstzeit mit fremden Frauen geschlossenen Ehen nach einer bestimmten Anzahl von Dienstjahren nachträglich legitimirt und denselben das Bürgerrecht sowie andere Auszeichnungen verleiht. Solcher Urkunden aus allen Provinzen des Reiches und der Zeit nach von der Regierung des Claudius reichend bis auf die des Diocletian sind bis jetzt über sechzig bekannt geworden; sie ersetzen einigermaßen die Quartierliste des römischen Reichsheeres. Die drei auf das britannische Heer bezüglichen unter ihnen fallen in die Jahre 103, 105 und 124 unserer Zeitrechnung, also in die Regierungen des Trajan und Hadrian. Zusammen mit den außerdem in England gefundenen inschriftlichen Denkmälern geben sie uns eine fast vollständige Uebersicht über die Cohorten und Alen, welche einst in den zahlreichen Castellen der Provinz in Garnison lagen. Das ist die eine Art urkundlicher Ueberlieferung für unsere Kenntniß der britannischen Truppen; sie gab auch den Anhalt für die Statistik des nicht aus den Regionen bestehenden Theiles der Expeditionsarmee des Claudius. Denn die Detailuntersuchung ergibt das übrigens nicht überraschende Resultat, daß weitaus der größte Theil der Auxiliartruppen von Anfang an in der Provinz gewesen und bis zur Aufgabe derselben auch darin geblieben ist. Auf alle Fälle ist kaum eine der britannischen

Cohorten oder Allen dauernd aus der Provinz wegverlegt worden; unfreiwillige Abgänge, wie die der meuterischen Ulpiercohorten, wurden durch Nachschübe ersetzt. Eine erhebliche Verstärkung des ursprünglichen Bestandes scheint, soweit sich das bis jetzt aus der vergleichenden Statistik der in den übrigen Provinzen garnisonirenden Corps ermitteln läßt, nicht stattgefunden zu haben.

Dafür bietet eine Bestätigung die zweite Art von urkundlicher Ueberlieferung, welche für diese Fragen in Betracht kommt. Erhalten ist uns bekanntlich noch das unter den Kaisern Honorius und Theodosius dem zweiten in den ersten Decennien des fünften Jahrhunderts abgefaßte Staatshandbuch der beiden Reichshälften, genannt die *Notitia dignitatum*. Diese enthält die Dislocirung der Armee in den Provinzen für jene Zeit. Ihr allein verdanken wir die Kenntniß der Namen des größten Theiles jener britannischen Castelle längs des Walles. Die Truppentheile, welche als in denselben garnisonirend darin aufgeführt werden, sind fast durchgehend genau dieselben, die sich aus den Militärdiplomen und Inschriften als mindestens schon seit Anfang des zweiten Jahrhunderts dort vorhanden ermitteln lassen. So stabil blieb, wenigstens in diesen Heeresbestandtheilen, die Organisation der Armee, selbst nach den tief einschneidenden Verwaltungsreformen des Diocletian.

Der Gedanke, die Reichsgrenze an dazu geeigneten Stellen durch ausgedehnte Befestigungswerke förmlich zu schließen, ist in Britannien nicht zum ersten Male ausgeführt worden. Das älteste Vorbild dafür mag die aus des Xenophon Anabasis bekannte medische Mauer zwischen Euphrat und Tigris, deren Erbauung die Sage der Semiramis zuschrieb, abgegeben haben. Am Niederrhein begann schon Tiberius, einen solchen Grenzwall gegen die Germanen anzulegen: von der Sieg und Lahn bis zum Main bei Aschaffenburg und dann wieder vom Main bei Wertheim bis zur Donau oberhalb Regensburg ist hauptsächlich unter Trajan und Hadrian die ausgedehnteste der bekannten Befestigungen der Art, der deutsche Pfahlgraben, errichtet worden; leider fehlt es für diesen noch durchaus an einer umfassenden topographischen Aufnahme, wie wir sie für den englischen Wall besitzen. An der unteren Donau, vom Fluß zum Meer parallel der jetzt so viel genannten Bahnstrecke Ischernawoda-Rüstendsche (*Constantia*), sind die Reste eines ähnlichen Baues des Trajan erhalten. Hadrian, der größte Bauherr aller Zeiten (auch die der assyrischen und ägyptischen Könige übertreffen seine Bauten an Zahl, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung), kam selbst im Jahre 121 nach Britannien (die Dichter seines Hofes fanden die Entfernungen dieser Reise unbegreiflich) und faßte daselbst den Gedanken, nicht etwa, wie es der Zweck der oft mit Unrecht zum Vergleich herangezogenen chinesischen Mauer gewesen zu sein scheint, das Reich durch solche Anlage nach Norden hin hermetisch zu verschließen, sondern vielmehr, dem stets auch offensiven Charakter jeder wirkungsvollen Defensive entsprechend, statt des bisher angewendeten Systems einzelner, nur durch Straßen verbundener Castelle von Meer zu Meer eine langgestreckte Grenzburg zu schaffen, welche den Operationen nach Süden (denn man war der Briganten keineswegs sicher) wie nach Norden zur festen Basis dienen sollte. Thore und Straßen führten nordwärts über den Wall hinaus; nach Norden vorgehobene Castelle beweisen, daß man damals wenigstens noch keineswegs

darin dachte, den Plan Agricola's aufzugeben und den nördlichsten Theil der Insel den Barbaren für immer zu überlassen.

Nahe der Mündung des Tyne bei Wallsend, östlich von dem rauchgeschwärzten Newcastle mit seiner bekannten Eisenbahnbrücke und dem normannischen Castell beginnend, in einer Ausdehnung von rund achtzig römischen oder etwa vierundsiebzig englischen Meilen, erstreckt sich der Wall über Höhen und Thäler westlich bis Botoneß am südlichen Ufer des Solway Firth. Die Anlage ist in ihrer ganzen Länge deutlich in drei verschiedene Theile gegliedert: an der Südseite der Erdwall, auf der Nordseite die steinerne Mauer mit kleinen Castellen und zahlreichen Thürmen, zwischen beiden die siebenzehn großen Castelle und eine sie miteinander verbindende Straße.

Der Erdwall im Süden ist ein dreifacher. Nördlich von dem dreißig Fuß breiten (ich gebe abgerundete Maße in englischen Fuß) und zehn Fuß tiefen Graben ist er ein einfacher, südlich ein doppelter, auf beiden Seiten je vierundzwanzig Fuß vom Graben entfernt. Der nördliche und der innere der beiden südlichen Wälle sind sechs bis sieben Fuß hoch, mit flach ansteigendem Profil. Der südlichste etwas niedriger. Der Kern der Construction ist vielfach, besonders auf kumpfigem Boden, unregelmäßiges Mauerwerk. Die Entfernung des gesamten Erdwerkes von der nördlichen Mauer variiert zwischen 180 und 200 Fuß; an einer Stelle etwa in der Mitte zwischen den beiden Meeren, da, wo die Mauer die bis zu einer Höhe von etwa 300 Fuß über der Meeresfläche ansteigenden Felsen erklimmt, während der Wall der Thalsohle folgt, beträgt sie 500 Fuß. Der Erdwall ist an beiden Enden um einige englische Meilen kürzer als die Mauer.

Die steinerne Mauer im Norden ist, wie die fast durchgehends noch kenntlichen Fundamente zeigen, sechs bis acht Fuß breit. In der ursprünglichen zinnengetrönten Höhe ist sie natürlich nirgends mehr erhalten. Beda (im achten Jahrhundert), der in dem nahen Kloster Wearmouth bei Jarrow (südlich von der Tyne-Mündung) lebte, sah sie noch zwölf, verschiedene Zeugen des sechzehnten Jahrhunderts an einzelnen Stellen sogar noch sechzehn Fuß hoch; acht bis zehn Fuß beträgt an einer Stelle die Höhe noch jetzt. Sie wird ursprünglich etwa zwanzig Fuß gewesen sein. Den Kern des Mauerwerkes bildet sogenanntes opus incertum: ein felsenharter Guß von kleinen und großen, durch Mörtel verbundenen Steinblöcken. Die nördliche Front ist bekleidet mit ziemlich gleichmäßigen Quadern von mäßigem Umfang (meist zwanzig Zoll lang, zehn breit und acht hoch), welche, wie üblich, der Länge nach in die Tiefe der Mauer gelegt sind, während die schmale Seite nach auswärts steht. Die südliche Front ist durchgehends mit geringerer Sorgfalt und Gleichmäßigkeit behandelt; die Quadern sind kleiner und unansehnlicher als auf der Nordseite; häufig springen große Flächen in einer Tiefe von acht bis zwölf Zoll ein. Der Stein, den man verwendete, ist ein ziemlich harter, quarzhaltiger Sandstein, welcher in den Höhenzügen südlich vom Wall bricht. Eine Reihe von Steinbrüchen, aus denen er stammt, läßt sich nachweisen: flüchtig in den natürlichen Felsen eingehauene Inschriften bewahren die Erinnerung an die römischen Werkleute. In ungleichen Zwischenräumen lehnten sich an die Mauer viereckige Thürme von etwa zehn

Fuß im Quadrat, mit einer Eingangsthür an der südlichen Seite; die innere Construction war aus Holz. Schon zu Horsley's Zeit waren von den etwa 320 Thürmen dieser Art, welche man nach den Abständen längs der ganzen Mauer berechnet, nur noch drei an einer Stelle nebeneinander wohl erhalten; jetzt lassen sich nur noch ganz vereinzelt erkennen. In Abständen von ungefähr einer römischen Meile, aber natürlich mit Benutzung jeder Gunst des Terrains, finden sich außerdem kleine Castelle, deren man im Ganzen mithin nahe an achtzig zählt; die Engländer nennen sie nicht unpassend Meilencastelle (*milo-castles*). Es sind vierseitige ummauerte Flächen, die Ecken an der Südseite abgerundet, von ungefähr sechzig Fuß im Quadrat. Die Nordfront fällt meist mit der der Mauer zusammen; zuweilen springt sie etwas über dieselbe vor. Thore führen nicht bloß an der Südseite hinein, sondern ebenso auch an der Nordseite hinaus: die Castelle sind also eigentlich in der üblichen Weise befestigte Thore. Von Baulichkeiten innerhalb derselben hat sich so gut wie Nichts erhalten; es werden nur Blochhäuser von Holz gewesen sein.

An der Nordseite läuft, wo es irgend das Terrain gestattet, ein Graben, wie der des Erdwalles auf der Südseite dreißig Fuß breit und acht bis neun Fuß tief. Wo Flüsse, wie der Tyne, den Mauerlauf durchschneiden, verbinden vorzüglich gebaute Brücken, an beiden Ufern durch brückentopffartige Vorbauten geschützt, den Straßenzug längs der Mauer.

Endlich die siebzehn großen Castelle, Stationen oder Prätenturen genannt, welche, mit Ausnahme von drei etwas südlich vom Erdwall befindlichen, in sehr ungleichen Abständen von einander zwischen Wall und Mauer lagen; im Durchschnitt sind sie etwa fünf englische Meilen von einander entfernt. Leicht möglich, daß Hadrian's Ingenieure schon von der einheimischen Bevölkerung befestigte Punkte oder bei früheren Märschen römischer Heere gewählte Lagerplätze in das Befestigungssystem hineingezogen haben. Allein im Wesentlichen sind sie nach einheitlichem Plan und zu gleicher Zeit hergestellt worden. Denkmäler, welche mit Sicherheit in die Zeit vor Hadrian gesetzt werden müßten, sind in keinem derselben zum Vorschein gekommen. Von den sämtlich durch die *Notitia dignitatum* erhaltenen Namen derselben weist einer deutlich auf L. Aelius Hadrianus als Gründer: *Newcastle*, mit seiner römischen Brücke über den Tyne, deren Pfeiler unter den späteren wieder gefunden worden sind, hieß nach ihm *Pons Aelius*. Die Castelle sind alle ebenfalls von der bekannten quadratisch-oblongen Form; ihre Größe wechselt je nach der Terrainbeschaffenheit zwischen drei und sechs englischen Acres (fünf bis neun preussischen Morgen); Mauern von etwa fünf Fuß Dicke, Erdwälle und Gräben umgaben sie; deutlich sind noch fast in allen die vier Hauptthore und die rechtwinkelig sich schneidenden Hauptstraßen erkennbar. An einige haben sich, wie an die großen Colonien, vorstädtische Anlagen angeschlossen, Bäder, kleine Heiligtümer, ein Mal sogar ein Amphitheater. Die besterhaltene, einst *Borrovicium* geheißen, von den Anwohnern als *House steads*, die Häuserstätten, bezeichnet, wird von den Localantiquaren das englische Pompeji genannt.

An zwei Stellen, im Osten und im Westen, durchschneiden die nordwärts führenden Straßen den Wall. An ihnen, in Northumberland und im südlichen

Schottland, liegen in passenden Abständen je zwei, etwa in der Mitte des Walles noch ein vorgeschobenes Castell; im Ganzen also fünf.

Die monumentalen Thatfachen, die ich in möglichster Kürze zusammengefaßt habe, sprechen an sich laut genug. Durch die oben charakterisirten übrigen Quellen unserer Kenntniß, die Militärdiplome, die an Ort und Stelle gefundenen Inschriften, die Notitia dignitatum, empfangen sie weiteres Licht. Der Legat des Hadrian, unter dessen Befehl das Werk in den Jahren 122 bis 124 begonnen und wahrscheinlich bald darauf im Wesentlichen vollendet wurde, hieß Aulus Platorius Nepos; er ist ein auch sonst bekannter Officier. Ausgeführt wurde der Bau durch die drei damals in Britannien stehenden Legionen, die zweite, sechste und zwanzigste, während Detachements dreier anderer, der siebenten, die in Hispanien stand, und der beiden Mainzer, der achten, welche schon zum Heere des Claudius ein Detachement gestellt hatte, und der zweiundzwanzigsten, inzwischen den Dienst in der Front thaten. Außerdem arbeitete ein großer Theil der Cohorten und Alen, welche in den Castellen ihre Garnison erhielten, mit an dem Werk. Zahlreiche große und kleine Inschrifttafeln bezeugen den Antheil jedes einzelnen Truppentheils an dem Bau, nicht selten mit Angabe des Maßes der von ihnen ausgeführten Strecken. Jeder einzelnen Centurie fast ist auf diese Weise ihr Ruhmesantheil an dem großen Werk, mit weiser Rücksicht auf den militärischen Ehrgeiz, urkundlich bescheinigt worden.

Wenn man auf dem steilen Felsengrat bei Housesteads steht und nordwärts auf die kleinen northumbriischen Seen herabblückt, südwärts auf die reiche Hügelstur, welche die Eisenbahn durchschneidet, so erkennt man, von kundigen Augen darauf aufmerksam gemacht, die Linien der Mauer und des Erdwalls, bergauf und ab in gerader Richtung sich erstreckend und endlich im Westen wie im Osten in nebliger Ferne sich verlierend. In dem schattigen Park von Chesters Hall, wo am buschigen Ufer des nördlichen Tyne die Station Cilurnum liegt, in dem kleinen Hotel von Gilsland Spa bei Roseberry Gill, in Stanwix, dem eleganten Villenquartier von Carlisle, mit der anmuthigen Aussicht auf den berühmten Seendistrict von Cumberland, das gerade den hochgelegenen Platz des römischen Castells von Petrianae einnimmt, am Meeresgestade an den beiden Endpunkten und noch an manchen anderen Stellen des Walles kann man Einzelheiten desselben in verhältnißmäßig guter Erhaltung sehen und deren Eindruck auf sich wirken lassen. Aber meist wird es dem Besucher jener Plätze gehen, wie Dem, welcher zum ersten Male das römische Forum betritt oder in den kleinen Gassen von Pompeji wandelt. Das schwer zu bemeisternde Gefühl einer gewissen Enttäuschung weicht erst nach und nach dem durch liebevolle Hingabe gewonnenen Verständniß. Nur mit dem geistigen Auge ist die großartige Anlage des römischen Walles in Nordengland recht zu erkennen.

IV.

Der schottische Grenzwall des Pius und das Ende der römischen Herrschaft in Britannien.

Dafür, daß in der That der Grenzwall des Hadrian die Provinz keineswegs gegen Norden abschloß, sondern mit seinen beinahe achtzig Thoren und den

fünf nach Norden vorgeschobenen Castellen viel mehr ein großes Angriffswert war, bestimmt, die fortschreitende Occupation auf eine solidere Grundlage zu stellen, als die vorübergehende des Agricola, dafür haben wir ein völlig ausreichendes Zeugniß. Es ist gar nicht unmöglich, daß des Tacitus vielgelesene Schrift die Veranlassung dazu gab, das Ziel, welches Agricola einst erreicht, aber wieder aufgegeben hatte, die Linie Clota-Bodotria (Glasgow-Edinburgh), die weitaus schmalste Stelle der ganzen Insel zwischen beiden Meeren, nun, auf den Wall Hadrian's gestützt, mit besserer Aussicht auf Erfolg von Neuem zu verfolgen. Gerade zwanzig Jahre nach dem Beginn des Baues der Hadrianischen Mauer hat sein Nachfolger, der Kaiser Antoninus Pius, auf jener Linie ein Erdwerk, wie es in dem einzigen erhaltenen Schriftstellerzeugniß darüber ausdrücklich gesagt ist, errichtet, welches sich bis in das vorige Jahrhundert hinein noch in deutlichen Resten erhalten hat und, wie die Mauer Hadrian's, durch inschriftliche Zeugnisse außerdem in ausreichender Weise Licht erhält. Das Volk nannte den Wall Graham's Dyke (oder Gryme's Dyke), nach dem Helden der schottischen Sage Graeme, dem Stammvater des Geschlechts der Graham's. Freilich hat das Erdwerk des Pius, zumal es, wie wir sehen werden, früh verlassen wurde, weit weniger deutliche Spuren hinterlassen, als der massive Bau des Hadrian. Auch fehlt es für dasselbe an einer so sorgfältigen, auf Ausgrabungen gestützten topographischen Aufnahme, wie wir sie für jenen haben. Die Linie des Wall's, von den schottischen Chroniken nur kurz erwähnt, erscheint zum ersten Male auf einer alten Karte von Schottland aus dem Jahre 1565 (von Timotheus Pont) eingetragen. William Camden (1599) und die schottischen Antiquare Sir Robert Sibbald (1607) und Doctor Irvine (1685), auch der Engländer William Stukeley (1720) geben nur sehr oberflächliche Notizen. Den schon beim englischen Wall genannten Antiquaren des achtzehnten Jahrhunderts Gordon und Horsley wird auch von diesem Werk eine etwas genauere Beschreibung verdankt. Aber die ersten zuverlässigen Angaben brachte erst die allgemeine militärische Landesaufnahme, welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Schottland begann. Es ist das Verdienst eines ausgezeichneten Genieofficiers, des späteren Major-General William Roy, der sich während des siebenjährigen Krieges hervorgethan hat, im Jahre 1764 die noch jetzt einzige genaue topographische Aufnahme des schottischen Wall's geliefert zu haben. Der tapfere Officier hat viel Mühe und Fleiß darauf verwendet, eine große Anzahl alter Befestigungsanlagen in ganz Schottland genau zu untersuchen. Er glaubte, sichere Kriterien gefunden zu haben für die Unterscheidung der verschiedenen Arten derselben, der brittischen, römischen, sächsischen, dänischen, schottischen u. s. w. Wenn er, gestützt auf diese, der Natur der Sache nach vielfach trügenden Beobachtungen, es unternahm, mit Berücksichtigung aller topographischen Hindernisse und mit genauer Berechnung der Marschfähigkeit und der Verpflegung der Truppen, Agricola's Zug nach dem Norden zu reconstituiren und den Platz der Schlacht am Berge Graupius definitiv, wie er meinte, zu ermitteln, so hat ihn freilich darin sein umsichtig aufgestellter, aber größtentheils auf falschen Prämissen ruhender Calcül getäuscht. Die Frage nach dem Ort der Graupius'schlacht ist und bleibt eine offene, ganz so wie die nach dem der Teuto-

burger Schlacht und viele ähnliche Fragen. Aber dem auf ihre Lösung verwendeten Fleiße danken wir, wie gesagt, die noch unter verhältnißmäßig günstigen Umständen ausgeführte topographische Aufnahme des Walles und seiner Stationen. Seit dem verfloffenen Jahrhundert ist die Zerstörung aller erhaltenen Reste desselben mit reißenden Schritten vorwärts gegangen. Roy's Beschreibung folgen durchaus der vortreffliche John Hodgson (1828) und ohne Eigenes hinzuzuthun der Beste, der den Wall beschrieben hat, der verstorbene Robert Stuart (1840), ein intelligenter Buchhändler von Glasgow, aber kein Gelehrter. Der zweiten Auflage der „Caledonia Romana“ dieses Verfassers hat sein Schwiegervater, Herr John Buchanan, Banquier in Glasgow, durch eigene Untersuchungen an Ort und Stelle höheren Werth verliehen.

Das Bauwerk zu beschreiben genügen wenige Worte. Von Carridden bei Borrolostoness am Firth of Forth, nördlich von Edinburgh, bis nach West Kilpatrick am Clyde bei Dunbarton erstreckt sich in einer Länge von rund vierzig römischen oder siebenunddreißig englischen Meilen (also etwa halb so lang wie der Wall Hadrian's) durch das fast durchgehends ebene Terrain, dessen mannigfachen Verschiedenheiten er überall folgt, ein Graben, etwa vierzig (englische) Fuß breit und zwanzig tief. Ihn begleitet an der südlichen Seite, in einer Entfernung von durchschnittlich fünfzehn bis zwanzig Fuß, der Erdwall, wie der Hadrianische mit fast überall gemauertem Kern, der Jahrhunderte lang als Steinbruch gedient hat. Seine Mäße sind schwer zu bestimmen; Roy nimmt, wol etwas übertreibend, die Breite an der Basis auf vierundzwanzig, die Höhe einschließlich einer Brustwehr auf zwanzig Fuß an; erhalten war der Wall nirgends höher als fünf bis sechs Fuß. Ein gleichmäßiger Winkel des Profils ließ sich nicht ermitteln und wechselte wol auch von Anfang an je nach dem Terrain. Nur an einzelnen Stellen, zwischen Rough Castle zum Beispiel und Castlecary, sind die Fundamente von Thürmen und kleineren Castellen (wahrscheinlich Thoren) beobachtet worden; erhalten hat sich von ihnen Nichts. Endlich ebenfalls südlich vom Graben liegen in sehr ungleichen Entfernungen von einander die zehn großen Castelle, mit der Nordfront überall mit dem Erdwall zusammenfallend, alle von oblonger oder quadratischer Form, im Umfang von rund 500 zu 300 bis auf 300 zu 200 Fuß variirend, von breitem Erdwall und Graben umgeben, meist, wenn die Straße sie schneidet, mit drei, zuweilen nur mit einem Thor an der Südseite; die Nordseite überall geschlossen. Bauliche Anlagen im Innern derselben sind nirgends kenntlich geblieben; es waren dies wiederum wol nur Holzbauten. Die Castelle verbindet wie am Wall Hadrian's eine südlich des Grabens und der Castelle laufende, zuweilen jene durchschneidende Heerstraße. Die Namen der zehn Castelle sind erhalten (was freilich keiner der bisherigen Bearbeiter des Walles bemerkt hat), aber in arger Entstellung, nämlich in dem etwa im sechsten Jahrhundert am Hofe zu Ravenna in griechischer Sprache zusammengestellten Reichsitinerar, welches uns in einer durch unwissende Abschreiber völlig verwahrlosten lateinischen Rückübersetzung vorliegt. Etwa fünfzig Inschriften sind in den Stationen längs des Walls gefunden worden; sie befinden sich zum größten Theil in dem von dem trefflichen Hunter gegründeten Museum der Universität von Glasgow; in Edinburgh sind nur wenige. Es sind meist

in gleichmäßiger Weise gearbeitete große Steintafeln, enthaltend eine Weihung an den Kaiser Antoninus Pius, gesetzt von demjenigen Truppentheile, welcher den betreffenden Abschnitt des Wallbaues ausgeführt hatte; die Schrittzahl dieser Abschnitte ist hinzugefügt. Auf manchen sind Reliefs von roher Arbeit angebracht: Götter, Mars Victoria und die kaiserliche Tapferkeit, den Kaiser hoch zu Ross die Feinde niederreitend, ein Festopfer zu Ehren des Kaisers, die Symbole der Regionen, z. B. einen Eber, und Aehnliches darstellend. Kein anderer Kaiser außer Pius kommt darin vor. Der Legat des Kaisers, welcher den Bau im Jahre 142 in Angriff nahm und wahrscheinlich auch zu Ende führte, hieß Quintus Silius Urbicus; er ist aus den Denkmälern seiner vor die britannische fallenden Verwaltung von Afrika bekannt. Die Truppen, welche den Bau ausführten, waren wiederum Detachements der drei britannischen Regionen und der längs des Hadrianwalls dislocirten Cohorten und Alen.

Deutlich ergibt sich mithin, daß der Wall des Pius in allem Wesentlichen eine Wiederholung des Hadrianischen ist, nach denselben Principien angelegt (nur ohne die vielleicht beabsichtigte, aber nie ausgeführte nördliche Mauer) und mit dem gleichen Zweck wie dieser, die Pacification des südlich davon liegenden Gebietes abzuschließen und die des nördlichen vorzubereiten. Wenigstens ein beträchtlich weiter nordwärts vorgeschobenes Castell ist auch bei ihm nachweisbar: bei Ardoch nördlich von Stirling. Dort ist der Grabstein eines Soldaten der ersten hispanischen Cohorte gefunden worden, welche zu Ende des zweiten Jahrhunderts eine Zeitlang daselbst in Garnison gelegen haben muß. Das ist das am weitesten nördlich gefundene Denkmal lateinischer Zunge, welches wir kennen.

Der Grenzwall des Pius ist die letzte große strategische Anlage, welche die Geschichte der britannischen Provinz zu verzeichnen hat. Mit ihr findet die Annexion derselben ihren Abschluß. Die Geschichte der folgenden drei Jahrhunderte der Provinz, bis zum Abzug der letzten römischen Garnisonen, soll hier nicht ausführlich erzählt werden, obgleich auch ihr ein über das Durchschnittsmaß der Provinzialgeschichte hinausgehendes Interesse sich abgewinnen läßt. An der Hand der Denkmäler (denn eine literarische Ueberlieferung darüber ist kaum vorhanden) kann man bis in's Einzelne verfolgen, wie auf des Hadrian und Pius erfolgreiche Anstrengungen in den nächsten sechzig Jahren, zunächst unter des philosophischen Kaisers Marcus Aurelius miltem Scepter, auch für Britannien, bis etwa auf die Scheide zwischen dem ersten und dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eine Epoche des Friedens und des materiellen Wohlstandes folgt. In dem vergleichsweise milden Süden der Insel blühten Ackerbau und Handel; zahlreiche römische Villenanlagen, mit allem südlichen Comfort von warmen Bädern und weiten Hallen ausgestattet, mit Mosaiksböden so groß und mannigfaltig, wie sie im Rheinthale, im südlichen Frankreich und Spanien vorkommen, sind daselbst aufgedeckt worden. Die Thermen der Göttin Sulis-Minerva zu Bath, dem comfortabelsten Badeort des vorigen Jahrhunderts, waren schon damals von den Provinzialen eifrigst besucht. Manches Kunstwerk von zierlicher Arbeit, das in jenen Gegenden gefunden worden ist, zeugt von dem gebildeten Kunstgeschmack seiner einstigen Besitzer.

Ein Bau von dem Umfang der Hadrianischen Mauer, aller Unbill eines

nordischen Klimas ausgesetzt, erforderte begreiflicher Weise fortgesetzte Fürsorge; daher denn die Erinnerung an allerlei Reparaturen desselben in verschiedenen Denkmälern bewahrt ist. Aber von feindlichem Angriff ist nicht die Rede. Unter des Marcus Aurelius Sohne Commodus regt sich schon hier und da der alte Freiheitsfuss der Briganten. Der kriegstüchtige Kaiser Septimius Severus kommt mit seinen beiden Söhnen Caracalla und Geta selbst nach Britannien, um die in langer Friedenszeit geloderte Disciplin der Truppen wiederherzustellen, die Castelle neu zu armiren und jede aufständische Bewegung zu unterdrücken. Seine Thätigkeit am Wall des Hadrian ist eine so umfassende, daß schon bei seinen ruhmredigen Biographen nicht Hadrian, sondern er für den Erbauer wenigstens der Mauern, Thore und Thürme desselben angesehen ward. Dies ist ein offener und durch die oben dargelegten monumentalen Thatfachen leicht zu widerlegender Irrthum. Dennoch ist er Veranlassung gewesen, daß noch bis in die neueste Zeit hinein ein heftiger Streit geführt worden ist zwischen den geschichtskundigen Männern von Northumberland, welche von ihrer Stadt Pons Aelius aus mit vollem Recht an Hadrian festhielten als Gründer des ganzen Werkes in allen seinen Theilen, das nur ein einheitlicher Gedanke habe eingehen können, und den Antiquaren von Cumberland, welche zu Severus hielten, besonders weil noch in den mittelalterlichen Liedern und Sagen ihrer Heimath der Wall Gual Sever, Wall des Severus, genannt werde. Auch die großen Castelle zwischen dem englischen und schottischen Walle sind damals von Grund aus hergestellt und erweitert worden. Eines derselben, High Rochester, das alte Eborac, welches der Herzog von Northumberland, dem der Boden gehört, zum größten Theil hat freilegen lassen, zeigt den Plan und die Vertheilung der römischen Lagerbauten mit großer Deutlichkeit. Außer dem Brigantenland war Wales, das Land der Silurer, der Heerd unaufhörlicher Aufstandsversuche seiner kriegerischen Bewohner. Wer den mächtigen Snowdon kennt und die ihrer Landschaftlichen Reize wegen so hoch gepriesenen Thäler und Schluchten von Südwales, weiß, daß dies Land in seiner Eigenart zum Kleinen Kriege förmlich herausfordert. Auch da schaffte Severus definitive Ordnung: er nahm, wie früher erwähnt ward, die zweite Legion aus ihrem alten Standquartier Gloucester und legte sie nach Caerleon in Südwales; auch gründete er neue Castelle am irischen Canal.

Die große militärische Bedeutung der Provinz fand ihren Ausdruck in dem Pronunciamento der britannischen Armee zu Gunsten des in Gallien und Germanien proclamirten Gegenkaisers Albinus. Solchen gefährlichen Vorgängen vorzubeugen, theilte Severus das Commando der Provinz unter zwei coordinirte Officiere, den Legaten der oberen und den der unteren Provinz. Auch in anderen Provinzen hatte man längst auf ähnliche Art den Gefahren der großen Militärcorps zu begegnen gesucht. Die Theilung des britannischen scheint jedoch nicht lange Bestand gehabt zu haben.

Aber unter des Severus Regierung noch ward auch in Britannien der erste Schritt rückwärts gethan. Es ist glaubhaft überliefert, daß damals schon die Garnisonen aus den Castellen am schottischen Walle zurückgezogen wurden. Die umfassende Neubefestigung des Hadrianswalles und der ihn in der Front bedec-

den Castelle scheint mit jener Maßregel im engsten Zusammenhang zu stehen. Nur die Stationen der Straße längs des schottischen Walls werden in den Itinerarien des Reiches noch fortgeführt.

Im Laufe des dritten Jahrhunderts, unter dem ansteigenden Einflusse der das Reich nach allen Richtungen hin durchwühlenden centrifugalen, autonomistischen und föderalistischen Tendenzen des damals schon in den Armeen spukenden Nationalitäten-schwindels, wird York noch einmal für vorübergehende Zeit, ähnlich wie Lyon und Trier, der Sitz eines Gegenkaisertums von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aber Diocletian's kraftvolle Neugründung der eigentlichen Monarchie und Constantin's Ausbau derselben in der freilich den Anfang vom Ende bezeichnenden Theilung des Reiches zeigten der Hydra den Kopf. Die Barbaren, von Norden zu Land und von Osten über das Meer eindringend, schwammen, erst wie die Fluth von fernher anschlagend, aber langsam nagend, nachher mit immer stärkerer Bewegung den Firniß römischer Gesittung weg, der außer in den Festungen und Castellen nirgends tief eingedrungen war, noch fest anhaftete. Während im Innern des Landes, besonders in der Mitte der Insel und im Westen, längst, wie es scheint, das römische Element dem einheimischen gewichen war, hielt man, wie die *Notitia dignitatum* ausweist, bis zuletzt die Grenz-garnisonen am Hadrian'swall, in den Küstenplätzen, vor Allem in den Häfen längs des Canals fest. Noch bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts war man, wie die erhaltenen Meilensteine zeigen, eifrig bemüht, das die Castelle verbindende Straßennetz in gutem Stand zu halten und zu erweitern. Ein neues Interesse tritt in dieser letzten Epoche der Geschichte der Provinz, wie in der des Reiches, in den Vordergrund: die einheimische britannische, nur wenig romanisirte, aber früh dem Christenthum gewonnene Bevölkerung, die kleinen Leute auf dem Lande, bewahren treu ihren christlichen Glauben allen Invasionen zum Trotz, und auch nachdem in den folgenden Jahrhunderten die sächsischen Eroberer selbst Christen geworden, diesen gegenüber in besonderen Formen und Säkungen. Doch dieses Gebiet, ein noch so gut wie ungeschriebenes Capitel der Geschichte, soll hier nicht betreten werden. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts wird die Provinz definitiv aufgegeben.

Wir stehen am Ende unserer Aufgabe. Fragt man nach dem bleibenden Ergebniß des mit so viel Mühe und Opfern erreichten, mit so gewaltiger Zähigkeit behaupteten Besitzes der Provinz Britannien, so gibt die kündigste Antwort darauf, deren Moral auf der Hand liegt, eine allbekannte Thatsache: die englische Sprache. Sie ist eine germanische Sprache; ihre romanischen Elemente verdankt sie ausschließlich der normännischen Invasion. Nicht also hat, wie in Spanien und im südlichen Frankreich, die Eroberung auch hier zu einer wahrhaften Assimilation geführt. Fremd sind die römischen Eroberer vier Jahrhunderte lang in England geblieben, als Fremde haben sie endlich den frischen Nationalitäten den Platz geräumt, welchen es bestimmt war, nicht bloß die Herren des Landes zu sein, sondern in ihm ihre bleibende Heimath zu finden.

Fürst W. A. Tscherkasski, der Reorganisator Polens und Bulgariens.

~~~~~  
Von \* \* \*

Am Tage der Unterzeichnung des Friedensvertrages von San-Stefano (3. März d. J.) verstarb in der genannten Stadt der Fürst Wladimir Alexandrowitsch Tscherkasski, [als der Führer der russischen Nationalpartei ebenso häufig genannt, wie als Civil-Abtath des Oberbefehlshabers der kaiserlichen activen Armee, Chef der bürgerlichen Verwaltung Bulgariens und ehemaliger Reorganisator des Königreichs Polen. In jeder dieser Eigenschaften hat der Verstorbene so bedeutende Wirkungen geübt, daß man ihn zu den hervorragendsten russischen Politikern der neueren Zeit zählen kann, und daß ein Rückblick auf seine, die beiden letzten Jahrzehnte umfassende, öffentliche Thätigkeit zahlreiche Anhaltspunkte zur näheren Bekanntschaft mit der modernen russischen Entwicklung und deren Eigenthümlichkeiten darbietet. Die jüngsten, die kriegerischen Ereignisse des Vorjahres umfassenden Capitel russischer Geschichte haben in dieser Entwicklung zu einem Abschluß geführt, der allein ausreichend wäre, die eingehendere Beschäftigung mit dem erklärten Vertrauensmanne der Moskauer Nationalen zu rechtfertigen.

## I.

Fürst W. A. Tscherkasski wurde im Jahre 1821 im Weben'schen Kreise des Gouvernements Tula geboren, zu dessen wohlhabendsten und bekanntesten Adelsgeschlechtern seine ursprünglich aus dem Kaukasus stammende Familie zählt. Als russische Fürsten erst seit dem Jahre 1798 anerkannt, gehören die Tscherkasski zu den ziemlich zahlreichen Geschlechtern kaukasisch-tatarischen Ursprungs, die seit Jahrhunderten zur russischen Aristokratie zählen und deren Namen bereits in den Tagen der drei ersten Romanow (Michail, Alexei und Feodor) unter den Trägern von Hof- und Bojarenämtern genannt werden. — Gegen die Sitte seiner Zeit und seines Standes wurde Fürst Wladimir Alexandrowitsch nicht in St. Petersburg und nicht zum Militär erzogen, sondern nach beendeten Schulstudien auf die während der dreißiger Jahre für „liberal“ und „gefährlich“ geltende Moskauer Universität gesandt. Dieser Schritt war für Tscherkasski's gesamten späteren Lebensgang entscheidend, denn die Jahre seines Universitätsstudiums fielen in die Blüthezeit der kurz zuvor unter den Auspicien

des früheren Garde-Officers Chomjälow gegründeten, von den Brüdern Constantin und Iwan Afjakow, Juri Samarin, den beiden Kirjewski u. s. w. geführten Slawophilenfraction, der Vorläuferin und Bahnbrecherin der heutigen russischen Nationalpartei. Die Tendenzen dieser Partei national-russischer Romantiker können als der Hauptsache nach bekannt vorausgesetzt werden: daß sie darauf abzielte, die russische Cultur und Bildung von den Einflüssen Westeuropa's zu befreien und zu den seit Peter dem Großen verlassenen Grundlagen der nationalen Volksart und des byzantinischen Kirchenthums zurückzuführen, ist gelegentlich auch in diesen Blättern<sup>1)</sup> erörtert und gleichzeitig darauf hingewiesen worden, daß die Slawophilen, weil sie die Rettung des russischen Volksthum's von den unteren, außerhalb der westlichen Bildungseinflüsse gebliebenen Classen erwarteten und den ungetheilten Gemeindebesitz für den „Eckstein“ und das siegverheißende Banner des Slawo-Russenthums ansahen, — von Hause aus Bauernfreunde und in einem gewissen (wenn auch nicht dem herkömmlichen) Sinne, Demokraten waren. Social gehörten die jungen Männer, welche diese ihrer Zeit viel gefeierte und viel verspottete neue Schule bildeten, sämmtlich der Aristokratie an. Ihr Hauptquartier war das Haus Afjakow's des Vaters, eines wohlhabenden Edelmanns aus altem Geschlecht; die Stätten ihrer Propaganda waren die Salons der Moskauer vornehmen Gesellschaft, die national-zugeschnittenen, ärmellosen Sammt Röcke und rothen Seidenhemden, die Einzelne von ihnen anlegten, Fabrikate aus der Werkstätte eines französischen Modeschneiders an der Schmiedebrücke; Herr Chomjälow, der die erste Anregung zu der Bewegung gegeben, hatte seine Jugend in der Garde zu Pferde (dem Leibregiment des Kaisers) verbracht, Herr D. Walujew war ein Vetter des späteren Ministers dieses Namens, Juri Samarin ein reicher Gutsbesitzer, Roschelow mehrfacher Millionär u. s. w. Wenn die jungen Schwärmer auch ihr Möglichstes thaten, um „volkstümlich“ zu sein, — wenn sie sich gelegentlich unter die Massen mischten und an den Osterdisputationen zwischen Altgläubigen und Orthodoxen Theil nahmen, wenn sie den Gebrauch der französischen Sprache verschworen und das Gelübde ablegten, keine Pariser Hüte und Modelleider mehr anzulegen, — so blieben sie doch, die sie waren: Leute, die trotz des Ernstes ihrer Ueberzeugungen und ihrer Hingabe an die Sache des „reingeblichenen“ Volkes aus ihrer Haut nicht herauskonnten, die von den Voraussetzungen westeuropäischer Bildung ausgingen und darum weder populär waren, noch werden konnten. Der Schwerpunkt ihrer Doctrin war — wenigstens ursprünglich, — die Hingabe an die orthodoxe Kirche und der Glaube, daß diese providentiell bestimmt sei, das „in heidnischem Bildungsdübel“ untergegangene Abendland zu regeneriren und mit Hilfe des ungetheilten Gemeindebesitzes die Welt zu erobern und zu beherrschen. Ihre Philosophie hatten die Herren sich aus dem Studium Schelling's geholt, der eigentliche Begründer ihrer

<sup>1)</sup> Man vergl. „P. M. Leontjew und die russische Presse“, Deutsche Rundschau, November 1875 und Februar 1876, und „Zwei russische Publicisten der Neuzeit“ (Juri Samarin und Roschelow), Deutsche Rundschau, Juni 1876.



Wirthschaftspolitik war der damals in Moskau anwesende deutsche Reisende Herr von Harthausen gewesen.

So weit sich aus den von der Slavophilenbewegung handelnden schriftlichen Aufzeichnungen der dreißiger und vierziger Jahre schließen läßt, ist Fürst Tschersasski innerhalb des Kreises seiner Jugendfreunde bloßer pater minorum gentium gewesen. In Bezug auf theologische und patristische Gelehrsamkeit wurde er von Peter Kirejewski, in Bezug auf mystischen Tiefinn von Chomjakow weit übertroffen; an publicistischem Geschick konnte er sich mit Walujew, Samarin und dem jüngeren Aksakow nicht entfernt messen, zur Rolle des Agitators fehlte ihm die poetische Ueberschwänglichkeit und die hinreißende Verbe Constantin Aksakow's. Fürst Wladimir Alexandrowitsch galt seinen Zeitgenossen für einen geschiedten, aber kühlen, zum Scepticismus neigenden Mann, der von anderen Sterblichen vornehmlich durch maßloses Selbstgefühl und Selbstvertrauen verschieden war, für einen Zugehörigen jener in Rußland weit verbreiteten Menschengattung, die Alles mit Hilfe ihres „Aplomb“ erreichen zu können glaubt, die „Alles weiß, ohne jemals irgend Etwas gelernt zu haben“ und die Entwidlung des esprit de conduite für die Summe aller Weisheit, die wichtigste aller menschlichen Aufgaben ansieht. Zu religiösem Enthusiasmus ebenso unfähig, wie zur Hingabe an politische Ideale, Realist und Egoist im eminenten Sinne des Wortes, schien der junge Fürst zur Vorkämpferschaft der überschwänglichen Theorien seiner Freunde so wenig geeignet, daß man ihm wol zutrauen konnte, er habe das Slavophilenthum als bloßen Sport mitgemacht und werde in der Folge ein vornehmer Herr im herkömmlichen Sinne werden, vielleicht gar als Gegner der Bestrebungen endigen, zu denen er sich in der Jugend bekannt hatte. In der Gesellschaft war der blonde, starknochige Herr mit der goldenen Brille und den hochfahrenden Manieren wegen seines stehenden Winkes, seiner martigen Sprache und seiner Herrschaft über fast alle modernen Sprachen immer gern gesehen gewesen, — zu besonderer Beliebtheit hatte er es auch im Kreise seiner Jugendfreunde nicht gebracht, weil er zu selbstgefällig und anspruchsvoll war, um Sympathien einflößen, zu kühl, um dieselben erwidern zu können. Ihm fehlte jene Fähigkeit zum „abandon“, zur Hingabe, welche die Hauptingredienz russischer Liebenswürdigkeit, die Hauptbedingung zu wirklich durchschlagenden gesellschaftlichen Erfolgen ausmacht und deren Mangel nirgend so schwer verziehen wird, wie in Rußland.

Nach beendeten Universitätsstudien lebte Fürst Tschersasski abwechselnd in Moskau und auf seinen Gütern. An Bildung und Lebenskraft war er seiner Umgebung schon wegen der guten, wahrhaft gebildeten Gesellschaft überlegen, in welcher er die entscheidenden Jugendjahre verbracht hatte — als das, was man in dem damaligen Rußland einen Mann von Charakter nannte, wies er sich dadurch aus, daß er dem Staatsdienst fern blieb, und gleich seinen Gesinnungsgenossen die Rolle des Frondeurs weiter spielte. Die Beschaffenheit der russischen Zustände des Nikolaitischen Zeitalters machte diese Rolle für Leute, die über der gemeinen Sorge des Lebens erhaben waren und in ihren politischen Belenntnissen Maß zu halten wußten, zu einer dankbaren und im Grunde genommen ungefährlichen. Mit dem Gouvernement zu schmollen, die Unfähigkeit und Be-

stetlichkeit des Beamtenthums zu verhöhnern, Alles besser zu wissen, als die leitenden Personen, aus Adam Smith die Undurchführbarkeit des Cantrinschen Finanzsystems, aus Bentham die Erbärmlichkeit der Strafrechtspflege zu beduciren und gegenüber der Hohlheit der zumeist deutschen Rathgeber des Kaisers Lomonossow's Sätze von dem Reichthum Rußlands an „tief sinnigen Platonen und geistesmächtigen Newtonen“ zu citiren, gehörte in dem Moskau jener Zeit längst zum guten Ton: waren die aristokratischen Salons dieser ersten Reichshauptstadt doch von Alters her die Schmollwinkel in Petersburg schiffbrüchig gewordener Hof-, Staats- und Militärbeamten, und stand für alle denkenden Leute doch schon vor dem Krimkriege fest, daß das seit dem Ungarnkriege von 1849 auf den Gipfel getriebene Abperrungs- und Bevormundungssystem des Kaisers Nikolaus dem Bankerott entgegenreibe und mit dem Leben seines Urhebers zu Ende gehen müsse. Seit der Verwidelung von 1853/54 galt vollends für ausgemacht, daß Leute, welche mit der Zukunft rechnen wollten, sich vor allen Dingen von der Abnutzung durch die bestehende Regierung fern halten und ihr Pulver trocken legen mußten. Fürst Wladimir Alexander wußte das so gut wie andere Leute und verfuhr danach. Erst nach der Thronbesteigung Kaiser Alexander's und nach Beginn der Bewegung für die Aufhebung der Leibeigenschaft ließ er sich zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes herbei und auch da nur in der Eigenschaft eines Erwählten seiner Standesgenossen, nicht als Functionär der Regierung. Zur Vorberathung der Maßnahmen, welche die Bauernemancipation regeln sollte, wurden 1858 in sämmtlichen Gouvernements des Reichs von den Adelsverbänden erwählte Ausschüsse niedergesetzt, welche sich über die Cardinalfragen aussprechen und in's Besondere die künftige agrarische Organisation, d. h. das Verhältniß der emancipirten Bauern zu dem von ihnen bebauten Grund und Boden begutachten sollten. Fast allenthalben entbrannte ein erbitterter Kampf zwischen den liberalen Minderheiten, welche die persönliche Befreiung der Leibeigenen von einer Ablösung des im bäuerlichen Besitz befindlichen Grund und Bodens begleitet sehen wollten, und den Anhängern des status-quo, die von mehr als einer Beseitigung der Hörigkeit ihrer Hinterlassen nichts wissen wollten und in der geplanten agrarischen Reorganisation den Vorläufer einer gefährlichen Revolution verabscheuten; eine dritte, innerhalb der Commissionen wenig zahlreiche, aber von der öffentlichen Meinung besonders lebhaft unterstützte Gruppe verlangte gar die unentgeltliche Abtretung der bäuerlichen Territorien an ihre Bewohner und die Proclamation des ungetheilten Gemeindebesitzes als der Grundform des Agrarsystems der Zukunft. An der Spitze der Liberalen des Gouvernements Twer stand Fürst Ischerasski, der aus seiner Vorliebe für den Gemeindebesitz und für einen den Bauern möglichst günstigen Ablösungsmodus so wenig ein Gehl machte, daß man ihn für den Vorgesrittensten der Vorgesrittenen ansah, von der einen Seite mit Zeichen unbedingter Verehrung, von der andern mit unverhohlenem Haß verfolgt. Da ein sehr beträchtlicher Theil gerade des hohen Adels in den Reihen der revolutionären Opposition stand, so verstand sich von selbst, daß die Minderheiten des besondern Wohlwollens der Regierung genossen und daß energische Parteinahme für die Sache der Bauernfreiheit für den sichersten Weg zu Allerhöchster Gunst, zu Beförde-

rungen und Ehrenstellungen galt. Ueber die letzten Gründe der von Tscherskoffi befolgten Handlungsweise wird gestritten werden können, — Thatsache ist, daß der Fürst sein Möglichstes that, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und die Rolle eines Führers in dem entbrannten Principientampfe zu spielen und daß ihm das vollständig gelang. Es war natürlich, daß er der Zahl der Adelsrepräsentanten angehörte, welche im September 1859 nach St. Petersburg berufen wurden, um an der Redaction des Emancipationsgesetzes Theil zu nehmen, daß er in das sogenannte Organisations-Comité trat und gemeinsam mit dem Geheimrath Nic. Miljutin und seinen Mosklauer Jugendfreunden Samarin und Koschelew die äußerste Linke desselben bildete. Miljutin, das anerkannte Oberhaupt der demokratisch-bureaucratischen Partei, stand damals im besonderen Vertrauen der Großfürstin Helene (Wittve des Großfürsten Michael Pawlowitsch, Schwägerin des verstorbenen und Tante des regierenden Kaisers), welche die Aporophäen des neumodischen russischen Liberalismus regelmäßig in den Sälen des Palais Michel versammelte, durch Begünstigung der Emancipationsfrage eine politische Rolle zu spielen versuchte und, trotz ihrer deutschen Herkunft, nationalen Velleitäten nicht abgeneigt war. Miljutin's Freunde wurden zu Habitues der großfürstlichen Zimmer, sie discutirten in denselben allabendlich die weitgehendsten Pläne, erörterten die Fragen der künftigen russischen Reichsverfassung und galten alsbald der öffentlichen Meinung für die prädestinirten Träger der Geschicke des modernen Rußland. Unter ihnen that Tscherskoffi sich durch die Sicherheit seines Auftretens, den Sarcasmus und die Entschiedenheit seiner Redeweise und den Radicalismus seiner Anschauungen so nachdrücklich hervor, daß er für den besonderen Günstling Ihrer kaiserlichen Hoheit, für einen Mann galt, der Alles wisse, Alles könne und vor keinem Wagniß zurückschreie. Aristokratisches Selbstgefühl, gesellschaftliche Geschmeidigkeit und doctrinärer Unfehlbarkeitsdünkel hatten sich bei ihm zu einem Ganzen verbunden, das eigens auf den Geschmack jener merkwürdigen, von den seltsamsten Gegensätzen bewegten Zeit berechnet zu sein schien. Von den Vorurtheilen und Gewohnheiten des früheren Systems war genug übrig geblieben, damit Geburt, Vermögen und vornehmes savoir faire nach wie vor als Grundbedingungen jeder staatsmännischen Laufbahn im größeren Stil angesehen wurden, — den Forderungen der neuen Zeit entsprach es, daß der Fürst auf die bestehende Ordnung der Dinge verächtlich herabsah, daß er von Allem, was bisher Geltung besaßen, das Gegentheil verlangte, und daß er das von dem vollen Zauber der Neuheit umgebene, der ausschließlichen Gesellschaft kaum dem Namen nach bekannt gewesene nationale Evangelium von der providentiellen Aufgabe des „Volks“, tönend verkündigte. Das Slavophilenthum war für den Augenblick modisch und salonfähig geworden; wer etwas bedeuten wollte, mußte sich zu den Doctrinen des nationalen Principis bekennen und der Vorzug, ein Patriot und Rationaler „de la veille“ zu sein, konnte zeitweise mit keinem andern verglichen werden. — So schwang der Jugendfreund der Askatow und Kirejewski sich unschwer zu der Stellung eines liberalen und nationalen Salonhelden ersten Ranges auf, und galt er für einen der Männer der Zukunft, obgleich er in Wahrheit nicht mehr als hundert Andere gethan, in den Kreis- und Gouverne-

ments-Commissionen und im Comité für das Miljutin'sche Programm gestimmt, durch gelegentliche Ausrufe die Bereitschaft ausgesprochen hatte, erforderlichen Falls noch weiter als Herr Miljutin zu gehen. Zum Erwerb und zur Betätigung administrativer und staatsmännischer Erfahrung hatte ihm die Gelegenheit ebenso gefehlt, wie den meisten seiner Genossen. In den Augen der damaligen Wortführer der öffentlichen Meinung bedeutete freilich auch dieser Mangel ein Verdienst: nur von politischen Neophyten konnte das Heil kommen, denn nur diese waren durch „Routine“ und „Schlendrian“ noch nicht „angekränkt“, noch nicht um die „angeborene Farbe der Entschliebung“ gebracht worden!

Zunächst schien dafür gesorgt zu sein, daß diese Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Innerhalb des Organisations-Comité's drang Herr Nic. Miljutin mit seinen Anschauungen nur theilweise durch. Er zog sich für eine Weile von der öffentlichen Thätigkeit zurück, reiste in's Ausland und ließ seine Freunde und Anhänger „waisen“. Von einer Verwendung des Tscherkasski und Genossen im Staatsdienste war nicht die Rede; ja, es gewann den Anschein, als ob die Gegner der neuen Schule die Oberhand behalten würden und als ob der wachsende Einfluß des Radicalismus auf die breiteren Schichten der Bevölkerung, die Regierung zu engerem Anschluß an die Conservativen treiben werde. Fürst Tscherkasski erhielt eine weit über seinen Classenrang (er war damals bloßer Titulär-rath) hinausgehende Ordensauszeichnung, lehrte indessen in die Provinz zurück, ohne daß ihm ein höheres Staatsamt auch nur angeboten worden wäre — für die Aufrechterhaltung seines Gedächtnisses wußten seine Gönner und Gönnerinnen im Palais Michel indessen so trefflich zu sorgen, daß er bei der nächsten entscheidenden Wendung, die sich im Staatsleben vollzog, in eine der wichtigsten Stellungen gehoben wurde, die überhaupt zu vergeben waren.

Diese Wendung trat zwei Jahre nach Erlaß des Emancipationsgesetzes, im Frühjahr 1863 unter dem Einfluß der tiefgehenden Wirkungen ein, welche der Ausbruch des polnisch-litthauischen Aufstandes auf Regierung und Gesellschaft Rußlands übte. Man entschloß sich an entscheidender Stelle, das unter den Auspicien des Marquis Wielopolski ausgearbeitete, in die Hände des zum Statthalter von Polen ernannten Großfürsten Constantin gelegte Veröhnungssystem aufzugeben und den umfassenden Plan anzunehmen, welchen Herr Miljutin für die Reorganisation des ehemaligen Königreichs vorgelegt hatte. Der „Erfstein“, den die Bauleute von 1859 und 1860 verworfen hatten, wurde zum Fundament des an der Weichsel aufzuführenden neuen Gebäudes gemacht, eine Umgestaltung der agrarischen Einrichtungen und der Verwaltung Polens in Angriff genommen, welche darauf abzielte, die als politisch unverbesserlich erkannten Classen, Adel und Geistlichkeit, aus ihrer geschichtlichen Stellung und ihrem Besitz zu verdrängen und die russische Herrschaft über das „Weichselland“ auf die Sympathien des plötzlich zum Eigenthümer gemachten polnischen Bauernstandes zu gründen. Das bauernfreundliche, den Adel schädigende Emancipations- und Reorganisationsystem, das für Rußland verworfen worden war, wurde in verschärfter Form für Polen adoptirt, und sein Urheber, Miljutin, mit der Ausführung desselben betraut. — Mit dem Eifer des echten „Fanatikers der Re-

flexion“ ging dieser Herr an's Werk; sein erster Schritt war, daß er die wichtigsten Aemter in die Hände politischer „Volontaire“ seiner Freunde und Genossen von 1859 legte, die Russification Polens für eine heilige Missionsfache erklärte, alle Polen von der Theilnahme an der Verwaltung ihres Landes ausschloß und ganze Schaa ren glaubenseifriger Jünger des neuen slavischen Evangeliums nach Warschau spediren ließ. Der „Titulärath“, Fürst Ischerasski, wurde über Nacht zum wirklichen Staatsdienst, zum Director der Warschauer Regierungs-Commission für innere und geistliche Angelegenheiten und zum Mitgliede des in ein „Organisations-Comité“ verwandelten polnischen Staatsraths befördert, ein anderer Statophile und administrativer homo novus, der ehemalige Branntwein-Unternehmer Roschelew mit der Leitung der Finanzen des Königreichs betraut u. s. w. Herr Miljutin, dem einige Zeit darauf Amt und Titel eines Staats-Secretärs für Polen ertheilt wurden, führte die Männer seines Vertrauens in ihre neuen Aemter ein, kehrte dann aber nach St. Petersburg zurück, um in entscheidender Stunde für die „Sache“ wirken und den Angriffen entgegenzutreten zu können, welche sich alsbald von allen Seiten gegen das ungeheuerliche Unternehmen erhoben, ein compact polnisches Land zu einem russischen zu machen und (wie Fürst Ischerasski gesagt hatte) „das Lateinerthum zu entwurzeln und durch eine wahrhaft slavische Civilisation zu ersetzen.“

Es war dieses „geistreiche Wort“ nicht das einzige, welches der „werdende junge Staatsmann“ damals in Cours gesetzt und durch welches er sich zu den Principien bekannt hatte, deren Verwirklichung zuerst durch den General-Gouverneur von Wilna, den General der Infanterie und ehemaligen Domänen-Minister Mura wjew versucht worden war. Bevor er seinen Fuß zum ersten Male auf polnische Erde gesetzt, hatte der neue Director der geistlichen und inneren Angelegenheiten erklärt, daß er einen „bis in's Einzelne fertigen Verwaltungsplan“ mitbringe, an dem „Nichts“ zu ändern sein werde; bei seiner Ankunft in Warschau hatte er einem alten Beamten, der auf die Schwierigkeiten einer genauen Bekanntschaft mit den complicirten polnischen Einrichtungen aufmerksam machte, geantwortet: „Auf der Reise von Petersburg nach Warschau sei alles Erforderliche bereits von ihm und Herrn Miljutin durchgesprochen worden.“ Böse Zungen führten sogar das von dem Oppositionsblatt „Wesstj“ berichtete, bei einem Wilnaer Bankett gesprochene Kraftwort „Ein griechisch-orthodoxer Atheist sei immer noch besser als ein katholischer Gläubiger“ auf den erlauchten Redner zurück, dessen Stärke in „geistreichen Antworten“ und „großen Aperçus“ die Staffel zu der im Sturm lauf erklommenen Leiter gewesen war. — Diesem Anfang entsprach der Fortgang. Einrichtungen, deren Aufstellung Jahrzehnte gekostet hatten, wurden in ebenso viel Tagen beseitigt und umgeformt, ganze Bibliotheken neuer Gesetze und Verordnungen in die Welt gesetzt, agrarische Ablösungs-Reglements erlassen, welche den Adel ruinirten, ohne den Bauern zu bereichern, Bischöfe abgesetzt, Schulen geschlossen, katholische und unirte Kirchen in griechisch-orthodoxe verwandelt, ja selbst Versuche zur Verdrängung des lateinischen Alphabets durch kyrillische Schriftzeichen mit der glücklichen Unschuld eines unbelehrbaren Doctrinarismus decretirt, — natürlich, um zurückgenommen zu werden, sobald sie das nöthige Unheil

angerichtet hatten. Von der öffentlichen Meinung begünstigt, in der „Moskau'schen Zeitung“ alltäglich als „Missionär“ der guten Sache angepriesen, von Miljutin mit fast unbeschränkten Vollmachten ausgerüstet, konnte der Fürst seiner Neigung zu schrankenloser Selbstherrlichkeit und Consequenzmacherei einige Zeit lang vollständig die Zügel schießen lassen. Es gelang ihm binnen weniger Monate nicht nur die mühsamen Resultate der Wielopolski'schen Organisation, sondern fast alle aus der Napoleonischen Zeit und aus den dreißiger Jahren herrührenden Einrichtungen in Trümmer zu schlagen, alle bisherigen Besitzverhältnisse auf den Kopf zu stellen und den polnischen Bauernstand in eine Begriffsverwirrung zu steuern, die sich zunächst in Verwüstung der Wälder, Vernachlässigung des Straßenbaues und der Feldwirthschaft Luft machte und trotz der auf den Stand der bisherigen Hinterlassen gehäuften gouvemenentalen Wohlthaten eine Verwirrung herbeiführte, deren Folgen bis heute noch nicht verwunden sind. Auf dem Papier war inzwischen eine neue, wahrhaft russische Ordnung der polnischen Dinge geschaffen worden, — in Wahrheit von einer solchen aber so wenig zu spüren, daß der zum Ablatus, dann zum Nachfolger des Großfürsten-Statthalter ernannte oberste Verwalter des Königreichs, Feldmarschall Graf Berg, sich veranlaßt sah, gegen die zunehmende Desorganisation des Landes Verwahrung einzulegen und der Miljutin'schen Verwaltung sowol in Petersburg, wie in Warschau offen entgegenzutreten. Zwischen ihm, dem Manne der alten Schule, der unter Alexander I. und unter Nikolaus emporgekommen war und als Aristokrat, Deutscher und Militär nationalen Excentricitäten und liberalen Verwaltungs-Experimenten gründlich abgeneigt war und den „Allerneuften“, die als Myrmidonen des Minister-Staatssecretärs von dem Statthalter unabhängig zu sein glaubten, entbrannte ein tödlicher Zwist, dessen Auskämpfung an der Weichsel von Tschersasski, an der Netwa von Miljutin selbst übernommen wurde und der mehrere Jahre lang hin und her schwankte. Seinem Gegner an Bildung und „Geist“ entschieden nachstehend, verband Berg mit einer nach Jahrzehnten zählenden, unter den schwierigsten Verhältnissen erworbenen administrativen Erfahrung, einen so gefunden politischen Instinct und eine so unbestechliche Nüchternheit des Urtheils, daß seine ersten Berichte ausreichend waren, das Vertrauen des Kaisers in die Ersprießlichkeit der Miljutin-Tschersasski'schen „Organisationsmethode“ zu erschüttern: so hoch aber war der Einfluß der Nationalpartei während der Jahre 1863 bis 1866 angewachsen, daß ein sofortiger Systemwechsel unrathsam erschien und daß an maßgebender Stelle eine Weile der Versuch gemacht wurde, zwischen den Extremen zu vermitteln und die Spitzen derselben abzubiegen. Spiegelte der Antagonismus zwischen Berg und Miljutin doch nur die Gegensätze wieder, die sich auch im kaiserlichen Cabinet wiederfanden, einerseits durch den Minister des Innern, Walujew, andererseits durch die Minister der Domänen, des Unterrichts und des Krieges repräsentirt wurden und anscheinend nicht zu heilen waren! Tschersasski wurden Mäßigung und Verständigung mit dem Statthalter empfohlen, den Letzteren suchte man davon zu überzeugen, daß die Schuld der von ihm gerügten Mängel nicht bei dem System selbst, sondern bei der Ausführung desselben und bei der Neuheit der ganzen Sache zu suchen sei. Eine Entscheidung trat erst ein, als

Miljutin, im December 1866, durch einen Schlaganfall gelähmt wurde, während Graf Berg eben in Petersburg anwesend war, um neue Beschwerden gegen die Wirthschaft des Organisationscomité's und der beiden Führer desselben, Ischerasski und Roschelew, zu erheben. Auf die Kunde von Miljutin's Erkrankung suchte Ischerasski telegraphisch bei dem Statthalter um einen Urlaub nach Petersburg nach: er wollte den Versuch machen, direct an den Monarchen zu gehen und mochte sich mit der Hoffnung schmeicheln, seines dienstunfähigen Freundes Nachfolger zu werden. Da Berg, trotz aller an ihn gerichteten Depeschen, keine Antwort gab, wandte der Fürst sich an die Großfürstin Helene, welche ihm die sehnlichst gewünschte Reiseerlaubnis wirklich verschaffte. Als Ischerasski in der Residenz eintraf, war es indessen zu spät. Graf Berg hatte so erfolgreich zu operiren verstanden, daß dem Fürsten die günstige Aufnahme, die er in den patriotischen Salons fand, im kaiserlichen Cabinet und bei dem damaligen ersten Vertrauensmann des Kaisers, Grafen Peter Schuwalow, versagt blieb. Das polnische Staatssecretariat war interimistisch von Schuwalow selbst übernommen, dann dem Senator Rabolow, einem der früheren Warschauer Rathgeber des Großfürsten Constantin, übertragen worden, einem Manne, der unter Wielopolski gedient hatte und demgemäß dem „System“ durchaus fremd gegenüberstand. Ischerasski versuchte einen äußersten Schritt; gestützt auf die „Unentbehrlichkeit“, die seine Freunde und Bewunderer ihm eingeredet hatten, erbat er den Abschied. Dieser wurde dem überraschten Staatsmanne so bereitwillig ertheilt, daß derselbe für rathsam hielt, nicht erst nach Warschau zurückzukehren, sondern gemeinsam mit seinem (gleichfalls entlassenen) Freunde Roschelew den Staub des undankbaren Petersburg abzuschütteln und seinen Wohnsitz in das „eigentliche Herz“ des Reichs, das allezeit patriotisch, national und dankbar erfundene Moskau zu verlegen. Mit dem vor kaum drei Jahren so zuversichtlich und hoffnungsvoll unternommenen slawischen Missionswerk war es aber für immer zu Ende — das Vertrauen des Kaisers hatte sich den Männern der Mäßigung und des Friedens zugewendet, die Ischerasski als seine Todfeinde kannte.

Wäre diese Katastrophe nicht in die Tage gefallen, welche Zeugen der Errichtung des Norddeutschen Bundes waren, es hätte dieselbe vielleicht die europäische Sensation gemacht, auf welche der eitle Mann rechnete. So behielt es bei einer russischen Sensation und bei den Huldigungen sein Betenden, welche die Prehlöwen der Moskauer Nationalpartei, die Herren Rattow und Iwan Afanow, auf ihren Gefinnungsgeoffenen bei dessen Ueberfiedelung in die altrussische Hauptstadt häuften. Die Rolle eines durch reactionäre Intriguen gestützten Patrioten und frondirenden Staatsmannes war für den Fürsten Ischerasski wie geschaffen und es konnte nicht fehlen, daß er dieselbe zunächst im Kreise seiner näheren Freunde, dann von dem großen Publicum mit entschiedenem Erfolge ausfüllte. Die in Rußland seltene Gelegenheit zu öffentlichem Auftreten fand sich durch ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen früher ein, als erwartet sein mochte. Wenige Monate nach der besprochenen „Katastrophe“ wurde auf Anregung der „Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft zu Moskau“ eine ethnologische Ausstellung beschlossen, zu welcher alle russischen

und außerrussischen Slawenstämme Einladungen erhielten und die sich unter den Händen der nationalen Parteiführer zu einem allgemeinen Slawencongreß, — zu einer Veranstaltung erweiterte, welche dem mit der Wiederherstellung des deutschen Namens und der Errichtung des Norddeutschen Bundes beschäftigten westlichen Europa, die Einheit und den hohen Bildungsgrad des jüngsten und zahlreichsten europäischen Stammes zur Anschauung bringen sollte. Die eigentliche Ausstellung beschränkte sich auf den Aufbau einiger Duzend Wohnmodelle, welche die Eigentümlichkeiten groß- und kleinrussischer, ruthenischer, polnischer u. s. w. Bauart exemplificiren sollten, und auf eine Sammlung von Trachten, Wirthschaftsgeräthen, Waffen und Pferdegeschirren, welche in der Eile zusammengerafft und von geschickten Händen groupirt worden war. Den Schwerpunkt der Sache sollten das Zusammentreffen der nationalen Führer aus allen slawischen Ländern und die von diesen gepflogene Berathung bilden: man gedachte es den einige Jahre früher in Deutschland Mode gewesenem nationalen Schützen- und Turnertagen nachzuthun und nach dem Vorbilde dieser etwas wie einen slawischen Nationalverein fertig zu bringen. — Am 5. Mai 1867 wurde die Ausstellung in den Räumen der dem Moskauer Universitätsgebäude benachbarten großen Reitbahn feierlich eröffnet; einige Wochen später begannen die aus Süden und Westen eingeladenen Gäste sich zu sammeln und die sonst so stillen Straßen des „Mütterchen Moskau“ zu beleben. Zu Czernowichau, an der polnischen Grenze, hatte eine feierliche Begrüßung der durch Deputationen vertretenen österreichischen Slawenstämme stattgefunden, welchem glänzende, in Warschau und Petersburg veranstaltete Festlichkeiten, ein großer Empfang durch den Großfürsten Constantin, die Verlesung zahlloser Reden, Bewillkommungsgebichte, in den großen Kirchen celebrirte Messen u. s. w. gefolgt waren. Das Czechenthum war durch die Altmeister Palagky und Kieger, den jüngeren Schaffarik, Hamernik u. s. w., das Banat durch den Dr. Polisch vertreten; als Repräsentant Serbiens fungirte Miletitich, an der Spitze der dalmatinischen Deputation marschirte Pater Danilo von Zara, Croatien hatte Herrn Subotich, Bulgarien einen Studenten Bogorow entsendet, und um dem Humor einen gewissen Antheil an der Sache zu sichern, fehlte auch die „echtslawische“ sächsische Kaufsz nicht. Ihre Repräsentanten, Schmalzer, Pech und Deutschmann hatten die wohlklingenden Namen Smoljar, Pel und Dutschman angenommen und überboten ihre sämtlichen Genossen an nationaler Entschiedenheit und begeisterter Hingabe an die Sache des „führenden slawischen Staats“. Desto peinlicher machte sich geltend, daß die Schooßkinder der Moskauer Propaganda, die galizischen Ruthenen durch das Mißtrauen der österreichischen Regierung an der Entsendung einer besonderen Deputation verhindert worden waren und daß das in den übrigen Gesandtschaften ziemlich reichlich vertretene römisch-katholische Element der Betonung des morgenländisch-katholischen Charakters der Versammlung manche Hindernisse in den Weg legte.

Auf die Einzelheiten dieser merkwürdigen Veranstaltung näher einzugehen, müssen wir uns versagen — genug, daß der Hauptzweck derselben darauf hinauslief, die fremden Gäste trotz aller ihnen gespendeten Huldigungen von der Nothwendigkeit einer vollständigen Unterordnung des außerrussischen Slawen-



thums unter den russischen Staatsgedanken zu überzeugen und das griechisch-orthodoxe Bekenntniß als unentbehrliches Erforderniß wahrhaft slawischer Entwicklung zu bezeichnen. In diesem Sinne hatte der Metropolit von Petersburg bei Gelegenheit der in der Isaakskirche veranstalteten Gallameffe den Text „ein Hirte und eine Heerde“ zum Vortwurf genommen, in diesem Sinne der Moskauer Rector, Warschem, seine große Rede gehalten; in dieser Absicht war der Zersahrenheit des Westens gegenüber von dem Dichter Tjuttschew die slawische Einheit und Solidarität gepriesen worden; ein anderer Redner, der Historiker Schtschegalski, hatte sich sogar zu der Forderung einer einheitlichen Sprache aufgeschwungen und im Bunde mit dem Bulgaren Bogoretow die Herrschaft des russischen Idioms als der allein berechtigten Schriftsprache proclamirt. Ein Einspruch gegen diese Aufstellungen war nirgend erhoben worden. Die föderalistisch Denkenden unter den „Gästen“ hielten mit ihrer abweichenden Meinung zurück, weil sie die Gelegenheit abwarten wollten, die Tragweite der ihnen gepredigten Doctrinen an einem concreten Beispiel zu erproben und gleichzeitig eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, deren Erörterung und Feststellung namentlich bei den Czechenfürhern beschlossene Sache war.

Diese Angelegenheit war die polnische Frage, die zur Berathung derselben gewählte Gelegenheit das große im Gehölz von Sotolniki gegebene Bankett, welches den Höhepunkt der gesammten „slawischen Woche“ bilden sollte. Die Festgeberin war keine geringere, als die Stadt Moskau, das Zeichen, unter welchem dieselbe ihre Gäste versammelt hatte, das in der Mitte des Parkes aufgepflanzte Banner der beiden Slawenapostel Cyrill und Methodius. Das Signal zur Debatte gab der alte Panlawist Pogodin. „Unsere brüderliche Versammlung,“ so hub der Redner an, „ist leider nicht vollzählig — Polen ist in unserer Mitte nicht vertreten. Sie allein von allen Slawen halten sich bei Seite, und während alle Söhne unseres Stammes einander brüderlich umarmen, steht Polen mit vielhundertjährigen Feinden des Slawenthums im Bunde. Fern aber sei von uns, diese unsere Brüder für immer aus unserer Gemeinschaft auszuschließen; wir wollen uns vielmehr zu der Hoffnung und zu dem Wunsche bekennen, daß sie dereinst von ihrer Verblendung zurückkommen und ihr Unrecht einsehen werden. Erst wenn die Polen das Vergangene vergangen sein lassen, ihre Feindseligkeiten einstellen und zu der Sangmuth unseres vielgeliebten Herrschers Vertrauen fassen wollen, erst dann wird die Freude der Slawen eine vollständige sein.“ — Für eine Antwort auf diese Einladung zur Discussion der polnischen Frage konnte die auf dieselbe folgende Apostrophe Iwan Afakow's über Polens freiwillige Ausschließung aus der slawischen Völkerfamilie, trotz der beifälligen Aufnahme, welche sie fand, nicht gelten — alle Welt wußte, daß Nieger antworten werde, und daß er sich in einer zu Paris mit polnischen Emigrationsführern abgehaltenen Conferenz förmlich verpflichtet habe, die Sache des verlassenen slawischen Bruderstammes zu vertreten. Unter das Banner der beiden Slawenapostel tretend, erinnerte der berühmte czechische Parteiführer zunächst daran, daß es das Gesetz der Liebe sei, welches Cyrill und Methodius den Völkern des Ostens gepredigt hätten: dieses Gesetz sei noch heute in Geltung, es müsse auch dem Pfaffenvolke gegenüber beobachtet werden. Während alle Völker des westlichen Europa mit ihren Sympathien auf Seiten

des Aufstandes von 1863 gestanden hätten, seien er, Rieger, und sein Freund Palacky keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen, daß das aufständische Polenthum ein Unrecht begehe und sich Rußlands berechtigten Forderungen entziehe. Das polnische Unrecht sei ein altes, nach Jahrhunderten zählendes; es dauere bis zur Stunde fort, denn Polen allein verhindere den Zusammenschluß der slawischen Völker und ein gemeinsames Vorgehen derselben in der orientalischen Frage. Da dieser Hader aber im allseitigen Interesse nicht länger fort-dauern dürfe, da die Gefahr obwalte, daß die Polen schließlich die Beihilfe der kriegsmächtigen Deutschen herbeiriefen, und da endlich Thatsache sei, daß Polen überwunden zu den Füßen Rußlands daliege, so erscheine geboten, daß der Sieger die Initiative zur Ausöhnung ergreife und dem Besiegten die Hand zum Frieden biete, daß der Bruder den gefallenen Bruder wieder aufrichte. Rußland müsse sagen: „Ich bin der Sieger, ich könnte Dir das Leben nehmen, da ich aber gerecht bin und da Du mein Bruder bist, schenke ich Dir das Leben.“ Den Augenblick für Heilung der zu schlagenden Wunde und die erforderlichen Mittel anzugeben, habe er, Redner, nicht nöthig: er dürfe in dieser Rücksicht auf das Herz und auf die Weisheit Alexanders II. vertrauen, der nicht nur ein großer Herrscher, sondern zugleich ein edler, großmüthiger Slawe sei. Eine derartige großmüthige Handlungsweise werde unzweifelhaft die Polen zum Eingeständniß ihres Unrechts führen: das hoffe er, Redner, ebenso zuversichtlich, wie daß die Russen zu vergeben wissen würden. „Ich weiß wol,“ hieß es zum Schluß, „daß Eure Herzen jetzt noch voll Bitterkeit sind, daß die Euch geschlagenen Wunden noch brennen. Haben die Polen aber einmal die Rechte Rußlands anerkannt, so hoffe ich zuversichtlich, daß Ihr als gute Slawen, als Glieder einer mächtigen, ihrer Kraft bewußten Nation und als treue und echte Söhne und Schüler unserer heiligen Apostel, das Wort der Liebe und Vergebung zu finden wissen werdet.“

So entschieden dieser Vortrag darauf berechnet war, die russische Eigenliebe zu captiviren und Alles fernzuhalten, was nach Verletzung der ein Mal vorhandenen Vorurtheile schmeden konnte, so peinlich wirkte derselbe auf die Zuhörerschaft, die sonst gewohnt gewesen war, jedem von Rieger gesprochenem Worte unbedingten Beifall zu spenden. Darüber, daß an eine wirkliche Verständigung nicht zu denken sei, waren die anwesenden Russen ebenso einig, wie über die Nothwendigkeit und über die Schwierigkeit einer Replik. Minutenlanges, allseitig als Centnerlast empfundenes, nur hie und da durch feindliches Murren unterbrochenes Schweigen hatte über der Versammlung gelegen, als Fürst Tscherkasski sich erhob, um — sicher und selbstzufrieden wie immer — unter das Apostelbanner zu treten und die Politik der Polenvernichtung zu vertheidigen, deren vornehmster Träger er selbst gewesen war. Die nationale Seite der Sache, auf welche es wesentlich und vor Allem ankam, wurde mit ein paar Phrasen abgethan und kurzweg behauptet, es handele sich nur um eine administrative und um eine politische, rein staatliche Frage. Administrativ seien Russen und Polen einander gleichgestellt, in den „Weichsel-Gouvernements“ herrschten dieselben Geseze, Steuereinrichtungen und Ordnungen wie im übrigen Rußland; die an der Weichsel erhobene Branntweinabgabe sei sogar geringer, als die an der Netwa und Moskau vorgeschriebene. Damit sei gethan, was

irgend verlangt werden könne, damit sei bewiesen, daß Rußland Polen gegenüber seine Pflicht vollständig erfüllt habe und daß es sich, Europa und seinen slawischen Brüdern gegenüber, eines völlig guten und reinen Gewissens rühmen dürfe. Anlangend die politische Frage, sei zunächst zu konstatiren, daß es Rußland allein gewesen sei, welches Polen geschaffen habe: im Jahre 1815 habe es kein Polen gegeben, da seine staatliche Existenz durch Europa vernichtet worden. Damals habe Rußland die politische Freiheit dem Polenthum zum Geschenk gemacht, — diese Freiheit aber sei durch die Erhebungen von 1830 und 1863 definitiv verwirkt „und dadurch die alte Rechnung zwischen Polen und Russen für immer geschlossen worden“. Die einmal zwischen beiden Stämmen bestehenden Beziehungen zu verändern, sei ebenso unmöglich, wie den Lauf eines Flusses umzulehren. „Eine Aussöhnung ist nur möglich, wenn die Wechsel-Gouvernements auf jede Sonderexistenz verzichten, wenn Polen nicht im Troß, sondern wie der treuige verlorene Sohn des Evangeliums unter das Dach des verlassenen Vaterhauses demüthig zurückkehrt; erst dann werden wir ihm unsere Arme verzeihend öffnen. Dann aber soll es kein Kalb unserer Herde geben, das fett genug wäre, um zur Feier dieses Festes geschlachtet zu werden. Nur vom polnischen Volke selbst hängt dessen Zukunft ab, — Rußland ist Polen Nichts schuldig.“ — Und als ob es mit diesem Bekenntniß zu der Nothwendigkeit eines alle Freiheit der einzelnen Stämme ausschließenden, slawischen Einheitsstaates nicht genug gewesen wäre, schloß der fürstliche Redner seinen Vortrag mit einem Hoch auf die Todfeinde des Polenthums und des österreichischen Föderalismus, — auf die für die „russische Volksart“ kämpfenden Ruthenen Galiziens!

Mit dieser Rede, welche den „geliebten Gästen“ das Recht zum Mitreden über die wichtigste aller „slawischen Fragen“ ein für alle Mal absprach, die den „Panlawismus“ kurzweg als Herrschaft des Älteren über den jüngeren Bruder definirte und die wesentlich dazu beitrug, daß die zweite Hälfte der Moskauer „Slawenwoche“ sehr viel geräuschloser verlief, als die erste — mit dieser Rede hatte Fürst Ischcrasski den Gipfel der Popularität erstiegen. Wochenlang paraphrasirte die „Moskausche Zeitung“ die einzelnen Sätze der im Salomiti-Parl gehaltenen Rede, um immer wieder mit dem Preise des „echt-nationalen“ Staatsmannes zu schließen, der dieselbe gehalten und die „Brüder“ ein für alle Mal von der Bedeutung des „realen“ russischen Staats für den slawischen Gedanken überzeugt hatte. — Dieser Staatsmann hatte inzwischen in Moskau seine Winterresidenz aufgeschlagen, sich als Mitglied des Slawencomité's der Aufmerksamkeit eines verehrungswürdigen Publicums allmonatlich empfohlen, endlich als Hausbesitzer das Recht erworben, bei den Municipalswahlen der ersten russischen Hauptstadt mitberücksichtigt zu werden. Diese Wahlen spielten seit Einführung der neuen Städteordnung in der höheren Gesellschaft der beiden Residenzen eine gewisse Rolle; sie boten den erforderlichen Spielraum für das Bedürfniß nach öffentlicher Thätigkeit und nach Geltendmachung politischer und ständischer Parteiwünsche, die in ihrer früheren Form nicht mehr verlaublich werden durften, nachdem die Regierung das Heft wieder in die Hände bekommen hatte. Um städtische Ämter, welche zehn Jahre früher ausschließlich von Kaufleuten und Gewerbetreibenden zweiter Ordnung bekleidet und von den staat-

lichen Würdenträgern mit unverhohlener Mißachtung behandelt worden waren, bewarben sich seit Mitte der sechziger Jahre hochgeborene Aristokraten und frondirende Staatsmänner, indem sie sich selbst und andere Leute damit trösteten, daß auch Mirabeau seiner Zeit keinen Anstand genommen habe, in die Reihen der Bourgeoisie hinabzusteigen. Das erste nach der neuen Ordnung erwählte Stadthaupt (Bürgermeister) von Moskau war ein Fürst Schtscherbatow gewesen, innerhalb der Stadtverordnetenversammlung hatten Jwan Askow und Juri Samarin die Wortführer gespielt: bei den im Jahre 1868 vorgenommenen Neuwahlen ließ Fürst Ischerasski sich als Candidat für das Amt des Stadthauptes aufstellen und mit überwältigender Stimmenmehrheit erwählen. Freudestrahlend rühmten die härtigen Kaufleute das Gostinoi-Dwor (Kaufhof), daß das Oberhaupt ihrer Commune ein Exminister des Zarthums Polen, ein Mann sei, der die Qualitäten des Sannownil (Magnaten) und Belmoscha (Würdenträgers) in sich vereinige, an Vornehmheit Se. Excellenz den Herrn Gouvernements-Abelsmarschall übertreffe, den General-Gouverneur als Seinesgleichen behandle und beim Empfang Sr. Majestät, als zweiter „Wirth“ der Provinz und Repräsentant der ersten Stadt des Reiches den Platz über dem Gouverneur in Anspruch genommen und siegreich behauptet habe. Wußten die älteren unter diesen Wählern sich doch noch deutlich des Tages zu erinnern, wo ihr Golowa (Stadthaupt) von den kaiserlichen Gardeofficieren nicht für würdig befunden worden war, neben ihnen bei Tisch zu sitzen, als die Stadt Moskau zu Ehren des Allerhöchsten Krönungstages dem Officiercorps ein Bankett gegeben hatte! — Ueber die Freude an diesen Außerselbstlichkeiten einer anspruchsvollen, oppositionell aufgestellten Repräsentation sollten die guten Pfahlbürger „Mütterchen Moskau's“ indessen nicht hinauskommen. Das „Stadthaupt“ trat seinen Collegen und Untergebenen gegenüber so hochfahrend und barsch auf, daß es schon in der ersten Zeit der Amtsführung desselben ärgerliche Händel und Conflict gab, und daß in der Folge immer wiederkehrende innere Reibungen eine ersprießliche Thätigkeit der communalen Verwaltungsmaschine so gut wie unmöglich machten. Besonderen Anstoß erregte die Vorliebe für Anwendung der Körperstrafe, welche der Bauernfreund von 1859 und demokratische Reorganisator Polens durchblicken ließ: selbst die näheren Freunde und Parteigenossen Ischerasski's mußten die Achseln zucken, wenn gelegentlich erzählt wurde, Se. Erlaucht führten kein Wort so häufig im Munde wie das alt-nationale, aber längst aus der Mode gekommene „Rosgi“ (Ruthen!). Schließlich waren alle Theile herzlich zufrieden, daß der Fürst nach einiger Zeit die eifrig ambirte Würde niederlegte und dadurch für die Ausrede Raum ließ, daß der enge Rahmen einer bloß communalen Wirksamkeit sich für einen an größere Verhältnisse gewöhnten Staatsmann nicht schicke. Der Umstand, daß Ischerasski von einem Verweise, den er sich als Theilnehmer an einer oppositionellen Demonstration der Moskauer Adelsversammlung zugezogen hatte, den Vorwand zur Resignation von einem Amte genommen, das mit seiner Adelsqualität Nichts zu thun hatte, schloß die Möglichkeit, von einem abermaligen „Märtyrertum“ zu reden, allerdings aus, — vermochte den aus anderen Gründen wünschenswerth gewordenen Rückzug des Fürsten aber immerhin mit einigem Anstande zu decken. Dazu kam noch, daß die Beschäftigung mit städtischen

Wahlämtern inzwischen aus den Modegewohnheiten der „guten Gesellschaft“ wieder abgeseht und an die „Kotüre“ zurückgefallen war. Zum Nachfolger der erlauchten Bürgermeister aus den Häusern der Schtscherbatow und Ischerasski wurde ein simpler Herr Schumacher gewählt (derselbe, der als Theilnehmer an den mit Dr. Stroußberg getriebenen Geschäften der Commerzbank in's Gefängniß kam) und der kommunalen Episode in dem Leben des „nationalen Staatsmannes“ wurde entweder gar nicht mehr oder mit einem Seufzer des Bedauerns über die „Unfertigkeit unserer Zustände“ und die schwierige Lage wahrhaft unabhängiger Charaktere im modernen Rußland gedacht — eigentlichen Schaden hatte Ischerasski's Popularität an der Sache nicht genommen, sie hatte bloß „nicht gewonnen“.

Während der folgenden Jahre begnügte der Fürst sich damit, seine ziemlich ausgedehnten Güter zu bewirthschaften und gelegentlich im Abelsaal oder in den Versammlungen des Slatwencomités eine gesinnungstüchtige Rede zu halten. Dieses Comité war im Jahre 1857 durch den damaligen Curator des Moskauer Lehrbezirks und der Moskauer Hochschule Geheimrath Bachmetjew begründet und ursprünglich nur dazu bestimmt gewesen, die Bildungsbestrebungen der südslawischen Stämme, namentlich der Serben, Slowenen und Bulgaren zu unterstützen. Erst unter Bachmetjew's Nachfolger in der Leitung des Comité's, jenem Professor Pogodin, der die Aufrichtung der russischen Weltherrschaft über Morgen- und Abendland bereits von dem Krimkriege erwartet hatte, begann diese Vereinigung eine politische Rolle zu spielen, — unter den Auspicien Iwan Afakow's und nach dem Ausbruch des Herzegowinaaufstandes aber wurde sie zum Mittelpunkt der über ganz Rußland verbreiteten Agitation für Unterstützung des serbischen Krieges. Den Höhepunkt ihrer Thätigkeit beschritten die Slatwencomités im Sommer 1877, während der Kaiser und Fürst Gortschakow in Deutschland waren und bereits damals wurde aus ihrer Mitte das Schlagwort ausgegeben, daß Ischerasski an die Spitze der mit Reorganisation der Slatwischen Länder zu betrauenden Verwaltung gestellt werden müsse. Die Nothwendigkeit, für den Fall einer Kriegserklärung diese Verwaltung einzurichten, wurde aus der Thatfache abgeleitet, daß der deutschen Besetzung Elsaß-Lothringens eine solche gefolgt, und daß die Nachahmung des deutschen Beispiels von 1870/71 in den maßgebenden Petersburger Kreisen zu einer Art von fixen Idee geworden war. Von den Afakow, Rattow und Genossen bei jeder sich darbietenden Gelegenheit wiederholt, von der großen Zahl urtheilsloser, immer mit dem Strom schwimmender Zeitungsblätter nachgesprochen, drang das zu Gunsten Ischerasski's ausgegebene Schlagwort schließlich bis an die höchste Stelle. Schon im November 1876, unmittelbar nachdem die Vertheilung der beiden Ober-Commandos unter die Großfürsten Nicolaus und Michael beschlossen worden war, wurde Ischerasski davon verständigt, daß Se. Kaiserlichen Hoheit, der Generalissimus des Donau-Heeres auf den Rath des Kriegsministers Miljutin (jüngeren Bruders des ehemaligen Staats-Secretärs für Polen) seine Ernennung zum Civil-Adlatus und Chef der bürgerlichen Verwaltung in Vorschlag gebracht habe, und daß man von ihm, dem Fürsten, die Vorlegung eines wohl-ausgearbeiteten Planes erwarte. Gute Freunde mußten dafür zu sorgen, daß

die Sache, noch ehe sie ausgetragen war, in die Oeffentlichkeit drang und einen Beifallssturm erregte, durch welchen die Regierung so gut wie gebunden und in die Nothwendigkeit gebracht war, den ein Mal gefaßten Plan um jeden Preis in Ausführung zu bringen.

Die im Winter 1876/77 mit Tscherkasski angeknüpften Verhandlungen kamen so rasch zum Abschluß, daß seine Ernennung bereits vor Erlaß der Kriegserklärung vom 24. April v. J. vollendete Thatsache war. Als Meister in der Kunst, die Verhältnisse zu seinen Gunsten auszubeuten, und das Vertrauen in die eigne Unfehlbarkeit „anderen Seelen“ mitzutheilen, hatte Fürst Wladimir Alexandrowitsch sich auch dieses Mal bewiesen. Mit der Miene eines Mannes, der durch ernste Erfahrungen über die Wandelbarkeit in den höheren Regionen herrschender Meinungen belehrt worden, hatte er erklärt, die ihm angebotene Stellung nur unter gewissen Bedingungen annehmen zu können. Wer Außerordentliches zu leisten berufen sei, dem müsse auch außerordentliches Vertrauen bewiesen werden: „das System“, für welches er sich entschieden habe, erforderte stricte Unterordnung der ausführenden Werkzeuge unter seinen Urheber und völlig freie Hand für diesen. Er sei bereit, alle Verantwortung für den Erfolg auf sich zu nehmen, verlange dafür aber auch, allein verantwortlich zu sein; da er keine Lust habe, sich zum zweiten Male in der Durchführung wohlbedachter Pläne durch Unberufene hemmen zu lassen, müsse er verlangen, daß die ihm unterstellte Verwaltung ausschließlich von Beamten seiner freien Wahl besorgt und ihm in Bezug auf Anstellung und Entlassung derselben unbeschränkte Vollmacht erteilt werde.

Diese Bedingungen wurden angenommen. Da Niemand sich von der Aufgabe und dem Umfange der geplanten Administration ein deutliches Bild gemacht hatte, die ganze Sache der Regierung so zu sagen über den Hals gekommen war, so war man herzlich zufrieden, die Sorge für diese schwierige Angelegenheit in feste Hände genommen zu sehen. Das Gouvernement war von der nach einem neuen, völlig unerprobten System ausgeführten Mobilmachung so vollständig in Anspruch genommen, daß es für fernere abliegende Fragen keine Zeit hatte, — die öffentliche Meinung aber sah es für einen großen und vielversprechenden Erfolg an, daß ihren Wünschen überhaupt Rechnung getragen worden war und fragte nach den Einzelheiten der Ausführung nicht weiter. Des Jubels war vollends kein Ende, als Herr Iwan Aksakow im April 1877 dem (in eine „slawische Wohltätigkeitsgesellschaft“ verwandelten) Slawen-Comité die Mittheilung machte, auf den Vorschlag des Herrn Civil-Abatus des Obercommandirenden der Donau-Armee sei Allerhöchst genehmigt worden, daß die „Gesellschaft“ zu demselben in directe Beziehungen trete und einen Bevollmächtigten in das Hauptquartier sende. Wenig später ernannte der Central-Ausschuß der Gesellschaft des „rothen Kreuzes“ den Fürsten zu ihrem General-Bevollmächtigten. Von Segenswünschen und Vertrauenszeichen aller Art überhäuft, trat Wladimir Alexandrowitsch seine neue große „Mission“ an.

Von den Erfolgen dieser Mission soll in einem nächsten Artikel die Rede sein.

# Ueber die Wahrnehmung des Unendlichen.

Von

F. Max Müller<sup>1)</sup>.

Wie kommt es, daß der Mensch Religion besitzt? Dies ist eine Frage, welche nicht zum ersten Male in unsern Tagen gestellt worden ist, die aber dennoch, so oft sie von Neuem aufgeworfen wird, selbst für Ohren, die längst im Getöse der Geisteskämpfe abgehärtet schienen, etwas Befremdendes und Ueberraschendes hat.

Wie es kommt, daß wir existiren, daß wir sinnlich wahrnehmen, daß wir Begriffe bilden, daß wir Wahrnehmungen und Begriffe vergleichen, daß wir logisch addiren, subtrahiren, multipliciren und dividiren — alles dies sind Fragen, mit denen Jedermann mehr oder weniger vertraut ist, seitdem er zum ersten Male die Werke von Plato oder Aristoteles, von Hume oder Kant aufgeschlagen. Wahrnehmen, Begreifen, Einbilden, Urtheilen, Alles, was in uns zum Bewußtsein kommt, hat den Grund und das Recht seiner Existenz beweisen müssen. Die Frage aber, wie wir meinen, wie es kommt, daß wir ein Bewußtsein von Dingen haben oder zu haben glauben, welche weder von unsern

---

<sup>1)</sup> Obiger Aufsatz bildet die erste einer Reihe von „Vorlesungen über die Theorie, die Entwicklung und die Geschichte der Religion, gestiftet von Robert Hibbert“. Durch eine testamentarische Verfügung vom 19. Juli 1847 überließ Robert Hibbert ein Capital zur Beförderung eines umfassenden Studiums und gründlicher Forschung in Bezug auf Religion, wie sie sich dem Auge des Gelehrten und des Philosophen darstellt, ohne alle Rücksicht auf die Interessen besonderer Kirchen oder Secten.

Die Verwalter dieser Stiftung erhielten vor einigen Jahren eine Eingabe, in welcher darauf hingewiesen wurde, daß selbst Vorlesungen, die durch apologetische Zwecke beschränkt sind, der theologischen Literatur einige werthvolle Früchte getragen haben, und daß also zu erwarten sei, daß noch werthvollere Resultate erzielt werden dürften, wenn ausnahmsweise competenten Gelehrten eine Gelegenheit gegeben würde, in öffentlichen Vorlesungen die Ergebnisse ihrer Studien offen und frei darzulegen, ohne jeden Zwang, auf ein bestimmtes Ziel loszusteuern.

In Folge dieser Eingabe hat das Comité der Hibbert-Stiftung beschlossen, Vorlesungen über freie Religionswissenschaft halten zu lassen, und hat Professor Max Müller aufgefordert, in diesem Jahre den ersten Course zu übernehmen. Diese Vorlesungen sollen im Capitel von Westminster-Abtey vom 25. April bis zum 6. Juni einmal wöchentlich stattfinden.

Sinnen wahrgenommen, noch von unserem Verstand begriffen werden können, — eine Frage, die anscheinend uns näher liegt als jede andere — gerade diese hat nur selten, selbst von den größten Philosophen, die Beachtung empfangen, welche sie verdient.

Nichts kann unbefriedigender sein als die Art und Weise, in welcher diese Frage sich vor Kurzem in den Vordergrund gedrängt hat. Strauß, gewiß sonst ein scharfer Denker, stellt in seinem letzten Werke, „Der alte und der neue Glaube“, die Frage auf: Haben wir noch Religion? Auf eine so gestellte Frage gibt es keine Antwort, es sei denn, daß wir an den Statistiker appelliren, der uns gar bald mit Zahlen beweisen würde, daß es in der Welt auf 100,000 Menschen kaum einen gibt, der behauptet keine Religion zu haben. Wollte Strauß eine andere Antwort, nämlich ob er oder wir noch Religion haben, so mußte er die Frage anders stellen. Er mußte vor Allem die Religion in ihrer psychologischen und historischen Entwicklung zu begreifen und zu definiren suchen. Was thut aber Strauß? Er nimmt die alte Definition, welche Schleiermacher vom Wesen der Religion gegeben, daß sie darin bestehe, daß wir uns unserer selbst als schlechthin abhängig bewußt seien, und supplementirt sie durch die Definition Feuerbach's, daß das Wesen der Religion der Wunsch sei, welcher Wunsch sich durch Beten, Opfern, Glauben äußere. Da nun dieses religiöse Element, das Gebet, Kreuzschlagen, Messiahören u. s. w. viel häufiger und ununterbrochener im Mittelalter zur Ansprache gekommen sei als jetzt, so folge, daß es jetzt nur noch wenig intensive Frömmigkeit oder Religion gäbe. Ich habe so viel als möglich die ipsissima verba von Strauß gegeben.

Wo hat dann aber Strauß bewiesen, daß wahre Religion nur in Gebet, Kreuzschlagen und Messiahören bestehe? Dieß man weiter, so möchte man fast glauben, daß Renan Recht hat, wenn er sagt, die Deutschen quälen sich ab Atheisten zu sein, sie können es aber nicht zu Wege bringen. Strauß sagt, „die Welt ist für uns die Werkstätte des Vernünftigen und Guten; dasjenige, wovon wir uns schlechthin abhängig fühlen, ist mit nichts eine rohe Uebermacht, der wir mit stummer Resignation uns beugen, sondern zugleich Ordnung und Gesetz, Vernunft und Güte, der wir uns mit liebendem Vertrauen hingeben. Wir fühlen uns demjenigen, wovon wir uns abhängig finden, zugleich im Innersten verwandt, wir finden uns in der Abhängigkeit zugleich frei, in unserem Gefühl für das Universum mischt sich Stolz mit Demuth, Freudigkeit mit Ergebung.“ Wenn dies nicht Religion ist, wie sollen wir es dann nennen? Strauß will keinen Cultus, weil er im Cultus nur knechtischen Gottesdienst sieht, er behält aber das Schleiermacher'sche Abhängigkeitsgefühl in seiner vollen Bedeutung bei, und wirft nur das von Feuerbach hinzugefügte Element des Wunsches und der Begierde wieder weg, als einen unwahren und unedlen Bestandtheil aller Religion. Kurz, Strauß ist sich so unklar über das wahre Wesen der Religion, daß er schließlich auf die Frage, ob er selbst noch Religion habe, nur die Antwort geben kann: „Ja oder Nein, je nachdem man es verstehen will.“

Nun ja, wie verstehen wir es denn nun aber, was Religion wirklich ist. Es scheint mir zunächst, indem wir zu verstehen suchen, was Religion gewesen ist.



Religion ist keine neue Erfindung. Sie ist, wenn nicht so alt als die Welt, doch mindestens so alt als die Menschheit, die wir kennen. Sobald wir etwas von den Gedanken und Gefühlen des Menschen wissen, finden wir ihn im Besitz von Religion, oder, wenn man diesen Ausdruck vorzieht, von Religion besessen. Die ältesten schriftlichen Denkmäler sind fast überall religiösen Inhalts, und selbst wenn wir über die Grenzen der Literatur hinweggehen, und die tiefsten Gänge des menschlichen Denkens durchforschen, so finden wir in dem rohen Erz, aus welchem die ältesten Münzen oder Zahlpfennige des menschlichen Geistes geprägt wurden, religiöse Adern. Noch ehe die alten Arischen Sprachen sich gänzlich trennten, — und wer kann sagen, wie viel tausend Jahre von dem ersten Hymnus des Veda und der ersten Zeile von Homer dieses ethnische Schisma stattgefunden — gab es schon einen Ausdruck für Licht, und von ihm, von der Wurzel DIV, leuchten, hatte man bereits ein Abjectiv *deva* gebildet, welches ursprünglich „leuchtend“ bedeutete. Später wurde dieses Abjectiv *deva*, als eine umfassende Bezeichnung, auf alle die lichten Mächte des Morgens und des Frühlings angewandt, im Gegensatz zu den dunklen Mächten der Nacht und des Winters. Wo uns aber das Wort zum ersten Male in den ältesten Liedern der Brahmanen entgegen tritt, ist es bereits so weit von seiner ursprünglichen etymologischen Bedeutung entfernt, daß es nur wenige Stellen im Veda gibt, wo wir mit Bestimmtheit sagen könnten, das Wort müsse durch Licht übersetzt werden. Die lichte Morgenröthe wird im Veda als *Devī Ushas* angerufen, aber selbst hier muß es unbestimmt bleiben, ob die alten Dichter in diesem Anruf noch die ursprüngliche Bedeutung von leuchtend fühlten, oder ob wir *deva* im Veda, wie *deus* im Lateinischen durch Gott und göttlich übersetzen sollten, so schwer es auch sein mag, irgend welchen faßbaren Sinn mit einer solchen Uebersetzung zu verbinden. Was jedoch fest steht, ist dies, daß, wenn *deva* die Bedeutung göttlich annahm, dies nur geschehen konnte, weil es ursprünglich Licht bedeutete, noch können wir zweifeln, daß, lange ehe die Vorfahren der Indier und Italiker ihre alten gemeinsamen Wohnungen verließen, das Wort *deva* bereits seine neue Färbung erhalten, und nicht mehr ausschließlich Licht, sondern schon mehr als Licht bedeutete.

So sehen wir überall, sei es auf den tiefsten Stufen der Sprachentwicklung oder auf den höchsten Spizen der neuesten philosophischen Forschung, daß die Religion eine Macht ist, die so gut als Sinn und Verstand eine Erklärung fordert.

Eine solche Macht konnte kaum dem scharfen Blick der alten griechischen Philosophen verborgen bleiben. Sie, vor deren Augen die Welt des Geistes sich ausbreitete, klar und durchsichtig wie die Luft, welche die See, die Ufer und den Himmel von Athen offenbarte, wurden schon sehr früh durch die Erscheinung der Religion in Erstaunen gesetzt, wie durch ein Phantom, das sie nicht erklären konnten. Hier war schon der erste Anfang der Religionswissenschaft, die also durchaus nicht, wie man meint, erst von heute oder gestern datirt. Die Ansicht über den Ursprung der Religion, welche Feuerbach in seinem Werke, „Das Wesen des Christenthums“, ausgesprochen, und die uns wie ein Schrei moderner Verzeiſung klingt, findet sich schon vor mehr als zwei tausend Jahren bei den

alten Philosophen Griechenlands. Nach Feuerbach ist Religion das Grundübel der Menschheit. Das kranke, selbstische Herz mit seinen Wünschen und Sorgen ist die Quelle aller Religion — alles Unglücks. Schon im sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt sagte Herakleitos, der Glaube ist eine Krankheit, aber er fügte hinzu — eine heilige Krankheit<sup>1)</sup>.

Ein solcher Ausdruck, mögen wir von ihm denken was wir wollen, zeigt jedenfalls, daß auch in Griechenland die Religion und der Ursprung der Religion Gegenstand tiefen und ernststen Nachdenkens von den ersten Anfängen der Geschichte der Philosophie gewesen.

Ich glaube jedoch durchaus nicht, daß wir in dem Ausdruck des Herakleitos denselben Haß gegen alle Religion erkennen dürfen, der sich in den Schriften Feuerbach's zeigt. Die Idee, daß es verdienstlich sei, zu glauben, war kaum eine sehr alte Idee in Griechenland, und deshalb galt auch der Mangel an Glaube nicht als ein Verbrechen, außer wo er störend in die öffentlichen Einrichtungen des Staates eingriff. Es gab eine Orthodoxie in Griechenland, aber sie war nicht fanatisch, ja es ist schwer zu sagen, wann sie ihre Macht erreicht, und woher sie ihre Cohärenz genommen<sup>2)</sup>.

Herakleitos tabelt allerdings die Menschen, welche den Sängern (*αοιδοί*) folgen, und deren Lehrer der Pöbel ist; die zu Götzenbildern beten, als ob sie mit den Wänden von Häusern sich unterhalten könnten, und die nicht wissen, was die Götter und die Helden wirklich sind<sup>3)</sup>. Epikouros thut dasselbe, aber Herakleitos leugnet nirgends die Existenz der unsterblichen Götter, oder des Einen Göttlichen. Nur, wenn er sah, wie die Menschen glaubten, was ihnen fahrende Sänger, wie Homer und Hesiod, von Zeus und Hera, von Hermes und Aphrodite erzählten, scheint Herakleitos sich gewundert zu haben, und die einzige Erklärung, die er für dieses eigenthümliche Phänomen zu finden vermochte, war, daß es von einem Geistesleiden entspringe, das ein Arzt wol heilen, nie aber ganz austampfen könne.

In einem gewissen Sinn ist also auch Religionswissenschaft so wenig eine neue Erfindung als Religion. Ueberall, wo Menschen leben, gibt es Religion, und wo es Religion gibt, da bleibt auch die Frage, woher sie stammt, nicht lange aus. Wenn Menschenkinder einmal zu fragen anfangen, so fragen sie nach

<sup>1)</sup> Siehe Heracliti Ephesii Reliquiae, ed. Bywater, 1877; p. 57, l. 18, aus der Vita Heracliti a Diogene Laertio, IX, 1. Bywater stellt den Ausdruck *τὴν τε οἴαντες ἔχειν νόσον λέγει*, unter die spuria, p. 51, aber mir scheint derselbe ganz das wichtige und edle Wesen der Heraclitischen Sprach- und Denkweise zu haben. Es ist allerdings eine Schwierigkeit, *οἴσους* hier ohne Weiteres durch Glauben zu übersetzen. Das Wort bedeutet vielmehr Meinung, Wähnen als religiöser Wahn. Der letztere ist jedoch vom philosophischen Standpunkt nicht mehr als eine Unterabtheilung des erstern. Nun konnte Herakleitos die Meinung oder das Wähnen zwar als eine Krankheit bezeichnen, aber kaum als eine heilige Krankheit, noch scheint es statthaft, *ἐπὶ νόσος* als große Krankheit, oder im technischen Sinn, als Epilepsie zu fassen. Irre ich mich in meiner Auffassung, so irre ich in guter Gesellschaft. Welcher nimmt die Worte des Herakleitos in derselben Bedeutung, wie ich sie genommen. Zuweilen werden sie dem Epikouros zugeschrieben, jedenfalls gehören sie zur alten Weisheit Griechenlands.

<sup>2)</sup> Lange, Geschichte des Materialismus, I, p. 4.

<sup>3)</sup> Heracliti Reliquiae, CXI., CXXVI.

dem Wie und Warum von allen Dingen, ja ich glaube, daß die ersten Probleme, welchen die Philosophie ihren Ursprung verdankt, religiöser Natur waren.

Man hat oft gefragt, weshalb Thales ein Philosoph genannt werde, und seinen Platz seit Jahrtausenden auf den ersten Blättern jeder Geschichte der Philosophie behaupte. Mancher Schüler hat sich schon im Stillen verwundert, was für Philosophie denn dazu gehöre, um zu sagen, daß Wasser der Anfang aller Dinge sei. Einfach aber und kindisch wie uns die Worte des Thales klingen mögen, waren sie keineswegs so einfach und kindisch zu seiner Zeit. Sie enthielten den ersten kühnen Protest gegen die Ansicht, daß die Götter die Welt geschaffen; ein Protest, der oft wiederholt werden mußte, ehe die Griechen einsehen, daß Denker wie Herakleitos und Xenophanes mindestens ein ebenso gutes Recht hatten, von den Göttern oder vom Göttlichen zu reden, als Priester oder Bänkelsänger.

Es war natürlich in jenen alten Zeiten von weit größerer Wichtigkeit, nachzuweisen, daß das, was die Menge glaubte falsch sei, als die Frage aufzuwerfen, wie die falschen Ansichten der Menge entstanden seien. Obgleich uns aber dieses Problem in dieser Fassung mehr einer späteren Gedankenschicht anzugehören scheint, so konnte es doch selbst den frühesten Philosophen Griechenlands nicht ganz fremd gewesen sein, denn Niemand könnte den dem Herakleitos zugeschriebenen Ausspruch erfunden haben, der sich nicht die Frage vorgelegt: woher kommt dieser Wahn? Woher kommt Religion? Wir übersetzen das Problem in unsere Sprache und fragen: wie können wir etwas glauben, was, wie uns Freund und Feind versichern, weder durch unsere Sinne uns nahe gebracht, noch durch unseren Verstand ermittelt werden kann?

Man mag sagen, daß, wenn Herakleitos von religiösem Wahn sprach, er etwas ganz Anderes meinte, als was wir Glauben nennen. Dies ist vollkommen wahr, denn wenn es ein Wort gibt, welches sich von Jahrhundert zu Jahrhundert ändert, und ein neues Aussehen in jedem Lande gewinnt, wo es gebraucht wird, ja welches sich verschieden schattirt, je nachdem es von jedem Manne, Weibe oder Kinde gebraucht wird, so ist es Glaube oder Religion. In unserem gewöhnlichen Verkehr gebrauchen wir Religion mindestens in drei verschiedenen Bedeutungen. Es drückt erstens das Object des Glaubens aus; zweitens die subjective Anlage zum Glauben; drittens die äußere Darstellung eines bestimmten Glaubens, entweder in Handlungen des Cultus, oder in Thaten wahrer Frömmigkeit.

Dieselbe Unbestimmtheit findet sich auch in anderen Sprachen. Es würde sehr schwer sein, unser Wort für Religion in das Griechische oder das Sanskrit zu übersetzen; ja selbst im Lateinischen deckt religio durchaus nicht Alles, was wir unter Religion verstehen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die, welche über Religion schreiben, ohne vorher es sich klar gemacht zu haben, was sie unter Religion verstehen, sich gegenseitig mißverstehen, und daß selbst ein Mann wie Strauß, wenn er sich selbst fragte, ob er noch Religion habe, nur antworten konnte, Ja oder Nein, je nachdem man es verstehen will.

Es ist also durchaus nicht aus Pedanterei, daß ich es am Anfang dieses Curſus von Vorleſungen für nöthig halte, vor allen Dingen nach einer Definition von Religion zu ſuchen, ehe wir uns auf die Reiſe machen, um wo möglich die fernſten Quellen der Religion auf hiſtoriſchem Gebiete zu entdecken.

Es war, meiner Anſicht nach, ein ſehr guter alter Brauch, nie zur Behandlung eines wiſſenſchaftlichen Problems vorzuſchreiten, ohne vorerſt Definitionen der hauptſächlichen termini technici gegeben zu haben, die im Verlaufe der Unterſuchung vorkamen. Ein Buch über Logik und Grammatik ſing gewöhnlich mit der Frage an: Was iſt Logik? Was iſt Grammatik? Niemand ſchrieb über Mineralogie, ohne zuerſt zu erklären, was er unter Mineral verſtehe; oder über Kunſt, ohne vorher, ſo gut es ging, klar gemacht zu haben, was von ihm unter Kunſt begriffen ſei. Allerdings iſt die wahre Definition eines Wortes oft erſt am Schluſſe der ganzen Wiſſenſchaft zu finden, und es iſt ebenſo ſchwierig für den Autor, ſolche vorläufige Erklärungen kurz und bündig zu geben, als für den Leſer, ſie vollſtändig zu verſtehen und zu würdigen. So iſt es gekommen, daß man die gute alte Regel, zu Anfang eines Buches vorläufige Definitionen zu geben, mit der Zeit als unnütz und veraltet betrachtete. Manche Schriftſteller rechneten es ſich ſogar zum Verdienſt an, daß ſie über ſolche Formalitäten hinweg wären, und es wurde Mode, zu ſagen, daß die einzig wahre und vollſtändige Definition von dem, was z. B. Logik oder Grammatik, Recht oder Religion ſei, in den Büchern ſelbſt liege, welche erſchöpfend von dieſen Gegenſtänden handelten.

Was war aber die Folge? Endloſe Mißverſtändniſſe und Diſcuſſionen, die in vielen Fällen hätten vermieden werden können, wenn man auf beiden Seiten klar definirt hätte, was man unter gewiſſen Worten verſtehe und was nicht.

Mit Bezug auf Religion iſt es nun allerdings nicht leicht, eine ſtichhaltige Definition zu geben. Das Wort kam zuerſt zum Vorſchein vor vielen Jahrtauſenden; man behielt es bei, während ſeine Bedeutung von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich änderte, ſo daß es jezt zuweilen in einer Bedeutung gebraucht wird, die das gerade Gegentheil von dem iſt, was es zuerſt bedeuten ſollte.

Bei Worten wie Religion nützt es wenig, ihre etymologiſche Bedeutung feſtzuſtellen. Die etymologiſche Bedeutung eines Wortes iſt allerdings von der größten Wichtigkeit, ſowol in psychologiſcher als hiſtoriſcher Beziehung, da ſie uns ſtets den Punkt zeigt, von dem gewiſſe Ideen ihren Urfprung nahmen. Es iſt aber ein großer Unterſchied, ob wir nur die Quelle eines Fluſſes kennen oder ſeinen ganzen Verlauf, und ebenſo, ob wir die Etymologie eines Wortes kennen oder im Stande ſind, es durch alle die Waſſerfälle und Untieſen zu verfolgen, in denen es hin- und hergeworfen, bis es rund und glatt geworden wie ein Kieſelſtein.

Außerdem iſt es aber, wie mit Fluſſen, ſo mit Wörtern, durchaus nicht leicht, auch wirklich den Ort zu finden, wo ſie zuerſt an's Licht kommen. Die Römer ſelbſt waren nicht im Klaren über die urſprüngliche Bedeutung ihres Wortes religio. Es iſt bekannt, daß Cicero es von re-legere ableitete, welches

ursprünglich bedeutete, etwas wieder auflesen, etwas berücksichtigen, etwas bedenken, im Gegensatz zu *neg-ligere*, etwas nicht berücksichtigen, während Andere es mit *re-ligare* in Verbindung setzten, in der Bedeutung von verbinden oder zurückhalten. Ich glaube, daß Cicero das Richtige gefunden hat; wenn aber *religio* ursprünglich Berücksichtigung, Aufmerksamkeit, Gewissenhaftigkeit, Verehrung bedeutete, so sehen wir eben, daß sich diese Bedeutung sehr bald weiter entwickelte und sehr veränderte.

Wenn wir also mit Worten zu thun haben, die eine lange Vergangenheit hinter sich haben, so ist es klar, daß wir sie weder nach ihrer etymologischen Bestimmung definiren, noch auch dieselben gleichzeitig in all den Bedeutungen gebrauchen können, durch welche sie allmählig hindurch gegangen. Es wäre vollkommen nutzlos zu sagen, daß Religion dies oder das bedeute, daß Religion Glaube, Cultus, Moralität, Furcht, Wunsch, Gewissenhaftigkeit oder Ehrfurcht sei. Religion mag dies Alles bedeuten und von einem oder dem anderen Philosophen und Theologen in jeder von diesen Bedeutungen gebraucht worden sein. Was hilft uns das! Wer hat ein Recht zu sagen, daß Religion jetzt und in Zukunft nur den einen oder den anderen Sinn haben soll?

Der Wilde mag noch kaum ein Wort für Religion haben, wenn aber der Papua vor seinem Kartwar kauert, seine Hände über der Stirne haltend, und sich still fragend, ob, was er vor hat, gut oder schlecht sei, — das ist für ihn Religion.

Wenn ein neuerer Philosoph, nachdem er Gott oder die Götter für antiquirt erklärte, vor einem geliebten Andenken niedersinkt, und alle seine Kräfte dem Dienst der Menschheit weihet, — das ist für ihn Religion.

Wenn der Zöllner von ferne stand und seine Augen nicht aufheben wollte zum Himmel, sondern an seine Brust schlug und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig, das war für ihn Religion.

Wenn Thales erklärte, daß alle Dinge voll von den Göttern seien, und wenn Buddha lehrte, daß es keine Devas oder Götter gebe, so sprachen beide ihre religiöse Ueberzeugung aus.

Wenn der junge Brahmane beim Sonnenaufgang ein Scheit Holz auf den Feueraltar legt und in den Worten des ältesten Gebetes ausruft: Erleuchte unsren Geist, — oder wenn er in späteren Jahren alle Opfer, alle Gebete als nutzlos, ja als schädlich erkannt hat, und still sein eigenes Selbst im ewigen Selbst begräbt, — alles dies ist Religion.

Schiller erklärte, er bekenne sich zu keiner Religion, und weshalb? — aus Religion.

Wie sollen wir also eine Definition finden, die weit und umfassend genug ist, um alle diese Phasen einzuschließen?

Sehen wir uns zunächst einige der wichtigsten neueren Definitionen an, die man von Religion gegeben hat, wäre es auch nur, um zu lernen, wie eine jede von ihnen sogleich eine andere hervorgerufen hat, welche das gerade Gegentheil enthält.

Nach Kant ist Religion Sittlichkeit. „Religion ist (subjectiv betrachtet) die Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote.“ Und wir dürfen nicht

vergeffen, daß nach Kant<sup>1)</sup> unsere moralischen Pflichten nicht deshalb Pflichten find, weil fie auf göttlichen Geboten beruhen, sondern umgekehrt, daß wir, weil wir ein directes Bewußtsein von diesen Pflichten haben, fie als göttliche Gebote betrachten. Die äußere Autorität ift nach Kant rein phänomenal, oder, wie wir fagen würden, ein Zugeständniß menfchlicher Schwäche. Er fügt hinzu: „Weil indeffen jede auf ftatutarifchen Gefetzen errichtete Kirche nur fo ferne die wahre fein kann, als fie in fich ein Princip enthält, fich dem reinen Vernunftglauben (als demjenigen, der, wenn er praktifch ift, in jedem Glauben eigentlich die Religion ausmacht), beftändig zu nähern, und den Kirchenglauben (nach dem, was an ihm hiftorifch ift) mit der Zeit entbehren zu können, fo werden wir in diefen Gefetzen und von den Beamten der darauf gegründeten Kirche doch einen Dienft (cultus) der Kirche fo ferne fehen können, als diefe ihre Lehren und Anordnungen jederzeit auf jenen letzten Zweck (einen öffentlichen Religionsglauben) richten.“

Fichte, Kant's unmittelbarer Nachfolger, fagt das gerade Gegentheil. Nach ihm ift Religion niemals praktifch, und war nie dazu beftimmt, einen Einfluß auf unseren Lebenswandel zu üben. Dazu genügt Moralität, und es ift nur eine gefunkene Gefellfchaft, welche Religion als eine Triebfeder zu moralifcher Handlungsweife zu gebrauchen hat. Religion, nach Fichte, ift Erkenntniß. Sie macht den Menfchen fich felber klar, beantwortet die höchften Fragen, die überhaupt aufzuwerfen möglich find, und bringt fo vollkommene Einigkeit mit fich felbft und durchgeführte Heiligkeit in feinen Verftand.

Nun mag fowol Kant von feinem Standpunkte aus Recht haben, daß Religion Moralität, als Fichte von feinem Standpunkt, daß Religion Erkenntniß fei. Nur dagegen müffen wir Einspruch erheben, daß die eine oder die andere Definition wirklich Alles einfchließt, was jezt oder früher mit dem Worte Religion bezeichnet worden ift.

Nach der Anficht einer fehr zahlreichen Schule befteht Religion in der Verehrung von göttlichen Wefen, und es wird oft behauptet, daß Religion ohne äußere Manifeftirung, ohne Cultus, rein unmöglich fei. Nun wird Niemand einem Reformator das Recht abftreiten, eine folche Behauptung aufzuftellen, aber der Religionshiftoriker kann dies nie und nimmer zugeben. Es hat Religionen gegeben, es gibt fie noch, in denen wir auch keine Spur eines äußeren Gottesdienftes finden.

In der letzten Nummer des Journals des Anthropologifchen Instituts (Februar 1878) findet fich eine intereffante Befchreibung einer Miffion, welche von Benedictinern in Neu-Nurftia im weftlichen Australien, nördlich vom Swan River, als zur Diöcefe des römifch-katholifchen Bifchofs von Perth gehörig, geftiftet worden ift. Diefe Benedictinermönche gaben fich große Mühe, die religiöfen Anfichten der Eingeborenen zu erforschen. Eine lange Zeit hindurch fanden fie auch nicht die geringfte Spur von irgend Etwas, was den Namen von Religion zu verdienen fchien. Nach dreijähriger Miffionsarbeit erklärt Monfignore Salvado, daß die Eingeborenen keinen Gott anbeten, weder einen wahren, noch

<sup>1)</sup> Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, IV, I. S. 184 (ed. Rosenkranz).

einen falschen. Nichtsdestoweniger glauben sie, so fährt er fort, an ein allmächtiges Wesen, den Schöpfer Himmels und der Erde. Sie nennen ihn Motogon, und meinen, er sei etwa wie ein sehr großer, starker und weiser Mann, ihrer Farbe und ihres Landes. Der Act seiner Schöpfung bestand in einem Hauche. Um die Erde zu schaffen, sagte er, Erde komm! er hauchte, und die Erde war geschaffen. Ebenso that er mit der Sonne, den Bäumen, dem Känguru. Dieser Motogon, der Urheber alles Guten, ist im Streite mit Cienga, dem Urheber alles Bösen. Der letztere entfesselt den Wirbelwind und das Gewitter, er ist der unsichtbare Verursacher des Todes ihrer Kinder, deshalb fürchten ihn die Eingeborenen. Motogon, meinen sie, sei längst altersschwach und todt, und sie bezeugen ihm daher keine Art von Verehrung. Aber auch Cienga, obgleich er noch immer die Kraft besitzt, den Menschen alles mögliche Uebel zuzufügen, wird nie durch irgend welche Handlungen versöhnt. „Niemals,“ so schließt der Bischof, „habe ich irgend einen Act äußeren Gottesdienstes bei ihnen bemerkt, noch sah ich irgend Etwas, was auf irgend welche innerliche Gottesverehrung hindeuten konnte.“

Wenden wir uns von den australischen zu den amerikanischen Wilden, so finden wir z. B. bei den Hidatsa oder den Grosventres am Missouri, das gerade Gegentheil. Mr. Matthews <sup>1)</sup>, der uns eine ausgezeichnete Beschreibung dieser Stämme gegeben hat, berichtet wie folgt:

„Wenn wir das Wort Verehrung in seiner weitesten Bedeutung gebrauchen, so kann man sagen, daß die Hidatsa außer „dem alten unsterblichen Mann“, „dem großen Geist“, „dem großen Geheimniß“, Alles verehren, was es in der Natur gibt. Nicht nur der Mensch, sondern die Sonne, der Mond, die Sterne, alle niederen Thiere, alle Bäume und Pflanzen, Flüsse und Seen, viele verschlagene Steine und losgerissene Felsen, selbst Hügel, Vorsprünge, die allein stehen, ja Alles, was nicht von Menschenhänden gemacht ist, und ein unabhängiges Wesen hat, oder individualisirt werden kann, besitzt einen Geist, oder genauer, einen Schatten. Diesen Schatten gebührt ein gewisser Respect und Verehrung, obgleich nicht allen in demselben Maße . . . die Sonne wird hoch verehrt, und man bringt ihr viel kostbare Opfer.“ Hier sehen wir also, wie einige uncivilisirte Völker Alles, andere Nichts verehren, und wer soll entscheiden, welche von den Beiden die religiösesten sind.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die am höchsten civilisirten Völker Europa's, hören wir, was die hervorragendsten Geister unter ihnen von Religion denken. Wir finden auch hier ganz dieselben Widersprüche. Kant erklärt, daß jeder Versuch, die Gottheit durch Handlungen, welche keinen moralischen Werth haben, zu erfreuen, durch bloßen Cultus, oder äußeren Dienst, gar nicht Religion ist, sondern bloßer Aberglaube. „Alles,“ sagt Kant, „was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn <sup>2)</sup> und Afterdienst Gottes.“ „Ob der Andächtler seinen

<sup>1)</sup> Ethnography and Philology of the Hidatsa Indians, by Washington Matthews, Washington, 1877.

<sup>2)</sup> Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, IV, 2; p. 205.

statutenmäßigen Gang zur Kirche, oder ob er eine Wallfahrt nach den Heilthümern in Voretto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen oder, wie der Tibetaner (welcher glaubt, daß diese Wünsche, auch schriftlich aufgesetzt, wenn sie nur durch irgend Etwas, z. B. auf Flaggen geschrieben, durch den Wind, oder in einer Büchse eingeschlossen, als eine Schwingmaschine mit der Hand bewegt werden, ihren Zweck ebenso gut erreichen) es durch ein Gebetrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist Alles einerlei und von gleichem Werth<sup>1)</sup>.

Es ist kaum nöthig, Vertreter der entgegengesetzten Ansicht anzuführen, denen die stille Religion des Herzens, oder die thätige Religion eines reinen Lebenswandels für vollkommen werthlos gilt, ohne äußeren Gottesdienst, ohne eine Priesterschaft, ohne Ceremoniel.

So könnten wir fortfahren, eine Definition von Religion nach der anderen durchzugehen, und wir würden stets finden, daß sie das enthalten, was nach der Ansicht gewisser Autoritäten Religion sein sollte, daß sie aber fast nie weit genug sind, um Alles zu umfassen, was jemals Religion genannt worden ist. Unter diesen Umständen geschah es denn sehr oft, daß man das, was außerhalb der Definition lag, für unwürdig erklärte, Religion genannt zu werden, daß man es bald als Aberglauben, Götzendienst, bald als bloße Sittlichkeit oder Philosophie bezeichnete. Kant erklärte Vieles, was Anderen für Religion galt, für bloßen Wahn. Fichte kennzeichnete Kant's Religion als bloße Gesetzmäßigkeit. Vielen würden die prächtigen Schaulstellungen, wie man sie, sei es in römischen Kathedralen oder in chinesischen Tempeln sieht, für bloßen Götzendienst gelten, während Andere den stillen Glauben der Australier oder die halb unterdrückten Ueberzeugungen Kant's für nicht viel besser als Atheismus bezeichnen würden.

Noch eine Definition habe ich zu erwähnen, die in der letzten Zeit und, seitdem sie durch Schleiermacher in das allgemeine Bewußtsein getreten, vielleicht das größte Ansehen errungen hat. Nach ihm besteht Religion darin, daß wir uns schlechthinig abhängig von Etwas fühlen, das uns bestimmt und das wir nicht bestimmen können<sup>2)</sup>. Aber auch hier tritt eine andere Schule schroff entgegen, und erklärt, daß gerade das Gefühl der Abhängigkeit das Gegentheil von Religion sei. Es ist ein oft citirter, obgleich nicht sehr weiser Ausspruch von Hegel, daß, wenn Abhängigkeit Religion ausmache, der Hund die meiste Frömmigkeit haben müßte. Wie viel tiefer hatte schon Bacon gesagt, daß der Mensch der Gott des Hundes, und sein Vertrauen auf den Menschen eine Art Gottvertrauen darstelle. Hegel betrachtet also Religion als vollkommene Freiheit, als das Selbstbewußtsein des absoluten Geistes, als das Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittelung des endlichen Geistes.

Von diesem Standpunkte aus war es nur noch ein Schritt, und dieser

<sup>1)</sup> l. c. p. 208.

<sup>2)</sup> Dies ist freilich eine sehr unvollkommene Darstellung von Schleiermacher's Ansichten, die sich mehr und mehr im Fortgang seines Lebens ausbildeten. Man sehe hierüber die musterhafte Darstellung in „Schleiermacher's Leben“ von Tiltner.



Schritt wurde in Frankreich durch Comte, in Deutschland durch Feuerbach gethan, um den Menschen nicht nur zum Subject, sondern zugleich auch zum Object aller Religion, aller religiösen Verehrung zu erheben.

Sie behaupten, daß der Mensch nichts Höheres kennt als den Menschen, und daß der Mensch also der höchste, und einzig wahre Gegenstand religiöser Wahrnehmung und Verehrung sein könne, nur nicht der einzelne Mensch, sondern die Menschheit. Der artliche Begriff des Menschen wird hypostasirt — man nennt dies wol auch den Genius der Menschheit — und dann wird der einzelne Mensch zum Priester, die Menschheit aber zum Gotte..

Man kann nicht leugnen, daß man zuweilen nicht nur berebte, sondern auch ergreifende und erhebende Stellen in Comte's Schriften findet, in denen er und seine Schüler die Religion der Menschheit predigen. Viel Tieffinniges findet sich auch bei den Saint-Simonisten. Feuerbach aber zerstört selbst dieses letzte Gözenbild, den Menschen. Er kennt den Menschen zu gut, um Vertrauen in seine Hingebung an die Menschheit zu haben. Selbstsucht ist nach ihm das einzige natürliche Motiv aller menschlichen Handlungen. Er kennt die Priester der Menschheit, und er entlarvt sie als Heuchler gegen sich oder gegen die Welt.

So sehen wir also, wie jede Definition der Religion, sobald sie in den Vordergrund des philosophischen Kampfes tritt, augenblicklich eine gegnerische Definition hervorruft, die verneint, wo jene bejaht, und bejaht, wo jene verneint. Man möchte sagen, daß es fast so viele Definitionen von Religion gibt als Religionen, und die Feindschaft zwischen denen, welche sich zu der einen oder der anderen Definition bekannt haben, ist oft so groß als zwischen denen, die sich zu verschiedenen Religionen bekennen.

Was ist also zu thun? Ist es denn wirklich unmöglich, eine Definition zu formuliren, die auf Alles, was jemals Religion genannt worden ist, anwendbar wäre? Ich glaube es ist so, und die Gründe liegen in dem, was wir früher dargelegt haben. Religion ist etwas, was sich historisch entwickelt hat und noch entwickelt. Sie kann daher nur bis zu ihrem Ursprung historisch verfolgt, und dann in ihren Entfaltungen begriffen werden. Man wird Religion so wenig definiren können als Civilisation, Sittlichkeit oder Freiheit.

Aber wenn auch eine Definition, ja selbst eine erschöpfende Darstellung von dem, was irgendwo Religion genannt worden ist, unmöglich ist, möglich ist es, ein specifisches Merkmal zu finden, welches die Gegenstände des religiösen Bewußtseins von allen anderen Gegenständen trennt, und welches zu gleicher Zeit unser Bewußtsein, wie es gegen diese religiösen Gegenstände reagirt, von unserem Bewußtsein unterscheidet, wie es sich in Bezug auf Dinge verhält, welche die Sinne und der Verstand uns entgegen bringen.

Nur hüte man sich vor Mißverständnissen! Es kann kein abgesondertes Bewußtsein für Religion geben. Es gibt nur ein Selbst, nur ein Bewußtsein, aber dieses Bewußtsein ändert sich je nach den Gegenständen, mit denen es zu thun hat. Wir unterscheiden ja auch zwischen Sinnlichkeit und Verstand, und sprechen von ihnen, als ob sie in zwei verschiedenen Hemisphären wohnten. Und doch sind beide nur verschiedene Functionen oder Bethätigungen eines und desselben Bewußtseins. Wenn wir also von unserem Bewußtsein in Bezug auf religiöse

Gegenstände, als von einer besonderen Anlage oder facultas sprechen, oder es mit dem Worte Glauben, in seiner ursprünglichen Bedeutung, bezeichnen, so meinen wir damit nur wieder unser Bewußtsein, in der Form und Entfaltung, die es annimmt, wenn es mit religiösen Gegenständen zu thun hat. Es ist kein neuer Sinn neben den alten Sinnen, kein neuer Verstand neben dem alten Verstand, keine Seele innerhalb der Seele. Es ist ganz einfach das alte Bewußtsein gegen eine neue Art von Gegenständen gefehrt, und durch die Rückwirkung von diesen Gegenständen bestimmt. Glauben als eine besondere Anlage des Menschen anzunehmen, oder einen religiösen Instinct einzuschmuggeln, um dann durch ihn die Religion als eine Thatsache zu erklären, würde um nichts besser sein, als die Annahme einer Lebenskraft, um die Thatsache des Lebens begreiflich zu machen. Dies heißt mit Worten, ja mit der Wahrheit Spiel treiben. Solche Ausflüchte mögen in früheren Zeiten ausgereicht haben; jetzt ist der Kampf zu weit vorgeschritten, als daß man auf solche Bedingungen hin Frieden schloffe.

Als ich im Jahre 1873 einen kurzen Curfus einleitender Vorlesungen über Religionswissenschaft an der Royal Institution hielt, versuchte ich die subjective Seite der Religion, die man gewöhnlich Glauben nennt, in folgender Weise zu definiren <sup>1)</sup>: „Religion ist eine geistige Anlage, welche den Menschen in den Stand setzt, das Unendliche unter den verschiedensten Namen und wechselnden Formen zu erfassen, eine Anlage, die nicht nur unabhängig von Sinn und Verstand ist, sondern, ihrer Natur nach, im schroffsten Gegensatz zu Sinn und Verstand steht. Ohne diese Anlage, ohne dieses Vermögen, ohne diese Gabe oder diesen Instinct, wenn wir es so nennen wollen, würde jede Religion, selbst die niedrigste Form des Fetischismus und des Götzendienstes, unmöglich sein, und wenn wir nur Ohren zum Hören haben, so werden wir gar bald in allen Religionen jenen tiefen Grundton der Seele entdecken, der sich in dem Streben, das Unbegreifliche zu begreifen und das Unnennbare zu nennen, offenbart, nennen wir nun dieses Streben eine Neugierde nach dem Absoluten, eine Sehnsucht nach dem Unendlichen, oder Liebe zu Gott.

Ich citire diese Stelle, nicht weil ich ganz damit zufrieden bin. Selten geschieht es mir, daß ich nach einigen Jahren mit dem, was ich geschrieben habe, noch ganz zufrieden bin. Ich erkenne sehr gern an, daß einige der Einwendungen, welche gegen mehrere Punkte in meiner Definition erhoben worden sind, ihre Begründung haben. Ich glaube aber dennoch, daß der Kern gesund ist.

Ich würde jetzt überhaupt nicht mehr von einer Definition der Religion, selbst in ihrer bloß subjectiven Erscheinung, sprechen. Ich glaube aber, daß ich das charakteristische Merkmal derselben gegeben habe, das uns in den Stand setzt, zwischen unserem Bewußtsein, wenn es auf religiöse Dinge gerichtet ist, und unserem Bewußtsein von Gegenständen der Sinne oder von Abstractionen des Verstandes zu unterscheiden.

Die hauptsächlichsten Einwände sind gegen den Gebrauch des Wortes Anlage gerichtet worden. Ich hatte im Englischen einfach faculty gesagt, und um den mir wohl bewußten Stein des Anstoßes zu entfernen, verallgemeinerte ich

<sup>1)</sup> Einleitung in die Religionswissenschaft, Straßburg, Trübner, 2. Auflage, S. 15.

in der deutschen Uebersetzung diesen Ausdruck, so viel als möglich. Kennt es wie Ihr wollt, sagte ich; für mich ist facultas nicht mehr als facilitas. Faßt man das Wort anders auf, so scheint es mir ebenso verwerflich wie den physiologischsten Psychologen<sup>1)</sup>. Man meint, Anlage oder facultas müsse etwas Substantielles bedeuten, eine Feder, die eine Maschine in Bewegung setzt, ein Samenkorn, das man in die Hand nehmen kann, und das, wo es gesät wird, aufgeht. Wie facultas je dazu kam eine solche Bedeutung anzunehmen, ist schwer zu begreifen. Eine facultas ist weder ein Gott noch ein Geist, weder ein Fürst noch ein Gewaltiger. Facultates können sich nur in Substanzen finden, ganz ebenso wie Kräfte; die ersteren gehören selbstbewußten, die letzteren unbewußten Substanzen an. Eine Kraft ohne Substanz ist undenkbar, ebenso wie eine Substanz ohne Kraft. Sie sind unterscheidbar, aber nicht scheidbar. Von einer Anlage oder facultas zu sprechen, als ob sie ein Ding an sich wäre, ist dasselbe, als ob wir von der Schwerkraft als etwas Fürsichseiendem sprächen. Dies ist, was ich moderne Mythologie nenne. Hätte man das Gesetz der Schwerkraft im alten Rom entdeckt, so hätte man ohne Zweifel eine Göttin aus der Schwerkraft gemacht. Dies scheint uns unverständlich, und doch ist die Art und Weise, in der gewisse Naturphilosophen von der Schwerkraft und andern Kräften sprechen, kaum weniger mythologisch. Auf der einen Seite kann man hier kaum vorsichtig genug im Ausdruck sein; auf der anderen muß man aber nicht zu viel verlangen und nicht jeden bildlichen Ausdruck sogleich als logische Reiterei hinstellen. Ist also Anlage oder facultas wirklich ein zweideutiger und leicht mißverständener Ausdruck, nun gut, so lasse man ihn fallen. Ich bin ganz bereit, statt seiner „potentielle Energie“ (potential energy) zu sagen, wonach dann die subjective Seite der Religion in der potentiellen Energie, das Unendliche zu erfassen, bestehen würde. Noch besser wäre das „Noch-nicht“, die englische Sprache wird sich aber schwerlich dazu verstehen.

Herr Professor Pfeleiderer in Jena, dem wir bereits viele werthvolle Beiträge zur Religionswissenschaft verdanken, beschwert sich namentlich deshalb gegen meine Definition, weil dadurch von Neuem eine facultas occulta eingeführt werde. In einem Sinne nehme ich den Tadel gern an, und halte allerdings dafür, daß es im Menschen, sowol im Einzelnen, als im ganzen Geschlecht, oder wie man jetzt sagt, ontogenetisch sowol als phylogenetisch, ein Etwas gibt, das sich, wir wissen nicht wie, zur sinnlichen Wahrnehmung, zum Verstand und zum Glauben entwickelt, wobei Glauben einfach für das Erfassen des Unendlichen gebraucht wird. Dies, wie Alles, was sich erst entwickelt, kann man mit gutem Recht eine facultas occulta nennen, aber es ist eben die Pflicht der Philosophie, die Entwicklung dieser facultas von Schritt zu Schritt klarer und verständlicher zu machen, und zwar nicht nur in Bezug auf den Glauben, sondern ebenso für Sinn und Verstand. Nicht nur im Unendlichen, auch im Endlichen spult noch Viel, was durch die alten Beschreibungen noch nicht gelegt ist.

Zweitens hat man meiner Definition den Vorwurf gemacht, daß sie der

<sup>1)</sup> Alles was hierüber neuerdings gesagt worden ist, findet man bereits viel besser gesagt bei Locke, On the Understanding II, c. 21. 17.

Religion einen mysteriösen Charakter gebe. Ich statuire allerdings neben den beiden Functionen des Bewußtseins, die wir Sinnlichkeit und Verstand nennen, eine dritte, welche zum Erfassen des Unendlichen dient, und die meiner Ansicht nach allein den Namen Glauben verdient. Mir scheint dies aber nur, offen und ehrlich eine Thatsache anerkennen, anstatt sich und Andere durch verschwimmende Worte zu täuschen. Niemand leugnet, daß die Religion oder der religiöse Glaube mit Gegenständen zu schaffen hat, welche weder durch die Sinne erfaßt, noch durch den Verstand begriffen werden können. Nehmen wir also, um das Erfassen des Unendlichen zu erklären, eine dritte Function des Bewußtseins an, so liegt darin nichts Mysteriöses, im Gegentheil, es ist ein offenes Bekenntniß einer Thatsache, und macht uns die Pflicht nur mehr fühlbar, eine Erklärung dieser dritten Function zu geben. Man nimmt gewöhnlich an, daß die sinnliche Wahrnehmung so natürlich sei, daß nichts darüber zu sagen sei. Ob dem so ist, brauchen wir hier nicht zu erörtern, sonst möchte sich vielleicht herausstellen, daß gerade die sinnliche Wahrnehmung die mysteriöseste Function des Bewußtseins sei. Dann kommt der Verstand, der, wenn er als eine höhere Entwicklung der sinnlichen Wahrnehmung aufgefaßt wird, allerdings vieles Mysteriöse verliert, was ihm früher anhing. Die Bedingungen aber, unter denen der Verstand entsteht, namentlich die Bildung der ersten Begriffe und Worte, haben immer noch manches Unerklärliche, oder wenn man will, Mysteriöse. Wundern wir uns also nicht, wenn auch die dritte Function des Bewußtseins noch manches Dunkle enthält, suchen wir vielmehr das Dunkel aufzuklären, indem wir vor Allem die Thatsachen betrachten, in denen diese Function zur Erscheinung kommt. Daß Sinn und Verstand im gewöhnlichen Sinne dieser Worte nicht ausreichen, um die Thatsachen der Religion zu erklären, kann schwer in Abrede gestellt werden, man müßte denn mit einer sogenannten rationellen Religion, oder mit einem sinnlich intuitiven Glauben vorlieb nehmen wollen. Wir können so wenig mit dem Verstande glauben als mit dem Verstande sehen. Wir können so wenig mit den Sinnen glauben, als mit den Sinnen schließen. Nur gegen ein Mißverständniß möchte ich mich verwahren. Wenn ich sagte, daß die Anlage des Glaubens unabhängig von Sinn und Verstand sei, ja im schroffsten Gegensatz zu Sinn und Verstand stehe, so nahm ich natürlich die Worte Sinn und Verstand in ihrer gewöhnlichen Bedeutung, nicht wie ich sie später für meine Zwecke genauer definiren werde.

Wir kommen nun zum dritten und wichtigsten Punkte. Ist das Unendliche ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Ist er nicht auf der einen Seite zu weit, auf der andern zu eng? Ist der Begriff des Unendlichen anstatt den Grundbegriff für alle religiöse Entwicklung zu bieten, nicht vielmehr einer der spätesten in der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins? Ich habe mir selbst diese Einwürfe gemacht, aber ich glaube nicht, daß sie von Bedeutung sind. Halten wir daran fest, daß alles sinnliche Wissen stets mit endlichen Gegenständen zu thun hat, endlich nicht nur in Raum und Zeit, sondern auch in Quantität und Qualität, und bedenken wir, daß all unser Verstandeswissen sein Material nur von den Sinnen erhält, also ebenfalls nur mit endlichen Gegenständen zu thun hat, so scheint mir der allgemeinste Ausdruck für alle Gegenstände des Glaubens das Unendliche zu sein. Andere Ausdrücke, wie

das Unsichtbare, Uebersinnliche, Uebernatürliche, Göttliche, Absolute, und wie sie sonst heißen, sind entweder nicht umfassend genug, oder sie drücken den Unterschied nicht scharf genug aus, der die Gegenstände der religiösen Wahrnehmung von allen andern Gegenständen unterscheiden soll.

Dies wird im Verlauf unserer Untersuchung noch klarer werden. Vor allen Dingen aber ist es nothwendig, uns das, was wir unter dem Unendlichen verstehen, klar zu machen. Man sagt gewöhnlich, das Unendliche sei ein negativer Abstractionsbegriff. Wäre es das, so würde allerdings der Verstand vollkommen ausreichen, um zu erklären, wie wir denn in den Besitz des Begriffs des Unendlichen gekommen. Kann uns denn aber Abstraction mehr geben, als was in dem, wovon wir abstrahiren, enthalten ist? Von einer gegebenen Anzahl sinnlicher Wahrnehmungen (percepts) können wir den Begriff (concept) einer bestimmten Anzahl von Wahrnehmungen bilden, niemals den Begriff von einer unendlichen Anzahl von Wahrnehmungen. Wenn also das Unendliche nicht schon im Endlichen enthalten ist, so wird es keine Kunst der Welt heraus destilliren.

Was soll es bedeuten, daß das Unendliche ein negativer Abstractionsbegriff sei? Nach den Regeln der Logik können wir einen negativen Abstractionsbegriff bilden, wenn wir es entweder mit Reihengebriffen (serial concepts) oder Wechselgebriffen (correlative concepts) zu thun haben. Nehmen wir einen Reihengebriiff wie blau, so bedeutet der negative Abstractionsbegriff Nicht-blau alle Farben mit Ausnahme von Blau. Er enthält die ganze Reihe der Farben, minus der Farbe blau. Nicht-blau könnte sonst auch süß, schwer oder krumm bedeuten, aber der Verstand bedient sich solcher Mittel nicht für solche Zwecke.

Nehmen wir sodann correlative Begriffe, so können wir ebenfalls nicht-gerade einen negativen Abstractionsbegriff nennen. Aber nicht-gerade ist in der Wirklichkeit ein ebenso positiver Begriff als krumm, und nicht-krumm ebenso positiv als gerade.

Wenden wir dies auf Endlich an, so sehen wir, daß Endlich weder ein Reihen- noch ein Correlativbegriff ist. Endlich begreift Alles, was die Sinne wahrnehmen und der Verstand begreifen kann. Wenn wir also nicht nur auf's Gerathewohl ein Wort bilden, indem wir die Negativ-partikel un vor ein beliebiges Wort setzen, sondern einen Begriff damit zu verbinden suchen, so würde Un-endlich nichts begreifen, außer was außerhalb des Endlichen ist, und da, der Voraussetzung gemäß, uns nichts bekannt ist, außer was endlich ist, so würde Un-endlich als abstracter Negationsbegriff eben gar nichts bedeuten. Es wäre eine vox et praeterea nihil.

Alle die Einwürfe, die wir bisher betrachtet haben, kommen von wohlwollenden Kritikern. Sie sind nur Amendments zu unserer eigenen Erklärung, nicht ein Antrag auf die „previous question“! Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß es nicht nur Philosophen von Fach, sondern eine große Anzahl denkender Leute in allen Classen der Gesellschaft gibt, welche jeden Versuch, die Religion wissenschaftlich zu definiren, für vollkommen unnütz halten, die keinen Augenblick an einer Discussion Theil nehmen würden, ob eine Religion wahr, und eine andere falsch sei, sondern die ein für alle Mal die Möglichkeit einer jeden Religion in Abrede stellen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Mensch

nichts Unendliches erfassen kann, während alle Religionen, so sehr sie auch im Einzelnen von einander abweichen mögen, doch in diesem einen Punkt übereinstimmen, daß ihre Gegenstände die Grenzen der sinnlichen und begrifflichen Wahrnehmung des Menschen überschreiten. Hier nimmt die sogenannte positive Philosophie ihre Stellung, indem sie die Möglichkeit aller Religion verneint, und Alle, die eine Quelle der Erkenntniß außer Sinn und Verstand statuiren, auffordert, ihre Legitimation aufzuzeigen.

Dies ist keine neue Herausforderung, noch ist das Schlachtfeld, auf dem der Kampf zu kämpfen ist, ein neues. Es ist das alte Schlachtfeld, welches vor langen Jahren von Kant ausgemessen wurde, nur daß der eine Ausweg, den er gelassen, daß nämlich die absolute Sicherheit sittlicher Wahrheiten und die Sicherheit der Existenz eines Gottes gäbe, jetzt ebenfalls abgeschnitten ist<sup>1)</sup>.

Der Kampf also zwischen Denen, welche an Etwas, das Sinn und Verstand übersteigt, glauben, und für den Menschen den Besitz einer Anlage oder potentiellen Energie für das Erfassen des Unendlichen beanspruchen, und denen, welche dies aus psychologischen Gründen leugnen, muß mit dem Sieg der einen und der Niederlage der andern Partei endigen.

Ghe wir diesen Kampf auf Leben und Tod annehmen, mag es zweckmäßig sein, noch einmal genau das Schlachtfeld zu recognosciren, welches für uns ausgemessen ist, und namentlich den gemeinsamen Boden zu durchschreiten, auf dem beide Parteien ihren Stand fassen sollen.

Was man uns zugesteht, oder vielmehr was wir zugestehen sollen, ist, daß all unser Wissen mit sinnlicher Wahrnehmung beginnt, mit dem, was wir fühlen, hören und sehen. Dies gibt uns unser sinnliches Wissen. Aus diesem Material arbeiten wir unser begriffliches Wissen heraus, welches aus collectiven und abstracten Begriffen besteht. Was wir Denken nennen, ist einfach Addiren und Subtrahiren mit Wahrnehmungen und Begriffen. Begriffliches Wissen unterscheidet sich von sinnlichem Wissen nicht dem Inhalt, sondern nur der Form nach. In Bezug auf den Inhalt bleibt es dabei, daß nichts im Verstande existirt, das nicht vorher in den Sinnen existirt hat. Das Organ des Wissens bleibt überall dasselbe, nur daß es in Thieren, welche fünf Sinne haben, höher entwickelt ist, als in Thieren, die nur einen Sinn besitzen, und ebenso höher entwickelt im Menschen, der zählen und Begriffe bilden kann, als in allen andern Thieren, welche dies nicht können.

Auf diesem Boden und mit diesen Waffen muß der Kampf ausgekämpft werden. Mit diesen Waffen, sagt man uns, ist alles Wissen, ist die ganze Welt erobert worden. Wenn wir mit diesen Waffen uns einen Durchbruch vom Dießseits zum Jenßseits ersichten können, so sei der Sieg unser; wo nicht, so sollen wir offen bekennen, daß Alles, was unter dem Namen Religion cursirt,

<sup>1)</sup> Einer der Ersten, der die Unsicherheit des Bodens, auf dem Kant das Gebäude der Religion, selbst innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, wieder aufzubauen versucht hatte, erkannte, war Wytttenbach, Opusc., II, p. 190. Man sehe hierüber einen interessanten Aufsatz von Prantl in den Sitzungsberichten der philos.-philol. und historischen Classe der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1877, p. 284.

vom niedrigsten Fetischismus zum aufgeklärtesten Glauben eines Schleiermacher, ein Wahn ist, ja daß das Durchschauen dieses Wahnes den größten Triumph unseres Zeitalters bildet.

Ich nehme die Bedingungen an, und behaupte, daß Religion, anstatt unmöglich zu sein, unvermeidlich ist, wenn man uns nur unsere Sinne läßt, so wie sie wirklich sind, nicht so, wie man sie für uns definiert hat. Somit ist Alles klar. Wir verlangen keine besondere Gabe, keine übernatürliche Offenbarung. Die einzige Gabe, die wir verlangen, ist unsere sinnliche Wahrnehmung, die einzige Offenbarung, ihre historische Entwicklung.

Denn man glaube nicht etwa, daß wir die Idee des Unendlichen vom Anfang der Weltgeschichte an fix und fertig im menschlichen Bewußtsein finden. Es gibt noch jetzt Millionen menschlicher Wesen, die das Wort Unendlich gar nicht verstehen würden. Das Einzige, was wir behaupten, ist, daß der Keim oder das Noch-nicht dieser Idee in den frühesten sinnlichen Eindrücken eingeschlossen liegt, und daß, so wie der Verstand auf der einen Seite sich an den endlichen Eindrücken der Sinne entwickelt, so der Glaube — oder sollen wir es Vernunft nennen? — sich an dem, was in unseren sinnlichen Eindrücken unendlich ist, herausbildet. Die sogenannte positive Philosophie meint, daß Alles, was die Sinne uns bieten, seiner Natur nach beschränkt und endlich ist und sein muß, und daß also Alles, was diese Schranken zu überschreiten scheint, ein bloßer Wahn, daß das Wort Unendlich eine Mißgeburt sei, indem man einem Körper einen Kopf gegeben, der nicht zu ihm paßt, d. h. indem man dem Adjectiv Endlich die negative Partikel vorgelegt, die ganz an ihrer Stelle ist bei Reihen- oder Wechselbegriffen, die aber mit einem absoluten und exclusiven Begriff wie Endlich ganz unvereinbar ist. Die Sinne, sagen sie, geben uns nichts, als was endlich ist, der Verstand hat nichts, als was die Sinne ihm liefern; wer hat also ein Recht von Unendlichem zu sprechen! Es mag ganz wahr sein, daß der Glaube an ein Ueberfinnliches oder Unendliches ein wesentlicher Bestandtheil aller Religion ist, daß selbst im Fetisch etwas vorausgesetzt wird, das die Sinne nicht fassen können. Aber was folgt daraus? Nicht etwa, daß wir eine dritte Anlage oder potentielle Energie im Menschen statuiren, um die sogenannten Thatfachen des religiösen Bewußtseins zu erklären, sondern, wie uns alle positiven Philosophen einstimmig versichern, daß Religion eben gar keine Wurzeln im Bewußtsein des Menschen hat, daß sie ein bloßes Scheinbild in der Wüste des Lebens ist, die den müden Wanderer mit ihren farbenreichen Bildern heranlockt, und ihn dann in Verzweiflung läßt, wenn er gefunden, daß die Quellen lebendigen Wassers, die er aus der Ferne geschaut, nichts sind als Widerschein des Wüstenands.

Die positiven Philosophen halten eben Alle, die anders denken, für recht unschuldige Kinder. Allerdings appelliren wir an die Thatfachen des religiösen Bewußtseins, aber nicht um die Thatfachen einer Ursache anzupassen, sondern um aus einer gegebenen Ursache die Thatfachen zu erklären. Allerdings ist es eine positive und sehr beachtenswerthe Thatfache, daß, so lange wir irgend Etwas von dem geistigen Leben der Menschheit wissen, wir den Menschen stets, nicht nur im Besitz von Sinn und Verstand, sondern auch im Besitz von Religion finden.

Aber wir wissen, daß selbst die Veredsamkeit eines Cicero nicht im Stande war, dieser Thatsache die verwundbare Achillessehne auszuschnneiden. Auch daß alle Menschen eine Sehnsucht nach dem Göttlichen haben, ist eine positive und sehr beachtenswerthe Thatsache, aber selbst ein Dichter wie Homer würde die Welt jetzt nicht überreden, daß es deshalb ein Göttliches geben müsse. Wer hat nicht die einfachen Worte Homer's bewundert, wenn er den Peisistratos sagen läßt, „*πάντες δὲ θεῶν χάριον*“ *ἀνθρώποι*, alle Menschen sehnen sich nach den Göttern“, oder, wie wir es etymologisch und psychologisch noch richtiger ausdrücken könnten: „Wie die kleinen hungrigen Vögel ihren Schnabel aufsperrten, so verlangen alle Menschen nach den Göttern.“ Das Griechische *χάριον* ist offenbar mit *χαίνειν* verwandt und bedeutete also ursprünglich den Mund öffnen, dann erst sehnen und verlangen. Aber in unserer Zeit würde selbst ein Homer vergebens reden, man würde ihm einfach sagen, es folge nicht daraus, daß Menschen hungrig sind, daß es Speise für sie gäbe. Nein, es hilft zu nichts, uns darauf zu berufen, daß der Mensch, so lange wir ihn kennen, stets über die Stränge von Sinn und Verstand geschlagen. Es ist nicht genug, daß wir nachweisen können, wie selbst im tiefsten Fetischismus, der Fetisch nicht nur das ist, was man von ihm sehen, hören und berühren kann, sondern noch ein anderes Etwas, was nicht gesehen, gehört oder gefühlt werden kann. Es ist nicht genug, daß bei der Verehrung von Naturgegenständen die Berge, Bäume und Flüsse nicht nur das sind, was erscheint, sondern noch ein anderes Etwas, was nicht erscheint, und daß, wenn der Himmel und himmlische Mächte angerufen werden, es nicht die Sonne, der Mond oder die Sterne sind, so wie sie dem menschlichen Auge erscheinen, welche Verehrung empfangen, sondern wieder ein anderes Etwas, *quod sola reverentia vident*. Der Regen ist sichtbar, er, der den Regen sendet, ist es nicht. Der Donner ist hörbar, der Sturmwind fühlbar, aber er, der donnert und auf den Flügeln des Sturmwindes reitet, wird nie von menschlichen Augen erblickt. Obgleich die Griechen sich viele ihrer Gottheiten als sinnlich wahrnehmbar vorstellten, so galt doch auch ihnen der höchste Gott, der schon in den alten arischen Sprachen Dyaus pitar, Himmel-Vater, im Griechischen *Ζεὺς πατήρ*, im Lateinischen Jupiter hieß, für fast ebenso unsichtbar als Er, den wir noch immer Unseren Vater im Himmel nennen.

Dies Alles ist wahr, und die Thatsache, daß alle Menschen an Etwas glauben, was jenseits der sinnlichen Wahrnehmung liegt, sollte am wenigsten von der positiven Philosophie übersehen werden. Aber ehe wir die historische Entwicklung dieser religiösen Ideen, wie es der Zweck dieser Vorlesungen sein wird, wenn auch nur in einem großen Strom der Entwicklung, in der alten indischen Literatur zu erkennen oder zu verstehen suchen, müssen wir es uns erst klar machen, woher denn dies andere Etwas stammt, das uns weder Sinn noch Verstand liefert. Wir müssen Land finden für den, der sich auf nichts verläßt als die Beweiskraft der sinnlichen Wahrnehmung und auf die Folgerungen, welche der Verstand aus derselben ableiten kann, und der dennoch daran festhält, daß es für den Menschen zu allen Zeiten noch ein anderes Etwas gegeben hat, was jenseits der Sinne und jenseits des Verstandes liegt.



Die erste Frage, die wir thun, und von deren Beantwortung die ganze Entwicklung unserer Ansicht bedingt ist, ist diese: ist denn wirklich aller Inhalt, den uns die Sinne entgegenbringen, endlich? Man sagt, daß Alles, was wir sehen, hören und fühlen, damit wir es überhaupt sehen, hören und fühlen können, nothwendig einen Anfang und ein Ende haben muß, und daß all unser sinnliches Wissen im Wahrnehmen dieser Grenzen besteht. Wenn wir einen Körper wahrnehmen, so nehmen wir seinen Abriß wahr. Ebenso wenn wir Farben oder Töne wahrnehmen, so sehen wir Grün begrenzt von Blau und Gelb, wenn wir Töne wahrnehmen, so hören wir D in dem weiten Intervall zwischen dem Ende von C und dem Anfang von E. Dies ist ganz wahr, wenigstens für die Praxis des Lebens. Aber lassen Sie uns etwas genauer zusehen. Wenn unser Auge nun die fernste Grenze erfaßt hat, die es mit oder ohne künstliche Mittel erreichen kann, so ist die Grenze, an die es sich klammert, auf der einen Seite allerdings durch das Endliche bestimmt, aber zu gleicher Zeit auf der anderen Seite offen für das, was für das Auge unendlich ist. Jetzt verlangen wir, daß unsere Gegner bei den Bedingungen bleiben, die sie uns selbst vorgeschrieben haben. Wir bleiben bei dem Menschen, wie er uns vorgeschrieben, der nur im Besitz seiner fünf Sinne ist. Der Verstand mag später etwas zu sagen haben, mit Bezug auf die psychologische Unmöglichkeit jemals eine letzte Grenzlinie für Raum und Zeit zu ziehen. Uns betrifft dies für jetzt durchaus nicht. Unser Problem ist für's Erste rein historisch, nämlich wie ein Mensch, so wie er uns überantwortet worden ist, den ersten Impuls, die erste Irritation zur Wahrnehmung des Unendlichen erhält. Einem solchen Wesen in seiner frühesten geistigen Entwicklung muß nothwendig Alles, von dem seine Sinne kein Ende sehen, keine Grenze bestimmen können, als im vollen Sinne des Wortes endlos und grenzenlos erscheinen. Der Mensch sieht, aber er sieht immer nur bis auf einen gewissen Punkt. Da bricht seine Sehkraft zusammen. Aber eben auf dem Punkt, wo seine Sehkraft zusammen bricht, eben da spürt er, mag er es wollen oder nicht, zum ersten Male den Druck des Unendlichen. Dieser Druck ist etwas sinnlich Wahrnehmbares, nicht bloß das Resultat eines logischen Schlusses, ja ohne diese sinnliche Wahrnehmung würde jeder Schluß auf ein Unendliches unberechtigt sein und bleiben. Wenn es uns zu kühn klingt, zu sagen, daß der Mensch wirklich das Unsichtbare sieht, so sagen wir, daß er vom Unsichtbaren leidet, daß er den Druck des Unsichtbaren merkt, und dieses Unsichtbare ist eben nur ein besonderer Name für das Unendliche, mit dem der Naturmensch seine erste Fühlung gewinnt. Was also die bloße Entfernung betrifft, so kann der Positivste der Positivisten nicht leugnen, daß das Auge durch denselben Act, durch welchen es das Endliche erfaßt, zugleich das Unendliche mitfählt. Je weiter das Auge reicht, desto weiter wird der Horizont, aber der Horizont ist eben die Grenze, und es kann für unser Auge keine Grenze geben, als die, welche zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren, zwischen dem Endlichen und Unendlichen gezogen wird. Anstatt also ein später negativer Abstractionsbegriff zu sein, ist das Unendliche vielmehr schon in den frühesten Manifestationen unserer sinnlichen Wahrnehmungen mit enthalten. Lange schon, ehe er es weiß, nimmt der Wilde das Unendliche wahr, und es ist dieses, das noch unbewußte, d. h. ungenannte Unendliche, das später in tausend verschiedenen

Formen zum Durchbruch zu kommen sucht. Hier sehen wir, wie wahr es ist, daß Anthropologie der Anfang der Theologie ist. Wir müssen uns einen Menschen vorstellen, der auf hohen Bergen, oder in einer unabsehbaren Wüste, oder auf einer einsamen Koralleninsel ohne Hügel und ohne Bäche, wohnt, auf allen Seiten vom endlosen Gewoge des Meeres umgeben, und über seinem Haupte vom unergründlichen Blau des Himmels überschattet, und wir werden dann leicht begreifen, wie sich aus den Bildern, die sein Bewußtsein ausfüllen, ein Begriff des Unendlichen weit früher abhebt, als der des Endlichen, ja wie das Unendliche den allgegenwärtigen Hintergrund bildet, auf dem das Bild seines Erden-daseins nur matt hineinschattirt wird.

Ich hoffe, man wird mich nicht mißverstehen, oder ich sollte vielmehr sagen, ich fürchte, man wird mich mißverstehen, und mir die Ansicht zuschieben, daß die Religion, selbst bei den niedrigsten Rassen des Menschengeschlechts, ihren Anfang nur in dem dürren Begriff des Unendlichen hat, und in nichts Anderem. Man wird mich wahrscheinlich auffordern, da ich der Ansicht sei, daß es ohne ein Wort keinen Begriff gebe, aus den Wörterbüchern von Veddahs und Papuas ein Wort nachzuweisen, welches das Unendliche bezeichnet, und der Mangel eines solchen Wortes, selbst in den Wörterbüchern von weit höher entwickelten Völkern, wird wahrscheinlich als eine hinlängliche Widerlegung meiner Ansicht gelten.

Ich muß mich also nochmals ausdrücklich gegen eine solche Auffassung verwahren. Für jetzt bewege ich mich noch rein auf der Defensiv, ich habe es nur mit den Weg-sperrenden Einwendungen der Philosophen zu thun, welche Religion als gar nicht in das Bereich der Philosophie gehörig betrachten, und die uns immer wieder in die Ohren rufen, daß sie ein für alle Mal bewiesen haben, daß das Unendliche nie ein Gegenstand des menschlichen Bewußtseins sein kann, da unsere Sinne, welche den einzigen Zugang zu dem ganzen Gehöft unseres Bewußtseins bilden, nie mit dem Unendlichen in Verkehr treten. Es war mit Hinblick auf diese in England so einflußreiche Schule der Philosophie, die sich in diesem Punkte sogar Eingang in das Lager der strengsten Orthodoxie verschafft hat, daß ich es für nöthig hielt, nachzuweisen, daß die Thatfachen, auf welche sie sich berufen, keine Thatfachen sind, sondern daß das Unendliche vom ersten Anfang in allen endlichen Wahrnehmungen enthalten war, ebenso wie die blaue Farbe, obgleich wir kein Wort dafür in den Wörterbüchern von Veddahs und Papuas finden, ja ebenso wie das Licht wahrgenommen wurde, lang ehe man gelernt, seine Schwingungen zu zählen.

Ich stimme also ganz mit meinen Gegnern überein, daß, wenn das Unendliche nicht von Anfang an in all' unseren Wahrnehmungen gegenwärtig gewesen, das bloße Wort Unendlich nicht mehr als eben ein Wort sein würde. Und eben deshalb hielt ich mich für verpflichtet, genau darzulegen, wie das Vorgefühl des Unendlichen auf dem Gefühl des Endlichen beruht, und wie sich seine wirklichen Wurzeln in der wirklichen, wenn auch noch nicht fest aufgefakten Gegenwart des Unendlichen in all' unseren Wahrnehmungen nachweisen lassen. Dieses Vorgefühl, dieses nur langsam erwachende Bewußtsein des Unendlichen geht durch viele Phasen hindurch, es wird durch viele Namen erfaßt. Ich hätte es nachweisen können in dem Staunen, mit welchem der Polynesische Schiffer

auf den unendlichen Kreis des Meeres hinblickt; in dem frohen Jubel, mit welchem der Arische Ruhhirt den Glanz des Morgenroths begrüßt, und in der athemlosen Stille des einsamen Wanderers in der Wüste beim Scheiden des letzten Sonnenstrahls, der seine müden Augen in Schlummer zaubert und seine Gedanken träumend in eine andere Heimath hinüberzieht. In all' diesen Gefühlen und Vorgefühlen ertönt dieselbe Saite in tausend verschiedenen Spannungen, und wenn wir nur ruhig lauschen, werden wir den alten bekannten Klang selbst in den harmonischen Tönen wieder erkennen, wie sie uns in Wordsworth's Ode an die Unsterblichkeit entgegen klingen:

„obstinate questionings  
Of sense and outward things,  
Fallings from us, vanishings;  
Blank misgivings of a creature  
Moving about in worlds, not realised.“

Gehen wir nun vom unendlich Fernen und Großen zur Betrachtung des unendlich Nahen und Kleinen über. So sehr wir auch die Spitzen der Fühläden unserer Sinne zusammenziehen und schärfen, sie werden nie klein genug, um die kleinsten Dinge zu messen und zu fassen. Immer gibt es ein minus, und die minima erreichen wir nie. Es ist leicht mit unserer Sprache ein Atom zu postuliren, ein Etwas, das nicht entzwei geschnitten, das nicht getheilt werden kann. Unsere Sinne, und vergessen wir nicht, wir dürfen hier dem Vertrag gemäß nur von ihnen sprechen, wissen nichts von einem wirklich Untheilbaren. Sie geben uns ebensovienig Atome, als Imponderabilien, oder, wie Robert Mayer diese letzten Götter Griechenlands nannte, immaterielle Materie. Wenn unsere Sinne die kleinste Ausdehnung wahrnehmen, so fühlen sie nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer noch kleineren Ausdehnung. Zwischen dem Mittelpunkt und der Peripherie, welche jeder Gegenstand haben muß, um überhaupt gemessen und sichtbar werden zu können, gibt es stets einen Radius, und dieser allgegenwärtige und nie hinweg zu schaffende Radius gibt uns wiederum die sinnliche Fühlung mit dem Unendlichen, mit dem unendlich Kleinen, gegenüber dem unendlich Großen.

Was aber von Raum und Zeit gilt, gilt ebenso von Qualität und Quantität.

Wenn wir von Farben und Tönen sprechen, so scheinen wir uns so recht, wie schon früher bemerkt, in den Grenzen des Endlichen zu bewegen. Dieses ist roth, sagen wir, dieses grün, dieses violet. Dies ist C, dies D, dies E. Was kann anscheinend mehr endlich, mehr begrenzt sein! Fragen wir aber unsere Sinne, was sie sagen? Wenn wir die sieben Farben des Regenbogens wahrzunehmen meinen, wo ist dann das Auge, dessen Sehkraft scharf genug ist, um den Punkt zu treffen, wo Blau aufhört und Grün anfängt, oder wo Grün aufhört und Gelb anfängt? Es ist, als ob wir versuchen wollten, unsere unbeholfenen Fingerspitzen auf die Linie zu bringen, wo ein Millimeter aufhört und der andere anfängt. Wir theilen Farbe so gut es eben geht, in sieben Grade, und sind dann zufrieden. Selbst diese rohe Einteilung in sieben Grade ist spät in der Entwicklung unserer sinnlichen Wahrnehmung, wie dies vor Kurzem Seiger in einem seiner „Vorträge zur Entwicklungsgeschichte der

Menschheit“ sehr schön nachgewiesen hat. Im Vulgär-Arabischen schwimmen, wie Palgrave berichtet, die Namen für die drei Farben Grün, Schwarz und Braun fortwährend in einander. In der Edda heißt der Regenbogen noch nicht die siebenfarbige, sondern die dreifarbige Brücke. Xenophanes sagte, daß was die Menschen die Iris nennen, eine purpurne, rothe und gelbe Wolke sei. Selbst Aristoteles spricht noch vom dreifarbigem Regenbogen, roth, gelb und grün. Blau, welches uns eine so leicht faßliche Farbe scheint, wurde aus dem unendlichen Farbenspiele der Sinne erst sehr spät herausgearbeitet. Jetzt gibt es kaum ein Buch, in dem man nicht vom blauen Himmel spricht. Aber in den alten Hymnen des Veda, wo wir so viel vom Morgenroth, von der Sonne und dem Himmel hören, hören wir nie etwas vom Blau des Himmels. Im Zend-Avesta, dem heiligen Buche der Lichtreligion, ist der blaue Himmel nie erwähnt. In Homer, dem Sänger Griechenlands, ist der blaue Himmel nie erwähnt. Im alten und selbst im neuen Testament ist der blaue Himmel nie erwähnt. In der Deutschen Sprache kommt Blau von demselben Stamme, der ursprünglich nur die Ausdrücke für blaß und bleich hergab, und die Romanischen Sprachen fanden im Lateinischen kein Wort, was ihnen das Blau allgemein genug zu bezeichnen schien und borgten deshalb ihr Wort für diese Farbe von ihren deutschen Nachbarn. Man hat gefragt, ob wir hierin eine physiologische Entwicklung des Sinnes oder nur eine allmälige Aufnahme der Unterschiede in der Sprachbezeichnung zu erkennen haben. Niemand wird wol behaupten wollen, daß die Irritationen der Sinneswerkzeuge, welche den bloßen Sinnes-eindruck (sensation), aber noch nicht die Wahrnehmung (perception) hervorbringen, vor tausend Jahren anders waren als jetzt. Wissen wir doch, daß selbst gewisse Insekten sehr lebhaft gegen Farbenunterschiede reagiren. Es gibt aber keine bewußte Wahrnehmung ohne Sprache. Selbst noch jetzt wird kein Philosoph behaupten, daß er sich ohne das Wort Grün des Grünen erinnern kann. Niemand behauptet, daß die Wilden, beim Anblick eines vierrädrigen Wagens, nicht den Eindruck von Vier erhalten, wenn sie auch nur, wie man sagt, bis Drei zählen. Man sieht eben in der Entwicklung des Farbenbewußtseins recht deutlich, wie Wahrnehmung und Sprache Hand in Hand gehen, und wie langsam und mühsam jeder scharf und schärfer begrenzte Begriff aus einer Unendlichkeit von unklaren Wahrnehmungen herausgearbeitet werden muß. Demokritos kannte nur vier Farben, nämlich Schwarz und Weiß, die er als Farben behandelte, dann Roth und Gelb. Glauben wir irgend, daß er den blauen Himmel nicht sah, weil er ihn nicht blau, sondern nur hell oder dunkel nannte? In China war die Zahl der Farben ursprünglich fünf. Diese Zahl wurde erhöht, je nachdem sich das Vermögen, die Farben zu unterscheiden und ihre Unterschiede durch Zeichen und Worte festzuhalten, erhöhte. Aber obgleich wir mehr und mehr die Unendlichkeit der Farbe, die uns entgegenstrahlt, durch Linien und Worte zu theilen und zu begrenzen lernen, sie bleibt dennoch eine ewige Unendlichkeit, die wir durch Millionen von Schwingungen in einer Secunde zu ermessen suchen, die aber selbst dem lebendigsten und schärfsten Auge des Menschen auf immer unermessbar bleibt und bleiben muß.

Was von den Farben gilt, gilt ebenso von den Tönen. Unser Ohr fängt an Töne wahrzunehmen, wenn die Anzahl der Schwingungen in einer Secunde sich auf dreißig beläuft; diesseits dieser Grenze gibt es für uns nur Geräusch. Ebenso hört unser Ohr auf, Töne wahrzunehmen, wenn die Anzahl der Schwingungen in einer Secunde mehr als 4000 beträgt. Es ist also die eigenthümliche Beschränktheit unseres Ohres, welche die Grenzen unserer Tontwahrnehmung bestimmt, und Niemand wird behaupten wollen, daß es nicht jenseits dieser Grenzen noch eine unendliche Möglichkeit von Tönen gibt. Wie bei den Farben, so unterscheiden wir auch bei den Tönen nur sehr breite Grade. Wir können die gewöhnlichen Noten, die Töne, die Halböne, vielleicht auch noch die Viertelöne wahrnehmen, aber kleinere Unterschiede darüber hinaus, gehen über unser Fassungsvermögen, und geben uns, wie so vieles Andere, das Gefühl, wie schwach, wie hilflos unsere Sinne sind gegenüber dem unendlichen Universum, welches wir langsam zu theilen, zu bestimmen, zu fassen und zu nennen suchen.

Wohin wir uns also auch wenden, überall finden wir, daß bei uns jede Wahrnehmung eines Endlichen von der Wahrnehmung, oder, wenn dieses Wort zu stark scheint, von der Fühlung eines Unendlichen begleitet ist, daß wir vom ersten Augenblick unseres Bewußtseins, vom ersten Act des Fühlens, Hörens oder Sehens in unmittelbarem Contact, nicht nur mit dem Sichtbaren, sondern zugleich mit dem Unsichtbaren stehen. Diejenigen also, welche dem Menschen die Berechtigung zum Erfassen des Unendlichen absprechen, müssen hier auf ihrem eigenen Grund und Boden Stand halten. All unser Wissen muß mit den Sinnen anfangen, sagen sie, und wir erwidern, Ja, und es sind die Sinne, welche uns die erste Fühlung mit dem Unendlichen geben. Was später aus dieser Fühlung wird, ist Sache der Psychologie und der Religionsgeschichte. Hier handelt es sich zunächst nur um ein erstes *noï orō* für das Unendliche. Ich sage durchaus nicht, daß wir in dem ersten dunkeln Druck, den das Unendliche vom ersten Sinnesindruck an auf uns ausübt, sogleich das volle und lichte Bewußtsein des höchsten aller Begriffe, des Unendlichen, haben. Ich meine das gerade Gegentheil. Ich sage nur, daß wir hier den ersten Keim, den ersten prähistorischen Impuls zum Unendlichen haben, aber daß dieser Keim der Lebenskeim aller Religion ist, welche das Unendliche in allem Endlichen fühlt.

Wie oft hat man uns seit Mansell's Bampton-Lectures gesagt, daß das Endliche das Unendliche nicht fassen kann, und daß wir deshalb unsere Bibel oder Gesangbuch nehmen, und damit zufrieden sein sollten. Dies wäre in der That eine verzweifelte Ansicht, sowol von uns selbst, als von der Bibel und dem Gesangbuch. Nein, anstatt solche leere Formeln nachzusprechen, müssen wir mit unseren eigenen Augen sehen, mit unserem eigenen Verstand urtheilen lernen, und dann werden wir finden, daß wir schon beim ersten Grauen unseres persönlichen Bewußtseins das Unendliche von Angesicht zu Angesicht vor uns gehabt haben.

Ob wir je vom Unendlichen mehr als dies unmittelbare Gefühl seiner Gegenwart gewinnen können, ist eine Frage, die uns hier noch nicht beschäftigt. Wir haben es vor Allem mit der Geschichte zu thun, um von ihr zu lernen,

wie der endliche Geist versucht hat, immer weiter und weiter in das Unendliche einzudringen, ihm neue Eindrücke abzugewinnen, und sein dunkles Gefühl zu immer klareren Anschauungen oder Begriffen zu erheben. In den Namen, welche der Mensch dem Unendlichen gegeben, mag viel Irrthum liegen, aber auch die Geschichte des Irrthums hat ihr Sehrreiches. Wir werden sehen wie der Mensch das Unendliche in Bergen, Bäumen oder Flüssen, im Blik und Sturm, in der Sonne oder dem Mond, im Himmel oder was jenseit des Himmels ist, suchte, wie er einen Namen nach dem anderen wählte, um es zu begreifen, wie er es Donnerer, Lichtbringer, Blikeschleuderer, Geber des Regens, der Nahrung, des Lebens nannte; wie er dann von ihm als Schöpfer, Erhalter, Regierer, Vater oder König, Herr der Herren, Gott über alle Götter, Ursache der Ursachen, als dem Ewigen, dem Unbekannten, dem Unerkennbaren sprach — dies Alles wird an uns vorüberziehen, so wie es sich in dem einen großen Strom der Entwicklung, der in der alten Literatur der Brahmanen uns aufbewahrt ist, historisch vollzogen hat. Es gibt noch viele andere historische Entwicklungen desselben unscheinbaren Keims in anderen Ländern, die zu anderen Zielen führen als die, welche in Indien erreicht worden sind. Nichts kann verschiedener sein als die Entwicklung des Gottesbewußtseins bei den arischen und bei den semitischen und turanischen Völkern. Aber was ihnen allen gemeinsam ist, ist das kleine Stück Landes, welches, wie ich hoffe, wir heute erobert und in Besitz genommen haben, nämlich die unmittelbare Fühlung des Unendlichen, wie sie vom ersten Flügelschlage des menschlichen Bewußtseins jeder Wahrnehmung, jeder Einbildung, jedem Begriffe, jedem Urtheil zu Grunde liegt.

---

# Isaias Tegnér.

Nach neuen Quellen dargestellt

von

Georg Brandes.

Der literarische Ruhm ist in den scandinavischen Ländern meistens ein rein localer. Werke, die in Sprachen geschrieben sind, welche nur von wenigen Millionen gesprochen und nirgend in der Welt als Cultursprache gelernt oder gelesen werden, haben selbstverständlich alle Chancen europäischer und amerikanischer Berühmtheit gegen sich. Die wenigsten poetischen Erzeugnisse werden überhaupt übersetzt, und für ein Werk, das sich an den Schönheitsfönn wendet, für ein metrisches vor Allem, ist die äußere Sprachform, die in der Uebersetzung verloren geht, von höchster Bedeutung; sie gibt ihm gleichzeitig Dauer und Glanz.

Troßdem gelang es bekanntlich einzelnen nordischen Schriftstellern, mehr Anerkennung im Auslande als daheim zu finden; sie repräsentiren so zu sagen der ganzen Lesewelt gegenüber das poetische Leben ihres Vaterlandes, und ihr Name schmilzt im allgemeinen Bewußtsein mit demjenigen ihres Landes zusammen. Einen solchen Ruhm hat unter den Dichtern Schwedens nur ein einziger, Isaias Tegnér erlangt.

Er ist nicht der größte, der in schwedischer Sprache gedichtet hat; vor ihm und nach ihm hat ein anderer, größerer Sänger in dieser Sprache Gestalten geformt, welche die seinigen durch Anschaulichkeit und wirkliches Leben übertreffen. Aber mit Bellman und Runeberg muß er zusammengestellt und genannt werden; und während er ihnen in dichterischer Phantasie nachsteht, übertrifft er durch geistige Größe beide.

Drei Mal im Laufe der Geschichte ist es dem schwedischen Volke gelungen, das Classische und das Volksthümliche in seiner Poesie zu verschmelzen. Das erste Mal geschah es, als Bellman unter Gustav III. seine Typen aus dem Volks- und Wirthshausleben Stockholms griff und „die Lieber Fredman's“ mit mimischer Meisterschaft zur Cithar sang. Zum zweiten Male, als Tegnér, fünfzig Jahre später, zum Heldenleben des alten Nordens zurückkehrte, den Stoff zu einem Romanzenchluß in einer alten Sage fand und Schweden ein Bild

von Vikingsleben und Vikingsliebe im Norden gab, wie sich die Zeitgenossen dies vorstellten. Zuletzt geschah es endlich in unsern Tagen, als — vierzig Jahre, nachdem Finnland von seinem alten Mutterlande losgerissen wurde — der größte von Finnlands Söhnen, von seinen Kindheits Erinnerungen inspirirt, den ehrenvollen Kampf seines Vaterlandes gegen russische Uebermacht und dadurch den Nationalcharakter des finnischen Volkes in einem Kreise von unvergeßlichen Gedichten, Kriegsibyllen, Schlachtfeldtragödien malte — eine eben so realistische wie seelenvolle Divouacpoesie.

Weber in einem Drama, noch in einem Epos hat also einer der drei schwedischen Dichter die Möglichkeit gefunden, sein Bestes zu geben. Alle drei, so verschieden sie auch sind, haben in derselben Kunstgattung triumphirt, einem der Form nach lyrischen, dem Inhalte nach epischen Cyclus kurzer Gedichte. Der erste hat burleske Dithyramben, der zweite altnordische Heldenlieder, der dritte moderne Kriegsanekdoten geschrieben; aber alle haben sie diese ihre vorzüglichsten Poesien in eine zusammenhängende Reihenfolge gebracht, und Nichts als diese drei Liebergruppen gibt der Dichtung Schwedens kosmopolitischen Rang.

Unter diesen ist die „Frithiofs Saga“ der berühmteste Cyclus, und wenn Tegnér außerhalb Schwedens genannt wird, so ist es ausschließlich als Autor desselben; dies Werk ist die Nationaldichtung des schwedischen Volkes geworden, und Uebersetzungen in allen europäischen Sprachen, darunter achtzehn verschiedene deutsche und achtzehn verschiedene englische, haben es über die Erde verbreitet. Schweden hat sich nicht undankbar gegen den Mann gezeigt, dem es so Vieles schuldet. In Schweden ist zur Ehre Tegnér's so hübsch und warm geredet, geschrieben und gesungen worden, daß es unmöglich ist, hierin die Kinder des Landes zu übertreffen. Schweden hat die verklärte Gestalt des Dichters in übernatürlicher Größe auf ein mächtiges Piedestal gehoben, das, näher betrachtet, ein ganzer kleiner Berg von massiven Lobreden, Lebensbeschreibungen und Festliedern ist, und man hat Weihrauch über Weihrauch am Fuße der Statue verbrannt. Was ist da noch für einen Kritiker zu thun? Vielleicht nichts Anderes, als mit schonender Hand das schöne Gesicht ein wenig von dem Ruße des Räucherpulvers zu säubern, damit die Züge menschlicher und lebhafter hervortreten. Vielleicht auch noch, die Statue sorgfältig mit dem Originalen zu vergleichen und auf eigene Hand eine Federzeichnung desselben zu entwerfen, wo die Bildsäule sich ungenau oder abstract zeigt. Jedenfalls bringe ich die angeborene Sympathie des Scandinaven für den nordischen Dichter mit, sowie die Unparteilichkeit des Nichtschweden, und den ehrlichen Voratz des Kritikers, die Gestalt im scharfen Sonnenlichte der Wahrheit darstellen zu wollen.

## I.

Esaias Tegnér stammt, wenige Generationen zurück, sowol väterlicher- wie mütterlicherseits von schwedischen Bauern ab. Wie so viele andere hervorragende Talente des Nordens, leitet er seinen Ursprung vom Bauern durch den Pfarrer her. Dies geschieht gewöhnlich in folgender Weise: der Großvater pflügt mit eigener Hand seinen Acker, der Sohn zeigt Vesehust und wird durch Entbehrungen



der Eltern und Unterstützung guter Leute so weit gebracht, daß er Theologie studiren kann; denn der Pfarrer war Jahrhunderte lang dem Bauern der absolute Repräsentant des gelehrten Standes. In diesem Sohne wird die kräftige, uncultivirte Bauernnatur der ersten groben Behauung unterworfen; der Prediger pflügt nicht mehr selbst seinen Acker, obwol er den Anbau noch beaufsichtigt; der Prediger denkt schon, obwol er seine letzten Resultate nicht durch den Gedanken erhält. Im Enkel oder Urenkel ist endlich der ursprüngliche Naturgrund so verfeinert, daß daraus das wissenschaftliche, technische oder poetische Talent hervorgeht. Ebenso hier. Der Vater Tegnér's war Pfarrer und seine Mutter Pfarrers-tochter, und die beiden Geistlichen, von denen er stammt, waren Bauernkinder. Der vornehm klingende Name wurde gebildet, als der Vater Esaiaß Lucasson vom kleinen Dorfe Tegnaby in's lateinische Protokoll des Gymnasiums als Esaiaß Tegnerus eingeschrieben wurde.

Dem Predigerhause erwuchsen bald Söhne und Töchter, und den 13. November 1782 wurde in Rykterud als fünfter Sohn des Hauses der später so berühmte Esaiaß geboren. Er war nur neun Jahre alt, als das Haus durch den Tod des Vaters aufgelöst wurde. Dieser hinterließ Nichts, und die Wittwe, der die Zukunft ihrer sechs vaterlosen Kinder Sorgen genug verursachte, ergriff mit Freuden die sich ihr bietende Gelegenheit, ihren Jüngsten als Schreiber zu einem in der Nähe wohnenden angesehenen Beamten zu geben. Der Knabe lernte in dem Bureau des Hardeßvoigts Branting ausdauernden Fleiß im Schreiben und Rechnen, und was noch mehr werth war, der kleine Schreiber, der immer auf den langen Reisen mitgenommen wurde, die sein waderer Principal als Steuereinnnehmer in die Kreuz und Quer durch Wermland unternahm, lernte vom Wagen aus die malerische Naturschönheit der heimatlichen Gegend schon in dem frühen Alter kennen, wo alle Eindrücke am tiefsten sind. Obgleich lebhaft und fleißig bei seiner Arbeit, war er häufig vergesslich und zerstreut, in sein Buch oder in wache Träumereien verloren, oder murmelte Monologe auf einsamen Wegen. Er las Poesien, Geschichtsbücher, vor Allem Sagen, fand eine Sammlung solcher, die „Rämpadater“ Björner's, und in dieser die Sage von Frithiof, dem Rühnen, welche gegen fünfundzwanzig Jahre in seiner Phantasie ruhte, ehe sie zu keimen begann.

Diese zwei Eindrücke, von Schwedens Natur und von den alten nordischen Mythen und Sagen, waren nicht getrennt; sie schmolzen zusammen, glitten in seiner jungen Seele in einander über. Oft war's ihm, wenn er auf dem Rückfahre von Branting's Wagen zwischen waldbedeckten Bergen, durch tiefe Thalfrecken, längs der großen Gewässer, die das Land durchströmen, fuhr, als ob die Natur mit ihm um die Wette phantasirte. Romantische Landschaften gab's in den langen Sommertagen, wo Abend- und Morgenröthe in Eins zusammenfloßen und der rosige Schimmer niemals vom Horizonte verschwand; eine alt-nordische Landschaft zur Winterzeit, wenn der Schnee hoch lag, wenn die Bächelein in langen Zapfen von den Felsen herunterhingen, und es dem Knaben vorkam, als sähe er im Mondlichte, das auf dem Schnee spielte, den Winter selbst in eigener Person als eine ungeheure Göttergestalt mit Schneegestöber im Bart und einem Kranz von Tannen auf dem Haupte.

„Die schwedische Poesie,“ sagt Tegner irgendwo, „ist und bleibt eine Naturpoesie im eigentlichen Sinne des Worts; denn sie liegt in unserer herrlichen Natur, in unseren Seen, Felsen und Wasserfällen;“ und als er, kurz nach der Vollendung des Frithjofs, den Ursprung des Gedichts erklären will, führt er selbst, außer seiner frühen vertrauten Bekanntschaft mit den altnordischen Sagen, den Umstand an, daß er in einem entlegenen Bergbezirk geboren und erzogen war, „wo die Natur selbst in großen, aber wilden Formen dichtet und wo die alten Götter noch leibhaftig in den Winternächten umherwandeln.“ — „In solcher Umgebung,“ fährt er fort, „völlig mir selbst überlassen, war es nicht sonderbar, daß ich eine gewisse Vorliebe für das Ungebändigte und Colossale faßte, welche mich nie vollständig verlassen hat.“

Und nicht nur den Inhalt, sondern zugleich die Grundform seiner, wie aller schwedischen Poesie hat Tegner in reiferen Jahren auf die Eindrücke von Schwedens eigenartiger Natur zurückzuführen gesucht. Er erstaunt über die ausschließliche Vorliebe für das Ethische bei seinem Volke; über dessen Neigung, die ganze poetische Welt in wenigen Strophen zusammenzudrängen, und er fragt nach dem Grunde dieses Charakterzuges. „Liegt er nicht zum größten Theile in der Natur selbst, die uns umgibt? Sind nicht die Gebirge mit ihren Thälern und Strömen die Etrich der Natur, wie die mildere Ebene mit ihren ruhigen Flüssen ihr Epos ist? Viele unserer Berggegenden sind wirkliche Natur-Dithyramben, und der Mensch dichtet gern in derselben Tonart wie die Natur um ihn her.“ Und, indem er mit Kühnheit die äußerste Consequenz seines Gedankens zu ziehen versucht, bricht er in diese Fragen aus: „Geht nicht durch die ganze schwedische Geschichte ein lyrischer Zug? Sind nicht die hervorragendsten Repräsentanten unserer Nationaleigenthümlichkeit sowol in älterer wie in neuerer Zeit eher lyrische als epische Charaktere?“ Er hat augenscheinlich an solche Geister, wie Schwedens größte Könige und größte Feldherren, und wol nicht am wenigsten an sich selbst gedacht.

## II.

Sehr bald entdeckte man, daß der begabte Knabe Anlagen besaß, die es als wünschenswerth erscheinen ließen, ihm eine höhere Bildung zu verschaffen als die, wozu das Bureau des Voigtes Gelegenheit bot. Ein Gespräch während einer der Wagenfahrten bei Abend, wo der junge Esse, wie er genannt wurde, die religiösen Betrachtungen seines frommen Chefs über die Spuren von Gottes Allmacht im klaren Sternenhimmel mit Erklärungen der Bewegungsgeetze beantwortete, die er aus einer populärphilosophischen Schrift geschöpft hatte und über welche der alte Mann in Erstaunen gerieth, gab, eigenthümlich genug, den ersten Stoß dazu, daß Schritte gethan wurden, Esaias in die gelehrte Laufbahn zu bringen. Ein Instinct, der sich nie bei dem späteren Bischof verleugnete, ließ ihn die rationelle Erklärung mit beiden Händen ergreifen und die theologische in allen den Fällen verwerfen, wo sie ihm überflüssig vorkam.

Unter der Anleitung seines älteren Bruders wurde er jetzt in Latein, Griechisch und Französisch eingeweiht und brachte sich selbst so viel Englisch bei,

daß er den, gerade damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Ossian lesen konnte. Wie das Füllen dem Pferde folgt, so begleitete er den Bruder auf dessen verschiedenen Hauslehrerstellen, und es war in der letzten Familie, in welche dieser als Lehrer einzog, daß Hias, vierzehn Jahre alt, in der jüngsten Tochter des Hauses seine zukünftige Gattin fand. Gleich so manchem andern aufgeweckten Knaben vermied er die lärmenden Spiele seiner Cameraden, saß am liebsten in seiner Kammer in den Homer vertieft und mußte mit Gewalt zu Schlittenpartien und Schlittschuhlaufen geholt werden, obwohl er durchaus nicht ungeschickt darin war. Im Jahre 1799 kam er auf die Universität nach Lund, beschäftigte sich mit alten Sprachen, Philosophie und Aesthetik und wurde 1802 nach der pathetischen Sitte des Landes als Magister der Philosophie mit Lorbeeren bekränzt. Von 1802—10 lebte er in Lund als wohlrenommirter junger Docent, 1810—25 hielt er stark besuchte Vorlesungen über die griechische Literatur. Im Jahre 1812 wurde er nach schlechter schwedischer Sitte zur selben Zeit Professor und Pfarrer einiger Kirchspiele in der Nähe Lunds; 1826 endlich verließ er die kleine Universitätsstadt, um als Bischof in die ländliche Einsamkeit hinaus nach Värd zu ziehen.

Richten wir einen Blick auf den jungen Magister von Lund. Er sieht gut aus, blaue Augen, rothwangig, mit gelben, krausen Haaren, kräftig gebaut, mit Anlage zum Starkwerden. Als Junggeselle ist er noch ein zurückgezogener, einsam lebender Grübler und Träumer; doch sobald er den Fuß unter eigenen Tisch gesetzt hat, erschließt sich sein Geist und er zeigt sich als eine lebensfrohe, sprudelnde, im höchsten Grade gesellige Natur. Ein Kind der Welt, der einen guten Tisch und einen edlen Wein zu würdigen versteht, ein leicht zündender und keineswegs seraphischer Apollino, Bewunderer aller weiblichen Schönheit; ein nicht brennender, sondern funkelnder Geist mit überlegenem und übermüthigem Witz, um seine conventionelle Würde ziemlich unbesorgt, aber darum nicht weniger verstehend, das Souveräne in seiner Persönlichkeit stolz genug zu behaupten: so ist die Seite, die er der Außenwelt zukehrt. Hinter dieser Aeußerlichkeit verbergen sich seine tieferen Anlagen. Diese sind theils dichterischer, theils oratorischer Natur: eine eigenthümliche lyrische Begeisterung und eine eigenthümliche Begabung des Stils.

### III.

Die lyrische Begeisterung Legner's offenbart sich früh als ein angeborener Hang zum Enthusiasmus für Alles, was sich stark vom grauen und prosaischen Hintergrund des Alltagslebens abhebt; alle persönlichen Großthaten, alle leuchtende Ehre, möge sie wie auch immer gewonnen sein: er wird von ihrem Strahlenglanz angezogen und schwärmt selbst für ihren Flitter. Ein starker Respekt vor den großen Namen der Geschichte, eine entschiedene Anlust, reduzierende Verstandeskritik an einmal erworbenen Ruhm anzulegen, bilden einen der tiefsten und unveränderlichsten Züge seines Charakters. Es ist die ungewöhnliche Steigerung dieser Grundneigung, die ihn zum Dichten bringt; ja, sie ist es, die ihn zum Dichter macht. Um aber diese Reigung besser zu verstehen, müssen wir

zu den Quellen seiner Begeisterung zurückgehen; prüfen, welche Ideale er sucht, vorfindet oder formt; sehen, in welcher Art von inneren Spiegelbildern er die Natureigenthümlichkeiten oder geistigen Eigenschaften objectivirt, die dem Besten in ihm selbst entsprechen. Er träumt nicht von Oehlenschläger's Maddingsgestalt; dazu ist er weder naiv noch verwegen genug. Eben so wenig spiegelt er sich in einem Hamlet oder Faust; die Helden des Zweifels und des Gedankens sind viel zu abstract für seine kräftige Knabenphantasie; sie träumt von handfesteren Idealen. Noch weniger concentriren sich seine Vorstellungen um einen Manfredtypus; die Schuld lockt ihn nicht, und das Geheimnißvolle hat nichts Anziehendes für seine offene Natur. In idyllischen Verhältnissen und unter allgemeinem Wohlwollen in der kleinen Stadt erzogen und entwickelt, die er selbst „ein akademisches Dorf“ genannt hat, konnte er unmöglich in dem cosmopolitischen Posa-Pathos des lange unterdrückten Schiller's sich ergehen. Das Ideal, das sich langsam in seinem Gemüthe bildet, ist ein abstractes und nordisch-romantisches Ideal.

Es ist ein liches Bild offener, vortwärts stürmender und umformender Kraft, halb kriegerisch, halb civilisatorisch. Es nimmt alle die Gestalten an, die Tegnér im Laufe der Jahre mit Vorliebe gezeichnet hat. Er hat z. B. in einer Universitätsrede Luther zu Characterisiren. Um dies zu thun, stellt er ihn unter den Gesichtspunkt, von welchem aus er die Männer der That zu betrachten pflegt. Zuerst hebt er hervor, daß Luther Allem, was er sprach und ausführte, den Stempel „übersprudelnder Kraft“ ausdrückte:

„Es lag etwas Ritterliches, ja ich kann fast sagen Abenteuerliches in seinem Wesen, in seinem ganzen Unternehmen . . . Seine That war wie eine ganze, sein Wort wie eine angefangene Feldschlacht. Er war eine der gewaltigen Seelen, die wie gewisse Bäume nur im Sturme blühen. Sein großes, wunderreiches Leben kam mir allezeit vor wie ein Heldengedicht mit seinen Kämpfen und seinem endlichen Sieg.“

Man fühlt um so stärker die Natur des Redners aus dieser so einseitigen Characteristik des vielseitigen Gegenstandes heraus, wenn man bemerkt, daß Tegnér hier Grundbestimmungen gegeben hat, die er einige Jahre später mit leicht veränderten Attributen fast Wort für Wort auf eine von Luther so verschiedene Persönlichkeit wie König Gustav III. von Schweden anwenden kann. Es braucht kaum eines Beweises, daß es zwischen dem derben sächsischen Reformator und dem theatralischen, gallisirten und ungläubigen Monarchen kein anderes Band gab, als das, welches Tegnér's Bewunderung für beide schuf. Tegnér sagt von Gustav: „Er hatte in seinem Wesen nicht nur etwas Großes, sondern zugleich etwas Ritterliches; die hohe Heldenkraft zeigte sich bei ihm nicht mit Schild und Schwert, sondern im leichtesten Gewande der Anmuth. Er war ein großes romantisches Heldengedicht mit dessen Abenteuern und Verzauberungen, aber zugleich mit den zärtlichsten Ergüssen des Herzens und den üppigsten Spielen der Freude.“

Größe, Kraft und abenteuerliche Romantik sind also die gemeinsamen Grundbestimmungen für Luther und Gustav; beide sind sie Ritter, und beider Leben kommt Tegnér wie ein romantisches Heldengedicht vor. Was konnte er

Anderes und mehr über Frithiof sagen; was Anderes hat er in Wirklichkeit darüber gesagt, als er in seiner Selbstcharakteristik auf das Lebensfrische, Trotzige, Uebermüthige dieses Helden und dieses Heldengebichtes hinwies!

Hier haben wir denn die tiefste, festeste Grundlage, auf welcher seine Vorstellungen vom heroischen Ideale sich allmählig ablagerten.

Es finden sich einige jugendlich unschuldige Oden aus dem sechzehnten Jahre Legnér's, bei Gelegenheit des Gerüchtes von Bonaparte's Tode in Aegypten verfaßt. Er verherrlicht Bonaparte darin als den Helden der Freiheit, dessen Ehre nicht durch Blut und Thränen erlauft ist, der aber Aufklärung und Glückseligkeit der ganzen Welt bringen wird. Es ist ein Echo des Refrains der Humanitätsperiode, das von diesen Kinderlippen klingt. Sie riefen Napoleon ein kategorisches: „Rebe für die Menschheit oder falle!“ zu. Der erwachsene Mann denkt darüber anders. In der großen religiös-politisch-literarischen Reaction gegen das Aufklärungszeitalter war die Hauptströmung Legnér völlig zuwider. Aber sie schlug eine ästhetische Saite an, die mit seinem Naturell übereinstimmte. Das war ihre Geringschätzung des Nutzens als Maßstab für den Werth der That. Der auf die Spitze getriebene Utilitarismus und die damit verbundene Philanthropie hatte sich ja gegen den Begriff des Ritterlichen und Abenteuerlichen gewandt.

„Der alte, ritterliche Traum,“ sagt Legnér, „von der Ehre der Völker wurde entweder geradeaus für ein Hirngespinnst erklärt oder auch für gleichbedeutend mit ihrem ökonomischen Wohlstand. In der Geschichte wurde Alles wie in einem Geschäftscomptoir nach dem, was es eintrug, berechnet und ein Zuchthaus oder eine Dreschmaschine höher geschätzt, als Alexander's abenteuerlicher Zug nach Indien oder die unnützen Siege Karl's XII.“

Er übertreibt nicht; der arme Alexander der Große war in Schweden von einem begeisterten Aufklärer weit unter jenen Wohlthäter der Menschheit gestellt worden, der die billige und nahrhafte Braunschweiger Mumme erfand. Die jugendliche Vorstellung Legnér's vom tugendhaften, nützlichen Helden wurde jetzt polemisch modificirt und in Uebereinstimmung gebracht mit dem Proteste der ganzen romantischen Geistesrichtung gegen die philiströse Sorge für menschliches Wohl als eine Hauptsache. Die moralische Betrachtung weicht der romantisch-metaphysischen Vergötterung des Schicksalshelden.

Was doch schmäh't ihr mich ohn' Ende,  
Ihr, des Augenblicks Scharen,  
Willenlos, der Kraft beraubt?  
Fangt den Schmetterling behende,  
Aber laßt den Adler fahren  
Frei um seiner Berge Haupt.

Fragt der Donner hergeschicket,  
Fragt der Sturmwind, dessen Sausen  
Kings die Erde hat gehört,  
Ob auch Silien sind zernid't,  
Ob im grünen Hain das Brausen  
Auch ein liebend Paar gestört.

So heißt es im Gedichte „Der Held“, 1813 (Mohnke's Uebersetzung). Noch stärker als die verschiedenen Gedichte zur Ehre Napoleon's spricht sich die Verachtung der materiellen Ausbeute als Resultat der Heldenthaten im Gedichte „Alexander am Hydaspes“ aus. Der Dichter hat den Augenblick gewählt, als die erschöpften und ängstlichen Truppen den großen Alexander anrufen, sie nicht tiefer in Asien hineinzuführen, sondern den Heereszug zurück nach der Heimath zu leiten. Der König antwortet höhrend: „Glaubt Ihr, daß ich als Jüngling von Macedoniens Gebirgen herunterstiege, um Euch Gold und Purpurgewänder zu verschaffen? Ehre such' ich, nur Ehre, und weiter Nichts!“ — eine Antwort, die an Schärfe und Präcision Nichts zu wünschen übrig läßt. Die Geringschätzung von Menschenleben und Menschenglück wird als unbedingt berechtigt bei dem hochbegabten und unterzagten Despoten dargestellt.

Daher begreift man leicht, daß Karl XII., den das schwedische Volk mit Recht nie zu bewundern aufgehört hat, ein Held ohne Fehl für Tegnér werden konnte. Er legt ihm kaum zur Last, daß er mit allen seinen glänzenden Eigenschaften Schweden so tief von dessen europäischer Großmachthöhe hinabstürzte, daß es sich später nie wieder zu erheben vermochte. Es war kein Zufall, daß Tegnér unter allen Dichtern Schwedens derjenige wurde, welcher das herrliche Gedicht über den König schrieb, das, obwohl nur als Gelegenheitsgedicht verfaßt, als der Nationalgesang Schwedens in der Geschichte blieb. Das unnütze Sich-in-Gefahren-Stürzen lockte immer seine Phantasie; die Halsstarrigkeit, die, mit dem Blicke auf einen selbstgeschriebenen Codex der Ehre geheftet, Flug zu handeln verachtete, war in seinem Herzen kaum ein Fehler, und die Gleichgültigkeit dafür, ob die That zum Siege oder zum Verderben führe, wenn sie nur leuchtete und lärmt, nach seiner Vorstellung eher eine Tugend.

Nordens Kraft ist Troß, und Fallen  
Gilt als Siegesruhm uns allen

läßt er in seinem Epos „Gerda“ den Bischof Absalon sagen.

Die Umsicht des Staatsmannes und des Gesetzgebers begeisterte ihn nicht; aber er liebte den königlichen Jüngling „vor dessen Wort des Staatsmanns Neze zerrissen“ (Tegnér's „Karl XII.“); die lange voraus erwogenen Pläne des Feldherrn schienen ihm nicht das rechte Zeugniß des kriegerischen Genies; aber er bewunderte über alle Maßen die augenblickliche Eingebung auf dem Schlachtfelde und den ungestümen Muth, der ihr folgte.

Man sieht es, wo Tegnér eine von Karl XII. so verschiedene und ihm so überlegene Größe wie den Retter des Protestantismus, Gustav Adolf, schildert. Was er an ihm preist, sind nicht so sehr seine Verdienste als Politiker und Heerführer, als vielmehr die Eigenschaften, die ihn so viel als möglich in gerade Linie mit einem Soldatengeneral wie Karl XII. stellen. Er vertweilt mit Begeisterung bei „den plötzlichen und blitzartigen Einfällen auf dem Schlachtfelde“, die ihn „wie jedes andere kriegerische Genie“ auszeichneten. Er lobt Gustav, daß er die Gefahr um ihrer selbst wegen liebte, und sich freute, mit dem Tode zu spielen. Kurz, er hält den engen altnordischen Maßstab der Männlichkeit fest und strebt ihn selbst in den Fällen anzulegen, wo er von der wirklichen Größe weit überragt wird.

Was nun diesem Legnér'schen Ideale die letzte Retouche gibt, das ist die Offenheit, die er von seinem Helden fordert. Seine eigene, ehrliche und berbe Natur spiegelt sich darin ab. Von Wallenstein sagt er, daß man ihn einen großen Mann genannt haben würde, „wenn er edel und offen gewesen wäre“. Edelſinn iſt nicht genug, Offenheit wird nicht weniger gefordert. Die alten nordiſchen Verſerker warfen in ihrer kriegeřiſchen Hitze die Schilber auf den Rücken; Legnér fand an dieſer Kampfesweiſe ſo viel Gefallen, daß er ſie ſelbſt auf das psychologiſche Feld gern überführt ſah. Ja, die Offenheit ſcheint ihm ſelbſt eine Art Bürgſchaft für die edle Denkweiſe und liegt ihm mehr am Herzen als jene; denn in der herabſehenden Charakteriſtik, die er von Wallenstein gibt, betont er am ſtärkſten ſein düſteres, zugeknöpftes Weſen, ohne ihm eigentlich unehle Züge vorzutwerfen. Ihm gegenüber ſtellt er dann Guſtav Adolf als die lichte und freimüthige Natur, mit einer Offenheit ausgerüſtet, die unzweifelhafter war bei Legnér als bei dem in der Regel verſchloſſenen und wenig zugänglichen König.

So empfängt jede Geſtalt, die Legnér beſingt oder ſchildert, einen kleinen Druck, der ſie in die Form des ihm vorſchwebenden Heldenideales hineindrückt.

#### IV.

Junig mit der lyriſchen Begeiſterung bei Legnér vereinigt iſt nun die er-gänzende Fähigkeit, die ihn wiſig im Umgang, glücklich im Epigramm und Impromptu, hervorragend als Profeſſor, ausgezeichnet als Brieffchreiber, Redner und Prediger macht, und groß vor Allem in der verſificirten, dichterisch bewegten und geformten Rede; eine Fähigkeit, die nicht ohne Weiteres eine Anlage zur Rhetorik genannt werden kann, aber die ich vorläufig, wenn auch nur undeutlich, als das Spirituelle bei ihm bezeichnen möchte. Er hatte einen ſo lebhaften Trieb, ſich Alles, was er dachte und fühlte, anſchaulich zu machen, daß er unaufhörlich mit Bildern um ſich warf. Dies war es, was ſeiner Rede das elektriſch Funkelnde und Blizende gab, wovon die Zeitgenoſſen ſo ſtark ergriffen wurden; was ſeinen Briefftil ſo unterhaltend machte und unwillige Kritiker veranlaßte, ſeine Dichtungen mit Seifenblaſen von buntem Aeußeren, aber ohne Inhalt, zu vergleichen; dies endlich machte ihn wiſig, denn es gibt eine Art von Wiſ, die auf dem überraschenden Aufeinanderplaſen neuer Bilder beruht. Dieſes Spirituelle möchte ich die Fruchtbarkeit der Form nennen. Die Stimmung, in welche die geiſtige Productivität ihn verſetzte, knospete und blühte jeden Augenblick; ſie konnte nur ausnahmsweiſe große, durchgeführte Geſtalten oder von wenigen Hauptlinien geformte große Bilder entwerfen, aber ſie brachte unaufhörlich Wilberchen hervor, die antiſthetiſch oder contraſtirend gegen einander ſtanden, in einander überglitten, vereinigt wurden und ſich fortpflanzten. Revolver-artig war ſein Gemüth mit Einfällen geladen, und ſie folgten ſich, Schuß auf Schuß gegen denſelben Punkt gerichtet, treffend, aber einander verdrängend. Der Gedanke und das Bild waren in ſeinem Gemüthe nicht getrennt; ſie wurden auch nicht zuſammengeſucht, wie ſeine Gegner es geglaubt und behauptet haben. Und doch waren ſie nicht wie bei den größten Dichtern ohne Weiteres Eins.

In seiner Einbildungskraft verhielt sich der Gedanke zum Bilde ungefähr, wie sich die Anfangsbuchstaben in alten Mönchsmanuscripten zu den Miniaturmalereien verhalten, welche mit ihnen verflochten und um sie herum ausgeführt sind. Man denke sich ein Manuscript, in welchem nicht nur einzelne, sondern die überwiegende Mehrzahl von Hauptschriftzeichen auf solche Weise malerisch verziert sind, und man wird eine Art Vorstellung bekommen von den Reihen übereinstimmender Ideen- und Bilderassociationen, welche in Tegnér's Hirn producirt wurden. Oder man erinnere sich einer jener Statuetten aus der beginnenden italienischen Renaissance, wo sich der Künstler damit amüßte hat, ringsum kleine Bilder auszuführen, wo er z. B. auf dem von Goliath's Haupt gefallenen Helm, welcher vor den Füßen David's liegt, ein kleines Basrelief von einer Quadriga im Galopp ciselirt hat, das wol einen Theil des großen Ganzen bilbet, aber durch seinen losen Zusammenhang damit und durch seinen selbständigen Anspruch auf Beachtung und Bewunderung das Interesse zersplittert. Man denke sich ein dichterisches Gemüth, in welchem die Vorstellungen solche kleine Basreliefs bilden, und einen Vortrag, der diese noch obendrein colorirt, so macht man sich eine annähernd richtige Idee von der Weise Tegnér's, seine dichterischen Motive auszuführen. Sein Stil ist eine Art chromatischer Architektur und Sculptur und hat die anziehenden und abstoßenden Eigenschaften derselben. Die farbige Bildhauerkunst kommt in unseren Tagen Manchem wie eine reine Barbarei vor, und doch haben die Griechen sie benutzt und nie ganz aufgegeben. Sie kann nicht ungrisch genannt werden und erscheint doch den meisten Zeitlebenden geschmacklos und veraltet. Die Gedichte und Reden, in welchen Tegnér's eigenthümliche Manier am stärksten und deutlichsten hervortritt, könnte man mit den Statuen aus Griechenlands vorclassischer Zeit vergleichen, die nicht nur durch Schönheit, sondern durch äußere Pracht wirken wollten. Die Göttin hatte goldene Ketten um den Hals, schöne lange Schleier und Ohrringe; sie besaß eine völlige Garderobe und einen vollständigen Juwelen-schrein. Ebenso haben bei Tegnér der Goldschmied und der Künstler zusammen gearbeitet. Oft mit Erfolg, und das Resultat ist ein anziehendes Ganzes geworden, das nur ein Pedant oder Doctrinär verwerfen könnte. Nicht selten jedoch so, daß das Resultat eine recht starke Uebertreibung geworden ist. Ein Pamphletist der damaligen Zeit tadelte diese einmal mit Worten, die in das Gleichniß, das ich eben gebrauchte, hineinpassen: „Grüße deine Muse,“ sagt er, „und bitte sie, sich nicht mit Metaphern zu überlasten, wie sie es pflegt. Diese Juwelen müssen, selbst wenn sie echt sind, mit Maß getragen werden. Laß sie sich die Schmuckstücken um den Hals befestigen, in die Ohren und auf die Finger, wenn du willst, aber — auf die Zehe — pfui Teufel!“ Doch ich bemerkte, daß ich selbst halb unwillkürlich zu „tegnérifiren“ angefangen habe während dieses Versuches, durch Bilder und Gleichnisse die Darstellungsform des Dichters zu veranschaulichen; es schadet bisweilen nicht, daß man seine Farben von der Palette des Künstlers nimmt, wenn man Anderen einen Begriff des Colorits, durch welches er wirkt, geben will.

Ich kann mich genauer durch Beispiele erklären. Maria in „Azel“ beschließt, dem russischen Heere verkleidet als Soldat zu folgen:



## Ein Kriegerhut

Verbirgt der schwarzen Roden Huth.  
 Den Hut eno ein Koller hältet,  
 Pulver und Blei den Kängel füllet,  
 Und um die Schulter hängt fie her  
 Des Todes Schrohr, ein Gewehr.<sup>1)</sup>

Der Ausdruck „des Todes Schrohr“ für den Büchsenlauf ist malerisch und insofern gut; aber dies Bild ist nicht um so weniger ein hors d'œuvre; es hat nicht nur Nichts mit Maria's Gestalt zu thun, sondern es entspricht außerdem nur einem Gewehr im Allgemeinen, nicht dem Gewehr um ihre Schulter; denn dieses würde kaum einen Schweden tödten. Auf mich wirkt dieses, als sähe ich am Rande des Textes eine sorgfältig ausgeführte Miniatur vom unheimlichen Gerippe, das zielend die Büchse gegen das Auge hält mit der Hand, welche die Sense frei gelassen hat.

In den „Abendmahlskindern“ bittet der alte Pfarrer seine Confirmanden, Gebet und Anschulb zu Führern ihres Lebens zu wählen. Beide werden gleich mit ein paar Strichen personificirt, und jetzt wird das Bild völlig zu einem kleinen biblischen Relief ausciselirt, wie man sie in Italien auf den Bronce-thüren von Kirchen und Baptisterien sieht:

Anschulb, Kinder, sie ist ein Gast aus seligern Welten,  
 Schön mit der Lilj' in der Hand — auf den brausenden Wellen des Lebens  
 Schwankt sie getroßt, sie bemerkt sie nicht, sie schlummert im Schiffe.

Oder man nehme ein Beispiel aus Legnér's Briefstil. Er eifert (1817) gegen die europäische Reaction: „Blid' auf die Zeichen der Zeit gen Nord und Süd! Weist du eine Niedrigkeit, eine Barbarei, ein wahnsinniges Vorurtheil, dessen Wiedergeburt sie nicht verheissen? Die Schlange der Zeit häutet sich oft; aber widerwärtiger als jezt, gerade jezt, war sie nie, so weit die Geschichte zurückgeht, zischte sie auch lauter Psalme, und wäre ihr Rücken auch mit Bibel-sprüchen so übermalt wie ein Grabstein.“ Liegt nicht in diesem energischen, aber vollkommen unaffecteden Streben nach Anschaulichkeit Etwas, was an chromatische Sculptur erinnert? Erblickt man nicht förmlich die Schlange der Zeit vor sich mit rothen Conturen, und nimmt sich nicht ihr mit wunderlichen Ziffern bedeckter Rücken aus wie das Bild eines mit Hieroglyphen oder Keilschriften bedeckten Gottes in Thiergefalt an einer alten assyrischen oder ägyptischen Wand? Und wenn man endlich die Gleichnisse liest, mit welchen Legnér in „Fritthiof“ Frauenschönheit zu malen versucht, versteht man dann nicht, warum ich an den harten Metallglanz der Farben auf einem vorlässlichen Idole erinnerte?

O wie doch Gerda's Wange lacht,  
 Gleich frischem Schnee in Nordscheinpracht.  
 Ich kenne Wangen, wenn sie blähen,  
 Zugleich zwei Morgenröthen glähen.

Es wäre ungerecht, diese letzte Strophe als adäquates Beispiel von Legnér's malerischem Verfahren anzuführen; aber es liegt auch darin etwas Typisches.

<sup>1)</sup> G. Legnér: Kleinere Gedichte durch Rohuile, I. Die Stelle ist als mitgetheilt von mir corrigirt.

Die meisten der Gleichnisse, welche die Phantasie Legnér's hervorbringt, kommen mir durch ihren, die Natur weit überschreitenden Glanz ungefähr so vor wie das Bild, das er seine Ingeborg von Frithiof's Falken weben läßt:

Ihm auf der Hand  
Wirf' ich dich hier in des Leppich's Rand,  
Silbern die Schwingen zu schauen,  
Goldnen die Klauen.

Etwas Conventionelles und Steifes läßt sich bei einer Vorliebe dieser Art schwerlich vermeiden. Die Neigung, jeden Begriff in ein Bild zu verwandeln, verleitet in uninspirirten Augenblicken Legnér zum gewohnheitsmäßigen Benutzen einmal angewandter Gleichnisse, die dann fast stereotyp zurückkehren. So hat er (um nur bei den Vögeln zu bleiben) ein paar Vogelgestalten, welche er unermüdblich anbringt: den Adler, die Nachtigall, die Taube. Sie stehen als Aequivalente für Kraft, Poesie und Frömmigkeit. Der Adler hat, so benutzt, bei Legnér nicht viel mehr von der Natur des wirklichen Adlers behalten, als die Adler, welche fürstliche Wappen schmücken. Legnér's Adler ist ein rein heraldischer; man kann in seinen Gedichten Zeilen finden wie diese: „Die arme Psyche, wie sie auch fliegt, ist auf der Erde ein Adler mit Schmetterlingsflügeln;“ und kaum wird Jemand in Abrede stellen, daß ein Adler mit Schmetterlingsflügeln ein noch mehr naturwidriges Gobelin'sbild ist, als ein Falke mit goldenen Klauen.

Er hat selbst in seiner Antrittsrede vor der schwedischen Akademie die Bildersprache vertheidigt. Er betont den Zweck der Poesie, der Einbildungskraft Erscheinungen, nicht Begriffe, zu bieten, und das Wesen der Sprache, eine Galerie verblichener Bilder zu sein, welche der Dichter nothwendig auffrischen muß. Er hat hierin durchaus nicht Unrecht, hätte sich aber zu Herzen nehmen sollen, was die griechische Dichterin Corinna einst zu Pindar sagte, das grundhellenische Wort, „daß man mit der Hand und nicht mit dem Sack säen solle“. Zum Glück für ihn war der Grundmangel selbst in seiner schöpferischen Fähigkeit, die eigenthümliche Mischung von Armuth und Verschwendung so populärer Natur, daß sie in seinem Lande und zu seiner Zeit ihm den Weg zum Ruhm eher ebnete als versperrte.

## V.

Legnér wurde um die Mitte von Gustav's III. Regierungszeit geboren. Der Königsmord wurde begangen, als er zehn Jahre alt war; er, der in späteren Jahren sich so gern einen Gustavianer nannte, hatte folglich nur Kindheitserinnerungen von jenem Zeitalter und keine anderen persönlichen Eindrücke von Gustav's Wesen, als die aus zweiter Hand durch eine verschönernde oder idealisirende Legende. Und selbst einer solchen bedurfte es kaum, um jene Periode als eine Glanzzeit erscheinen zu lassen im Vergleich mit der bleiernen Zeit, die ihr folgte. Gustav III. war eine energische Persönlichkeit, mit ausgezeichneten Anlagen, ungewöhnlichen Tugenden und glänzenden Lastern; ein eitler Despot, aber ein aufgeklärter Geist, einer der vielen gekrönten Voltairianer des 18. Jahrhunderts, abergläubisch und freidenkerisch, frivol und geistreich, in

kleinen Sachen kleinlich, aber mit Zügen wahrer Größe, tapfer, großmüthig, ein Theaterheld mit wirklichem Muth in der Brust. Er zog sein Lebenlang durch die Magie seines Geistes alle literarisch begabten Männer seines Landes an, besonders die Dichter, welche in ihm einen Collegen sahen; keiner von ihnen konnte sich einer so ausgeprägt dramatischen Begabung rühmen, als er sie besaß. So kam es, daß er auf lange Zeit den Sitten, den Gesprächsformen, der Literatur das Gepräge der feingebildeten, leichtfrivolen Bildung ausdrückte, und es ist der Conversationston aus seinen Tagen, der noch unter Carl Johann den Briefen Tegnér's ihre Anmuth und ihren Schwung verleiht. Er war in der Geschichte stehen geblieben, wie eine tüchtige Statue von Bernini; manierirt, coquett, affectirt, wenn man so will, mit windig brausendem Faltenwurf, aber mit prachtvoller Haltung, und außerordentlich talentvoll ausgeführt; das ließ sich nicht leugnen, wie wenig sie einem auch zusagen mochte. Und was war nach ihm gekommen? Zuerst die Vormundsregierung unter dem Bruder Gustav's, dem Herzog von Södermanland, welche den Zeitraum von Tegnér's zehntem bis zu seinem vierzehnten Jahre umfaßt. Der Regent, ein im Dienste der Venus früh ergrauter Schwachkopf, zur Beute für jede Phryne und jeden Tagliostro geschaffen, wurde von seinem Günstlinge Reuterholm, dem Typus brutaler und unfähiger Herrschsucht, regiert. Nicht aus Freiheitsliebe, sondern um indirect einen Tadel gegen den ermordeten König auszusprechen, führten diese gedankenlosen Männer Preßfreiheit in Schweden ein, und ohne Vorbereitung oder Uebergang strömten nun alle die Brandschriften der französischen Revolution über das Land herein. Auf die lange Unwissenheit über das, was in Frankreich und Europa vor sich ging, folgte jetzt ein empörter und unreifer Freiheitsenthusiasmus. Unter Gustav war das Wort Republikaner noch mit dem Worte Philosoph gleichbedeutend gewesen, und ein Hofmann, wie Rosenstein, konnte noch im Jahre 1789 dem König seinen Neffen mit den Worten empfehlen, daß der junge Mann wol von der republikanischen Denkart angesteckt sei, daß aber diese, innerhalb der gebührenden Grenzen gehalten, „die Liebe zum König, zum Vaterland und zur Ehre nur vermehrte“. Jetzt bekam das Wort der Erbärmlichkeit auf dem Throne gegenüber einen genaueren Sinn. Mit Spannung folgte man dem Vertheidigungskriege der französischen Republik; ihr Sieg war für die öffentliche Stimmung entscheidend, die friedlichen Kleinstädter Schwedens sprachen im selben Tone wie die äußerste Linke des französischen Convents.

Raum war das Unglück geschehen, als das ein halbes Jahr früher mit so viel falschem Pathos erlassene Gesetz für Preßfreiheit zurückgenommen und durch ganz Schweden Jagd auf den Jacobinismus gemacht wurde; selbst die loyale schwedische Akademie wurde, weil es den völlig ungebildeten Günstling des Regenten bei der Wahl überging, als Jacobinerclub behandelt und geschlossen.

Eine Niedrigkeit der schlimmsten Art brachte die Verachtung zum Ueberfließen. Die Verschwörung Armselt's, des schwedischen Alcibiades, war entdeckt worden, und der Herzog-Regent versuchte bei dieser Gelegenheit, das junge schöne Fräulein Rudensköld, eine der Bierden des Hofes, grausam für die Hart-

nichtigkeit büßen zu lassen, mit welcher sie die galanten Anträge des bejahrten, verheiratheten Lüstlings abgewiesen hatte. Aufgefangene Briefe lieferten den Beweis, daß sie Armsfelt's Geliebte gewesen, sie wurde verhaftet und der Mitschuld angeklagt; aber als der Herzog gerichtlich beanspruchte, daß sie wegen Unsitte auf öffentlichem Markte gepeitscht werden sollte, brückte ihm die Erbitterung des Volkes ein so tiefes Brandmal auf, daß weder die Zeit es tilgen, noch die weißen Haare des Alters es bedecken, ja nicht einmal die, aus Klugheit kindliche, Haltung Bernabotte's dem späteren Carl XIII. gegenüber, es in Vergessenheit bringen konnte.

Während alles dieses sich ereignete, war Tegnér noch zu jung, um es miterleben oder verstehen zu können. Aber die Nachwirkungen in seinem Gemüthe waren tief und stark. Kein entlegener Winkel auf dem Lande lag so fern, daß nicht Funken vom Revolutionsstrater dahin stoben; kein aufgeweckter Junge ging in dem Maße in seine Sectionen auf, daß er nicht Ausbrüche von Verachtung über Hof und Regierung hörte und sich das Seine dabei dachte. Die verfolgte „Aufklärung“ wurde ein magisches, ein theures Wort für den Jüngling. Die schwedische Akademie, die unter anderen Umständen leicht ein Gegenstand seines Unwillens hätte werden können, schon als Akademie, als officiële und altmodische Vergoldungsanstalt der Mittelmäßigkeit, erschien ihm früh ehrwürdig schön, als eine Ritterwacht des Rechts, die einmal ihre Probe bestanden hatte. Der herrschende Revolutionsgeist, der Tegnér's harmonische Seele nicht hinzureißen vermochte, führte ihn zum bedingten Royalismus, der sich immer in seinen Schriften kundgibt. Er war königlich gesinnt, wenn der König des Thrones würdig war, sonst nicht.

Im Jahre 1796 war die vormundtschaftliche Regierung zu Ende, und von da bis 1809 (d. h. von Tegnér's vierzehntem bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre) folgte Gustav IV. Adolf als König. Pedantisch-ehrbär, steif-ernst, streng-sparsam, wie er war, mußte er bei seinem ersten Auftreten einen wohlthuenden Gegensatz zu seinem Oheim bilden. Aber bald zeigte es sich, daß diese junge Erscheinung völlig unnational sei. Es war eher eine spanische als eine schwedische Physiognomie. Gustav IV. hat einen hohen Grad von Ähnlichkeit mit dem Typus spanischer Decadence-Regenten, deren Wesen sich nach dem großen, traurigen Schatten Philipp II. formte, der so lange nach seinem Tode noch immer Madrid beherrschte. Dasselbe Kleinliche Hangen an der Etiquette, derselbe düstere Hochmuth, dieselbe linkische Steifheit, dieselbe melancholische Religiosität unter fanatischem Glauben an das Königthum von Gottes Gnaden. Der Hof, der zehn Jahre früher sich wie ein festliches Gemälde von Watteau ausgenommen hatte, war nun so still und ceremoniell, wie der spanische unter Carl II., und selbst der große Philipp konnte ein Vergehen gegen die Majestät nicht strenger bestrafen, als Gustav die Schuld, auf der Straße den Hut nicht vor ihm gezogen zu haben. Er hatte an Rosenstein einen freisinnigen und vortrefflichen Erzieher gehabt. Gustav III. ließ den ehrenhaften Lehrer walten. „Rosenstein,“ sagte er, „mag immerhin meinen Sohn zum Philosophen erziehen; er wird schon Royalist, sobald er König wird.“ Der Vater that selbstverständlich Nichts dafür, ihm den hartnäckigen

Offenbarungsglauben beizubringen, der ihn Prophezeiungen über sein Schicksal in der Apokalypse lesen ließ. Aber die Reaction, die bei dem Wechsel des Jahrhunderts überall in der Luft lag, kam wie auf Schleichwegen und umspannte das Gemüth des Kronprinzen. Die Fribolität des Vaters hat wol abschreckend gewirkt und den ersten Stoß nach rückwärts gegeben; die Ermordung des Vaters gab den zweiten. Bald ging er in majestätischem Selbstgefühl weiter, als irgend ein Bourbon. Er verbot den Zeitungen das Pronomen „Wir“ in solchen Wendungen zu gebrauchen wie: „Wir erwarten mit Ungeduld Nachrichten, wir haben hier strengen Winter,“ weil dieses ihm wie ein Eingriff vorkam in jenes königliche Prärogativ, welches „Pluralis majestatis“ genannt wird. Er ließ alle erscheinenden Schriften auf's Genaueste untersuchen und hegte persönlich einen so großen Abscheu vor Büchern, daß er seine Freude äußerte, wenn er hörte, daß eine Buchdruckerei eingegangen war. Selbst las er niemals etwas Anderes, als die Bibel und das Exercirreglement.

So war der König beschaffen, der in seinem thörichten Krieg gegen Napoleon nicht rastete, bis er Strahlund und Rügen verloren hatte, und dessen wahnfinniger Krieg gegen Rußland dazu führte, daß ein russisches Heer (1808) definitiv ganz Finnland eroberte. Runeberg hat in seinem Gedichte „Der König“ in „Fänril Stäl“ ihm das Denkmal gesetzt, das er verdiente. Darauf zwangen ihn 1809 ein paar beherzte Officiere, dem Throne zu entsagen. Der Herzog von Södermanland folgte ihm als Carl XIII., und als dessen Adoptivsohn bald hernach starb, geschah es, daß die unrichtige Vorstellung, Napoleon zum Gefallen zu handeln, und die illusorische Hoffnung, dadurch Finnland zurückzugewinnen, die französische Partei in Schweden dazu brachte, Bernadotte zum Kronprinzen zu wählen. Seine Gestalt trat an dem dunkeln Hintergrund der Schatten seiner Vorgänger mit Glanz hervor. Während eines Zeitraumes von dreiunddreißig Jahren leitete der berühmte Feldherr Schwedens Politik, und dieser König, dessen Regierungszeit mit den kräftigsten Jahren Tegnér's zusammenfällt, theilt mit ihm die Ehre, der Generation, die er beherrscht, den Namen gegeben zu haben. Der Zeitraum von 1810 bis 1840 ist Carl Johann's und Tegnér's.

Dies sind die Bilder der Regenten, welche damals nach einander Schweden ihre Physiognomien gaben und deren Profile auf die Münzen geprägt wurden, welche durch die Finger Tegnér's glitten, während er Kind, Schreiber, Student und Magister war.

(Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Hefte.)

## Vincenzo Bellini.

~~~~~  
Von

Ferdinand Hiller.
~~~~~

Vor einiger Zeit kam mir aus Neapel, Seitens dortiger Kunstfreunde und Spitzen musikalischer Behörden, die Aufforderung zu, Beiträge für ein Bellini-Monument zu sammeln, oder Sammlungen zu diesem Zwecke zu veranstalten. Der Aufruf, welcher dem Briefe beilag, war in jenem superlativen Stile geschrieben, der den lebenswürdigen Südländern eigen ist; in's Deutsche übersetzt, würde er uns unerträglich gespreizt vorkommen, im Italienischen scheint er die natürlichste Ausdrucksweise. Ich antwortete den begeisterten Anhängern des Componisten der „Norma“, es werde wol nicht unmöglich sein, eine Beisteuer für das beabsichtigte Monument zu erlangen, die Folgen seien aber wol zu bedenken. Denn wir seien in Deutschland damit beschäftigt, einer nicht unerheblichen Anzahl verstorbener Tonsager Statuen zu errichten, und es sei nicht unwahrscheinlich, daß auch Lebende nächstens an die Reihe kämen — da nun das Gesetz gegenseitiger Hilfeleistung in der jetzigen Epoche mehr als je die Welt regiere, müßten sie sich darauf gefaßt machen, für ein halbes Duzend Monumente in Anspruch genommen zu werden und zwar für Componisten, von welchen sie nie eine Note gehört. Es sei mithin natürlicher, daß ein jedes Land seine musikalischen Lieblinge lediglich auf eigene Kosten der Nachwelt überliefere. Meine wohlgemeinten Bemerkungen schienen eine beifällige Aufnahme gefunden zu haben, denn es erfolgte keine Einwendung. Ein paar Monate später jedoch erhielt ich ein Schreiben seitens des gelehrten Bibliothekars des Conservatoriums in Neapel, Cavaliere Florimo, in welchem er mich ersuchte, zu einem internationalen Pianisten-Album, dessen Ertrag in die Bellini-Monuments-Casse zu fließen bestimmt sei, eine Composition zu liefern. Gern entsprach ich dem Wunsche des verehrten alten Freundes, der ja nur mich in Anspruch nahm. Hoffentlich wird das Album von London bis Yokohama gehörigen Absatz finden und mindestens einige Mantelfalten des projectirten Standbildes bezahlen.

Während ich aber jenes Clavierstück entwarf, trat das Bild des lebenswürdigen Componisten mir wieder auf das Lebendigste vor die Seele, umgeben

von seinen lieblichen Gefängen, wie ein Madonnenbild von Engelsköpfchen. Schon mehr als vierzig Jahre sind hingegangen, seitdem er uns entrisen worden, grausam gefällt inmitten blühendster Jugend, blühendsten Ruhmes! Spendete jeder der noch Lebenden, der sich einst berauscht an seinen süßen, tiefempfundenen Melodien, wie sie den goldenen Rehlen entströmten, die nun auch längst verstummt sind, — spendete jeder nur ein paar Pfennige zu jenem Monumente, — es gäbe einen Beitrag, der kaiserlicher und königlicher Munificenz Ehre machen würde. Und noch heute, ob schon die sogenannten Revolutionen im Gebiete der Oper häufiger sind, als die im Reiche der Franzosen, — verüßt nicht eine Stella Gerster die Leute am vollständigsten, wenn sie der Liebe Leiden und Jubel singt in den Weisen des sicilianischen Maëstro?

Bekanntlich kam auch Bellini nach der französischen Hauptstadt während jener ersten schönen Jahre der Louis-Philippe'schen Regierung, um dem in Italien errungenen Lorbeer den Pariser Stempel aufdrücken zu lassen. Es ist nun einmal nicht zu leugnen: der Künstler Ruhm mag in London lucrativer sein, in Berlin ehrenwerther, in Mailand geräuschvoller, — so süß scheint er den Ausertorenen nirgends zu schmecken wie in Paris. Bellini gehörte zu den Sektären und Keinem mochte man ihn lieber gönnen. Seine Persönlichkeit glich seinen Gefängen — sie war bestrickend — ebenso reizend als sympathisch. Eine schlankte Figur von vollkommenem Ebenmaße, trug einen Kopf, dessen hohe Stirn dem strengsten Denker angehören konnte, während die etwas spärlichen, lichten blonden Locken, der treue helle Blick, die fein geschnittene Nase und der volle jeden Ausdruck fähige Mund ein Antlitz formten, wie man es für ein geliebtestes Geschöpf nicht anmuthiger zu wünschen hätte. Keineswegs entsprach sein Aeußeres der landläufigen Vorstellung, die man sich von einem Sicilianer bildet — man mochte in ihm eher den Abkömmling eines jener Söhne des Nordens sehen, die sich in alten Zeiten auf seiner üppigen Geburtsinsel heimisch gemacht, die Tannentwälder gern mit Orangenhainen vertauscht hatten, und nun in ihren Enteln gleichsam Tannenstämme darstellten, von Myrthenblüthen geschmückt. — Bevorrechtigte Naturen glänzen nicht allein durch ihre Gaben — auch ihre Unvollkommenheiten üben oft die größte Fäscination aus. Als echter Sicilianer sprach Bellini das Italienische schlecht — im Französischen war er, auch abgesehen von der Aussprache, nur halb zu Hause. Aber er dachte scharf und fühlte lebhaft — und so erhielten seine etwas laubertwelschen Aeußerungen durch den Gegensatz ihres Inhaltes und der Wortfügung einen Reiz, dessen oft die Rede des gebildetesten Rhetors ermangelt.

Während der allzukurzen Winter, die der junge Maëstro in Paris zu brachte, hatte ich oft die Freude, ihn zu sehen. Es war eine neue musikalische Welt, die sich ihm eröffnete und in welcher eine große Anzahl von Erscheinungen ihn auf das Tiefste ergriff. Schon in Mailand hatte ihn Jos. Dessauer, einer der besten Wiener Liedercomponisten, eingeführt in die Wundergänge deutscher Instrumentalmusik, und Bellini hatte die Bäume der Erkenntniß, die er da fand, nicht allein mit freudigen Blicken betrachtet, sondern sich auch mit kühner Hand gar manche Frucht zugeeignet. Aber was war das gegen die Offenbarungen, die ihm in den Conservatoriumsconcerten durch Beethoven's Symphonien zu

Theil wurden! „E bel comme la nature“ rief er mir zu, als wir uns nach der Pastorale im Vorhof begegneten — und seine Augen leuchteten, als habe er selbst eine große That gethan. Auch Claviermusik zu hören, interessirte ihn ungemein, wenn es auch nicht ein Chopin war, der sich spielte. Unvergesslich sind mir Abende, die ich im kleinsten Kreise mit ihm und Chopin bei Frau Freppa zubachte. Madame Freppa, eine feingebildete, äußerst musikalische Frau, aus Neapel gebürtig, aber französischer Abkunft, hatte sich, um peinlichen Familienverhältnissen zu entgehen, in Paris niedergelassen, wo sie in der vornehmsten Gesellschaft Gesangunterricht erteilte. Sie besaß eine, wenn auch nicht große, doch äußerst klangvolle Stimme, vortreffliche Schule und entzückte, namentlich durch den Vortrag italienischer Volkslieder und anderer einfacher Gesänge älterer Componisten sogar die verwöhnten Abonnenten der italienischen Oper. Wir verehrten sie herzlich und besuchten sie zuweilen gemeinschaftlich am äußersten Ende des Faubourg St. Germain, wo sie mit ihrer Mutter in einem troisième au dessus de l'entresol hauste, erhaben über allem Lärm und Getöse der ewig gährenden Stadt. Da wurde nun Musik geplaudert und gesungen und gespielt und dann wieder geplaudert und gespielt und gesungen. Chopin und Madame Freppa setzten sich abwechselnd an's Clavier, auch ich that mein Bestes — Bellini machte seine Bemerkungen und begleitete sich eine oder die andere seiner Cantilenen, mehr zur Erläuterung dessen, was er vorbrachte, als um dieselben hören zu lassen. Er wußte zu singen, besser als irgend ein deutscher Componist, dem ich begegnet, mit einer Stimme, weniger klang- als empfindungsvoll. Sein Clavierspiel reichte eben aus zur Wiedergabe seines Orchesters, was freilich nicht viel sagen will. Aber er wußte sehr wohl, was er wollte, und war weit davon entfernt, eine Art von Naturdichter zu sein, wie sich ihn Manche wol vorstellen mögen. So erinnere ich mich, daß er gelegentlich eines Liedes ohne Worte, in welchem die harmonische Einkleidung auf Kosten der Melodieführung sich geltend machte, mit großem Feuer den Grundsatz entwickelte, wie sehr man sich vor dergleichen auf der Bühne zu hüten habe. Nur äußerst selten und sparsam bediente er sich solcher piquanten Ingredienzien „zur Aufbesserung melodischen Stillstandes“; als ein Beispiel davon sang er das sehnsüchtige F moll-Sätzchen: „oh e vorrei trovar parola“, aus der „Somnambula“, in welchem durch zwei halbe Tacte der Fortgang wesentlich durch ein paar Accordveränderungen vermittelt wird. Von den hervortretenden Gesängen in der Oper verlangte er reizvollen Ausdruck, bei vollkommener Selbständigkeit. — Sind doch auch Bellini's Opern der Hauptsache nach Wiederspiele. Nicht nur, daß jede herbeigeführte Situation in einem abgerundeten, festgeschlossenen Gesange gipfelt, auch die liebformige Wiederholung bleibt fast nie aus. Was zwischen diesen da capo's liegt, erhebt keinen Anspruch auf Bedeutung — es dient als Begleitung zum Applaudiren, als Ruhepunkt für Sänger und Publicum, als Veranlassung zu einiger Bewegung auf der Bühne. Nach der kurzen Unterbrechung sind Hörer und Ausführende neu gestärkt zum Geben, wie zum Empfangen, zum Singen wie zum Beifallklatschen — es entsteht eine Art leidenschaftlichen Verhältnisses zwischen beiden Theilen und es würde schwer sein zu sagen, welcher der Beglücktere ist.



Nach dem außerordentlichen Erfolg, den Bellini, von vorübergehenden talentvollen Versuchen abgesehen, mit seinem „Piraten“ in Mailand errang, an der Scala, dem Hochoperntheater Italiens, — da konnte man wol sagen „das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß.“ Wie gering ist Bellini's musikalische Kraft im Verhältniß zu der Rossini's! Und einen ausschließlicheren Beherrscher der lyrischen Bühne Italiens hat es wol niemals gegeben, als Rossini zu jener Zeit es war. „Du wiederholst Dich zu häufig“, warf ihm ein Freund einst vor. „Wie sollte ich nicht?“ war die Antwort, „höre ich doch überall nur meine Musik.“ Alles rossinifirte jenseits der Alpen — Mercadente, Caraffa, Donizetti und der jugendliche deutsche Meyerbeer obendrein. War ihnen auch die Verbe des großen Maestro unerreichbar — der breite Strom, in welchem seine Erfindung sich ergoß, die gründerhafte Verschwendung, mit welcher er seine Melodien unter's Volk warf: so wußten sie doch das lebendige Spiel seines Orchesters nachzuahmen, seine brillante Behandlung der Singstimmen, den Vollklang seiner Ensembles und die schablonenhafte, aber klare Form seiner Tonstücke. Und es waren geschickte Leute, diese Rossinianer, das hat die Folge gelehrt — und Alle hatten tausendmal mehr Loß, als der fünfundzwanzigjährige Bellini. Was war es nun doch, was seiner ungeschickten, fast linkschen Muse so schnell die allgemeinste Gunst errang? Es war in Vereinigung mit ihrem sinnlichen Reiz die Innigkeit ihrer Empfindung, die Einfachheit, mit welcher sie sich ausdrückte. Man fühlte, daß diese Gesänge einer Seele entfloßen — einer liebenden, sehnsuchtsvollen Seele. Mochte der Maestro ihnen auch allerhand bunten Flitter anhängen, zu hoffähiger Erscheinung beim Auftreten und Abgehen von dem Prinzen Publicum, — mochte er auch im Sinne behalten, welchen Organen er seine Löhne bestimmte — sein innerstes Ich ging ihm nicht verloren. Wenn er, am Clavier sitzend, die Verse seines Dichters zu singen begann, die Melismen hundertfach hin und her wendend, ihre Wirkung erprobend, — auch wol Rubini's oder der Pasta gäbend, — er ertollte nicht. Einem großen Schauspieler gleich empfand er die Regungen derer, die er zu tönenden Wesen zu gestalten hatte — ihre Lust und ihr Leid. Er klagte und jubelte mit ihnen, während seine Finger nur einige stützenden Arpeggien dazu griffen. Was sollten ihm die kalten Spieler im Orchester da drunten? Singt die Nachtigall mit Begleitung? Singen, immer singen, Alles ausfliegen: das war seine Lösung — das erstrebte er, das wollte er — und ein Gott hatte es ihm gegeben, daß er es konnte.

Bellini wohnte während längerer Zeit in einem Gebäude des Boulevard des Italiens, welches älteren Besuchern der französischen Hauptstadt vielleicht noch Erinnerung ist, da es mehr als irgend ein anderes dort in's Auge fiel. Unter dem Namen der „bains chinois“ sah man einen Complex von einigen kleineren und größeren Häuschen, die, mit einander verbunden und von einem vierseitigen Thurm flankirt, in den Farben prangten, wie man sie auf chinesischen Lackwaaren zu sehen gewohnt ist. Es war trotz alledem im Innern wirklich eine ganz alltägliche Badeanstalt, die seitdem unter dem Beile der baulichen Schreckens- tage gefallen ist, deren Robespierre — Hausmann hieß. Im Thurme hatte also Bellini ein paar Zimmer inne, die elegant und gemüthlich waren und für ihn

den Vortheil hatten der nächsten Nachbarschaft der italienischen Oper und ihrer Angehörigen. Zudem war die Aussicht reizend und die Badenden machten keine Musik. Bellini arbeitete damals an den „Puritanern“, die noch in derselben Saison zur Aufführung kamen. Als ich eines Nachmittages bei ihm eintrat, saß er an seinem Pianino mit der Composition des letzten Finales beschäftigt. „Ecoutez“ rief er mir zu und begann den schönen Des dur Satz, der der letzten Lösung vorhergeht, mit überschwänglicher Empfindung zu singen. Für die letzte Cantilene des Tenor hatte er zwei wenig von einander abweichende Versionen, die er mir abwechselnd vortrug — er wollte wissen, welche ich wirksamer fände; ich konnte aber keine entschiedene Meinung fassen, sie gefielen mir Beide. „Ich muß mir's von Rubini vorsingen lassen“, sagte er höchst aufgeregt, indem er sein Notenpapier zusammenrollte. Wir verfügten uns zu der Wohnung desselben, wo ich ihn bescheidenlich verließ.

Rubini! Wenn man die für ihn geschriebenen Rollen nicht von ihm gehört hat, weiß man nicht, bis zu welchem Grade des Entzückens Bellini'sche Musik ein Publicum hinzureißen vermochte. Die außerordentlichste Stimme und die phänomenalste Ausbildung! Voll und doch ganz leise verschleiert erklangen die Brusttöne, überwältigend aber die Kopfstimme, die er bis zum F des Soprans mit eben so viel Leichtigkeit als Kraft zu benutzen verstand. Schon der Wohlklang dieses Organs, verbunden mit der unerschütterlichsten Reinheit der Intonation, machte die Herzen erheben — hinzu kam eine Fertigkeit, eine Agilität gleich der des bedeutendsten instrumentalen Virtuosen, — die deutlichste Aussprache und über alledem die brennendste Ausdrucksfähigkeit für jede Schattirung der Empfindungen liebender Herzen. Süßes Flüstern, treue Hingabe, drohende und verzweifelte Eifersucht, Qual der Verlassenheit, Erzittern der Hoffnung, beseligendes Glück, alle diese ewigen Motive der Lyrik in Wort und Musik, — ich glaube, er hätte sie zur Geltung bringen können durch den Vortrag einer Tonleiter.

Wir deutschen Musiker perhorresciren schnelle Confolgen im Gesang und thuen wohl daran, denn unsere Sänger wissen im Allgemeinen Nichts damit anzufangen. Bei unseren Coloratursängerinnen, die vom Publicum so sehr begünstigt werden, hat man meistens nur die menschenfreundliche Freude, die man empfindet, wenn Jemand über einen gefährlichen Pfad gelangt, ohne sich ein Glied zu zerbrechen; daß er ausgleite oder schwanke, ist ja natürlich, — man ist froh, wenn er nur nicht fällt. Unsere besten neueren Lieddichter schrieben auch nicht die kleinste Passage für die Singstimme — Weber, der Letzte, der es noch hie und da that, wußte nicht damit umzugehen, man fühlt bei ihm den Fingersatz des Pianisten heraus. Unstreitig ist ja auch die schmutzlose, schlichte Melodieführung die der Vocalmusiker angemessenste; jedoch ist damit keineswegs gesagt, daß bewegte Vocalisation jeden tieferen Ausdrucks entbehren müsse. Hat ja nicht allein der mächtige Händel, in welchem ein Stild Modecomponist stat, sondern auch der tieferrnste, einsame Johann Sebastian Bach, Solosängern und Choristen die bewegtesten Configuren zugemuthet, sicherlich nicht, um ihnen Gelegenheit zu geben, auf Unkosten der Wahrheit, durch inhaltlose Technik zu glänzen. Wenn aber schon eine ziemlich seltene stimmliche Ausbildung dazu gehört, eine schnelle Passage so

zu fingen, daß ihr sinnlicher Reiz zur Geltung kommt, wie unendlich viel seltener sind die Vocalisten, die derartigen Melismen den dramatisch-lebenshaften, oder auch nur heiterübermüthigen Ausdruck zu verleihen wissen, der wol in ihnen enthalten sein kann. Bellini hatte das Glück, für Gesangkünstler zu schreiben, deren Aethlen jede Intention des Componisten zu erhöhter Geltung zu bringen wußten. In dem reizenden Duett der „Nachtwandlerin“ (ehe die Liebenden sich zur Ruhe begeben), warfen sich die Grisi und Rubini ihre Triller zu wie blühende Rosen, ihre Sexten- und Terzengänge waren gesungene Rüsse. Und wenn die Pasta als Norma begann: „Oh non tremare o perfido“, und ihre Tonleitern dem Pollione entgegen schleuderte, da hätten keine Shaelespeare'schen Verse erschütternder wirken können, als diese wolberechneten und empfundenen Solfeggien.

Ich nannte die Opern Bellini's Lieberspiele und halte diese Bezeichnung aufrecht für den Kern ihres Inhaltes. Es wäre aber ungerecht, nicht daneben eines anderen Theiles zu erwähnen, den der Componist mit großer Meisterschaftigkeit zu behandeln verstand, des recitativischen nämlich. So wenig Bellini angelegt schien zu symphonischer Behandlung des Orchesters oder zu breiter musikalischer Entwicklung ineinander greifender Situationen, so voll schöpft er aus der Tiefe seiner Seele, wenn er den Worten der Sprechenden Töne verleihen soll. Keine der feinsten Veränderungen entgeht ihm, die in der Stimmung der Handelnden eintritt; für jede findet er nicht allein die entsprechenden Accente, — auch die Wendungen, die er der Modulation, der Harmonie gibt, — die seltenen, kurzen, einfachen Zwischenspiele des Orchesters — die Momente, wo die Declamation zum melodischen Gesang übergeht — Alles zeugt von scharfer Auffassung, warmer Empfindung und vollständiger Beherrschung der Mittel. Der Würdigung dieser Meisterschaft stand und steht in Deutschland die Uebersetzung des italienischen Originaltextes entgegen. Es ist ja bekannt, was in dieser Beziehung bei uns geleistet und was erduldet wird, — welch' handwerksmäßige, ungenaue und rohe Uebertragungen von jeher die zahlreichen Werke, theilweise unserer allergrößten Meister, erfahren mußten. Wo die Musik in ihrer ganzen Machtvollkommenheit auftritt, vermag ihr freilich der elendeste Text nicht viel anzuhaben — wo aber, wie im Recitativ, das Wort den Ton beherrscht, da ist der Componist nur dann zu beurtheilen, wenn man ihn in der Sprache liest oder hört, welche ihm diene. Nichts ist burlesker, als wenn norddeutsche Gluckenthufastien mit Begeisterung vom Recitativ ihres Ideals sprechen, das sie doch in Wahrheit niemals gehört haben — oder wenn teutonische Betrücker der italienischen Oper alberne deutsche Textworte citiren, zu welchen, wie es dann heißt, die Musik nicht paßt. Daß die Contworte ultramontaner Componisten solche Erfolge bei uns feiern, trotzdem ihnen die melodische Unterlage ihrer süßen Sprache entzogen ist und trotzdem sie von Sängern ausgeführt werden, die sie der Mehrzahl nach nicht zu fingen verstehen, beweist, daß sie ein Element in sich tragen, das nicht todt zu machen ist, wenn es auch in der momentanen Einzelercheinung nicht lange zu leben bestimmt sein kann.

Noch ein Glück ist Bellini zu Theil geworden, dessen seine Vorgänger, seit den Zeiten des Metastasio, mehr oder weniger entbehrt hatten — er fand statt

der Bibrettisten, aus deren Händen Rossini kaum in Paris befreit wurde, für mehrere seiner Werke einen reiz- und geschmackvollen Dichter. Felice Romani war kein Dramatiker — er benutzte die unerschöpfliche Quelle theatralischer Erfindung, die in Frankreich sprudelt. Aber er wußte den Stoff, den er entlehnte, nicht nur melodramatisch zu gestalten: er spendet auch dem Musiker Verse, in welchen das Blut echter Dichtung circulirt. Die „Norma“, einer wenig bekannten Tragödie Soumet's nachgebildet, enthält neben den lieblichsten Liedern (wie das der berühmten Arie „Casta Diva“), Zwiegespräche, in welchen die intensivste Leidenschaft glüht, — die „Somnambula“ ist eine der anmuthigsten Idyllen, auf dem Programm eines Pariser Ballettes aufgebaut. Dabei ist Romani, trotz seiner schönen dichterischen Begabung, nie geneigt, dieselbe zum Nachtheil des Tonsetzers zur Geltung zu bringen. Mit der aufopferndsten Oekonomie gibt er nur, was der Musik zugänglich ist, und erspart dem Componisten vergebliche Mühe, dem Zuhörer unnötige Langeweile. Statt den Sänger durch lange Lieder außer Athem zu setzen, überläßt er's dem Componisten, aus vier Versen eine langathmige Cantilene zu bilden. Wie weit Bellini bei dem Zusammenwirken mit Romani sich genöthigt sah, seine Musikerrechte geltend zu machen, ist mir unbekannt — als er jedoch in Paris mit dem Conte Pepoli, einem talentvollen Dilettanten, die „Puritaner“ schrieb, beschränkte sich seine Thätigkeit keineswegs auf das Componiren; er leitete die Arbeit des Bibrettisten mehr, als er von ihm geleitet wurde — freilich hatte er schon ein halbes Duzend Opern auf die Bühne gebracht.

Bemerkenswerth erscheint es doch auch, wie wenig die italienischen Operncomponisten den Decorateur und den Maschinenisten in Anspruch nehmen — sie wollen durch ihre Musik wirken. Man hatte bei Gelegenheit des „Wilhelm Tell“ einen harten Kampf mit Rossini zu bestehen, um ihm die Erlaubniß und die Musik zu einem Ballet darin abzurufen. In einer Oper, wie die „Norma“, beschränkt sich die ganze scenische Ausstattung auf einen Hain und eine Stube. Die Oper hat, vor zweihundert Jahren, in Italien mit prachtvoller Inszenierung begonnen, sich aber immer mehr davon befreit — in Deutschland hat man den umgekehrten Weg eingeschlagen.

Der Compromiß, den Drama und Musik mit einander abschließen müssen, wenn sie zusammenwirken wollen, hat bei den Italienern so bestimmte Umrisse angenommen, als ob er vor Notar und Zeugen unterschrieben worden wäre. Daher die leichte Verständlichkeit für den Hörer, der stets weiß, woran er ist — daher aber auch die allzu leichte Handhabe für den Maestro, der ohne viel Federlesens immer nur zuzugreifen hat, um seine musikalische Pasta in die gegebenen Schalen zu gießen. Zur Hin- und Herrede: lebendiges, zusammenhalten-des Orchesterpiel; für den Chor: symphonische Sätze; für alles Andere: möglichst freischwebende, in sich abgeschlossene Cantilene, die je nach der Anzahl der sich theiligenden Hauptpersonen ertheilt oder vertheilt wird; dazwischen das Recitativ, das, nach der Bedeutung der Worte, sich hie und da, mehr oder weniger, dem Arioso nähert. Die Grundzüge dieses Verfahrens haben sich organisch entwickelt, sind durchaus naturgemäß und werden sich, wenn auch noch so versteckt, überall wieder finden, wo noch von dramatischer Vocalmusik die Rede sein kann — es kommt aber darauf

an, wie sie gehandhabt werden. Wie wenig eine logische Form den unendlichen Gestaltungsreichtum verhindert, wenn geniale Erfindungskraft sich ihrer bemächtigt, das haben unsere großen Meister der Instrumentalmusik tausend- und tausendfach bewiesen. Die italienischen Operncomponisten, welchen es vor Allem darauf ankommt, am bestimmten Tage, mit bestimmten Sängern, ein bestimmtes Publicum zu gewinnen, nehmen es im Allgemeinen leicht mit Allem, was die Höhepunkte umgibt, von welchen aus sie ihre zündenden Melodien ertönen lassen. Je zahlreicher die Gipfel, auf welchen sie ihre lyrischen Geschätze aufstellen, je stärker die Expansionskraft derselben, — um so besser. Wenn sie aber dort oben ihr Pulver verschossen haben, zeigt sich die Schwäche und Unhaltbarkeit des niedriger gelegenen Terrains — und die Feinde gelangen zum Sieg.

„Je suis à prendre ou à laisser“ war ein Lieblingsswort Rossini's, wenn er von seinen persönlichen Beziehungen sprach. Dieses Wort müßte in Deutschland gelten, wo es sich um die italienische Oper handelt. Wir können sie ablehnen; aber wenn wir sie beurtheilen, müssen wir, um gerecht zu sein, den deutschen Standpunkt aufgeben. Allzuleicht machen es die Italiener ihren Componisten wahrlich auch nicht — das beweist die geringe Anzahl derjenigen, welche mehr als die ephemeren Erfolge erringen — das beweist vollends die Erfahrung, daß die Werke derjenigen, welche in ihrem Vaterland zu allgemeiner Geltung gekommen sind, sich über die ganze lyrische Theaterwelt verbreiten. Zündende Melodien zu erfinden, ist noch lange nicht Jedermanns Sache.

Sie waren ein Erbtheil Bellini's, zu welchem wir zurückkehren müssen. Zu seinem besonderen Lobe muß man hinzufügen, daß er, trotzdem man kaum mehr von ihm verlangte, als sich auszusingen, stets bemüht war, seinen Cantilenen tieferen Gehalt, charakteristischeren Ausdruck zu geben. Hoch steht die „Norma“ über dem „Piraten“. Eine gehobene, ernste Stimmung durchbringt das ganze Werk — es hat eine individuelle Farbe, wie kaum eine zweite tragische Oper eines Italieners. Auch den Chören ist Sorgfalt zugewendet und sie sind theilweise mit einschneidender Schärfe gezeichnet. Einige der Momente, die zwischen den Recitativen und den eigentlichen Gesängen liegen, in der Sprache der Operntechnik, „Scenen“ genannt, sind wahrhaft pathetisch. Die große Steigerung am Schlusse ist nicht allein von hinreißender Wirkung — sie ist Vorbild geworden, oder doch mindestens Anregung, für vieles seitdem Entstandene — auch da, wo man's am wenigsten vermuthen sollte. Viele der Recitative sind mustergültig durch treffende Declamation und innige Empfindung. Der flachsten Schablonenarbeit gehören eigentlich nur die Zwischenspiele an, die die Wiederholung der Cabaletten auseinanderhalten. Die Behandlung des Orchesters ist freilich sehr dürftig — aber doch finden sich Stellen, wo einzelne Instrumente in höchst malerischer Weise benutzt werden. In den wenigen Ensemblestücken spielt das Unisono eine allzu große Rolle, und der dadurch erreichte Effect verschleiert nur leise das Ungenügende der polyphonen Behandlung. Der herrlichen Cadenzen sind zu viele angewendet — die Abschlüsse klingen oft gar trivial. Diese Schwächen treten stets mehr hervor, je gewohnter man die Schönheiten, je abgestumpfter man gegen den Reiz des Lyrischen geworden ist —

aber sie dürfen nicht ungerecht machen gegen das viele, echt Empfundene und Erfundene, was die Oper enthält.

Nicht minder als der „Norma“ ist der „Nachtwandlerin“ ein durchaus eigenartiges Gepräge verliehen, und daß es ein so entschieden Entgegengesetztes, dem idyllartigen Charakter des kleinen Drama's Entsprechendes ist, zeugt für Bellini's schöpferische Kraft. Ein an anmuthigen, lieblichen, zum Herzen gehenden Gesängen reicheres Siederspiel wird man kaum zu nennen wissen — es ist ein Frühlingsstrauß eben so bescheidener als duftiger, reizender Blüthen. Die Schwächen, die sich in der „Norma“ bemerklich machen, finden sich auch hier — aber die Anspruchslosigkeit, mit der das ganze Werk auftritt, lassen sie weniger fühlbar hervortreten. Enthielte es nur nicht allzu viele, theilweise unpassende, Concessionen an die Virtuosität der Sänger, für welche es geschrieben war! Wie es aber mit diesen wirken konnte, davon habe ich schon gesprochen. Eines Tages wohnte ich mit Chopin einer Aufführung desselben bei — mit Chopin, dem die originellste, ja überschwänglichste Harmonieführung zur zweiten Natur geworden war. Aber auch er war so tief ergriffen, wie ich ihn selten gesehen — nach dem zweiten Acte, in dessen Finale Rubini Thränen zu singen schien, standen auch ihm die Thränen in den Augen. Wie traurig, daß auch von einem so bestkündenden Erzeugniß einer leuchtenden, fast kindlichen Phantasie das französische Wort früher oder später zur Geltung kommt: „tout passe, tout casse, tout lasse!“

Die Composition der „Puritaner“ zeigte, daß die Eindrücke, welche Bellini in Paris empfangen, nicht ohne Einfluß auf seine Schreibweise geblieben waren — es ist aber zweifelhaft, ob zu deren Vortheil. Offenbar war er in dieser, seiner letzten Oper bestrebt, dem Orchester mehr Freiheit und Fülle, der Begleitung ausgediehltere Wendungen, den Ensemblestücken selbständigere Führung der Singstimmen, dem Aufbau im Ganzen und im Einzelnen mehr Wucht und Breite zu verleihen; aber die Spontaneität seiner Erfindung hat, meines Erachtens, darunter gelitten. Die schönsten und wirksamsten Sätze bleiben immer jene überströmenden, zuweilen mit einer Dosis Sentimentalität versehenen Cantilenen, die ihm eigen waren, an deren Vollenbung er mit seinem Herzblut arbeitete — und man weiß kaum, ob man sich daneben über so manches Combinirtere freuen soll, was Andere unendlich viel besser gemacht haben. Es ist thöricht zu glauben, daß die höchste Meisterschaft durch Studium auch dem weniger Begabten erreichbar sei — und es ist sogar die Frage, ob eine so aparte Natur wie Bellini durch eine kräftigere künstlerische Erziehung, als die, welche ihm zu Theil geworden war, Bedeutenderes geschaffen hätte. Würde er bei längerem Leben noch Größeres geleistet haben? wer möchte es verneinen? wer könnte berechnen, welcher Entwicklung sein Eigenstes unter den ernstesten Eindrücken des höheren Alters fähig gewesen sein würde?

Trotzdem Bellini einseitig war in dem Besten, was er zu geben vermochte — oder vielleicht auch weil er es war — fand er zahlreiche Nachahmer. Keiner von ihnen leistete Hervorragendes. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der ältere und in der Maestria des Schreibens ihm unendlich überlegene Donizetti, in hohem Grade von ihm beeinflusst worden war und erst, nachdem er das von Bellini

Empfangene verwerthet hatte, seine große Popularität errang. Die „Lucia di Lammermoor“ wäre schwerlich ohne den „Piraten“ entstanden und die einst so viel gehörte und beliebte Arie des verzweifelnden Edgardo ist eine Variation des Schlußgesanges aus jener Partitur. Den Weg zu seinen heitern Opern, die man wol als seine besten und dauerhaftesten betrachten kann, hatte ihm Rossini geebnet — auch von den Franzosen hat er viel gelernt — und ist so, bei seinem außerordentlichen Talent, zu Schöpfungen gelangt, welchen man, neben ihrem Reiz, ihrem Geist und Leben, auch einen hohen Grad von Selbständigkeit gewiß nicht absprechen kann. Auch Verdi ist von Bellini's Einfluß nicht unberührt geblieben und noch der letzte Gesang des Troubadours klingt an dessen Weisen an — aber gerade er hat wol am meisten dazu beigetragen, Bellini's Opern von der italienischen Bühne zu verdrängen, durch den energischen Rhythmus, das stark pulsirende dramatische Leben, welche seine Werke durchbringen und in dem revolutionär erregten Italien besondern Anklang finden mußten.

Im September des Jahres 1835 machte ich von Paris aus mit meiner guten Mutter eine Reise nach der Meeresküste. Bei der Rückkehr begegneten wir unweit der Thore dem bekannten Professor Zimmermann, Lehrer am Conservatoire. Er rief uns zu — die Rutscher hielten an — seine ersten Worte, in der größten Erregung ausgestoßen, waren: „Gestern ist Bellini gestorben!“ Auf's Tiefste waren wir erschüttert — wir hatten den liebenswürdigen Mann in blühendster Gesundheit kurz vorher gesehen. Sein Tod erregte die allgemeinste Theilnahme — noch hatte er das dreiunddreißigste Jahr nicht erreicht! Die ganze Geistesaristokratie von Paris versammelte sich bei seiner Beichenfeier in der Madeleine, wo die italienischen Sänger, die Gefährten seines Ruhmes, das Mozart'sche Requiem zur Aufführung brachten — so innerlich bewegt hatten sie vielleicht noch nie zusammen gewirkt. — Aber Bellini war nicht zu beklagen — er hatte ein schönes Leben gelebt — in Jugend, Kunst, Ruhm und Liebe. Einer unserer Evangelisten sagt: „dem Glüklichen schlägt keine Stunde“ — aber sie muß einmal schlagen, damit er der Glükliche werde — wie lange sie dann dauert, ist gleichgültig. Der Ruhm und die Liebe zeigen sich auch dem Bevorzugtesten nur einmal in vollem Glanze!

---

## Literarische Rundschau.

### Die Geschichte des alten Aegyptens und ihre neueste Behandlung durch Maspero und Brugsch-Bey.

G. Maspero's Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum. Nach der zweiten Auflage des Originals und unter Mitwirkung des Verfassers übersezt von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorworte von Prof. Georg Ebers, vollständigem Register und einer lithographirten Karte. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1877.

Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Nach den Denkmälern bearbeitet von Dr. Heinrich Brugsch-Bey. Erste deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten von Unter- und Ober-Aegypten und vier genealogischen Tafeln. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1877.

Histoire ancienne des peuples de l'orient par G. Maspero, professeur de langue et d'archéologie égyptiennes au collège de France. Ouvrage contenant neuf cartes et quelques specimens des écritures hiéroglyphiques et cunéiformes. 2<sup>me</sup> édition. Paris, Librairie Hachette et Co.

Zwei groß angelegte nahe verwandte Werke, beide von bewährten Aegyptologen geschrieben, liegen uns vor. Das eine um ein Weniges ältere behandelt die Staaten des alten Orients mit Ausnahme der ostasiatischen und Indiens, das andere beschränkt sich auf Aegypten und schließt vor der Invasion der Macedonier unter Alexander dem Großen ab. Das erstgenannte Geschichtswerk hat G. Maspero zum Verfasser, das zweite den berühmten und unermüdblichen deutschen Aegyptologen H. Brugsch-Bey. Des letzteren Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen kündigt sich als eine Umarbeitung der vor achtzehn Jahren erschienenen „Histoire d'Egypte“ desselben Verfassers an, ist aber eine durchaus neue und selbständige Arbeit. Beide Bücher sind uns in deutscher Sprache zur Hand, denn das Maspero'sche ist unter Mitwirkung des Verfassers von R. Pietschmann nach der zweiten französischen Auflage in unsere Sprache übertragen worden, und es kann sich die deutsche Ausgabe mit ihren vielfältigen und werthvollen Bereicherungen der Anmerkungen durch den gelehrten Uebersetzer getrost neben dem Originaltexte sehen lassen.

Sowol das eine wie das andere Buch darf als eine ungewöhnliche und nützliche Leistung begrüßt werden, und doch verfolgen ihre Autoren grundverschiedene Ziele und gehen in Bezug auf die Behandlungsweise ihres Stoffes in jeder Richtung auseinander. Das französische Buch macht den Eindruck, als sei sein Verfasser ein Deutscher; das deutsche, als hätte es ein Franzose geschrieben.

Maspero behandelt seinen sehr viel breiteren Stoff mit Selbstbeschränkung und Ruhe. Wohlvertraut mit der gesammten auf seinen Gegenstand bezüglichen Literatur, ist ihm auch die kritische Methode unserer Historiker nicht fremd geblieben, und er



scheut sich nicht, sie selbst bei seiner Behandlung der Geschichte des Volkes Israel in Anwendung zu bringen. In zahlreichen Anmerkungen nennt er die Quellen, aus denen er schöpft, und wo seine Ansichten von den hergebrachten abweichen, sucht er den Leser durch Gründe für sie zu gewinnen. In sorgsam geglätteter, aber einfacher und ungekünstelter Sprache weiß er zu erzählen.

Ganz anders Brugsch-Bey. Mit der höchsten Präension, als souveräner Gebieter über den gesammten schriftlichen Nachlaß der Aegypter, trägt er seine Geschichte in schwungvollen, sich oft bis zu dithyrambischen Ergüssen steigenden Sätzen vor. Mit einer vornehmen Handbewegung wirft er die den seinen entgegenstehenden Ansichten zu Boden und achtet es kaum der Mühe werth, in Bezug auf ihre Begründung auf eigene spätere Werke zu verweisen. Mit dem Ballast von Anmerkungen belastet er nicht sein bekränktes, stolz und glatt dahin gleitendes Festschiff. Großartig ist die Fülle und Vollständigkeit der von ihm herbeigezogenen und übersehten historischen Texte und wohlgeordnet, auch dem Mitforscher zu imponiren. Wunderbar ist die Kunst, mit der er ihnen den Stempel einer, jeden Zweifel und jedes Bedenken ausschließenden Sicherheit aufzudrücken weiß.

Legen wir nun Maspero's Geschichte neben die seine und vergleichen wir die Uebersetzungen, welche sich in dieser wie in jener finden, so werden wir in beiden überall dem gleichen Sinn im Großen und Ganzen, im Einzelnen aber erheblichen Abweichungen begegnen.

Sollte unserem berühmten Landsmanne allertwegen die Palme gebühren?

Sehen wir in den Noten des Franzosen nach, wo wir den Text, um den es sich handelt, finden können, und halten wir dann beide Uebersetzungen, Wort für Wort, mit dem Original zusammen, so werden wir in manchen Fällen geneigt sein, uns der Auffassung Maspero's, in anderen uns der Brugsch'schen Interpretation anzuschließen.

Sehr starke Divergenzen treten uns bei der Zusammenführung der hieroglyphischen mit den aus nicht ägyptischen Quellen bekannt gewordenen geographischen Namen entgegen, und alle diese Abweichungen werden nicht verschlen, das Mißtrauen der Nichtägyptologen gegen die Genauigkeit der in so zuversichtlichem Tone vorgetragenen Uebersetzungen zu erwecken; denn wenn sich Brugsch auf allen Gebieten der ägyptischen Sprachforschung große Verdienste und einen weltberühmten Namen erworben, so hat sich auch Maspero als Grammatiker und Interpret so rühmlich bewährt, daß ihm als siebenundzwanzigjährigem jungen Manne die Ehre erwiesen werden konnte, als E. de Rongé's Nachfolger auf den für den großen Champollion gegründeten Lehrstuhl am Collège de France berufen zu werden. Dazu kommt, daß Maspero sich in den meisten strittigen Fällen auf Meinungsgenossen mit gutem Namen berufen kann und beruft.

Zwei Auffassungen von gleichem Schwergewicht liegen auf der Wage. Welcher von beiden soll nun der nicht ägyptologisch geschulte Historiker — und Brugsch's Geschichte ist keineswegs nur für den Kreis der Fachgenossen berechnet — den Vorzug geben?

Daß die Kritik vor diese Entscheidung gestellt werden würde, mußte unser genialer Landsmann sich sagen, und daß er ihr nirgends zu Hilfe kommt und überall entweder nur das schwere Geschütz der eigenen Autorität in's Feld führt, oder seine Leser mit Wechselln auf die Zukunft vertröstet, das vermindert nicht nur in unsern Augen beträchtlich den unbestrittenen Werth seines Buches.

Es ist noch Manches unfertig in unserer Wissenschaft. Aber wir können mit Stolz auf das kräftige und zähe Ringen weisen, mit dem wir eine unbekannte Größe nach der anderen beseitigen. Wir danken Brugsch selbst die Lösung der aller-schwierigsten Fragen und hätten erwartet, daß er, statt der langen Reihe von Axiomen, die er in seiner Geschichte vorträgt, in ihr auch der wissenschaftlichen Begründung einen entsprechenden Raum anweisen würde. Möchte er, um seine glänzende Erzählungsgabe zu bewahren, den Text so leicht lesbar halten, wie er dies gethan hat;

in den Anmerkungen mußten die den seinen entgegenstehenden Ansichten erwähnt, das Zweifelhafte mußte als solches bezeichnet werden und es war seine Pflicht, die Gründe darzulegen, die ihn bestimmten, an die Stelle von alten neue Auffassungen zu setzen. Dann würden jene Meinungsdivergenzen, auf die wir hingedeutet haben, die historische Kritik, statt mit Mißtrauen, mit Achtung vor den noch so jungen und doch so wirksamen Mitteln und der strengen Methode erfüllt haben, über die wir namentlich auf sprachlichem Gebiet verfügen.

Auch in Maspero's Werke vermiffen wir manches Fragezeichen; aber das sogleich zu erörternde Bedenken, ob es denn überhaupt schon an der Zeit sei, eine abschließende Geschichte Aegyptens zu schreiben, drängt sich uns seinem Werke gegenüber weniger fühlbar auf, weil er behutsamer auftritt als Brugsch, und es sich angelegen sein läßt, Alles, was von außerägyptischen Quellen zur Hand ist, mit Eifer zu benutzen. So findet der Leser bei ihm an vielen Stellen Zeugnisse, durch welche die Nachrichten der Denkmäler eine Beglaubigung oder Einschränkung erfahren, — und es werden von ihm, außer den Classikern, namentlich auch die assyrischen Inschriften mit einer von berufenen Specialisten anerkannten Sachkenntniß benutzt.

Brugsch wirkt nur gelegentlich einen Seitenblick auf die Uebersetzung eines assyrischen Monumentes; und mit Geringschätzung glaubt er auch da, wo solche vorhanden sind, von griechischen und römischen Geschichtsquellen absehen zu dürfen, denn die zu neuem Leben erweckten Denkmäler haben ihn gelehrt, daß bereits in den Zeiten des classischen Alterthums die Geschichte der alten Aegypter ein unverständenes Buch mit sieben Siegeln gewesen sei. Die Aufgabe, die er sich stellt, ist, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, keine andere als die, die geschichtlichen Ueberlieferungen der Pharaonenzeit mit Hilfe der letzten Errungenschaften der Denkmälerwissenschaft zu einem großen Bilde zusammenzufassen. Er hält diesen Weg für den rechten und die Zeit gekommen, ihn zu beschreiten; was ihm Sorge macht, ist nur die kurze, ihm für die Vollenbung seiner Arbeit bewilligte Zeit. Dem großen Bedenken, das sich uns beiden Werken gegenüber aufdrängt, hat sich Brugsch zu entziehen gewußt.

Wir fragen erstens: Ist jetzt schon die Zeit gekommen, eine abschließende Geschichte des alten Aegyptens zu schreiben? und zweitens: Wird die Brugsch'sche Methode jemals genügen, um mit ihrer Hilfe ein dem wahren Verlauf der politischen Ereignisse entsprechendes Bild der ägyptischen Geschichte zu gewinnen?

Beide Fragen glauben wir verneinen zu müssen.

Was zunächst die erste betrifft, so schauen wir mit nicht geringerer Befriedigung und nicht weniger froh als der Autor auf die Fälle der in den letzten Jahren aus allen Epochen der Pharaonenzeit aufgedeckten und entzifferten Texte.

Stein auf Stein ist in das wilde Wasser, dem bis vor Kurzem die ägyptische Geschichte gleich sah, gelegt worden, und an vielen Stellen findet der Fuß des Wanderers schon festen Grund, an anderen aber liegen die Blide im Strudel noch weit auseinander, und wer das jenseitige Ufer zu erreichen wünscht, darf einen gewagten Sprung nicht scheuen. Bewähre doch Jeder seinen Muth; aber wenn er auf's Trockene gelangt, so sage er nicht, er wäre über eine Brücke gegangen! Kurz und klar, um der Metapher keinen zu breiten Raum zu gewähren: Mit vielen Gruppen der ägyptischen Geschichte haben die Monumente uns völlig vertraut gemacht; aber die sie verbindenden Thatsachen, die Uebergänge der einen Epoche in die andere, sind uns vielfach noch dunkel, und in zahlreichen Fällen werden wir, wenn wir eine lückenlose Darstellung geben wollen, uns mit Muthmaßungen behelfen müssen. Dazu kommt, daß selbst das Knochengeriippe der ägyptischen Geschichte, wir meinen die chronologische Ordnung der Begebenheiten, noch keineswegs seine volle Festigkeit erlangt hat. Lepsius hat in seinen epochemachenden Arbeiten auf diesem Gebiete die Methode gezeigt, der wir zu folgen haben, dem Norweger Lieblein danken wir den Hinweis auf die Geschlechterreihen von Privatleuten und die durchschnittliche Dauer des Lebens einer Generation als Mittel für die Berechnung des Abstandes einer gegebenen Epoche von einer anderen, und es ist nicht zu leugnen, daß sein Verfahren als Correctiv gute

Dienste leistet. Manches neue Denkmal mit einfacher Zeitangabe oder den außerordentlich wichtigen Doppeldaten kommt den chronologischen Studien zu Hilfe; aber bei der großen Verderbniß, welche die Listen der ägyptischen Könige durch späte Griechen und christliche Chronographen erfahren haben, und in Folge der Uebersetzungen, welche jedes neu entdeckte historische Denkmal dem Forscher bereiten kann und oftmals bereitet, hat es noch immer nicht gelingen wollen, Zahlen festzustellen, welche allen Aegyptologen annehmbar erschienen. Hier ergeben sich für die früheren Epochen immer noch Abweichungen von mehreren Jahrhunderten; und mit wie ernster Mühe und nach wie strengen Grundsätzen jeder einzelne Arbeiter auch zu seinen festen Zahlen gelangt sein mag: es werden ihn doch neue Entdeckungen zwingen, einzelne Steine seines Baues zu verwerfen. Wenn er nicht geflissentlich die Augen schließt, so wird er bald die Risse und Senkungen wahrnehmen, die wenigstens manche Theile seines Kunstwerkes mit dem Einsturze bedrohen. Die Forschung schreitet auch auf diesem Gebiete stetig und siegreich vorwärts, und Brugsch-Bey selbst hat uns im mündlichen Verkehr mit einem von ihm entdeckten neuen Hilfsmittel bekannt gemacht, dessen Veröffentlichung in naher Aussicht steht, und welches die Zeit einer wichtigen Epoche der Pharaonengeschichte auf astronomischem Wege sicher zu begrenzen verheißt; bis heute aber sind wir noch nicht in der Lage, mit Sicherheit alle zeitlichen Abstände zu vermessen, welche die hervorragenden Ereignisse und Personen von einander trennen; und es kann darum leicht geschehen, daß auch in dieser Beziehung die Resultate des einen Forschers von denen des andern beträchtlich abweichen. Man vergleiche nur das neueste, mit großem Scharfsinn combinirte, völlig abgerundete chronologische System des Münchener Aegyptologen Lauth, dessen Methode wir uns freilich nicht anzuschließen vermögen, mit den übrigen parallelen Leistungen auf diesem Gebiete. Sowol Brugsch-Bey, als auch Maspero beileidigen sich, den Jahreszahlen gegenüber, einer löblichen, mehrfach bis zur gänzlichen Enthaltfamkeit reichenden Vorsicht, in der uns unser französischer College sogar manchmal zu weit zu gehen scheint; aber dieselben Erwägungen, welche ihnen diese letztere dictirte, hätte sie leicht mit uns zu der Verneinung unserer ersten fundamentalen Frage führen können.

Aus dem Gesagten scheint nun das Folgende hervorzugehen: Möglich und an der Zeit ist es, mit Hilfe der Denkmäler besondere Gruppen der ägyptischen Geschichte bis in's Einzelne genau zu erforschen und monographisch zu behandeln, wie dies von E. de Rouge gegenüber den sechs ersten Dynastien in mustergültiger Weise und auch in den uns beschäftigenden Werken für manche Abschnitte geschehen ist; als verfrüht müssen wir dagegen jeden, und auch den gelungensten, Versuch bezeichnen, die gewonnenen Perlen schon jetzt an einer aus lustigen Fäden gewobenen Schnur aufzureihen.

Um die zweite Frage beantworten zu können, werden wir zunächst einen Blick auf Brugsch's Methode zu werfen haben. Es werden alle bisher gefundenen historischen Texte mit erschöpfender Vollständigkeit zusammengeführt, übersezt und derartig verbunden, daß sie sich zwanglos in seine Darstellung fügen. In dieser Weise gelingt es dem Autor, die Aegyptier ihre eigene Geschichte erzählen zu lassen. Wenige Quellen, außer denen die der Pharaonenzeit selbst entstammen, scheinen ihm der Berücksichtigung werth zu sein, und in vielen Fällen blieb ihm allerdings keine andere Wahl, als aus ihnen zu schöpfen. Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß die Aussagen von Zeitgenossen, die den Ereignissen, welche behandelt werden sollen, nicht nur nahe standen, sondern sie zu leiten berufen waren, die wichtigsten von allen vorhandenen Quellen genannt werden müssen; indessen wird sich dennoch die Kritik nicht der Erkenntniß verschließen können, daß die ägyptischen Siegesberichte, gerade weil sie von den Leutern des Volkes, um den Göttern für ihre Gunst zu danken und den Ruhm der Könige über die Mitwelt hinaus tief hinein in die Nachwelt leuchten zu lassen, in die Mauern der Tempel gegraben worden sind, der vollen Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit entbehren. Uebertrieben ist Alles, was von Erfolgen berichtet wird, und wo Niederlagen zu verzeichnen gewesen wären, pflügen die Denkmäler gänzlich zu schweigen. Hätte, um ein Beispiel für viele anzuführen, ein schlimmes Ungeßähr mit

so zahlreichen anderen Denkmälern auch den Granitblock zu Abydos zerstört, auf welchem Brugsch eine große Inschrift entdeckte, welche beweist, daß in der Zeit des Ueberganges der 21. zur 22. Dynastie das Nilthal dem assyrischen Reiche unterworfen war, so würde diese hochwichtige Thatsache völlig unbekannt geblieben und eine für die Aegyptier viel zu günstige Darstellung dieser Epoche von einem Buche in das andere übergegangen sein. „Wer durfte,“ sagt Brugsch-Bey, nachdem er die höchst wichtige und noch unveröffentlichte, ihm allein bekannte Inschrift in voller Uebersetzung mitgetheilt hat, „wer durfte erwarten, ein so unmittelbares Zeugniß der Gegenwart eines assyrischen Königs im Nilthal zu vermuthen, nachdem die Denkmäler beharrlich jede Auskunft darüber verweigert hatten? Man kann sich eben nur vorstellen, daß die Aegyptier nach Abzug ihrer assyrischen Großkönige die Denksteine derselben mit aller Sorgfalt zerstört haben und daß der vorliegende einem gleichen Schicksal nur dadurch entgangen ist, daß er als bequemes Werkstück zu irgend einer Bauanlage auf der Todtenstätte von Abydos seine Verwendung fand?“

Daß auch andere Zeugnisse von Niederlagen der ägyptischen Macht zerstört worden und verschwunden sind, kann um so weniger bezweifelt werden, je empfindlicher sich die Aegyptier bei jedem Mißerfolge zeigen, mit je rücksichtsloserer Festigkeit wir sie die Wahrheit entstellen und ihre Besteger schmähen hören, und je unbedenklicher wir sie auch auf den Denkmälern ihrer eigenen Fürsten Alles vernichten sehen, was sich in Widerspruch zu ihren späteren Anschauungen und Empfindungen stellt. Unter solchen Umständen wird eine ausschließlich aus ägyptischen Quellen schöpfende Geschichtsschreibung den wahren Verlauf der Begebenheiten nur annäherungsweise wiederzugeben vermögen und einem Bild ohne Schatten, einem Polarsommer ohne Nächte gleichen.

Aber sie haben's gewagt! und es läßt sich nicht leugnen, daß es beiden (wie schon vor ihnen Max Dunder) gelungen ist, ihr kühnes Unternehmen mit Fleiß und Geschick zu Ende zu führen. Hätte Brugsch sich die Beschränkung auferlegt, statt einer abschließenden Geschichte ein Werk etwa mit dem Titel: „Die ägyptischen Quellen für die Herstellung einer Geschichte des Pharaonenreichs“ zu schreiben, so würde er eine sehr vorzügliche und von der Kritik mit ungetheilter Anerkennung beurtheilte Arbeit geliefert haben, denn sein Buch enthält ein vollständigeres Material für eine solche, als bis heute an irgend einer anderen Stelle zusammengeführt worden ist. Darum wird es allen Denen unentbehrlich sein und zum größten Nutzen reichen, die von dem „zu viel“ des Gegebenen abzusehen und seine abschließende Geschichte als Quellenbuch zu gebrauchen verstehen.

Einzelne Abschnitte, besonders der ganze der 18. Dynastie gewidmete, sind als vortrefflich hervorzuheben, nicht nur wegen der Fülle des zusammengebrachten Stoffes, sondern auch wegen der geistreichen Verarbeitung desselben und der emsigen Ausnutzung jeder Notiz zum Zwecke der Herstellung eines möglichst treuen Gemäldes der großen, und nicht nur der kriegerischen Leistungen in jener interessanten Zeit. Freilich können wir auch hier dem Autor nicht überall beipflichten. Einzelne Sätze in seinen Uebersetzungen fassen wir anders wie er, und die ganze, S. 379 mitgetheilte Inschrift wird einem falschen Könige zugeschrieben; denn aus der jüngst erfolgten Veröffentlichung dieser von E. de Rouge copirten Inscription durch seinen Sohn Jacques ersehen wir, daß sie von dem dritten auf den ersten Tutmes übertragen werden muß. In vielen anderen Stellen weicht unsere Auffassung weit ab von der des Autors; namentlich sind wir noch immer nicht in der Lage, uns mit seiner Bestimmung des Weges zu befreunden, den die ausziehenden Juden gewählt haben sollen. Einen Theil der wissenschaftlichen Belege, auf die wir gespannt waren, gibt er in seinem, den Vaien aus vielen Gründen unzugänglichen „Dictionnaire géographique“; doch sind wir weit entfernt, uns all' seinen kühnen und immer geistreichen Namensklärungen und Beweisführungen anschließen zu können. Auf Einzelnes einzugehen, ist hier nicht der Ort; aber wir finden uns auch heute noch nicht veranlaßt, die alte Chabas'sche Erklärung des Namens Aperiu (Hebräer) zu Gunsten

der feinen zu verwerfen, und seine Identificirung der Namen jener Stationen, an denen die ausziehenden Hebräer geraftet haben sollen, mit solchen, welche in hieroglyphischen Texten vorkommen, und dieser wiederum mit vorhandenen Localitäten steht in vielen Fällen auf sehr schwankenden, in einzelnen auf falschen Grundlagen. Den Ruhm, das sehr wichtige biblische „Pihahiroth“ in den Hieroglyphen gefunden zu haben, können wir ihm nicht zuerkennen; denn das Zeichen, auf welches hier Alles ankommt, ist nicht, wie er zu beweisen versucht, cher, sondern cha zu sprechen, wie die Varianten im Pap. Ebers T. 80, 3. 6 und 10 und andere Erwägungen lehren. Leider befindet sich an dieser Stelle für ein tieferes Eingehen auf solche Einzelheiten kein Raum; doch müssen wir noch bekennen, daß wir uns auch dem Brugsch'schen Versuche, aus den mit den Libyern gegen die mit Mer en ptah I. und Ramses III. verbündeten Nationen, die bisher nach E. de Rongé's Vorgang für Achäer, Sardinier und andere Inselvölker aus dem Mittelmeer gehalten worden sind, kaulasisch-solchitische Soldnertruppen zu machen, nicht anschließen können.

Hat die Rongé'sche Ansicht, wie der Verfasser behauptet, einen schweren Irrthum in die Urgeschichte der classischen Völker eingeführt, so wäre es gewiß seine Pflicht gewesen, ihn mit allen Gründen, welche ihn zu einer so schweren Anklage veranlaßten, zu widerlegen. Sollten diese hier schon in's Feld geführt worden sein, so müssen wir bekennen, daß sie uns die größere innere Unwahrscheinlichkeit seiner Hypothesen keineswegs aufzuwiegen scheinen. Oder würde es sich nicht leichter glauben lassen, daß ein einzelner Hierogrammat Achäer, Etrusker, Sardinier u. dgl. fälschlich zu den Beschnittenen schrieb, als daß kaulasisch-solchitische Leute an mehreren Stellen Bewohner von Inseln im Mittelmeer genannt werden? Auch in etymologischer Beziehung bietet die neue Auffassung größere Schwierigkeit als die alte. Wenn irgendwo, so dürfte dieser hochwichtigen Frage gegenüber ein tieferes Eingehen erwartet werden. Bevor man, um eigenes Korn zu streuen, das fremde Feld schonungslos niedertritt, sollte man erweisen, daß es nicht fortzuwachsen verdiene. Unter den Texten befinden sich mehrere hochwichtige, hier zum ersten Male mitgetheilte und mit genialem Scharfblick verdeutschte.

Auch der Laie kann Brugsch-Bey's Arbeit geradezu als Unterhaltungslectüre lesen, namentlich in ihrem zweiten Theile, in dem der Stil zum großen Vortheil des Ganzen eine ruhigere Haltung gewinnt. In der ersten Hälfte seines Buches glaubt der Verfasser seiner Schreibweise ein alterthümliches Gepräge zu geben, indem er den Genitiv voranstellt und sich einer rhythmischen Vortragsform befleißigt, die uns in einem Quellenbuche übel am Plage zu sein scheint. An manchen Stellen wird geradezu „Geschichte in Versen“ gegeben, und das nicht nur in den Uebersetzungen, sondern bei Gelegenheit der Darstellung von culturhistorischen Verhältnissen. Wir geben ein Beispiel für viele:

Des Dienstes Lohn bestand in hoher Würde  
Dem Diener zugesprochen, in Ehrengaben  
Und in manch andrer Gnab' und Huldbezeugung.  
Auch goldenes Halsgeschmeide und reiches Geschenk an Feldern,  
An Anechten und an Mägden fehlte nicht.  
Des Königs Töchter gingen aus dem Frauenhause  
Und reichten edlen Herren ihre Hand.  
Der Knabe, den frühzeitiger Verstand  
Auszeichnete, der für die Zukunft schöne Hoffnung weckte  
Ward als Genosß' für Spiel und Lehre  
Den Königskindern zugesellt.  
Des Königs Ehegemahl, der königlichen Frauen sonstige Schar,  
Die Töchter und der Töchter Töchter,  
Geßt zumeist durch heilige Würde  
Als Seherin der Hathor und der Keith,  
Sie lebten in des Königs Frauenhause,  
Bewacht von Freien nach der Wahl des Herrschers.

Dem Haus der Königsfinder stand in gleicher Weise  
Ein Hüter vom Geschlecht der Eblen vor.  
Sein war die schwere Sorge für der Königsfinder leiblich Wohl,  
Für Lehr' und Zucht der jungen Königsbrut.

In dieser culturhistorischen Versreihe findet sich kein Satz, von dem nicht jeder Fachmann nachzuweisen vermöchte, auf welche inschriftliche Notiz er sich stützt; der Saie aber wird geneigt sein, auch die quellenmäßig begründete Wahrheit, wenn sie in solcher Form vorgetragen wird, für Dichtung zu halten.

Trotz dieser Ausstellungen können wir nur wiederholen, daß Brugsch's Geschichte als eine bedeutende Leistung in großem Stil bezeichnet werden muß, und daß wir in ihr eine vollständige Sammlung von historischen Quellen für die ägyptische Geschichte besitzen.

Maspéro kann in seinem den meisten Culturstaaten des Orients gewidmeten Werke Aegypten nicht mit der gleichen erschöpfenden Ausführlichkeit wie Brugsch behandeln; dafür gewinnt aber seine Darstellung an Werth und Bedeutung durch den Umstand, daß er das Pharaonenreich nicht als isolirten Körper, sondern als Glied in einer Kette, als Einzelorgan eines Körpers, dessen übrigen Theilen er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, auffaßt. Während Brugsch sich begnügt, die Namen derjenigen Nationen zu nennen, mit denen die ägyptische Macht feindlich zusammenstieß oder sich freundlich berührte, versucht es Maspéro uns, soweit das die vorhandenen Quellen gestatten, mit ihrem politischen, religiösen und bürgerlichen Leben vertraut zu machen. Das alte Chaldäa, Kleinasien und seine Völker, die sydonischen Ansiedelungen, das erste Assyrienreich, die jüdischen Anfänge, das zweite Assyrienreich, die Sargoniden und das Morgenland bis zum Regierungsantritt des Sargon, Judäa, Phönizien, Medien und die iranischen Wanderungen, Ninive's Sturz, Sydien, das Chaldäerreich und das Morgenland von der Schlacht bei Karchemisch bis zum Fall der medischen Macht, die Perser, ihre Eroberungen, der Verfall und Sturz ihrer Herrschaft, Alles dies wird mit Sachkenntniß und in ausführlicher Weise behandelt. Ueberall sehen wir den Autor aus den ersten Quellen schöpfen, und als schätzenswerthen Anhang gibt er auch für den Laien verständliche Abhandlungen über die morgenländischen Schriftarten. Der der Hieroglyphik gewidmete Abschnitt ist knapp, klar und faßlich geschrieben, und dasselbe gilt nach dem Urtheil des bewährtesten Fachmannes von seiner Einführung in die keilschriftlichen Systeme.

Dem Bedenken, ob es schon jetzt an der Zeit sei, eine abschließende ägyptische Geschichte zu schreiben, haben wir uns dem Maspéro'schen Werke gegenüber ebenso wenig verschließen können, als im Angesicht des Brugsch'schen; doch ist weiter oben bereits gesagt worden, warum es sich uns der Arbeit des französischen Gelehrten gegenüber weniger heftig aufdrängte. Die Maspéro'schen Uebersetzungen der hieroglyphischen und hieratischen Texte sind vortrefflich. Mit Fleiß und Achtung auch vor fremder Arbeit berücksichtigt er die gesammte auf den von ihm behandelten Stoff bezügliche Literatur und mit Hilfe der von dem gelehrten Uebersetzer Dr. Pietschmann wesentlich bereicherten Anmerkungen wird es dem Laien und Fachmanne leicht gemacht, eine Nachuntersuchung vorzunehmen und selbst auf diejenigen Quellen, welche der Autor benutzt hat, zurückzugehen. In dieser Beziehung kann sich der Leser häufig, wo ihn Brugsch's Werk im Stiche läßt, in dem Maspéro'schen Rath holen. Beide sind mit vollständigen und handlichen Registern versehen. Der von unserem gelehrten Landsmanne stiefmütterlich behandelten ägyptischen Religion widmet der Franzose einen ziemlich umfangreichen Abschnitt, aber obgleich sich manches schätzenswerthe Einzelne in diesem findet, so hat er uns im Ganzen am wenigsten befriedigt. Die Annahme, der sich übrigens fast alle Mitglieder der neuen französischen Aegyptologenschule angeschlossen, daß die ägyptische Religion von einem, nach Maspéro's Darstellung S. 26 und 27 schon hoch entwickelten Monotheismus ausgegangen sei, widerspricht durchaus der völkerverpsychologischen Möglichkeit und den Resultaten der vergleichenden

Mythologie und Religionsgeschichte. Außerdem ist es gar nicht schwer nachzuweisen, daß gerade die ägyptische Religion ausgehend von dem Sonnen- und Kildienst, sowie dem einfachen Hynekultus erst in verhältnismäßig später Zeit zur Conception und Ausgestaltung von tiefsinnigen Ideen, transcendenten Begriffen und einer Unsterblichkeitslehre, wie sie, von S. 38 an, mit zu geringer Berücksichtigung ihrer Entwicklung dargestellt wird, gelangt sein kann. Diesem Abschnitte gegenüber glauben wir uns durchaus ablehnend verhalten zu sollen, während wir, wo sonst unsere Ansichten von denen des Autors abweichen, die eigenen nur neben die seinen stellen und künftigen Untersuchungen die Entscheidung überlassen möchten. In einer späteren Auflage wird Maspero auf Grund des neuen von Brugsch herbeigebrachten Quellenmaterials manche fundamentale Aenderung in seiner Geschichtserzählung vorzunehmen haben.

Mit voller Aufrichtigkeit sind die Bedenken ausgedrückt worden, die sich in uns bei dem Studium dieser bedeutenden Arbeiten erhoben haben; denn wir glaubten es dem großen Kreise der Geschichtsfreunde, für die sie geschrieben sind, schuldig zu sein, rückhaltlos zu zeigen, mit welchem Vertrauen und in welcher Weise das eine wie das andere Werk aufgenommen und benutzt werden mag. Es wird nach dem Gesagten kaum nöthig sein, der aufrichtigen Freude, daß wir beide besitzen, Ausdruck zu geben.

Leipzig, den 28. März 1878.

Georg Ebers.

### Kleist's zerbrochener Krug.

illustrirt von Menzel.

Der zerbrochene Krug. Von Heinrich von Kleist. Eingeleitet von Franz Dingelstedt. Mit 30 Illustrationen und 4 Photographien nach Originalcompositionen von Adolph Menzel. Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Selten hat einen genialen Dichter das Unglück ärger heimgesucht, als Heinrich von Kleist. Von der auch in der Literatur herrschenden Zeitrichtung, dieser geistigen Entwicklungskrankheit des neunzehnten Jahrhunderts, die man die Romantik nennt, war er gerade genug erfaßt, um durch des Lebens Widerstreit bis zu geistiger Zerrüttung geführt zu werden, die allein sein trauriges Ende erklärt. Mit den besten Seiten seines dichterischen Naturells fand er sich vereinsamt. Seine seltene dramatische Energie war der gerade Gegensatz zu der breiartigen Verfloffenheit der Romantiker, und am Wenigsten konnte der alte Goethe ihm noch einen Rückhalt gewähren — selbst abgesehen von der Entfremdung, die durch die erste Verführung Weider herbeigeführt wurde. Schiller starb für ihn wie für die Welt und die Kunst überhaupt zu früh; und auch er hatte seit dem noch nie und nirgend in seiner Gattung übertrffenen frühen Versuche in „Kabale und Liebe“ dem schlichten Realismus, der Kleist's erklärtes Kunstprincip war und trotz einzelner störender Anwendungen blieb, sich abgewandt. Was war da erst von dem Publicum zu erwarten? Ein Wunder wäre es zu nennen gewesen, wenn Kleist bei seinem Debut auf den weltbedeutenden Brettern Würdigung und Anerkennung gefunden hätte — zumal in einer Darstellung, die auf den feinnigen gerade entgegengesetzten Kunstanschauungen beruhte: in Weimar, unter Goethe's Leitung!

Unsere Zeit ist dazu berufen, das Unrecht der Vergangenheit an Kleist gut zu machen. Freilich können wir, was die Ungunst der Verhältnisse an dem Dichter zerbrochen und an ungeborenen Reimen zu dichterischen Schöpfungen von classischer Vollendung in ihm zerstört hat, nimmermehr ausgleichen. Aber wir können dem, was er gewesen und was er geschaffen, heute die Huldigung darbringen, die es verdient, wenn man mit gebildetem Urtheil und offenem Sinn an die Dinge herantritt.

Zu dem Vollenbesten, was Kleist hervorgebracht, gehört unstreitig eine seiner ersten dramatischen Conceptionen, das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“. Es ist in des Wortes eigenster Bedeutung das, was man jetzt gewöhnlich — häufig noch mit Unrecht — mit sehr bescheidenem Stolz ein „Original-Lustspiel“ nennt. Als Kleist Ende 1801 oder Anfang 1802 nach Bern kam und dort mit Heinrich Büchse, dem bekannten Schriftsteller, und mit Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters, bekannt wurde, regte ein im Zimmer des Ersteren hängender Kupferstich mit der Unterschrift „Le juge ou la cruche cassée“ die drei Männer zu einem poetischen Wettstreite an, dem die Erläuterung der hier dargestellten Scene als Thema zu Grunde lag. Büchse berichtet dies in seiner „Selbstschau“. Er selbst lieferte die mit Kleist's Lustspiel gleich betitelte Novelle, die in seine Werke aufgenommen ist, Wieland eine 1805 zu Braunschweig gedruckte verschollene Komödie in Versen „Ambrosius Schlinge“. Kleist trug den Sieg davon, indem er der deutschen Literatur ein Werk gab, neben das dieselbe wenig Ebenbürtiges in seinem Genre zu stellen hat.

Doch: habent sua fata libelli! Bei der ersten Aufführung in Weimar am 2. März 1808 — erst 1811 erschien das Stück zu Berlin im Druck — fiel es mit einem seltenen Glanze durch; ohne eigene Schuld: Goethe hatte das einactige Stück, weil damals noch kein Wagner das Publicum zu der heutigen Seß- und Standhaftigkeit dressirt hatte — äußerlich richtig, innerlich unerträglich — in drei Acte zerlegt; die Handlung aber spielt ununterbrochen von Anfang bis zu Ende, und es wirkt beinahe lächerlich, wenn beim Aufgehen des Vorhanges die Personen ganz ebenso wiedergefunden werden, wie sie beim Fallen desselben vorhanden waren. Dazu spielte Weder den Richter Adam mit allen hier zu crassen Fehlern werdenden Eigenheiten der declamatorischen Weimarer Schule. An dem Gegentheil, dem komischen Possenreikertone Gern's, scheiterte das Stück in Berlin bei der ersten dortigen Aufführung am 8. August 1822. Noch bis heute ist das Werk nur in Berlin durch die spätere Creation Döring's und in der Wiener Hofburg durch Laroche auf dem Repertoire, wesentlich in der Bearbeitung, in welcher Fr. L. Schmidt dasselbe zuerst am 28. September 1820 in Hamburg auf die Bühne gebracht hat. Ueberall sonst verhält sich das Publicum theilnahmlos, selbst widerwillig.

Vielleicht daß, wie ein Kunstwerk dem Lustspiele das Leben, d. h. die literarische Existenz, gegeben, ein Kunstwerk auch endlich im Stande sein wird, ihm das Leben im höheren Sinne, d. h. eine wirkliche Existenz im Bewußtsein der Nation, zu verschaffen. Wenigstens müßte man an der Urtheilskraft aller namhaften Literaturhistoriker, die darüber einig sind, daß es „ein in seiner Art einziges, in jeder Art classisches Stück“ ist, zweifeln, wenn die eben vorliegende künstlerische Gestaltung durch Adolph Menzel nicht von durchschlagender Wirkung sein sollte; und so wird von dem Erscheinen dieser illustrierten Prachtausgabe hoffentlich ein neuer Lebensabschnitt des unvergleichlichen Werkes datiren, ein Leben, das nicht ein langsames Sterben, aufgeheilt und aufgehalten von einigen historisch-kritischen Lichtblitzen, sein wird, sondern ein Leben im frischen und freudigen Angedenken der Nation.

Es versteht sich bei Menzel von selber, daß er die Aufgabe des Illustrators von einer ganz anderen Seite ansieht, als alle unsere gewohnheitsmäßigen Illustratoren, selbst die besten und künstlerischsten unter ihnen. Für ihn gibt es nicht zwei oder drei Duzend einzelne Scenen, die mit mehr oder minder Geschick und Geschmack aus dem zu illustrirenden Dichtungswerke ausgehoben und ungefähr den Angaben und, will's Gott, auch in Etwas der Vorstellung des Dichters entsprechend zu gestalten sind; sondern in ihm wird das Werk als Ganzes lebendig, eine Bilderreihe, wie bei dem Dichter eine Scenenreihe, eng und nothwendig zusammengehörend, aus einem Gedanken entsprungen, fruchtbar an Haupt- und Nebenmotiven, organisch ausgestaltet und zusammengeschlossen, so daß man empfindet: es kann nicht anders sein. Da denkt und fühlt er künstlerisch mit dem Dichter und erfindet über denselben hinaus, wie dieser es etwa gethan haben würde, wenn seine Erfindung räumlich, in äußerlicher, sichtbarer und greifbarer Anschauung dem Genießenden hätte gegenüber treten sollen.



So gibt er Zwischenscenen und Erinnerungsmomente, mit der scenischen Darstellung und mit der Buchausstattung Zusammenhängendes zu den eigentlichen Scenen der Handlung hinzu. Nirgends fehlt ihm der dem Dichter congeniale Humor, nirgends ein angemessenes Motiv, nirgends die passende und ansprechende Form.

Der Zeichner empfängt uns schon auf dem Titelblatte. An Stelle des gewöhnlichen Buchdruckerzeichens erblicken wir ein zierliches Ornament, in dessen Mitte gleich einem Laterna-Magicabilde in rundem dunklem Felde der stürzende Krug erscheint. Rechts und links davon sind die Werkzeuge des Zeichners und Malers angebracht, auf den Enden aber gaulen zwei muntere Burschen, der eine mit Farbenballen in beiden Händen, der andere an einem photographischen Apparate thätig. Ein drollig neugieriges Kinderköpfchen guckt verstoßen über die Mitte, die ganze Figur gefällig bekronend. Da haben wir den zerbrochenen Krug in spo und Malerei, Druckerei und Lichtbildnerei bei der Hand, seine Schicksale zu schildern.

Eine fast die ganze Seite füllende Illustration ist aus dem Initialen E der Dingelstedt'schen Einleitung geworden. Zwei echt Menzel'sche Musen in antiker Gewandung, nichts weniger als akademisch steif, doch nicht so eigenartig wie etwa die Industrie auf dem Hedemann'schen Jubiläumsblatte, sind, von prächtigen kleinen Flügelknaben, gleich den nectischen Genien auf der Adresse des Berliner Magistrats von 1866, unterstützt, das Bild Kleist's von einem düsteren Flor zu befreien und mit dem verdienten Lorbeer zu schmücken. Ein köstlicher kleiner Dube reinigt es mit einem großen Webel vom Staub. Darunter steht zwischen einer komischen und einer tragischen Maske die Wiege (mit drolligem Motiv) inmitten der Jahreszahl 1777. (Das ist nach jehiger Forschung das Geburtsjahr Kleist's, nicht — wie noch überall zu lesen — 1776.) Links unten erhebt sich von schlichten Quadern gefügt ein roher Unterbau, auf dem der zerbrochene Krug steht. Aus demselben lobert ein verzehrendes Feuer empor, in das ein munterer Flügelknaabe eine schartige Schere und eine Pfeife von einer Schippe hinabgleiten läßt, die Instrumente, welche dem armen Krüge durch mehr als ein halbes Jahrhundert übel mitgespielt haben, der Vernichtung überantwortend. Man kann den Sinn der Einleitung und der ganzen Publication nicht geistvoller, kürzer und treffender resumiren. Auf dem Unterbau steht wie auf jedem einzelnen Bilde Menzel's Name; aber damit noch nicht zufrieden, hat der Meister in einer fast barocken Anwendung zu einer ganz buchstäblichen Verbildlichung der ersten Einleitungsworte: „Er hat viel Kopfzerbrechens verursacht, dieser zerbrochene Krug“ — sein eigenes Charaktervolles Conterjei als *dissecti membra poetarum* dort angebracht. Wie wenn sein Profilbild in Relief auf ein älteres Gemäuer gemeißelt gewesen, und die einzelnen Quadern desselben unachtsam in dem neugefügtten Unterbau wieder verwendet wären, sind die Kopftheile außer Zusammenhang und in falscher Lage über die Fläche vertheilt: gewiß eine äußerst originelle Idee, die ich nicht übersehen wissen möchte; wie ich überhaupt auf diese Illustration, in der Menzel ganz frei schaffend vorgehen konnte, ganz besonderen Werth lege.

Da die Einleitung in dem Gedanken gipfelt, das Stück in ursprünglicher Frische und Schönheit als ein rechtes Repertoirestück wieder einzubürgern, zeigt uns Menzel als *cul-de-lampe* einen Blick auf die Theaterrasse der Zukunft, an der sich das besser belehrte Publicum drängt.

Wie einem echten Künstler Alles unter den Händen zu lauterem Gold wird, zeigt die Behandlung des Personenverzeichnisses, wiederum eine Seite füllend. Dasselbe nimmt die Mitte eines Theatervorhanges ein, und wir sehen das Publicum vor der Scene sich sammeln, sich begrüßen, sich mit Operngläsern betrachten, ein Genrebild, für das spätere Culturgeschichtsforscher mit Vergnügen den Inhalt einer ganzen Berliner Kunstausstellung hingeben werden, voll der auf's Geistvollste beobachteten Züge und von einer solchen absoluten Sicherheit und Prägnanz jedes Zuges, wie sie eben nur Menzel zu Gebote steht.

Ich muß darauf verzichten, mit ähnlicher Ausführlichkeit die sämmtlichen nun

folgenden, dem eigentlichen Stücke gewidmeten Zeichnungen durchzugehen. Menzel hat Costüm des vorigen Jahrhunderts angenommen: für die Wirkung vortheilhaft. Dingelstedt schließt in der Einleitung aus der Berufung des Ritters Adam auf Puffendorf, daß das Stück am Ende des siebzehnten Jahrhunderts spielt. Indessen das ist nur der früheste Termin. Eine genauere Zeitangabe enthält vielleicht der fünfte Auftritt, wo Adam sagt:

„Seit der Sechzehnde abgeschafft, Eu'r Gnaden,  
„Wozu ich hier im Amte mitgewirkt — . .

Wenn Kleist diesen Zug nicht aus der Luft gegriffen hat (worüber uns vielleicht irgend ein geschichtlich bewandeter Jurist belehrt), so gibt er eine sehr präcise Zeitbestimmung; doch kann ich darüber nichts beibringen. Bewundernsworth ist die Genauigkeit und Consequenz, mit der Menzel das Local behandelt hat; namentlich der Zugang zu dem Amtlocale und das Gerichtszimmer selber kommt in mehreren Ansichten von verschiedenen Seiten und immer selbst bis auf Einzelheiten gleich vor. Doch wird das keineswegs einförmig. Natürlich sind auch die Personen zu Typen durchgebildet, die constant bleiben. Meisterhaft ist vor Allem die alte Frau Marthe Kull: den beiden Gestalten der vor dem Richter Reisenden mit dem hoch erhobenen Scherben und der in der Nacht mit Licht in das Zimmer der Tochter Tretenenden dürfte an Naturwahrheit, an Ausdruck und an Humor wenig an die Seite zu setzen sein. Auch in der letzten Scene, wo sie ihre Appellation ankündigt, ist der Ausdruck des spitzig-freundlichen Trozes meisterlich gelungen. — Daß auch im Uebrigen köstliche Züge begegnen, die beim Dichter kaum oder gar nicht angedeutet sind, bedarf keiner weiteren Bestätigung. Reizend ist die Kaze, die mit der Perrücke abzieht, um ihre Zungen hinein zu werfen; vortrefflich der präsidente und niesende Gerichtsrath Walther auf zwei einander folgenden Scenen. Eine besonders ausgezeichnete Erwähnung verdient endlich noch die classische Gestalt des Büttels Hansfriede.

Menzel beschließt das Stück, indem er „Alle“ herausschreien läßt, und da erscheinen sie nun hinter dem Souffleurkasten noch einmal in langer Reihe, treu ihrem Charakter und in den sprechendsten Attitüden: voran zieht der Richter mit seinem Klumpfuß, den Krug fassend, den auf der anderen Seite Frau Marthe hält. Sie reicht die Hand dem neugewonnenen Schwiegersohne Ruprecht, der sein Eudchen im Arm hat. Frau Brigitte mit der Perrücke in der Hand zieht den Gerichtsrath hinter sich her, der uns seine vornehme Verbeugung macht, während hinter ihm der Schreiber Licht ein wohlstudirtes tiefes Compliment nach allen Regeln der Kunst ausführt. Hinter ihm thölpelt Vater Weit Kumpel daher, die eine der Mägde an der Hand fassend. Neben dieser macht die zweite, ein wunderlich naïv-colettes Ding, ihre zierliche Reverenz mit breit gezogenem Ködchen. Ganz links hinter einander verneigt sich etwas plump der biederer Büttel und erscheint mit einer gewissen vornehmen Suffisance der Bediente des Gerichtsraths. Allein in dieser Composition ist so viel Humor und Genie documentirt wie oft nicht in vielen, vielen Duzenden ganze dicke Bände „schmückender“ Compositionen.

Die Holzschnitte verdienen meist großes Lob. In der Totalwirkung und im Charakteristischen des Ductus sind sie fast durchgehend glücklich; in Einzelheiten, namentlich der Gesichtszüge, scheint manchmal nicht ganz die Intention des Meisters verstanden oder wenigstens nicht erreicht zu sein. Ganz vollendet und im höchsten Grade werthvoll sind dagegen die vier großen Lichtdrude von J. B. Obernetter in München. Nach dem Preise des ganzen Werkes zu schließen scheinen diese vortrefflichen Wiedergaben lothbarer Originale den Preis nicht wesentlich zu steigern, denn derselbe ist offenbar sehr mäßig (im Originaleinband mit Goldschnitt 30 Mark); und so könnte es leicht sein, daß unsere höhere Bücherillustration in einiger Zeit auf eine ähnliche Praxis zurückkäme, wie sie üblich war, bevor unser Jahrhundert den künstlerischen Holzschnitt wieder belebte: daß die Illustrationen auf einer andern als der Buchdruckerpresse vor- oder nachgehend in den Text gedruckt oder in denselben

eingelebt werden. — Nicht nur überflüssig, sondern störend ist aber der Glanz dieser Sichtbrücke!

Dingelstedt's Einleitung ist geschmackvoll und passend. Sonderliche literarhistorische Neuigkeiten waren wol kaum zu erwarten und zu bieten. Was er aber über die Bühnenschicksale des Lustspiels beibringt, ist so noch nirgends zu finden. Insbesondere seine Beurtheilung und Vergleichung der Darstellung des Adam durch Barocke und Döring — mit deren Bildern illustriert, neben denen man wol das des alten Schmidt gern gesehen hätte! — verräth den feinsinnigen Bühnenpraktikus. Seinem Wunsche am Schlusse, daß die ursprüngliche Form des Werkes auf den deutschen Bühnen wieder in ihr Recht eingesetzt werde, wird jeder ernste und gebildete Kunstfreund nur zustimmen können. Der verdienstliche und in dieser Richtung lange nicht genug anerkannte Vorgang der Meininger, die das viel Schwierigere fertig gebracht haben, uns von der Holbein'schen Verunstaltung des Rätchens von Heilbronn zu erlösen, wird hoffentlich zur Racheiferung anspornen und von unnützer Furcht befreien. Diese Bearbeitungen von oft ganz bühnengerechten Stücken — wie z. B. der zerbrochene Krug ist — durch „Praktiker“ sind ein Rest des Komödiantenthums von ehemals, ein Jopf, den sich die Kunst der modernen Bühnendarstellung je eher und je gründlicher desto lieber abzuschneiden hat.

Die Drucklegung (von B. G. Teubner in Leipzig) zeugt von rühmlicher Sorgfalt und könnte so, wie sie intendirt ist, technisch nicht besser geliefert werden. Der Satz, durchweg in Schwabachern, ist sehr gut; aber es ist ein nur noch in Deutschland gültiges Vorurtheil, daß „schönes“, glänzend weißes Papier, Kupferdruckpapier, und Gott weiß wie genannt, das angemessenste oder einzig angemessene für „Pracht“-Werke ist. Einer so verben Kunst wie der Kleist's und Menzel's würde ein gebiegenes rauhes Blattenpapier unzweifelhaft sehr viel besser zu Gesichte stehen, — ganz davon abgesehen, daß es eine bei Weitem größere Haltbarkeit verbürgt. Sodann mißfällt mir die Seitenumrahmung: eine Einfassung mit Öhren an den Ecken, bestehend aus zwei feinen rothen Linien innen und einem überaus zierlichen Linien- und Punktreihensystem außen. Man muß sich erst mit einiger Mühe überzeugen, daß die letzteren Stricheleien und Sticheleien nicht mit einer blaßgrauen Farbe aufgedruckt sind. Für einen Kleist'schen Text in Schwabachern und Menzel'sche Holzschnitte paßt dergleichen nicht. Hat man auf den Titelblättern durchaus angemessen eine kleine Verzierung im Stile eines P. Földner angebracht, so hätte er und seinesgleichen, die uns Tausende und Abertausende der reizvollsten Werke hinterlassen haben, auch für Umrahmungen der Seiten in Anspruch genommen werden können, wenn nichts specieell Erfundenes — womöglich von Menzel selber — in geeigneter Weise zu erlangen war.

Den Einband hat der in kunstgewerblichen Entwürfen nicht unerfahrene Berliner Architekt Luthmer erfunden. Derselbe ist nicht geschmacklos; aber die Hülle eines derartigen Werkes muß viel mehr sein als das: gediegen, schön und charaktervoll. Die hier verwendeten ornamentalen Motive erheben sich nicht viel über den Gemeinplatz, und den großen goldenen zerbrochenen Krug in der Mitte würde man gewiß gern entbehren.

Bruno Meyer.

- e. **Seb. Bach's Cantate** „Sie werden aus Saba Alle kommen“ in den Ausgaben von Rob. Franz und dem Leipziger Bach-Verein. Von Julius Schaeffer. Leipzig, F. C. G. Teubner. 1877.

Mit schneidender Schärfe werden hier beide Ausgaben obiger Cantate kritisch gegen einander gehalten. Die feinsinnige Hand von Rob. Franz zeigt sich der Arbeit der Leipziger Gelehrten so auf allen Punkten überlegen, daß man ihre Ausgabe getrost zur Matulatur legen kann. Die Schaeffer'sche Broschüre ist in mehr als einer Beziehung lehrwürdig. Namentlich bringt sie über die Theilnahme der Orgel an Bach'schen Werken ebenso geistreiche als gründvollnünftige Anschauungen. Das Capitel ist bekanntlich ein sehr dunkles.

- e. **Die musikalische Scala in der Welt.**

Mit einem Auszug aus dem gekrönten Werk: Die ästhetische Scala der griechischen und römischen Baukunst. Von Julius Szwiecianowski. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Stuhr'sche Buchhdlg. 1877.

Ein wunderliches Opus, bei dem man schwer bestimmen kann, wo die geistreiche Phantasterei aufhört und das schlechterdings Unfaßbare anfängt. Man urtheile selbst: Alle Körper, aus welchen die Gesamtheit der Natur besteht, sollen einen siebenfachen Zustand aufweisen, nämlich fest, flüssig, flüchtig, luftartig, lichtartig, elektrisch oder magnetisch sein. Demgemäß gäbe es sieben entsprechende Sinne: Tastsinn, Geruch, Gehör, Gesicht, Empfindung und Borgefühl. Die drei ersten bildeten die materielle, die vier anderen die ideale Hälfte des Daseins. Die siebenbürgische musikalische Scala bestünde ebenfalls aus zwei Hälften (C, D, E und F, G, A, H). Die Halbtöne sollen die Theile der Basis und der höheren Hälfte mit einander verbinden. Hieraus wird nun gefolgert, daß sowohl die musikalische Scala wie jedes organische Individuum aus drei Theilen zusammengesetzt wäre, der Basis = 3, dem Obertheil = 4, den vermittelnden Gliedern = 5. Diese Zahlen würden ein rechtwinkliges Dreieck mit den Seiten 3, 4, 5 ergeben, denn  $3^2 + 4^2 = 5^2$ .

So geht es weiter. Im Verlaufe, dem Auszug aus dem gekrönten Werke, erscheinen folgende Sätze: „Der Kammerton in der Musik ist der über die elf übrigen herrschende Ton u. s. w. Im Sonnensystem ist der Kammerton die Sonne, und die Planeten die übrigen Klänge. Im Jahre ist der Kammerton die Zeit der höchsten Erhebung der Sonne über den Horizont. Im Tage — Mittag. Im Leben des Menschen — die reife Jugend. Im Leben der Pflanze — die Blume. In der Optik — die blaue Farbe. Im System der Sinne — das Gesicht. In der griechischen Architektur — die dorische Ordnung.“

Die kleine Broschüre ist eine Fundgrube für Musiker, Naturforscher aller Art, Architekten, und solche, die es werden wollen. Was ist dagegen die Theorie von Zeising's „goldenem Schnitt“, welche Emil Naumann auf die Proportionen musikalischer Kunstwerke zu übertragen versucht hat!

- e. **Ein kritischer Beitrag zur Beethoven-Literatur.** Von Alexander W. Thayer. Berlin, W. Weber. 1877.

Es gibt Menschen, an denen uns Alles interessiert, aus ihre Küchensettel und Wasch-

bücher. Zu ihnen gehört Beethoven. Der ausgezeichnete Verfasser der leider immer noch unvollendeten Beethoven-Biographie hat in diesem ursprünglich im Schillervereine zu Triest gehaltenen Vortrag Gelegenheit genommen, eine thatsächliche Abfertigung einiger, von Novellisten und Romanchriftstellern verbreiteten Unwahrheiten über Beethoven zu bringen. Wie Alles, was Thayer schreibt, kann jedes Wort dieser seiner neuesten Rundgebung auf Wahrheit Anspruch machen. Wo es eine Thatsache zu ermitteln gilt, wo er aus gegebenen Daten schließen muß, ist sein Schluß von mathematischer Schärfe. Die Abhandlung enthält unter Anderem eine Ehrenrettung des Bruders Beethoven's, Johann, den Schindler zu Ludwig's bösem Princip gestempelt hatte. Der bekannte störrische Billewechsel zwischen dem „Apotelenbesitzer“ und dem „Hirnbefitzer“ erwies sich hiernach als ein harmloser Scherz zwischen den Brüdern.

Wahrhaft rührend ist das wichtige Wort Beethoven's, der, als er unter Prof. Seifert's Operation das flare Wasser durch die Sonde hervorbringen sah, zum Arzte sagte: „Herr Professor, Sie kommen mir vor wie Moses, der mit seinem Stabe an den Felsen schlägt.“ — Die auf ihren 48 Seiten so inhaltsvolle Broschüre sei allen Beethovenfreunden auf's Wärmste empfohlen.

- e. **Das Bühnenspektakel in Bayreuth.**

Eine Studie zu Rich. Wagner's Ring des Nibelungen. Von Heinrich Porges. Zweite Auflage. München, Carl Merhoff. 1877.

Friedrich Nietzsche's „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, ein sehr problematisches, aber sehr geistreiches Werk, hat zu mannigfachen Ausstrahlungen geführt, zu denen man wol auch die vorliegende Abhandlung zählen darf. Nur erwarte man nicht den immerhin schöpferischen, wenn auch ungefühmen Geist ihres Anregers. Es weht im Gegentheil ein höchst schulmeisterliches Aroma durch diese Studie, welche in ihrem Schlußsatz die Bedeutung des Wagner'schen Werkes als „eine im Stile der monumentalen Kunst hervortretende Wiedergeburt der griechischen Tragödie auf Grundlage des durch das Christenthum zum Repräsentanten des allgemein menschlichen Wesens erhobenen national-deutschen Volkscharakters,“ bezeichnet. Da das Werk zwei Auflagen erlebt hat, so muß es wol Leser geben, welche diesen und ähnliche Sätze für tief sinnig halten.

- e. **Rich. Wagner's Lohndrama: der Ring des Nibelungen.** Seine Idee, Handlung und musikalische Composition. Von Dr. Karl Köstlin. Tübingen, F. Laupp'sche Buchh. 1877.

Das unerschöpfliche Thema ist hier von einem Mann von Geist, dem bekannten Tübinger Aesthetiker, behandelt. Der Dichtung wird Lob, wenn auch eingeschränktes, gesendet. Der Kritiker vermißt in ihr „die richtige Proportion zwischen Schuß und Schidaf“, er findet es unglaubwürdig, daß mit der Götterdämmerung „die Götter überhaupt aus der Welt verschwinden und die Menschen ihre Erben werden sollen“. Er tabelt ferner, daß der Incess Siegmund's und Sieglinde's ein bewußter ist, dagegen empört es ihn nicht, daß Siegfried's und Brünnhilde's Liebesglück durch Zauberei zu Grunde geht, weil „das Zauberverweil in diesem Stille

einmal seine Rolle spiele". Man kann über viele dieser Ansichten ganz anderer Meinung sein und die Köstlin'sche Schrift doch mit Antheil lesen, weil sie überall selbständige Gedanken producirt. In der Kritik des musikalischen Theils finden sich viele bemerkenswerthe Urtheile. So fragt der Verfasser mit Recht, warum statt der "troden harten Tonsprache im Hornentrio" der "Stirtdämmung" nicht ein "Wechselgesang" stattfände? "Warum," meint er, "sollen die Hornen nicht auch Gesänge wie die Parzen haben, warum soll die Kunst der Löne den Aesen unbekannt sein?" Auch die musikalische Textur Botan's sagt ihm nicht zu. Aller Ladel ist mit großer Schärferung ausgesprochen. Die ungeheure Erscheinung Wagner's, wie sie sich namentlich im Ring des Nibelungen trotz aller Verlehrtheiten und Uebertreibungen mit "zwingender Kraft" kundgibt, die That von Bayreuth, um ein Wort statt vieler zu gebrauchen, macht ihn nachsichtig und mild. In der Bayreuther Literatur, die nachgerade zur Bibliothek an-schwillt, ist die Köstlin'sche Schrift eine der lehr-reichsten.

g. Geschichte der griechischen Literatur für höhere Lehranstalten und für das Selbst-studium bearbeitet von Dr. W. Kopp, Gymnasial-Director. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1878.

Ein recht brauchbarer Leitfaden, welcher nicht nur für Schulzwecke, sondern auch zum Handgebrauch bei der Lectüre willkommen ist. Der Verfasser, welcher sich bereits früher durch seine kleinen Handbücher zur Kenntniß der römischen Literatur und Alterthümer verdient gemacht hat, sagt wol mit Recht, daß es schwer gewesen, das weiteste, farbenvollste und glänzendste Culturbild der Menschheit in einem so engen Rahmen zu reproduciren. Allein wir glauben, daß es ihm gelungen; wenigstens so weit der angeordnete Zweck hierbei maßgebend war. Ein alphabetisches Register erleichtert die cursorische Benützung des Büchleins in er-wünschter Weise.

g. Der große Kurfürst von Branden-burg im Elsaß. 1674—1675. Von Dr. Heinrich Kocholl, Königl. Divisions-pfarrer der 36. Division. Straßburg, Karl J. Trübner. 1877.

Eine treffliche kleine Monographie, welche uns, als ihre Centralfigur, den großen Branden-burger zeigt, wie er, dem Namen nach an der Spitze der Reichstruppen, in Wahrheit aber durch den Commandirenden der Kaiserl. Truppen, den Herzog von Bournonville, in seinen Plänen unaussprechlich getrennt und gebindert, nach dem unglücklichen Treffen von Lützen (bei Colmar) das Elsaß vor Lützen räumen muß. Es ist bekannt, wie hiermit das Elsaß für Deutschland überhaupt verloren war und verloren blieb, bis ein anderer Brandenburger nach fast zweihundert Jahren kam, jener „ultor“, welchen sein großer Ahnherr schmerzlich und prophetisch vorausgesehen. Mit diesem biederem, schlichten und heldenhaften Manne nahm gleichsam Deutschland Abschied

vom Elsaß; und es ist rührend, und unter dem Lichte der neueren Ereignisse zugleich sehr lehr-reich, in den zeitgenössischen Chroniken, welche Herr Dr. Kocholl citirt, zu lesen, mit welchen Empfindungen die Straßburger von damals ihn kommen, mit welchen sie ihn ziehen sahen; besonders gelungen ist die Darstellung des entscheidenden Gefechtes von Lützen, welches durch eine Karte (von Herrn Lieutenant Gänther, im 8. Würtemb. Infanterie-Regiment) auch dem nicht fachwissenschaftlichen Leser sehr deutlich gemacht wird.

7. Deutscher Volkshumor von Moriz Busch. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Witz. Grunow. 1877.

Anspruchlose Skizzen, aus bekanntem Material ziemlich flüchtig zusammengestellt, aber lesbar und unterhaltend geschrieben, dabei sehr geschmackvoll ausgestattet. Zuerst ein Blick auf die „aristophanischen Jahrhunderte“ der deutschen Literatur, wie sie Servinus benannt; dann der Humor im Schimpfen und Spotten, wie er besonders den Leumund gewisser Städte angreift (diese Seite wird unverhältnismäßig ausführlich be-handelt); komische Inschriften, Benennungen, Sprichwörter und Dichtungsgattungen, komische Räthsel, Märchen, Legenden; der Humor in Rechts- und Handwerksbräuchen; endlich der Humor auf der Kanzel. Das Thema ist lange nicht erschöpft. Die Auszüge nehmen breiten Raum ein; daher fehlt es an einbringender Analyse; die literarischen Vertreter des Volkshumors sind nicht genügend charakterisirt, theilweise ganz übergangen; die Fastnachtspiele, die älteren Prediger, die mittelalterlichen Spiel-mannsbichtungen sind nicht ausgebeutet.

g. Collection of British Authors. Tauch-nitz Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1877—78.

Unter den jüngst erschienenen Bänden der „Tauchnitz Edition“ finden wir das Drama „Harold“ von Alfred Tennyson und die beiden Novellen „The lifted veil“ und „Brother Jacob“ von George Eliot; die Romane von Mr. Anthony Trollope: „The American Senator“, von Miss Thackeray: „Fulham Lawn and other tales“ und „From an island“, von Duida: „Ariadne“, von Mrs. Oliphant: „Mrs. Arthur“ und „Carità“, von Mrs. Braddon: „Weavers and west“, „In great waters“ und „An open verdict; ferner das wichtige Reise-werk: „Across Africa“ von Berner Lovett Cameron (2 Bde.) sowie: „The War Corres-pondence of the Daily News, 1877“ (3 Bde.), eine Sammlung der berühmten Correspondenzen von Mr. Forbes und Macgahan, welche mit einer verbindenden Erzählung, die ganze Geschichte des russisch-türkischen Krieges von dessen Beginn bis zum Fall von Plevna umfaßt. — Von Bret Har-te liegen zwei neue Bände vor: „Thankful Blossom and other tales“, und „The Story of a Mine“, die gleichzeitig auch in deutscher Ueber-setzung erschienen sind: „Thankful Blossom“ und „Fünf neue Erzählungen“ (Auerbach, Stutt-gart) und „Die Mine in der Teufelschlucht“ (Auerbach, Stuttgart).

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Abel.** — Zur ägyptischen Etymologie von Carl Abel, Dr. phil. Berlin, Verlag von L. Liepmannsohn. 1878.

**Abel.** — Die englischen Verba des Befehls von Carl Abel, Dr. phil. Berlin, Verlag von L. Liepmannsohn. 1878.

**Arnold.** — Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christenthum von John Mülleisen Arnold. Aus dem Englischen. Gütersloh, Verlag von E. Bertelsmann. 1878.

**Baskerville.** — Legends of the Rhine by Dr. Alfred Baskerville. Bonn, M. Cohen & Sohn. 1878.

**Beder.** — Franz Staren. Roman von August Beder. 3 Bde. Leipzig, Verlag der Dürrschens Buchhdlg. 1878.

**Bergkristalle.** Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. Bb. 3. 4. Bern, Verlag von B. F. Haller. 1878.

**Bibliothek, Philosophische, oder:** Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. Heft 259—265. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1878.

**Buhl.** — Die agrarische Frage im alten Rom. Von Dr. Heinrich Buhl. Heidelberg, Verlag von G. Koester. 1878.

**Ceriscampo.** — Prinz Toll. Britischenhiebe und Schellengessirr von Ceriscampo. Illustrirt von B. Albrecht. Herausgegeben von Siegmey. Leipzig, Verlag von J. F. Hartnoch. 1878.

**Christlieb.** — Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen. Eine Ferienstudie von Theodor Christlieb. Neue Ausgabe. Gütersloh, Verlag von E. Bertelsmann. 1878.

**Erkennungs-Gesetz, Das.** Die Lösung der socialen Frage. Ein Wort zur Zeit. Herausgegeben von S. C. Hallmann. Hamburg, Commissions-Verlag von G. Kramer.

**Freytag-Gallerie.** Blatt 13—15. Leipzig, Verlag von E. Schloemp. 1878.

**Gerstel.** — Schattenbilder. Kurze Erzählungen von Gustav Gerstel. Leipzig, Verlag von D. Muge. 1878.

**Giles.** — Chinesische Skizzen von Herbert A. Giles. In's Deutsche übertragen von W. Schloffer. Berlin, J. A. Wohlgenuth's Verlagsbuchhdlg. 1878.

**Gisela.** — Dramatische Bilder aus deutscher Geschichte. Von Robert Gisela. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von D. Muge. 1878.

**Grove.** — A dictionary of Music and Musicians. (A. D. 1540—1878.) By eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. In two volumes. Vol. I. Part. II. London, Macmillan and Co. 1878.

**Hackländer.** — Der Roman meines Lebens von F. W. Hackländer. Ffg. 9/14. Stuttgart, Verlag von E. Krabbe.

**Hahn.** — Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatfachen und des Fürsten eigenen Rundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. I. Band. Berlin, Verlag von W. Gertz. 1878.

**Handbuch, Parlamentarisches,** für den Preussischen Landtag. 4. Auflage. XIII. Legislatur-Periode. Herausgegeben von Fr. Kortkamp. Berlin, Verlag von Fr. Kortkamp. 1877.

**Heine.** — L'Atta Troll tradotto da Giuseppe Chiarini con prefazione di giosuè carducci e note di K. Hillebrand. Bologna, presso Nicola Zanichelli. 1878.

**Helfert.** — Joachim Murat. Seine letzten Kämpfe und sein Ende. Mit Benutzung von Schriftstücken des k. k. Hof- und Staats-Archivs von Frhr. von Helfert. Wien, Manz'sche k. k. Hof-Verlags- und Univ.-Buchhandlung. 1878.

**Hellenbach.** — Der Individualismus im Lichte der Biologie und Philosophie der Gegenwart von Lazar B. Hellenbach. Wien, Verlag von W. Braumüller, k. k. Hof- u. Univ.-Buchhandlung. 1878.

**Heller.** — Frühlingboten. Gedichte von Ernst Heller. Bern, Verlag von Lang & Comp. 1878.

**Hellwald.** — Die Umgestaltung des Orients als Culturfrage von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1878.

**Heyting.** — Reisebilder aus dem Europäischen Rußland und dem Kaukasus von Edmund Heyting. Leipzig, Verlag von E. F. Steinacker. 1878.

**Hilarius.** — Raipredigten von Frater Hilarius. (Eduard Fentsch.) Fünfte Auflage. Eingeleitet von Ludwig Steub. Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1878.

**Hönes.** — Der letzte Constantin von Felicia Hemans und Wordsworth's politische Sonette aus dem Englischen übersetzt von Christian Hönes. Stuttgart, Commissionsverlag von B. Köpfhammer. 1878.

**Jonas.** — Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino. Von Emil J. Jonas. Mit einer Karte. Wien, A. Hartlebens Verlag. 1878.

**Jung.** — Christliches Geburtstags-Album mit Textstellen aus der Heiligen Schrift und Versen auf alle Tage des Jahres von Pastor G. Jung. Leipzig, Verlag von D. Muge. 1878.

**Kállay.** — Die Orientpolitik Rußlands. Von Benjamin von Kállay. Aus dem Ungarischen von Prof. F. H. Schwilke. Budapest, Verlag von B. Lauffer. 1878.

**Klende.** — Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, der Colonialwaaren und Manufacte, der Drogen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Producte, Documente und Worthzeichen und die Erkennungsmittel ihrer Echtheit und Fälschung. Von Dr. Hermann Klende. 1. Ffg. 2. vermehrte und umgearbeitete Auflage. Mit vielen in den Text gebundenen Abbildungen. Leipzig, Verlag von J. F. Neber. 1878.

**Knoblauch.** — Deutschlands Tabaks-Bau und-Ernte. Nach amtlichen, von den Steuerbehörden direct erhaltenen Quellen berech-

- net und graphisch dargestellt von Hugo Knoblauch. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey. 1878.
- Krabbe.** — Aus deutscher Vergangenheit. Ein Dreigestirn von Lieberbüchern: Balthar von der Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach. Nach ihrem Leben und Fiebern in Vorträgen gekennzeichnet von Dr. Th. Krabbe. Gütersloh, Verlag von E. Bertelsmann. 1878.
- Kraus.** — Aertzlicher Rathgeber für den Kurgebrauch in Karlsbad von Dr. J. Kraus, praktischem Arzt in Karlsbad. 7. Auflage. Karlsbad, Verlag von H. Feller. 1878.
- Kürnberger.** — Novellen von Ferdinand Kürnberger. Berlin, Verlag von W. Perz. 1878.
- Laveleye.** — L'Afrique centrale et la conférence géographique de Bruxelles. Lettres et découvertes de Stanley. Avec deux cartes. Bruxelles, C. Muquaardt. 1878.
- Leffing's Hamburgische Dramaturgie.** Für die oberste Classe höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröder und Dr. Richard Thiele. 2. Band. Halle, Verlag der Buchhandlg. des Waisenhauses. 1878.
- Linbium.** — Das Eigentumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate. Eine Kritik und Lösung der socialen Frage. Von Dr. Arnold Linbium. Leipzig, Verlag von D. Wigand. 1878.
- Pionnet.** — Johanna Gray. Trauerspiel in 5 Acten von Ernst Pionnet. Berlin, Verlag von Mitscher & Köhler. 1878.
- Lohbe.** — Auf dem Throne. Roman von Clarissa Lohbe. 2 Bde. Berlin, Verlag von E. Grosse. 1878.
- Lohmeyer.** — Künstlerfestspiele von Juhus Lohmeyer. Albrecht Dürer. Die Malerhöle. Titiano Vecellio. Mit Titel- und Ornamentzeichnungen von L. Burger, Ferd. Luthmer. Berlin, Verlag von G. Stäke. 1878.
- Michaelis.** — Thesen über die Schreibung der Dialekte auf physiologischer Grundlage. Von Prof. Dr. G. Michaelis. Zweite erweiterte Bearbeitung. Berlin, Verlag von Barthol & Co. 1878.
- Michaelis.** — Beiträge zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung. 1. Heft. Berlin, Verlag von Barthol & Co. 1877.
- Michelet.** — Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft enthaltend Logik, Natur- und Geistesphilosophie. Von C. L. Michelet. III. Band. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.
- Naturkräfte, Die.** Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Bd. XXI. XXII. Die Insekten. Von Dr. Ritus Graber. I. Theil. Der Organismus der Insekten. II. Theil. 1. Hälfte. Vergleichende Lebensgeschichte der Insekten. — Bd. XXIII. Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. Statistische Studie von Dr. Georg Rayr. — Bd. XXIV. Die Naturkräfte in den Alpen oder physikalische Geographie des Alpengebirges. Von Dr. Friedrich Pfaff. — Bd. XXV. Die Erhaltung der Energie als Grundlage der neueren Physik. Von Dr. G. Krebs. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1877.
- Noack.** — Philosophie-geschichtliches Lexikon. Historisch-biographisches Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie. Bearbeitet von Dr. Ludwig Noack. 4. 5. Lfg. Leipzig, Verlag von E. Koschmy. 1878.
- Oesterreich und der Congress.** Von einem Deutsch-Oesterreicher. Leipzig, Verlag von D. Wigand. 1878.
- Penfier.** — Die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie von Armand Penfier. Köln, Verlag von E. Keisner & Comp. 1878.
- Petermann's geographische Mittheilungen.** Heft IV. Gotha, Verlag von Justus Perthes.
- Pfeiderer.** — Pius IX. Ein zeitgeschichtliches Lebensbild von Dr. Rudolf Pfeiderer. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1878.
- Pröhle und Euler.** — Friedrich Ludwig Zahn's Leben von Dr. Heinrich Pröhle. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Carl Euler. 1. u. 2. Bsg. Stuttgart, Verlag von E. Krabbe. 1878.
- Prösch.** — Das Herzoglich Meiningische Hoftheater und die Bühnenreform. Von Robert Prösch. Erfurt, Verlag von Fr. Bartholomäus.
- Rethwisch.** — Novellen-Heft von Ernst Rethwisch. Leipzig, Verlag von E. Schloemp. 1878.
- Reuß.** — Zurückgeblieben in Feindesland. Erzählung nach Erinnerungen einer deutschen Erziehlerin von Joß von Reuß. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. 1878.
- Sanders.** — Aus den besten Lebensstunden. Genes und Angelegnetes von Daniel Sanders. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.
- Sauerländer.** — Tagebuch-Blätter einer italienischen Reise. Kunst- und Naturschilderungen von Ernst Sauerländer. Frankfurt a. M., Verlag von M. Diesterweg. 1878.
- Schäfer.** — General Graf Thasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Von Rud von Schäfer. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von W. Perz. 1878.
- Schneidewin.** — Die homerische Raibetät. Eine ästhetisch-culturgegeschichtliche Studie von Dr. Max Schneidewin. Gießen, Verlag von A. Brecht. 1878.
- Schüren.** — Zur Lösung der socialen Frage. Eine volkswirtschaftliche Studie von Nicolaus Schüren. 3. Aufl. Berlin, Luchardt'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.
- Seelmann.** — Adelsheid von Waldersee. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von August Seelmann. Dessau, Verlag von E. Barth, Herzogl. Hofbuchhlg. 1878.
- Shakespeare's dramatische Werke.** Nach den Schlegel-Liedt'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Oefelhauser. Band XXVI. XXVII. Weimar, A. Oefelhauser's Hofbuchhlg. 1878.
- Silexius.** — Morgen und Mittag. Gedichte von Constanz Silexius. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhlg. 1877.
- Terschak.** — Aus dem hohen Norden. 6 Transcriptionen für Piano und Flöte von A. Terschak. Op. 161. No. 1. Astri, mi Astri. Christiania, Carl Warmuths Musikverlag.

- Theater-Repertoire**, Wiener. Hg. 372. Die Lustspiel-Concurrenz. Schwanke in einem Akt von Carl Saar. Wien, Verlag der Wallishausner'schen Buchhandlung. 1878.
- Todt**. — Der radikale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft. Versuch einer Darstellung des socialen Gehaltes des Christenthums und der socialen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Grund einer Untersuchung des Neuen Testaments. Von Rudolf Todt. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Wittenberg, Verlag von R. Herrosé. 1878.
- Tollin**. — Das Lehrsystem Michael Servet's genetisch dargestellt von G. Tollin. II. Band. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.
- Troll-Borostyáni**. — Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage von Irma von Troll-Borostyáni. Pressburg, Verlag von G. Hedenast. 1878.
- Tutti Frutti**. — Illustrierte Feuilleton-Bibliothek. Weiteres . . . und so Weiteres! Herausgegeben von Siegney. Seft 6. Leipzig, Verlag von G. Wöllert's Buchhdlg. 1877.
- Ueberbündung, Die**, der Gymnasialisten. Ein Wort an die Eltern unserer Schüler. Von einem preussischen Gymnasialdirector. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1878.
- Uhde**. — Goethe, J. G. v. Quandt und der Sächsisch-Kunstverein. Mit bisher ungedruckten Briefen des Dichters. Eine Jubelgabe zum 350jährigen Todesstage Albrecht Dürer's und zum 50jährigen Stiftungstage des Sächsischen Kunstvereins. Von Hermann Uhde. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1878.
- Universal-Bibliothek**. Nr. 959. Geschichten aus der Pariser Belagerung. Von Paul v. Afreß. — Nr. 1000. Zwei Gefangene. Novelle von Paul Heyse. Leipzig, Verlag von Th. Neclam jun.
- Unterricht, Der höhere**. Bemerkungen und Vorschläge weiteren Kreisen vorgelegt von einem Schulmann im Elsaß. Straßburg, Verlag von R. J. Trübner. 1878.
- Verzeichniß** der in dem Lokale der Neuen Gemälde-Gallerie zu Cassel befindlichen Bilder. Aufgestellt vom Bildergallerie-Inspector Professor Aubel. Durchgesehen vom Bildergallerie-Director Dr. D. Eisenmann. Cassel, Verlag von Th. Kay.
- Volls-Bibliothek, Neue**. III. Serie. Seft 2. Die anstehenden Kinderkrankheiten. I. Masern. Von Dr. J. Hermann Baas. — Seft 3. Desgleichen. II. Keuchpusten. Kroup. Diphtheritis. — Seft 4. Desgleichen. III. Scharlach. Blattern. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1878.
- Vollschristen, Deutsche**. I. Band. Der Socialismus. Von A. Kammerer, Mitglied des Preussischen Landtages. Breslau, Verlag von B. Köbner. 1878.
- Waldftebt**. — Briefe aus Rumänien. Von Gottfried Waldftebt. Zeit, Verlag von C. Strien. 1877.
- Warmuth**. — Ich liebe Dich! Lied für eine Singstimme mit Piano von Carl Warmuth. Op. 2. Christiania, Carl Warmuth's Musikverlag.
- Wefle**. — Die Zeitung. Ihre Organisation und Technik. Versuch eines journalistischen Handbuchs von J. F. Wefle. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1878.
- Wellmer**. — Die vegetarische Lebensweise und die Vegetarier. Von Meta Wellmer. Eßsen, V. Schwetler's Verlag. 1878.
- Wernicke**. — Die Geschichte des Alterthums von Prof. Dr. C. Wernicke. 6. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1878.
- Wibbern**. — Wandlungen. Erzählung von W. Wibbern. (Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise Bd. XXXIX.) Berlin, Verlag von A. Goldschmidt.
- Wohlwill**. — Ist Galilei gefoltert worden? Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig, Duncker & Humblot. 1877.
- Worthmann**. — Heinrich von Treitschke und die Kathedersocialisten von Ferdinand Worthmann. Nebst einem Anhang: Die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn. Jena, Verlag von G. Fischer. 1878.
- Yriarte**. — Venise. Histoire — arts — industrie — la ville — la vie par Charles Yriarte. Ouvrage orné de 400 gravures. Paris, J. Rothschild. 1877.
- Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche**. — Herausgegeben von Franz von Holzendorff. Jahrg. IV. Seft 97/99. Berlin, Verlag von C. Habel. 1877/78.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIII. 1. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer. 1878.
- Zeitungsrarier**. Vermittlungs-Organ für Zeitungs-Berleger, Redactionen, Verlags-Buchhändler, Bühnen-Vorstände, Schriftsteller und Dramatische Autoren. II. Jahrgang. Nr. 3. Verlag des Literar. Central-Bureau.
- Zeit- und Streitfragen, Militärische, für Officiere aller Waffen**. Seft 29. Ewiger Frieden und Abrüstung. Vortrag, gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Berlin am 25. Februar 1878 von von Reichenau. 2. Aufl. Berlin, Buchardt'sche Verlags-Handlung. 1878.
- Zeitschrift, Historische**, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. Dritter Band. 3. Seft. München, Verlag von R. Oldenbourg. 1878.
- Zur Lösung der socialen Frage durch die Frau**. Von einer deutschen Frau. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1878.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pieper'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



# G e d i c h t e

von

Gottfried Keller.

## Has von Ueberlingen.

Das war der Has von Ueberlingen,  
Der scheut' den Mörzen wie den Tod;  
Denn in die Glieder fühl't er dringen  
Mit ihm des Alters leise Noth.

Wann nun die Morgenlufte wehten,  
Nach letzten Hornungs Mitternacht,  
Sah man ihn vor die Thüre treten,  
Wie einen Krieger auf die Wacht.

Den Krebs geschnallt um Brust und Rücken,  
Auf grauem Kopf den Eisenhut,  
Umschient die Glieder ohne Lücken:  
Das schien ihm für den Mörzen gut!

Den langen Degen an der Seite,  
Die Halmbart' in beschuhter Hand,  
Erwartet' er den Feind zum Streite,  
Bis sich erhellten See und Land.

„Hei, falscher Mars! willst du es wagen?  
„Dir sag' ich ab und biete dir,  
„Auf Hieb und Stoß gerecht zu schlagen  
„Um's theu're Leben jezt und hier!“

„Willst du an Herz und Mark mir greifen,  
„Du Lückebold, so komm' heran!  
„Ich lehre dich ein Lieblein pfeifen.  
„Du findest einen Martismann!“

Fuhr dann dem Alten rauh entgegen  
 Ein Staubgewölk im Sonnenschein,  
 Ein Schauer auch von Schnee und Regen,  
 So schlug er mächtiglich darein.

Denn in dem Dufte sah er drohen  
 Den Gegner mit gezücktem Speer;  
 Drum schlug er, bis der Spud entflohen;  
 Dann blickt' er siegreich um sich her.

Ein Trunk von gold'nem Nebenblute  
 Erquickt' ihn nach bestand'nem Streit,  
 Und er genoß mit frohem Muth  
 Des Frühlings junge Herrlichkeit.

So ging es denn nach seinem Willen;  
 Er zwang den März den Jahr um Jahr,  
 Bis einst am ersten Tag Aprilen,  
 Sein tapfres Herz gebrochen war.

### ~~~~~ Wardein's Brautfahrt.

~~~~~  
 „Hier ist die Brücke, da der Fluß,
 Mein Lieb, nun gib die Hand!
 Ein freundlich Lächeln sei dein Gruß:
 Das ist mein Heimatland!

Ein Maßlieb blüht am Markstein hier —
 Siehst du das Blümlein gern?
 Zum Willkomm pflück' und geb' ich dir
 Den hold bescheid'nen Stern!

Die duftig blauen Hügel dort,
 Sieh', werden mählig braun,
 Schon schaußt du dran nach Gottes Wort
 Das Volk die Scholle bau'n.

So komm'! Das Land ist schön und gut,
 Die Leute recht und schlecht;
 Doch leidet wo unschuldig Blut,
 So wird es auch gerächt.

Wer redlich handelt, der gewinnt,
 Die Untreu' bringt den Tod!
 So komm'! bist du nur treu gesinnt,
 Und brich mit mir das Brod!

Mit Binnen bedeckt weiß den Tisch!
 Frau Ehre kommt als Gast;
 Sie theilt einst unter dem Rasen frisch
 Zu dritt mit uns die Rast!"

So sprach zum jungen Eheschafz
 Der strenge Herr Wardein.
 Er ruhte bald am stillen Platz
 Im Rasen — doch allein!

Der Narr des Grafen von Bimmern.

Was rollt so zierlich, klingt so lieb
 Trepp' auf und ab im Schloß?
 Das ist des Grafen Zeitvertrieb
 Und stündlicher Genöß:
 Sein Narr, annoch ein halbes Kind
 Und rosiges Gesellchen,
 So leicht und lustig wie der Wind,
 Und trägt den Kopf voll Schellchen.

Noch ohne Arg, wie ohne Bart,
 An Poffen reich genug,
 Ist doch der Fant von guter Art
 Und in der Thorheit klug;
 Und was vergehen und verdreh'n
 Die zappeligen Hände,
 Geräth ihm oft wie aus Verseh'n
 Zuletzt zum guten Ende.

Der Graf mit allem Hofgesind
 Weilt in der Burgkapell',
 Da ist, wie schon das Amt beginnt,
 Kein Ministrant zur Stell';
 Rasch nimmt der Pfaff den Narr'n beim Ohr
 Und zieht ihn zum Altare,
 Der Knabe sieht sich fleißig vor,
 Daß er in Büchten fahre.

Und gut, als hätt' er's lang gelernt,
 Bedient er den Caplan;
 Doch manche Nuß ist taub belehrt,
 Und sieht sich köstlich an:

Denn als die heil'ge Hostia
 Vom Priester wird erhoben,
 O Schreck! so ist kein Glöcklein da,
 Den süßen Gott zu Loben!

Ein Weilchen bleibt es todtenstill;
 Erbleichend lauscht der Graf,
 Der schon das Zeichen deuten will
 Als Unheil, das ihn traf.
 Doch hat der Narr sich schnell bedacht,
 Den Handel zu versöhnen,
 Die Kappe schüttelt er mit Macht,
 Daß alle Glöcklein tönen.

Da strahlt von dem Ciborium
 Ein gold'nes Leuchten aus;
 Es glänzt und duftet um und um,
 Im kleinen Gotteshaus,
 Wie wenn des Himmels Majestät
 In frischen Weilchen läge:
 Der Herr, der durch die Wandlung geht, —
 Er lächelt auf dem Wege!

~~~~~  
 Aroleid.

~~~~~  
 Im Wallis liegt ein stiller Ort,
 Geheißen Aroleid;
 Es seufzt ein Gram im Namen fort
 Seit lang' entschwund'ner Zeit.

Ein Berghirt hing in Tod'sgefahr
 Am steilsten Firnenrand,
 Ihn stieß hinunter dort der Nar,
 Wo Keiner mehr ihn fand.

Auf grüner Matte saß sein Weib;
 Das Kind in's Gras gelegt,
 Saß sie und schaut' mit starrem Weib
 Hinüber, unbewegt,

Hinüber, wo im Dämmerblau
 Der Berg zur Tiefe schwand
 Und mit des Gipfels Silberau
 So still am Himmel stand.

So himmelhoch, so abgrundtief
 War Alles Glanz und Duft,
 Wo unsichtbar der Todte schlief
 In seiner offenen Gruft!

Voll tiefster Sehnsucht stand sie auf
 Und ging im Mattengrün
 Mit schwankem Schritt und irrem Lauf
 Und heißem Augenglüh'n.

Da schreit ein Kind, ein Flügel fauf't
 Wol über ihrem Haupt,
 Und mit dem Kind zur Höhe brauf't
 Der Ar, der es geraubt!

Noch sieht das Widelband sie weh'n
 In der kryskall'nen Luft,
 Dann sieht sie's wie ein Pünktlein seh'n
 Im ferneblauen Duft,

Dann Nichts mehr, nie, so lang' sie lebt! —
 Sie nahm kein Trauerkleid,
 Doch von dem Leid, das dort noch webt,
 Der Ort heißt Aroleid.

Venus von Milo.

Wie einst die Medicäerin,
 Bist, Aermste, du jetzt in der Mode,
 Und stehst in Gips, Biscuit und Zinn
 Auf Schreibtisch, Ofen und Commode.

Die Suppe dampft, Geplauder tönt,
 Gezänk und schnödes Kindsgeschrei;
 An das Gerämpel längst gewöhnt,
 Schaust du an Allem still vorbei.

Wie durch den Glanz des Tempelthor's
 Sieht man dich in die Ferne lauschen,
 Und in der Muschel deines Ohr's
 Hörst du azurne Wogen rauschen!

Nach der Niederlage.

Eine Novelle

von

Rudolph Lindau.

VII.

Ribbeck hatte mit Niemand von dem Auftritt an der Eisenbahn gesprochen. Er betrachtete das zufällige Zusammentreffen mit seiner verlorenen Braut als ein Geheimniß, das ihm nicht angehörte; aber seine Gedanken waren nur unausgesetzt nach einer Richtung hin beschäftigt, und in seinem Geiste erstanden viele wunderbare Geschichten, in denen Anna stets die große Heldinnenrolle spielte. Er malte sich ihr Elend als Baronin von Halffen aus, und dies Elend erschien ihm um so größer, als er annahm, Anna habe nie ganz aufgehört, ihn zu lieben. Aus einigen Bemerkungen, die sie hingeworfen, als sie ihm, leidenschaftlich erregt, die Geschichte ihrer Verheirathung und kurzen Ehe erzählt hatte, glaubte er den Schluß ziehen zu dürfen, daß Anna sich von ihrem Vater habe überreden lassen, daß sie vielleicht von ihm gezwungen worden sei, Halffen ihre Hand zu reichen. — Jordan war ein geldsüchtiger, hartherziger Mann. Er hatte sein Kind verkauft. Anna hatte Unbeschreibliches ausgestanden, bis Verzweiflung ihr den Muth und die Kraft gegeben hatten, die Bande, in denen Halffen sie gefangen gehalten, zu sprengen. — Nun war sie wieder frei, von Halffen auf alle Zeiten geschieden! Und sie liebte ihn, Ribbeck, noch immer; liebte ihn mehr als je! Bei ihm hatte sie zuerst Hilfe gesucht und gefunden, als sie Halffens Haus verlassen; unwiderstehlich hatte es sie in seine Arme getrieben. Er mußte wieder mit ihr zusammentreffen; das Schicksal konnte sie nicht ewig trennen wollen. — Er sah sie, als stände sie leibhaftig vor ihm: die schönen Augen gesenkt, das Antlitz bleich, den stummen Mund von wunderbarer Beredsamkeit. Sie näherte sich ihm in feierlichem Gange, sie streckte zögernd die kleine Hand nach ihm aus; und nun schlug sie die Augen auf und in ihrem Blick lag süßes Flehen um Vergebung und Liebe. Und dann? . . . Dann wurde das Bild undeutlich und verschwand allmählig, bis Ribbeck es von Neuem vor seinem Geiste heraufbeschwor.

Ribbed erzählte sich dieselbe Geschichte täglich, immer und immer wieder; aber es war ihm unmöglich, sie zum Abschluß zu bringen. Anna's Charakter und Aufgabe in dem von ihm erdachten Romane war ihm vollständig klar: er konnte die Heldin bis in die kleinsten Details zeichnen; aber das Bild des Helden, sein eigenes, blieb verworren und undeutlich. Jedesmal, wenn er die Erzählung, die ihn überall verfolgte, bis zu dem Punkte gebracht hatte, wo er, der Held, das entscheidende Wort sprechen sollte, wo es von ihm allein abhing, Anna's Hand zu ergreifen, sie sein eigen zu machen, zwang ihn Etwas, stärker als sein Wille, sich abzuwenden. — Weshalb? — Liehte er Anna nicht mehr? Hatte er ihr nicht verziehen? — Er wußte diese Fragen nicht zu beantworten; aber ungerufen kamen die Worte, die er vor ihrem Hause gesagt hatte, als er sie von Halffen Abschied nehmen sah: „Lebewohl meine Lieb, mein Leben, mein Glück!“

Zwei Wochen gingen dahin. Elben und Quellyen, die durch Ribbed mit einander bekannt geworden waren und sich, trotz des zwischen ihnen existirenden Altersunterschiedes, mit einander befreundet hatten, sprachen mit Besorgniß über Ribbed's Gemüthszustand.

„Er wird täglich verschlossener, träumerischer, trauriger,“ sagte Elben. „Ich weiß nicht, ob er erfährt, daß die Baronin Halffen ihren Mann verlassen hat und nach W. zurückgekehrt ist, und ob ich diesem Umstande die Verschlimmerung seiner Gemüthsverfassung zuschreiben soll — eine Thatsache ist, daß sein Zustand geeignet ist, seine Freunde zu beunruhigen.“

Quellyen hatte über Ribbed dieselben Bemerkungen wie Elben gemacht.

„Was könnte man wol thun, um ihn aufzuheitern oder zu zerstreuen?“ fragte Elben.

Quellyen schlug eine kleine Fußreise vor. Man war im Sommer; das Wetter herrlich. Konnte Elben sich nicht auf eine Woche frei machen und sich während dieser Zeit seinem Freunde widmen?

Elben hatte dagegen Nichts einzutenden.

„Sie haben Recht; ich werde mir einen kurzen Urlaub erwirken,“ antwortete er auf Quellyen's Vorschlag.

„Vielleicht begleite ich Sie,“ sagte dieser darauf. — „Was meinst Du dazu?“ fuhr er fort, sich an seine Tochter wendend, die der Unterredung, die in Quellyen's Hause stattfand, beigewohnt hatte. — „Würde es Dir Vergnügen machen, ein paar Tage lang in den Bergen umherzulaufen? Es würde Dir wohl thun. Du bist seit längerer Zeit nicht mehr so frisch und gesund, wie ich Dich zu sehen gewohnt bin und zu sehen wünsche.“

Martha blickte bestürzt auf und antwortete schnell: „Nein, Vater! Ich bleibe hier. Ich gehe nicht von hier fort.“

„Weshalb, mein Kind?“ fragte Herr von Quellyen verwundert. „Ich war der Meinung, Du würdest mit Freuden auf meinen Vorschlag eingehen. Was bedeutet es, daß Du hier bleiben willst? Du warst doch früher immer gern bereit, mich auf meinen Ferientreisen zu begleiten?“

„Wenn Du es wünschst, so begleite ich Dich auch diesmal wieder,“ sagte Martha kleinlaut.

„Nein, von meinem Vergnügen ist nicht die Rede,“ antwortete Herr von Quellyen. „Ich würde die Reise nur Deinetwegen machen. — Du hast meine Frage nicht beantwortet: Weshalb wünschst Du, in D. zu bleiben?“

Martha schwieg verlegen. Herr von Quellyen bemerkte es. Er wollte in Gegenwart eines Dritten nicht versuchen, seiner Tochter ein Geständniß zu entlocken. Er sah sie mit einem sorgenden, liebevollen Blick an und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Aber sobald Elben gegangen war, näherte er sich seiner Tochter: „Was fehlt Dir, meine liebe Martha?“ fragte er.

„Mir fehlt Nichts.“

Sie sprach leise, die Augen gesenkt. Quellyen betrachtete sie aufmerksam.

„Du siehst krank aus, mein Kind,“ fuhr er fort, „Dein Zustand beunruhigt mich. Sage mir, was Du auf dem Herzen hast? Weshalb schlugst Du so entschieden ab, mit uns zu reisen?“

Sie stand auf und sah ihn freundlich lächelnd an: „Mir fehlt Nichts, mein guter lieber Vater,“ sagte sie. „Beunruhige Dich nicht. Ich bin nicht gern mit fremden Leuten zusammen; das weißt Du ja. Ich bin am liebsten mit Dir allein. Deshalb sagte ich, ich wolle hier bleiben.“

„Geopold ist kein Fremder für uns,“ antwortete der Vater. „Er ist der Sohn meines besten Freundes. Du kennst ihn, seitdem Du auf der Welt bist. Er hat großes Unglück gehabt; er ist leidend, ich halte es für meine Pflicht, ihm zu helfen; und ich hätte geglaubt, daß Du mir dabei gern beistehen würdest.“

„Du hast Recht, Vater, daran hatte ich nicht gedacht. Ich will Dich begleiten.“

Quellyen war nicht ganz beruhigt. Er fühlte, daß Martha, zum ersten Male in ihrem Leben, nicht ganz offen mit ihm sprach. Aber er wollte sie nicht zu einem Bekenntniß zwingen. Sie hatte bis dahin nie ein Geheimniß vor ihm gehabt; er hoffte, daß sie ihm bald aus freien Stücken anvertrauen werde, was sie auf dem Herzen hatte. Er umarmte sie, und ließ sie dann allein.

Sie blieb lange unbeweglich sitzen, die Augen starr auf den Boden gerichtet. Dann trocknete sie die Thränen ab, die auf ihre Wangen gefallen waren, seufzte tief und ging ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach.

Elben hatte geglaubt, Ribbeck werde Einreden gegen eine Fußreise zu machen haben, und war angenehm überrascht, als sein Freund bereitwillig auf den von ihm gemachten Vorschlag einging. Er stellte eine Bedingung:

„Laß uns noch ein paar Tage warten,“ sagte er, „bis dahin bin ich mit meinem Romane fertig; ich möchte die Arbeit nicht gern unterbrechen.“

Elben war damit einverstanden: „Laß sehen, was Du während der letzten Zeit geschrieben hast,“ sagte er. „Du bist der rücksichtsvollste aller Autoren. Seit Wochen hast Du mir Nichts vorgelesen.“

Ribbeck gab eine ausweichende Antwort. Es ist selten, daß Jemand sehr darauf besteht, ein Manuscript, selbst wenn es sein bester Freund geschrieben hat, zu lesen. Elben drang nicht weiter in Ribbeck und begnügte sich damit, ihm anzupfehlen, sich nicht zu überarbeiten, aber sich gleichzeitig zu beeilen, um die Erholungsreise sobald wie möglich anzutreten.

Ribbeck war früher immer gern bereit gewesen, das, was er geschrieben

hatte, Elben vorzulesen. Aber nun hielt ihn ein eigenthümliches Gefühl, etwas wie Scham, zurück, dies zu thun. Er war nicht etwa mit dem, was er in jüngster Zeit zu Papier gebracht hatte, unzufrieden. Im Gegentheil: die lezt geschriebenen Capitel seines Romans gefielen ihm ungleich besser als Alles, was er bis dahin geschaffen. Er hatte wie im Fieber gearbeitet; eine früher nie empfundene Aufregung, die ihn zur Arbeit trieb, war über ihn gekommen: er fand für das, was ihn bewegte, mit Leichtigkeit den treffenden Ausdruck; sein Stil wurde bilderreicher, fließender, die Situationen erschienen spannender und wahrer. Er hatte die ersten Capitel seines Romanes vollständig umgearbeitet, in wenigen Tagen so viel geschrieben, wie früher in ganzen Wochen. Die Arbeit nahte nun ihrem Ende. Er sagte sich: „Sie ist gut; sie wird Erfolg haben;“ aber während er der Kritik des fremden Publicums nun mit größerer Zuversicht entgegen sah, scheute er sich vor dem Urtheile des Freundes. Er hatte in seinem Werke Vieles von dem aufgezeichnet, was ihm das Herz schwer machte; es konnte Elben, der ihn so genau kannte, wie „Bekanntnisse“ erscheinen. Er wollte eine derartige Weichte nicht machen, dadurch gewissermaßen um Weileid bitten. Das kam ihm unmännlich vor. Er wollte das, was ihn drückte, allein tragen.

Sobald Elben gegangen war, setzte Ribbed sich wieder an den Arbeitstisch, vor dem er jetzt den größten Theil des Tages zu verbringen pflegte. — Eine vollgeschriebene Seite folgte schnell der andern. Die Feder flog über das Papier. In seinem ganzen Leben hatte er nicht mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit gearbeitet. Plötzlich mußte er die Feder niederlegen. Die Buchstaben tanzten und verschwammen vor seinen Augen. „Ich habe mich überarbeitet,“ sagte er vor sich hin.

Er verließ seine Wohnung, um freie Luft zu schöpfen und sich zu erholen; aber er fühlte sich so ermattet, daß er, nachdem er eine viertel Stunde gegangen war, stehen bleiben mußte, um sich auszuruhen. Mehrere Vorübergehende blickten sich nach ihm um. Er sah zu Boden und bemerkte davon Nichts. Da wurde er angeredet:

„Was machen Sie hier? Fehlt Ihnen etwas?“

Er blickte auf. Vor ihm standen Herr von Quellen und Martha.

„Ich bin etwas angegriffen,“ antwortete Ribbed. Er sprach leise, und er wußte, während er sprach, daß man ihm ansehen mußte, wie schwach und matt er sich fühlte.

„Geben Sie mir Ihren Arm,“ sagte Herr von Quellen. „Wir sind nur wenige Schritte von meiner Wohnung entfernt. Ruhen Sie sich dort aus. Ich begleite Sie später nach Hause.“

Ribbed nahm das Anerbieten an. Martha war sehr bleich geworden; aber weder ihr Vater noch Ribbed bemerkten dies. Der Tag nahte seinem Ende; es fing an dunkel zu werden.

In Quellsen's Hause wurden Ribbed einige Erfrischungen gereicht. Er nahm davon und fühlte sich bald wieder gestärkt und wohl. Dann erzählte er, daß er während der lezten Tage anstrengend gearbeitet habe und diesem Umstande die Anwandlung von Schwäche zuschreibe, von der er auf der Straße überfallen worden sei.

„Sie sollten eine Erholungsreise machen,“ bemerkte Quellen.

Ribbeck berichtete, daß er sich darüber bereits mit Elben verständigt habe.

„Elben hat mir gesagt,“ setzte er hinzu, „daß Sie und Martha uns vielleicht begleiten werden. Das wäre sehr angenehm. Dürfen wir auf Sie rechnen?“

„Das hängt von meiner Tochter ab,“ antwortete Quellen. „Was sagst Du, Martha?“

„Ich begleite Dich gern,“ antwortete diese. Sie sprach leise, etwas zögernd. Ihre Stimme war sanft und berührte Ribbeck's Ohr wie liebe, alte Musik. Er sah Martha, zum ersten Male seit langer Zeit, aufmerksam an. Sie bemerkte dies und wandte sich leicht erröthend ab. Ribbeck saß eine Weile stumm da.

„Erinnern Sie sich, Martha,“ sagte er plötzlich, „daß wir als Kinder sehr gute Freunde waren?“

Sie blickte ihn mit ihren treuherzigen Augen grade an und nickte.

„Das war eine schöne Zeit!“ fuhr er fort.

Sie nickte wieder, schnell und freundlich; aber sie senkte die Augen und gleich darauf stand sie auf und verließ das Zimmer.

Ribbeck war betroffen. Er hatte deutlich gesehen, daß eine Thräne auf Martha's Wange gefallen war.

Als er am Abend allein in seinem Zimmer saß, dachte er daran. „Weßhalb weinte sie?“ fragte er sich. Er gab sich keine Antwort; aber unwillkürlich verglich er Anna mit Martha.

„Martha würde mich nicht verlassen haben,“ sagte er sich. Er erinnerte sich, daß er sich an dem Tage, wo Quellen ihm den Verlust seines Vermögens angezeigt, gefragt hatte, ob Anna's Liebe unter seinem Unglück leiden werde, und daß er damals nicht im Stande gewesen war, diese Frage zu beantworten. Sie war nun erlebigt: Anna hatte ihn im Unglück verlassen. „Lebewohl, meine Liebe, mein Glück!“ Wie oft hatte er diese Worte wiederholt, seit er sie aus Anna's und Halffen's Munde gehört! — Wenn Martha seine Braut gewesen wäre, so hätte er sich die Frage, ob sie ihn verlassen werde, niemals gestellt. „Martha ist treu,“ sagte er. — Er seufzte und begab sich zur Ruh'; und an diesem Abend erzählte er sich nicht die alte Geschichte, die ihn seit seinem letzten Zusammentreffen mit Anna verfolgte. Er dachte an seine glückliche Kindheit, an Martha; und das Bild der stillen, schönen Jungfrau war das letzte, das vor seinem Geiste stand, ehe er das Bewußtsein verlor und sanft einschlief.

Die nächsten Tage waren ruhige, angenehme Tage für Ribbeck. Er arbeitete fleißig, mit großer Lust, fast ohne Ermüdung; und dann, eines Abends, konnte er das schöne Wort: „Ende“ unter seinen Roman setzen. — Der Schluß desselben war anders geworden, als Ribbeck ursprünglich beabsichtigt hatte. Der Held nahm kein trauriges Ende. Unverhofft, überraschend für Ribbeck selbst, hatte er zuletzt doch noch das Glück gefunden, das er verdiente. — „Es ist besser so,“ sagte sich Ribbeck. Er war seit einigen Tagen in ruhiger, fast heiterer Stimmung. Er glaubte, daß dies seinen Grund in der Befriedigung habe, die

es ihm gewährte, eine lange und beschwerliche Aufgabe glücklich bis zum Ende geführt zu haben. — Nach der Arbeit ist gut ruhen. — Er war nun bereit, die projectirte Erholungsreise sofort anzutreten.

„Ich werde während der nächsten Tage sehr ungeduldig sein,“ sagte er zu Elben, „da ich den Bescheid meines Verlegers erwarte. Es ist mir lieb, Zerstreuung zu finden, um die Zeit bis dahin zu tödten.“

„Ein paar Tage mußt Du Geduld haben,“ antwortete Elben. „Ich kann meinen Urlaub nicht vor Mitte nächster Woche, am 15. Juli antreten. Du bist mit Deiner Arbeit schneller fertig geworden, als ich angenommen hatte.“

Am nächsten Morgen empfing Ribbeck einen Brief aus W. Er erschrak, als er die Handschrift erkannte. Der Brief war von Anna. Er öffnete ihn. Es war ein langes Schriftstück. Anna sagte darin, daß ihr der Gedanke, von Ribbeck falsch beurtheilt zu werden, unerträglich sei, und daß sie ihm, um ihre verlorene Ruhe wieder zu gewinnen, Aufklärung geben müsse über das, was bei ihrem letzten Zusammentreffen mit ihm geschehen sei. — Sie schrieb sodann, was er bereits aus ihrem Munde gehört hatte: daß Halffen sie mißhandelt habe, daß sie fast besinnungslos, unzurechnungsfähig gewesen sei, als sie sein Haus verlassen habe.

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte; ich wußte nicht, was ich that, als ich Sie erblickte. Ich fühlte nur, daß ich einen Freund, eine Hilfe gefunden hatte; und ohne mir Rechenschaft meiner Handlung abzulegen, warf ich mich in Ihre Arme, wie ich mich in die Arme meines Vaters, eines Bruders geworfen haben würde. Gleich darauf hätte ich vor Scham vergehen mögen; und seit jenem Tage peinigt mich der Gedanke an das, was ich gethan. Ich habe jedes Recht auf Ihr Wohlwollen verloren; ich verdiene Ihr Vertrauen nicht mehr; aber ich weiß, Sie sind gut. Sagen Sie mir ein Wort: sagen Sie mir, daß Sie mir glauben, daß Sie mich nicht mißverstehen. Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, daß ich für das, was ich bei unserem letzten Zusammentreffen gethan habe, nicht verdiene, Ihre Achtung zu verlieren.“

Ribbeck hatte den Brief bis zu Ende gelesen. Er wunderte sich, daß er dies hatte thun können, ohne seine Ruhe einen Augenblick zu verlieren. Er ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab; dann setzte er sich und nahm eine Feder, um Anna's Bitte zu erfüllen. Aber er zauderte noch lange. Er wußte nicht, wie er den Brief beginnen sollte. „Liebe Anna?“ Nein, sicherlich nicht! Früher hatte er ihr so und noch viel zärtlicher und freundschaftlicher geschrieben. Ja früher! Heute war sie seine „liebe“ Anna nicht mehr; durfte, konnte es nicht mehr sein. — „Gnädige Frau“ — „Geehrte Frau“ — „Frau Baronin?“ — Nein! das ging auch nicht; das würde wie Spott geklungen haben. — Anna's Brief enthielt gar keine Ueberschrift. Sie hatte das Richtige gefunden. Er wollte ihr nachahmen.

„Ich habe Ihren Brief erhalten,“ schrieb er, „und sage Ihnen gern, daß ich jedem Ihrer Worte glaube, daß ich Sie nicht mißverstehe, nicht eine Secunde mißverstanden habe, und mich freue, daß Sie in der Noth einen Freund in mir erblickt haben.“

Er wollte hinzufügen: „Ich verbleibe Ihr Freund“ und dann seinen Namen

zeichnen; aber er konnte sich nicht entschließen, die vier Worte niederzuschreiben. „Nein,“ sagte er endlich. „Ich bin ihr Freund nicht mehr; ich will und darf es nicht mehr sein. Möge es ihr wohl gehen im Leben. Ich wünsche es. Aber sie hat sich mir entfremdet und sie muß mir fremd bleiben.“

Er schrieb einfach: „Leopold Ribbeck“ unter den Brief, und er fühlte eine eigenthümliche Erleichterung, als er ihn auf die Post geworfen hatte. Es war ihm, als habe er nun erst mit der schweren Vergangenheit abgeschlossen und könne ein neues Leben beginnen.

VIII.

Anna hatte Ribbeck's Brief erhalten. Sie war nun beruhigt; aber sie fühlte sich unbeschreiblich elend. Sie hatte etwas Anderes von Ribbeck erwartet. „Was?“ — Darauf konnte sie nicht antworten. — Sie war enttäuscht gewesen, sobald sie gesehen hatte, daß Ribbeck's Brief nur wenige Zeilen enthielt. „Er liebt mich nicht mehr,“ sagte sie sich. Ein bitteres Lächeln verzog den jugendlichen Mund, und in tiefster Seele zürnte sie Ribbeck. — War das die große Liebe, die ihn so bleich und elend gemacht hatte? — Wie albern war es von ihr gewesen, sich feinethwegen Vortürfe zu machen! Er war von seinem Liebeskummer vollständig genesen; verdiente nicht das geringste Mitleiden mehr. — Es kam ihr vor, als ob sie allein zu beklagen, als ob ihr ein neues und großes Unrecht zugefügt sei.

Anna hatte sich, seit dem Abend, wo sie Ribbeck wiedergesehen und einen Augenblick in seinen Armen geruht hatte, ebenfalls eine schöne Geschichte erzählt; — junge Leute können nun einmal nicht leben, ohne sich Rollen in Liebesromanen anzudichten — aber Anna war nicht wie Ribbeck um den Schluß ihrer Geschichte in Verlegenheit gewesen; sie hatte im Gegentheil ein sehr passendes, versöhnendes letztes Capitel gefunden: sie war von Halffen geschieden — frei. Sie führte ein zurückgezogenes Leben. Alle Welt sprach von der jungen, schönen, stillen Frau. Viele bewarben sich um sie; sie wies alle Anträge zurück. Dann traf sie mit Ribbeck zusammen, der nach W. gekommen war, um sie zu sehen. Er zwang sie, ihm zu erzählen, was sie gelitten, seitdem er sie verlassen hatte. „Suche Trost bei mir,“ sagte er. „Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben; werde dich immer lieben.“ Er streckte die Hand nach ihr aus, und sie gab ihm die ihrige, großmüthig vergessend, daß er sie so unglücklich gemacht hatte. —

„Kindereien,“ sagte sie jetzt, als die Geschichte wieder vor ihrem Geiste auftauchte. — Sie ärgerte sich, an Ribbeck geschrieben zu haben: acht große, eng geschriebene Seiten — und die Antwort keine acht Zeilen lang! — Je mehr sie nachsann, je unfreundlicher, bitterer wurden ihre Gefühle für Ribbeck. Der Gedanke, daß er unglücklich sei, hatte ihr früher manch' peinliche Stunde bereitet; ihr aufrichtiger Wunsch war damals gewesen, den armen Vereinsamten trösten zu können; — doch hatte der Gedanke, daß Jemand sie still, hoffnungslos, verzweifelt liebe, etwas Erhebendes für sie gehabt. Es verdroß sie, daß Ribbeck sich so leicht getröstet habe. „Schwach, kleines Herz!“ sagte sie.

Da hörte sie sich rufen: „Anna! Anna!“ Es war die Stimme ihrer Mutter; sie klang ängstlich, beunruhigt.

Anna trat aus der schattigen Allee, in der sie sich verborgen hatte, um Ribbeck's Brief ungestört lesen und darüber nachdenken zu können, und sah ihre Mutter, vom Hause her kommend, auf sie zueilten.

„Was gibt es?“ fragte sie.

„Halffen ist da,“ antwortete die Mutter athemlos. „Er spricht in diesem Augenblick mit dem Vater; er verlangt nach Dir; will Dich sehen! Anna, mein Kind, was sollen wir thun?“

Die junge Frau war blaß geworden, aber erschien ganz gefaßt.

„Es ist mir lieb, daß er gekommen ist,“ sagte sie entschlossen; doch zitterte ihre Stimme. „Sei ganz ruhig, Mutter! Er kann mir Nichts anthun. Ich will ihm in Eurer Gegenwart sagen, daß ich auf ewig von ihm geschieden bin, daß ich die Schwelle seines Hauses nie wieder überschreiten werde . . . Oh! Mutter! Steh' mir bei! Verlasse mich nicht! — Er hat mich gemißhandelt er würde mich tödten!“

Ihre Ruhe hatte nicht lange gedauert. Aber nun fühlte die Mutter sich stark. „Verlaß' Dich auf mich, mein Kind,“ sagte sie. „Ich stehe Dir bei. Komm', beruhige Dich!“

Sie nahm den Arm der Tochter, und die beiden Frauen gingen schnell dem Hause zu.

Anna war nun seit mehreren Wochen bei ihren Eltern; und die Drei: Vater, Mutter, Tochter — führten ein ruhiges Leben. — Herr Jordan hatte vergeblich gewartet, daß Anna irgend welches Bedauern über die mannigfachen kleinen Entbehrungen, die sie sich nun wieder auferlegen mußte, zeigen werde. Sie schien im Gegentheil mit Allem, was sie umgab, zufrieden und verlangte Nichts, als was ihr der einfache Haushalt bei ihren Eltern bot. Oftmals hatte sie des Abends gesagt: „Vater, Mutter, wie wohl fühle ich mich bei Euch!“ und Herr und Frau Jordan hatten dazu traurig gelächelt und nicht den Muth gehabt, von einer Trennung zu sprechen.

Herr Jordan hatte mehrere Briefe vom Baron von Halffen empfangen. Der Herr Schwiegersohn war nicht ein Mann, der sich leicht oder unnütz ereiferte. „Ich will Anna noch einige Tage Bedenkzeit geben,“ hatte er in einem seiner letzten Briefe geschrieben; „aber ich bitte Sie, das Ihrige zu thun, damit meine Geduld nicht auf eine zu starke Probe gestellt werde. Ich bin meiner Frau und mir schuldig, der falschen Lage, in die sie sich versetzt hat, ein Ende zu machen. Sie muß nun bald zu mir zurückkehren, oder sich darauf gefaßt machen, die Folgen ihrer unüberlegten Handlungsweise zu tragen. Ich werde extreme Maßregeln nur ungern ergreifen — denn meine Gefühle für Anna sind unverändert geblieben und ich wünsche sie ruhig und zufrieden zu sehen, wie sie es als Baronin Halffen sein kann; — aber ich weiß mich in das Unvermeidliche zu schicken und werde, wenn es nöthig werden sollte, auch ohne Anna's Genehmigung und Beistand, geregelte Verhältnisse in meinem Hausstand wieder herzustellen wissen.“

Der alte Jordan hatte diesen Brief vor seiner Tochter verheimlicht. Sie war trotzig, eigensinnig. Er wußte, daß Drohungen sie nur zu stärkerem Widerstand aufreizen würden. Er hatte täglich gehofft, auf Anna's Gesichte ein Zeichen

von Sangeleiweile oder Verdruß zu entdecken; dies hatte er wahrnehmen wollen, um ihr schüchtern vorzuschlagen, nach D. zurückzukehren. Aber die Gelegenheit, die er herbeiwünschte, hatte sich bis jetzt nicht geboten. Anna war still, träumerisch einhergegangen, ohne durch ein Wort, einen Blick darüber geklagt zu haben, daß sie dem Reichthum, dessen sie sich im Hause des Barons von Halffen erfreut, entsagt hatte und daß sie nun wieder bescheiden und einfach, wie armer Leute Kind, leben mußte.

Der Besuch des Barons hatte Herrn Jordan vollständig überrascht. Er mußte vor Bestürzung kein Wort zu finden, als der Schwiegersohn in das Zimmer trat und nach kurzer, ganz freundlicher Begrüßung sagte:

„Ich habe mir überlegt, daß es wol am besten ist, wenn ich mich mit Ihnen und Anna ausspreche. — Ist Anna hier?“

Ein stummes Zeichen als einzige Antwort Jordan's.

„Wollen Sie sie rufen lassen?“

Darauf war Frau Jordan davon geeilt, und nun trat sie mit ihrer Tochter wieder in das Zimmer.

Herr von Halffen ging seiner Frau entgegen und, ihr die Hand reichend, wünschte er ihr freundlich und ruhig „guten Tag“.

Sie wich erschreckt einen Schritt zurück und sagte mit heiserer Stimme: „Was willst Du hier?“

Halffen schien auf diesen wenig ermuthigenden Empfang vollständig vorbereitet gewesen zu sein und war weder dadurch, noch durch die Gegenwart der Eltern im Geringsten eingeschüchtert. Er fühlte sich stark genug, um seine Sache allein gegen die zwei Frauen und den alten Mann durchzusetzen. Er setzte sich nieder, kreuzte die langen Beine, strich sich das Haar aus der Stirn, schlug dann die Arme über der Brust zusammen und, ohne die Augen von Anna's erregtem Gesichte abzuwenden, setzte er ihr ruhig auseinander, was seine Absicht sei.

„Du steigst jetzt in den Wagen und lehrst mit mir nach D. zurück,“ schloß er seine Rede, „oder ich leite morgen gerichtliche Schritte ein, um Dich zu zwingen, Deine Pflichten mir gegenüber zu erfüllen.“

„Du hast mich gemißhandelt!“ rief Anna. „Keine Macht der Erde soll mich bewegen, in Dein Haus zurückzukehren.“

„Uebertreibe nicht, mein Kind,“ sagte Halffen gelassen. „Du bist gefallen und hast Dich verlegt. Das ist einzig und allein Deine Schuld.“

„Was?“ rief Anna. „Du leugnest? — Du lügst! Du lügst! Du hast Hand an mich gelegt, hast mich von Dir gestoßen, niedergeworfen, mit Füßen getreten. Du hast mich tödten wollen! Vater, Mutter, Ihr seid Zeugen! Oh der Elende! Der Lügner!“

Ihr Zorn glühte in lichter Rothe; ihre Augen blitzten, und herausfordernd trat sie Halffen näher. Die Mutter hielt sie am Arme zurück: „Anna, beruhige Dich! Beruhige Dich, mein Kind!“ — Der alte Jordan war ein Bild stummer Verzweiflung.

Halffen war blaß geworden, bewahrte jedoch seine äußere Ruhe noch vollständig.

„Das geht wirklich zu weit,“ sagte er. „Ich war auf Manches gesagt; aber nicht auf eine so dreiste Unwahrheit. — Wie wagst Du zu sagen, daß ich Dich gemißhandelt habe? Es ist eine abscheuliche Erfindung. Du solltest Dich schämen!“

„Mutter, er lügt, er lügt!“ unterbrach Anna. „Nicht wahr, Ihr glaubt mir? Andere haben gesehen, daß er mich geschlagen hat. — Ich habe Zeugen! — Ich will nie wieder in sein Haus zurückkehren. Ich will lieber gleich sterben, als mich von ihm zu Tode martern lassen!“

Halffen sah Herrn und Frau Jordan an, als erwarte er Beistand von ihnen; aber sie wandten die Augen ab, sobald sie den Blicken ihres Schwieger-sohnes begegneten.

„Es ist unnütz, mit Ihrer Tochter in diesem Augenblick argumentiren zu wollen,“ sagte Halffen, sich abwechselnd an den Vater und die Mutter wendend. „Sie sehen selbst, daß sie in einem Zustande ist, der kaum noch als zurechnungsfähig bezeichnet werden kann. Ich weiß nicht, was sie Ihnen erzählt haben mag; aber ich versichere, daß sie übertreibt, geradezu erfindet. Sie sagt, ich habe sie geschlagen, mit Füßen getreten. Sie ist nicht bei Sinnen. Es ist mir nicht eingefallen, Hand an sie zu legen. Ihre Tochter ist, wie ich bereits sagte, gefallen und hat sich dabei verletzt . . .“

„Ich habe Zeugen!“ unterbrach Anna wieder.

„Zeugen? Mach' Dich nicht lächerlich, mein Kind!“

„Ja, Zeugen, deren Aussagen mehr Glauben verdienen und finden werden, als Deine Worte.“

Halffen sah seine Frau ungläubig fragend an: „Von wem sprichst Du?“

Sie begnügte sich damit, ihn drohend anzublicken.

Halffen sann einen Augenblick nach; dann lächelte er spöttisch und sagte: „Hast Du vielleicht einen von meinen Dienern bestochen; oder willst Du von Herrn Eben sprechen, der an jenem Abend bei uns aß; oder gar von Deinem verschmähten Liebhaber und dienstfertigen Briefträger, Herrn Ribbed?“

„Er ist hunderttausend Solcher werth, wie Du! Er ist ein Ehrenmann; er ist mein Freund!“

„Das ist eine ganz andere Frage, mein liebes Kind; darüber discutiren wir augenblicklich nicht; ich behalte mir vor, dieselbe seiner Zeit zu erörtern und zu ermitteln, wie es gekommen ist, daß die Baronin von Halffen hinter meinem Rücken, ohne mein Wissen, Verbindungen mit diesem Menschen aufrecht erhalten hatte.“

„Dieser ‚Mensch‘ ist ein Ehrenmann, der niemals eine Feigheit begehen, eine Frau mißhandeln könnte. Er ist mein Freund. Ich habe ihm gestern geschrieben; er hat mir heute geschrieben; ich werde ihm morgen schreiben . . .“

Sie wußte nicht, was sie sprach. Sie fühlte nur das Bedürfniß, ihrem Zorne Luft zu machen, Halffen zu reizen. Dieser stand jetzt auf, schmolzte mit den Lippen, rieb sich langsam die Hände und sagte dann mit verlegender Ruhe:

„So? . . . Die Frau Baronin suchte bei einem ihrer ehemaligen Liebhaber Trost und Zerstreuung? Das ist neu. — Unter diesen Umständen bist Du in der That bei Deinen Eltern besser aufgehoben, als bei mir.“

Er nickte böse lächelnd, verbeugte sich leicht vor Herrn und Frau Jordan, die wie versteinert dastanden, und entfernte sich gemessenen Schrittes.

IX.

Am nächsten Morgen, zu früher Stunde, begab sich der Baron von Halffen zu Ribbeck. Er war in gefährlicher Stimmung; so gereizt und aufgereggt, wie sich dies überhaupt mit seinem ruhigen, kalt überlegenden Charakter vertrug. Anna durfte sich rühmen, ihn endlich einmal gekürrert zu haben. — Sie hatte gelogen, und er war nicht im Stande gewesen, sie dafür zu bestrafen; und sie hatte sich gerühmt, ohne seine Erlaubniß, hinter seinem Rücken ein Verhältniß mit einem anderen Manne angeknüpft zu haben. — Halffen war nicht eifersüchtig im gewöhnlichen Sinne des Wortes; es war ihm wenig daran gelegen, Anna's Liebe verloren zu haben; aber es wurmte ihn, daß sie, die mehr als irgend ein anderes Wesen von ihm abhängig sein sollte, es wagte, gegen ihn zu rebelliren. — Sie sowol wie ihr Verbündeter, Ribbeck, sollten dafür büßen!

Halffen war nicht der Mann, vor einem öffentlichen Scandal zurückzuschrecken. — Seit vierzehn Tagen unterhielt man sich in D. von der Flucht der Baronin. Es war Halffen ganz recht, daß die Leute erfuhren, wie die Sache zugegangen sei. Er fürchtete durchaus nicht, lächerlich zu werden, selbst wenn sich schließlich herausstellen sollte, daß die Baronin ihn hintergangen habe.

Er begab sich zu Ribbeck in der Absicht, diesen zu beleidigen. Er bedauerte, daß die landesüblichen Geseze und gesellschaftlichen Gebräuche ihn nöthigten, seinem Rivalen gegenüber noch gewisse Rücksichten zu nehmen. Es wäre ihm lieber gewesen, die Sache in der Weise zu ordnen, wie er eine ähnliche Angelegenheit in den Weststaaten von Amerika abgefertigt haben würde; aber er machte sich klar, daß dies in Europa nicht anginge und daß er sich selbst möglicherweise am meisten Schaden könne, wenn er sich nicht den Sitten des Landes, in dem er anäßig war, unterwerfen wollte. — Er war keineswegs sicher, daß ein gesetzlich strafbares Verhältniß zwischen Ribbeck und seiner Frau bestehe; er bezweifelte dies sogar; aber es genügte ihm, um sich für schwer beleidigt zu halten, daß Ribbeck es gewagt hatte, ohne seine, Halffen's, Erlaubniß, irgend welche Beziehungen mit der Baronin anzuknüpfen. — Ribbeck hatte Anna Jordan geliebt; man durfte annehmen, daß ihm die Baronin von Halffen nicht gleichgültig geworden war. Unter diesen Umständen betrachtete Halffen es als strafbar, daß Ribbeck sich seiner Frau genähert hatte. Er sollte dafür Genugthuung geben. Es war bedauerlich, absurd, daß Halffen seine Haut auf's Spiel setzen sollte, um sich diese Genugthuung zu verschaffen; aber die spießbürgerlichen Landesitten verlangten es nun einmal so. Halffen wollte sich denselben unterwerfen. Furcht kannte er nicht. Er war beleidigt worden; er mußte strafen und sollte er auch mit seinem Leben dafür zu zahlen haben. — Er hatte ein Testament aufgesetzt, in dem er, soweit dies gesetzlich gestattet war, seine Frau enterbte. Diese sollte keinen großen Vortheil von seinem Tode haben, für den Fall das Duell unglücklich für ihn ausfiel. Aber er war sehr ruhig; er war in seinem Leben aus größeren Gefahren als die bevorstehende unversehrt entkommen. Er vertraute seinem alten Glück.

Die Art und Weise, wie Herr von Halffen sich bei seinem Rivalen vorstellte, sein ganzes Auftreten in dessen Wohnung war so herausfordernd, daß Ribbeck,

der von Natur nicht geduldig war und dessen Nerven durch die anstrengenden Arbeiten der letzten Tage überreizt waren, nach den ersten Worten bereits, die Halffen an ihn richtete, die Ruhe verlor. Das Zusammentreffen der beiden Männer endete, wie Halffen dies vorausgesehen und gewünscht hatte: ein Duell war unvermeidlich geworden.

Elben war ein flotter Student gewesen und hatte oftmals auf der Mensur gestanden. Er hatte die Universität noch nicht seit so vielen Jahren verlassen, um durch die Mittheilung, daß einer seiner Freunde sich schlagen wolle, sehr überrascht zu sein. Ribbed fand an ihm einen aufmerksamen, ruhigen Zuhörer, als er erzählte, er sei vom Baron von Halffen beleidigt worden und bäte nun Elben, ihm Satisfaction zu verschaffen.

„Das soll besorgt werden,“ antwortete Elben. Er nahm jedoch die Sache mit viel größerem Ernste auf, als Ribbed erwartet hatte, ließ sich über alle Umstände des Streites zwischen Halffen und seinem Freunde genau Bericht erstatten und gab durch ein stummes Zeichen seine Befriedigung zu erkennen, als Ribbed betheuerte, daß nichts, absolut nichts Strafbares zwischen ihm und der Baronin Halffen vorgefallen sei und daß er die ihm zugefügte Beleidigung in keiner Weise provocirt habe.

„Es ist selbstverständlich,“ sagte Elben, „daß ich Alles, was Du mir mittheilst, für den ungefärbten Ausdruck der Wahrheit halte. Es gibt raffinierte Cavaliere, welche glauben, daß ihnen erlaubt sei, ja, die es für ihre Pflicht halten, die Unwahrheit zu sagen, wenn sie durch eine Lüge die Ehre einer geliebten Frau retten können. Ich vermute, Du gehörst nicht zu dieser Art von Helden, über die ich mir kein Urtheil erlaube; aber ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß selbst nach Deiner Erzählung Halffens Benehmen nicht gänzlich unmotivirt ist. — Er hat Dich darüber zu Rede stellen wollen, daß Du seiner Frau bei deren Flucht aus seinem Hause behilflich gewesen bist; und ferner, daß Du, seitdem sie wieder bei ihren Eltern wohnt, mit ihr in regelmäßigem Briefverlehr stehst. — Was hast Du dazu zu sagen?“

Ribbed wollte antworten.

„Noch ein Wort,“ fuhr Elben fort: „Ich richte diese Frage nicht aus Neugierde an Dich; aber ich wünsche, wenn es möglich ist, in die Lage versetzt zu werden, Halffen erklären zu können, daß er sich in Bezug auf das Verhältniß zwischen Dir und seiner Frau täuscht. Kann ich dies, so würde es meine Pflicht sein, zunächst den Versuch zu machen, Halffen zu bewegen, sich bei Dir zu entschuldigen.“

Ribbed war in peinlicher Verlegenheit. Er wollte sich nicht das Recht anmaßen, davon zu sprechen, wie Anna sich an der Eisenbahnstation ihm gegenüber benommen hatte. Er wußte genau, daß sie nichts Schlechtes gethan habe; aber Andere dürften anders darüber urtheilen. Halffen würde schwerlich in Ordnung gefunden haben, daß seine Frau sich ihrem ehemaligen Bräutigam in die Arme geworfen hatte. Nach einer Pause sagte Ribbed:

„Die Sache ist bedauerlich complicirt; ich kann sie nicht ganz auflären — wenigstens nicht in diesem Augenblick. Ich gebe Dir mein Wort, daß Anna nichts Böses gethan hat; daß ich mir, Halffen gegenüber, nicht das Geringste vorzuwerfen habe. Genügt Dir das nicht?“

„Es genügt mir vollkommen,“ antwortete Elben kalt und, wie es Ribbeck vorkam, etwas mißtrauisch; „aber es handelt sich nicht darum, mich, sondern den Baron von Halffen von der Wahrheit zu überzeugen. Ich bezweifle, daß Deine einfache Erklärung unter den obwaltenden Umständen dazu genügen wird. Ich gestehe aufrichtig, daß ich dadurch nicht befriedigt sein würde, wenn ich an Halffen's Stelle wäre.“

Ribbeck sah, daß er, ohne es zu wollen, Anna verdächtigte. Das durfte nicht sein. Der Ruf der jungen Frau mußte rein gehalten werden; mußte, wenn er, Ribbeck, in dem Duell fallen sollte, in Elben einen überzeugten Vertheidiger finden. — Ribbeck zauderte nun nicht mehr. Er erzählte, was vorgefallen war; zeigte Anna's Brief, der ihre beste Rechtfertigung war; sagte, was er darauf geantwortet habe, und schloß mit den Worten: „Ich sage Dir Dies, damit Du, falls es nöthig werden sollte, den guten Reumund der armen, verdächtigten Frau vertheidigen kannst. Vorläufig darfst Du natürlich von Dem, was Du nun erfahren hast, keinem Menschen gegenüber Gebrauch machen.“

Elben war nun wieder der alte, vertrauende Freund geworden. „Verlasse Dich auf mich“ sagte er. „Sollte Gerede über Frau von Halffen entstehen, was aber hoffentlich vermieden werden kann, so reise ich, wenn dies erwünscht erscheinen sollte, nach W., um mit ihr und ihrem Vater zu berathen, was zu thun ist. — Was Halffen angeht, so sind Deine Mittheilungen nicht zu verwerthen. Er würde mich auslachen, wenn ich von ihm verlangte, sich mit meiner nicht bewiesenen und nicht zu beweisenden Erklärung zu begnügen, um seine Frau für unschuldig zu halten und die Dir zugefügte Beleidigung zurückzunehmen.“

„Mag er befriedigt sein oder nicht,“ antwortete Ribbeck; „daran liegt mir wenig. Ich wünsche nur, daß der Ruf seiner Frau nicht durch meine Beziehungen zu ihr geschädigt werde.“

„Sie erscheint mir, seitdem ich Deine Erzählung gehört habe, besser, als ich geglaubt hatte,“ warf Elben ein.

„Es ist eigenthümlich,“ sagte Ribbeck nach einigem Nachdenken, „daß sie für mich, seit einiger Zeit, beinahe jedes Interesse verloren hat. Es wäre zu erwarten gewesen, so scheint es mir, daß das Vertrauen, welches sie mir nun schenkt, meine alte Liebe für sie wieder erweckt haben sollte; aber dies ist nicht der Fall. Sie ist mir, ich möchte beinahe sagen gleichgiltig geworden. Jetzt denke ich in der That nur noch an sie wie an vieles Andere, was ich in meinem Leben verloren habe: ohne Schwermuth, ohne Wehmuth. Das ist in Ordnung: das Leben wäre unerträglich, wenn Schmerzen über einen großen Verlust für lange Zeit ihre ursprüngliche Bitterkeit bewahrten. Es kümmert mich augenblicklich viel mehr, zu wissen, ob mein Roman gut oder schlecht ist, als ob Anna mich noch liebt oder nicht. Ich bin lange genug krank gewesen, und nun wirklich auf dem Wege schneller, vollständiger Heilung.“

„Hoffen wir, daß Halffen die Kur nicht unterbricht,“ meinte Elben.

Dazu zuckte Ribbeck die Achseln und bemerkte nur: „Das müssen wir ruhig abwarten.“

Elben begab sich von Ribbeck zum Baron von Halffen. Er hatte diesen seit mehreren Tagen nicht gesehen, denn er kam, seit einer Woche bereits, nicht mehr

in das Halffen'sche Haus, nachdem er die Arbeit, die ihn bis vor Kurzem regelmäßig dorthin geführt, zur Befriedigung seines Freundes Ertraut und des Barons beendet hatte.

Halffen empfing Elben sehr artig. Als dieser den Zweck seines Besuches auseinandergesetzt hatte, sagte er ruhig und bestimmt: „Von einer Retraction meinerseits kann nicht die Rede sein.“ Er gab Elben darauf die Adresse seines Secundanten, eines vornehmen, angesehenen Mannes, und bat ihn höflichst, sich mit diesem in Verbindung setzen zu wollen. — Dies that Elben denn auch sofort, und im Laufe des Nachmittags bereits konnte er Ribbeck mittheilen, daß das Duell am nächsten Morgen, zu früher Stunde, in einem Walde in der Nähe von D. stattfinden werde.

„Wir müssen irgend einen Vorwand erfinden,“ sagte Ribbeck, „um den Quellhens zu erklären, weshalb wir unsere Reise nicht am bestimmten Tage antreten können. Wir wollten ursprünglich morgen abreisen. Daraus wird schwerlich etwas werden.“

„Ich übernehme es, Quellhens zu beruhigen,“ antwortete Elben. „Bestimmere Dich überhaupt um Nichts. Lege Dich früh zu Bett' und schlafe ganz ruhig. Ich wecke Dich zu guter Zeit.“

Ribbeck gab seine Zustimmung, aber er befolgte den gegebenen Rath nicht ganz; denn nachdem er einige Briefe geschrieben und Anordnungen getroffen hatte, wie der Ernst der Lage dies von einem ruhigen, besonnenen Mann erheischte, begab er sich zu seinen Freunden, den Quellhens, um bei diesen den Abend, der möglicherweise der letzte seines Lebens sein konnte, zu verbringen. — Elben war vor ihm dort gewesen und hatte gesagt, daß die Erledigung einer wichtigen Angelegenheit ihn nöthige, seine Abreise von D. auf einige Tage zu verschieben. Er hatte die Sache geschickt angefangen und durchgeführt und nicht den geringsten Verdacht erregt. — Herr von Quellhens war ein Mann, der nach eigenem Gutdünken über seine Zeit verfügen konnte; er nahm willig Rücksicht darauf, daß Elben, als Beamter, nicht ebenso frei wie er war, und hatte es von Anfang an diesem überlassen, den Tag der Abreise festzusetzen.

Ribbeck verbrachte den Abend in angenehmer Weise. Gleich nachdem er Quellhens begrüßt hatte, empfing er von diesem eine unerwartete, erfreuliche Mittheilung. — Die Liquidation der Herzen'schen Concurssmasse versprach ein weit günstigeres Resultat zu ergeben, als Quellhens früher anzunehmen berechtigt gewesen war. — Ein großes Actienunternehmen, bei dem Herzen & Co. theilhaftig gewesen waren und dessen Mißlingen wesentlich zum Ruin des alten Bankgeschäftes beigetragen hatte, war durch ein Zusammentreffen unerwartet günstiger Umstände wieder lebensfähig geworden.

„Es ist möglich,“ sagte Quellhens, „daß Herzen & Co. an ihren Actien, die vor zwei Jahren beinahe werthlos erschienen und zur Zeit der Zahlungseinstellung des Hauses zu einem Spottpreis in Rechnung gebracht wurden, nun einen verhältnißmäßig nur kleinen Verlust zu erleiden haben. In diesem Falle würden die Creditoren der Concurssmasse vielleicht 25—30 % ihrer ursprünglichen Forderung bekommen. Ich rechne jetzt mit Bestimmtheit darauf, Ihnen

im Laufe des Jahres noch eine recht hübsche Summe Geldes auszahlen zu können."

"Da werde ich ganz unverhofft vielleicht noch einmal ein wohlhabender Mann," antwortete Ribbeck. "Ich denke mit meinen Arbeiten in Zukunft so viel zu verdienen, wie ich zum Leben gebrauche. Was ich von Herzen & Co. bekommen werde, wie viel oder wie wenig es auch sein mag, wird mir Ueberfluß geben. So wäre also der Verlust, den ich vor zwei Jahren erlitten habe, und der mir damals so groß erschien, vollständig wieder gut gemacht."

"Vollständig?" fragte Herr von Quellyn etwas verwundert.

Ribbeck verstand diese Frage, die sich auf sein Verhältniß zu Anna Jordan bezog, sehr gut.

"Ja, vollständig," antwortete er.

"Das freut mich aufrichtig, mein lieber Leopold," sagte Herr von Quellyn.

Martha war im Zimmer, aber hatte an der Unterhaltung nicht theilgenommen. Sie beugte sich über eine Handarbeit und Ribbeck konnte ihre Augen nicht sehen. Er bemerkte nur, daß sie sehr blaß war.

"Was mag ihr fehlen?" fragte er sich. "Sie ist wirklich vollkommen schön," setzte er hinzu; "schöner sogar als Anna war. Ihre Augen, ihr Mund, der Ausdruck ihres Gesichtes, Alles ist schöner, edler, als ich es bei einem anderen Mädchen gesehen. Und das Eigenthümliche ist, daß Niemand dies bemerkt, daß es mir selbst früher nie aufgefallen ist, und daß Martha es am allertwenigsten zu ahnen scheint."

Er achtete, als er fortging und Abschied nahm, darauf, wie sie den Druck seiner Hand erwiderte. Er hatte nie zuvor in seinem Leben daran gedacht. — Ihre kleine, weiße Hand verrieth Nichts. Sie lag einen kurzen Augenblick leicht und sanft in der seinen und zog sich dann wieder zurück.

"Es ist die lieblichste Hand, die ich je gesehen habe," sagte sich Ribbeck auf dem Wege von Quellyn's Hause nach seiner Wohnung.

X.

Das Duell hatte stattgefunden. Halffen, der sich während desselben ruhig und kalt, wie es einem vornehmen Manne geziemt, benommen hatte, war nach demselben unverfehrt nach D. zurückgekehrt. — Es hatte große Mühe und Sorgfalt gekostet, den schwer verwundeten Ribbeck nach seiner Wohnung zu schaffen. Nun lag er bewußtlos auf seinem Bette; neben demselben standen Elben, Quellyn und ein Arzt. Schon zehnmal hatte Elben diesen gefragt, ob die Wunde lebensgefährlich sei, und jedesmal hatte der Doctor geantwortet: "Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf." Es war ein trostloser Bescheid.

Elben hatte Herrn von Quellyn gleich nach dem Duell von dem Ausgang desselben benachrichtigt; aber er hatte Sorge getragen, daß Martha davon vorläufig noch nichts erfahre. Er wollte es Quellyn überlassen, seiner Tochter zu sagen, was er für gut befände.

Als Herr von Quellyn nach seiner Wohnung zurückkehrte und dort, wie gewöhnlich, an der Hausthür bereits, von Martha begrüßt wurde, fragte diese,

sobald sie ihres Vaters ansichtig geworden war: „Was ist vorgefallen? Du siehst ganz verstört aus.“

Herr von Quellyen hatte keine Ahnung davon, daß er außergewöhnliche Vorsicht anzuwenden habe, um das, was ihn in diesem Augenblick bekümmerte, seiner Tochter mitzutheilen. Sie hatte ein großes, starkes Herz, und ihre Nerven waren nicht etwa krankhaft verzärtelt, so daß man sie ängstlich zu schonen brauchte.

„Der arme Leopold,“ sagte Herr von Quellyen.

„Um Gotteswillen, Vater! Was ist vorgefallen?“ rief Martha leichenblaß.

„Er hat sich heute früh mit dem Baron von Halffen geschlagen; er ist gefährlich verwundet; er hat eine Kugel in der Brust.“

Martha stieß einen leisen Schrei aus und stürzte sich auf einen Tisch, der im Vorzimmer stand.

„Barmherziger Gott!“ sagte sie kaum hörbar. Sie wankte in das Zimmer und sank halb ohnmächtig auf einen Stuhl.

Herr von Quellyen war durch das Benehmen seiner Tochter keineswegs überrascht. Er war selbst tief ergriffen gewesen, als er durch Elben erfahren hatte, daß Ribbed schwer verwundet sei, und er fand es ganz natürlich, daß Martha seine Empfindungen theilte. Ribbed war ja ihr ältester und bester Freund.

„Bring' mir ein Glas Wasser, Kind,“ sagte er. „Ich fühle mich ganz schwach. Es ist schrecklich! Der arme gute Leopold!“

Martha erhob sich mühsam, verließ das Zimmer und kam bald darauf mit dem Verlangten zurück.

„Es thut Dir auch sehr leid, meine gute Martha, das sehe ich,“ sagte Herr von Quellyen, nachdem er das Glas mit zitternder Hand gehoben und geleert hatte.

„Ist er todt?“ fragte Martha ganz leise.

„Nein; aber er ist sehr krank.“

„Wer pflegt ihn?“ fuhr sie fort.

„Elben ist augenblicklich mit dem Arzte bei ihm, und wir werden natürlich sorgen, daß es ihm an Nichts fehle.“

„Vater!“

„Mein Kind?“

„Darf ich ihn sehen?“

Er blickte sie an. Es lag etwas unbeschreiblich Klagenendes in ihrer Stimme.

„O Vater, Vater! laß mich ihn sehen!“ Und nun brach sie in Thränen aus und warf sich an seine Brust.

„Du gutes, weiches Herz,“ sagte der alte Herr besänftigend. „Natürlich kannst Du ihn sehen. Wir wollen nachher zu ihm gehen.“

„Nein, gleich; bitte gleich!“ flehte sie. „Vielleicht ist er schon todt!“

Herr von Quellyen gab ohne Weiteres nach. Er ließ einen Wagen kommen, und Vater und Tochter fuhren zusammen nach der Wohnung des Verwundeten. Unterwegs erzählte Herr von Quellyen, was er von dem Duell erfahren hatte.

„Leopold ist vollständig unschuldig,“ sagte er bei dieser Gelegenheit. „Elben hat mir gesagt, daß er sein Wort darauf geben könne, daß Halffen's Eifersucht

jedes Grundes entbehre; daß nichts Ungehöriges zwischen Leopold und Frau von Halffen vorgefallen sei und daß er mit absoluter Sicherheit behaupten könne, Leopold sei von seiner alten Liebe nicht nur vollständig geheilt, sondern habe sogar jedes außergewöhnliche Interesse an der unglücklichen Frau, die so viel Unheil angerichtet hat, verloren."

Martha hörte und verstand alles dies nur halb. Eine furchtbare Angst, Leopold nicht mehr lebend zu sehen, beklemmte ihre Brust.

Als sie auf den Fußspitzen in das Krankenzimmer trat, lag Ribbed, einer Leiche ähnlich, mit geschlossenen Augen da. — Der Arzt hatte sich entfernt. Elben saß mit bekümmelter Miene neben dem Bette. Er stand auf, winkte, ihm in das Nebenzimmer zu folgen und berichtete, es sei vorläufig Nichts zu thun, Nichts zu sagen; Vieles, ja beinahe Alles hänge davon ab, wie sich der Zustand des Kranken während der nächsten Stunden gestalten werde.

Während dieser schlimmen Stunden saß Martha in Ribbed's Wohnzimmer. In kurzen Zwischenräumen wurde sie dort von Elben und ihrem Vater, die neben dem Kranken wachten, aufgesucht. Dann richtete sie den Blick ängstlich forschend auf den Eintretenden. Dieser flüsterte ihr zu: „keine Veränderung“ und verließ sie wieder, und sie wartete dann mit Spannung aller Nerven auf den nächsten Bericht.

Nach einer Stunde kehrte der Doctor zurück. Sein lautes Sprechen schien ihr fast eine Rohheit; doch tröstete sie es auch wieder. Wie wäre es einem Menschen möglich gewesen, ruhig zu sprechen, wenn er Leopold sterbend gewußt hätte! — Sie widerstand nur mit Mühe der Versuchung, an der Thür zu lauschen, um zu hören, was der Arzt im Nebenzimmer sagte. Sie wollte die Wahrheit wissen; man verschwieg sie ihr vielleicht! Der Angekommene richtete einige Fragen an Elben. Dann trat plötzlich eine tiefe Pause ein.

„Die Lungen functioniren ganz vortrefflich,“ hörte sie den Doctor sagen. „Ich habe einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen und werde bald zurückkommen.“

Er trat, von Herrn von Quellyn begleitet, wieder in das Zimmer, in dem Martha wartete; Quellyn erkannte seine schüchterne Tochter gar nicht, als diese auf den Arzt zutrat und ihm sagte:

„Ach, bitte Herr Doctor, kommen Sie recht bald wieder.“

Der Angeredete, ein alter Herr, blickte das junge, schöne Mädchen mit einem wohlwollenden Lächeln an und sagte:

„Sie können sich darauf verlassen. Ich werde nicht säumen. Für den Augenblick sehe ich keine Gefahr.“

Er kehrte nach kurzer Zeit zurück und blieb eine halbe Stunde lang bei dem Kranken. Ehe er sich entfernte, erschien ein von ihm gerufener, jüngerer Arzt, einer seiner Schüler, um seinen Platz neben dem Patienten einzunehmen. Die Beiden sprachen flüsternd mit einander. Der Ältere ertheilte Weisungen; der Jüngere hörte mit aufmerksamer, ernster Miene zu und gab durch seine Geberde zu erkennen, daß er verstanden habe. — Es war unbegreiflich, daß die Leute so ruhig sein konnten; die Gefahr war vielleicht doch nicht so groß!

Wie dankbar ergriff Martha die Hand des alten Arztes, als dieser, bei einem dritten Besuche, und nachdem er mit seinem Schüler gesprochen und den Kranken von Neuem sorgfältig untersucht hatte, freundlich sagte: „Sie können beruhigter sein, mein liebes Fräulein; die Wunde ist weniger gefährlich, als ich ursprünglich fürchtete.“

Martha sagte: „Ach Gott!“ und fing an, leise zu weinen. — Dann kehrte sie mit Herrn von Quellen nach ihrer Wohnung zurück, da der Doctor verordnet hatte, den Kranken vollständig ungestört zu lassen. — Am nächsten Morgen empfing sie durch Elben einen, den Umständen nach, höchst befriedigenden Bericht; im Laufe des Vormittags stattete Herr von Quellen dem Kranken einen kurzen Besuch ab und brachte gute Nachrichten nach Hause; am Nachmittag endlich durfte Martha ihren Vater bis nach Ribbed's Wohnung begleiten und konnte dort hören, daß Alles nach Wunsch gehe. — So vergingen noch mehrere Tage voller Besorgniß und Unruhe, bis endlich die frohe Botschaft kam, die Gefahr sei vorüber; Ribbed werde noch während langer Zeit das Zimmer hüten müssen, aber sei nun auf dem Wege der Genesung.

Von diesem Tage an schien Martha's Interesse für ihren alten Freund plötzlich wieder zu erkalten. Zwar hörte sie noch aufmerksam zu, wenn ihr Vater oder Elben von dem Kranken sprachen, aber sie mischte sich nicht mehr in das Gespräch und hatte ihre Besuche bei Ribbed eingestellt. Nur über einen Punkt unterhielt sie sich noch gern mit ihrem Vater und einmal sogar mit Elben, der diese Gelegenheit benutzte, um ihr seine Meinung über Frau von Halffen ganz ausführlich zu sagen: Martha konnte nicht oft genug von der Ursache des Duells sprechen hören, das um ein Haar einen so tragischen Ausgang hätte nehmen können; sie ließ sich gern von ihrem Vater wiederholen, daß Leopold vor dem Duell bereits von seiner alten Liebe geheilt gewesen sei und gar kein besonderes Interesse mehr an Frau von Halffen nehme.

„Aber weshalb hat er sich mit Herrn von Halffen geschlagen?“ fragte sie Elben.

„Mißverständniß, liebes Fräulein, pures Mißverständniß,“ antwortete Elben.

„Aber weshalb haben Sie es nicht aufgeklärt?“ fragte sie weiter.

„Ich kann es auch heute noch nicht aufklären,“ war die Antwort; „und es ist ganz gut möglich, daß die Geschichte niemals ganz aufgeklärt wird; aber Einiges darf ich Ihnen sagen und sage ich Ihnen ohne jeden Rückhalt: Halffen ist ein Tyrann; seine Frau mag ein eitles Wesen sein, aber sie hat sich, ihrem Manne gegenüber, Nichts zu Schulden kommen lassen; unserem Freunde Ribbed endlich ist ebensowenig an Frau von Halffen gelegen wie mir — und das will wirklich nicht viel sagen.“

„Aber glauben Sie nicht, daß er Anna Jordan aufrichtig geliebt hat?“

„Ja wol! Er hat sie geliebt: aber nicht die wirkliche Anna Jordan, die ihn seines Geldes wegen heirathen wollte und sich, als er verarmte, einem andern reichen Manne zuwandte; sondern eine ideale Anna Jordan, die eben nur in seiner Einbildungskraft existirte. Er hat mir zehnmal gesagt, daß er es als ein Glück betrachte, sich mit der jungen Dame, wie sie nun einmal ist, nicht ver-

mählt zu haben. Und ich bin auch froh darüber. Er verdient eine ganz andere, viel bessere Frau, als die Baronin von Halffen geb. Jordan. Sie ist nicht schlecht — es gibt der schlechten Menschen überhaupt nicht viele in der Welt — aber sie ist auch nicht gut. Sie hat ein ganz kleines, eitles Herz, das nie für etwas Anderes als ihr eigenes Wohl geschlagen. Sie hat in Ribbed wenig mehr geliebt, als die Genüsse, die sie sich von seinem Reichthum versprach. Er gefiel ihr vielleicht auch: das war eine angenehme Zugabe. Halffen, davon bin ich überzeugt, ist ihr nichts gewesen, als ein Mann, der im Stande und bereit war, Pferde und Wagen für sie zu halten, Schneider- und Puzmacherrechnungen zu bezahlen und sie mit kostbaren Schmucksachen wie ein angebetetes Götzenbild zu behängen. Er hat dies gethan. Liebe hatte er nicht zu schenken; um Liebe hatte Anna Jordan ihn nicht genommen, und er war nicht gutmüthig genug, um Liebe, wie Ribbed dies gethan haben würde, zuzugeben. — Aber Halffen, der ein guter Geschäftsmann ist, hat, während er seine Verpflichtungen erfüllte, für sein Geld auch etwas haben wollen; er glaubte sich berechtigt, Aequivalente zu verlangen — und da hat es gefehlt. Anna Jordan wollte nur nehmen; Nichts geben. Das konnte nicht angehen. Alles in dieser Welt muß bezahlt werden; man bekommt kostbares Geld nie ganz umsonst. Die meisten Menschen sind auch nicht abgeneigt, viel dafür geben zu wollen — bis es eines Tages dazu kommt, daß sie nun wirklich geben sollen. . . . Dann wollen sie nicht selten ihre Zahlungen einstellen. Das hat die Baronin von Halffen gethan; und darum ist sie jetzt unglücklich. Sie thut mir leid; aber ich freue mich, daß Ribbed vollständig von ihr befreit ist.“

Eines Tages brachte Herr von Quellyn die Nachricht nach Hause, Ribbed könne nun endlich das Bett verlassen, verbringe den Tag in seiner Wohnstube und werde vermuthlich bald ausgehen können. „Aber ich glaube, die Zeit wird ihm recht lang,“ setzte Herr von Quellyn hinzu, „denn er kann noch nicht arbeiten, und Elben, der viel zu thun hat, ist gezwungen, ihn oft sich selbst zu überlassen. Ich würde Leopold gern mehr Gesellschaft leisten, wenn es mir nicht peinlich wäre, Dich hier ganz allein zu wissen.“

„Daß Dich dadurch nicht abhalten, zu ihm zu gehen,“ antwortete Martha. „Ich habe immer vollauf im Hause zu thun und langweile mich nicht.“

Tages darauf machte Herr von Quellyn seiner Tochter eine andere Mittheilung: Leopold sei außerordentlich erfreut; er habe einen Brief von seinem Verleger erhalten, der seinen Roman sehr lobe und ein unerwartet hohes Honorar dafür zahle. „Ich glaube, Du könntest Leopold einen großen Gefallen erweisen,“ setzte Herr von Quellyn hinzu.

Martha sah ihren Vater fragend an.

„Leopold, das sehe ich,“ fuhr Herr von Quellyn fort, „möchte sich gar zu gern an seinem Werke erbauen; aber das Lesen wird ihm noch schwer. Er hat es versucht; es greift ihn sehr an. Ich kann nicht vorlesen; aber Du hast viel Übung darin und liest gut. Begleite mich heute zu Leopold und bereite ihm den Genuß, den Anfang seines Romans hören zu können.“

Martha's erste Regung war, eine abschlägige Antwort zu geben; aber sie wagte es nicht. Was ihr Vater von ihr verlangte, war eine Gefälligkeit, die

sie fremden Menschen gern erweisen haben würde; sie konnte keinen Grund erdenken, der, ihrem alten Freunde gegenüber, eine Weigerung gerechtfertigt hätte. — Ihr Vater führte sie zu Ribbeck, der sie mit freudestrahlendem Gesicht empfing; und bald darauf saß sie ihm gegenüber und las ihm die soeben angekommenen ersten Bogen seines Romans vor. — Es war eine gute Arbeit, die jedem unbefangenen Sachverständigen gefallen haben würde. Martha war davon wahrhaft ergriffen; sie glaubte niemals etwas Schöneres gelesen zu haben. Aus jeder Zeile sprach ihr der biedere, edle Geist des Mannes, den sie seit Jahren innig liebte und um den ihr stolzes, großes Herz so still und bitter getrauert hatte. — Ribbeck, der ihr mit ernstem Gesichte aufmerksam zuhörte, unterbrach sie von Zeit zu Zeit und bat sie, am Rande des Bogens Zeichen für spätere Correcturen zu machen. Sie that dies mit andächtiger Sorgfalt; sie kam sich gewissermaßen als eine Mitarbeiterin an dem schönen Werke vor, das die Welt nun bald erfreuen sollte.

Die Correcturbogen kamen nicht so schnell an, wie Martha lesen konnte und Ribbeck sie lesen hören wollte. In den unvermeidlichen Pausen, die dadurch entstanden, unterhielt sich Ribbeck mit Martha, ihrem Vater und Elben. Aber die Unterhaltung mit Martha, die anfänglich eine ziemlich lebhaft gewesene war, gerieth, nach einigen Tagen bereits, in's Stocken; und die beiden jungen Leute saßen sich stumm und verlegen gegenüber.

An einem herrlichen warmen Septembertage war es Ribbeck endlich gestattet, einen ersten Ausflug in's Freie zu machen. Herr von Quellsen und Elben hatten sich erboten, ihm Gesellschaft zu leisten; Martha durfte selbstverständlich nicht fehlen. Die vier guten Freunde fuhren, in einem bequemen offenen Wagen sitzend, zur Stadt hinaus und gelangten bald in einen schönen Wald, der sich in der Nähe von D. meilenweit ausdehnt. Als man auf einer Anhöhe angelangt war, die Aussicht auf die friedliche, stille Landschaft gewährt, äußerte Ribbeck den Wunsch, auszusteigen und sich auf einer Bank, im Schatten eines mächtigen alten Baumes niederzulassen. Es war warm; kein Lüftchen wehte. Selbst der vorsichtige Herr von Quellsen hatte Nichts gegen Ribbeck's Vorschlag einzuwenden. Die beiden Männer waren Ribbeck behilflich, aus dem Wagen zu steigen, und dieser ließ sich mit einem zufriedenen Lächeln auf dem auserwählten Plaze nieder.

Franz Elben war ein höchst praktischer, kluger junger Mann! Er wußte sehr wohl, was er that, als er den Arm des alten Herrn von Quellsen nahm, um diesen nach einem anderen, von Elben gerühmten, schönen Aussichtspunkte zu führen. „Die Weiden haben sich doch vielleicht etwas zu sagen,“ dachte er.

Er hatte ganz recht. Sie hatten sich sehr viel zu sagen; aber es bedurfte dazu keiner Worte.

Als Herr von Quellsen und Elben verschwunden waren, sah Ribbeck sich scheu nach ihnen um, fast wie Jemand, der einen günstigen Moment erspähen will, um ein Verbrechen unbemerkt begehen zu können. Die prämeditirte Handlung, die den Blick Anderer scheute, bestand aber einfach darin, daß Leopold eine kleine Hand, die dicht neben der seinen lag, ergriff, leise drückte und behutsam an seine Lippen führte. — Die Hand leistete keinen Widerstand, gab willig nach,

und als er nun ein ganz, ganz klein wenig daran zog, folgten ihr Arm und Schulter — und zwei gute Menschen hielten sich, ach so glücklich! umschlungen und hatten sich Alles gesagt, was ihre Herzen mit Wonne erfüllte. — Willkommen neues Leben, neue Liebe, neues Glück!

* * *

Der Baron und die Baronin von Halffen sind gerichtlich von einander geschieden. — Halffen hat sich wieder verheirathet, mit einer ebenso hübschen, ebenso eiteln Frau, wie Anna es war, aber mit einer klügeren, ruhigeren Person, die den Land, den der Baron ihr in Ueberfluß bietet und an dem ihr Herz hängt, mit Allem, was ihr Herz geben kann, leerem Land, bezahlt. Sie ist die eleganteste Dame von D., und ist zufrieden, es zu sein. Der Baron ist stolz auf seine gefeierte, schöne, kluge junge Frau, die ihn, ohne daß er es ahnt, allen ihren Wünschen gehorfsam gemacht hat.

Anna lebt bei ihren Eltern. Der alte Jordan hat ihre Interessen mit großem Geschick und gutem Erfolg zu vertheidigen gewußt. Seine Tochter bezieht als geschiedene Baronin von Halffen eine standesgemäße, nicht unbedeutende Pension und entbehrt nichts von Allem, was Geld gewähren kann. Herr Jordan hat sich schnell in die neuen Verhältnisse gefunden und ist der Meinung, daß sich schließlich doch Alles noch recht gut arrangirt habe. Frau Jordan dagegen sieht mit Bekümmerniß, wie still und in sich gekehrt ihr Kind, das sie so heiter und froh gekannt hat, einhergeht; wie ihre Wangen eingefallen sind, ihr jugendlicher Mund streng geworden ist, und wie die Augen, die früher so lachend in die Welt hinausschauten, nun trübe und kalt blicken. — Ribbed's Vermählung mit Martha von Quellen hat Anna's Herz mit unbeschreiblicher Bitterkeit erfüllt. Sie haßt den Mann, von dem sie geschieden ist; sie verachtet den Geliebten, den sie verlassen und der sie vergessen hat. Nicht selten liest sie in den Zeitungen, daß ein neues Werk von Leopold Ribbed als ein neuer, großer dichterischer Erfolg des jungen Schriftstellers bezeichnet wird. Dann zerknittert sie das Blatt und wirft es zornig zu Boden und ist tagelang noch wortkarger, unfreundlicher als gewöhnlich. — Die Geschichte, die sie sich nach ihrer Flucht aus D. so gern erzählte, ist nur theilweise wahr geworden: Sie ist von Halffen geschieden — frei. Sie führt ein zurückgezogenes Leben. Viele sprechen von der jungen, schönen, stillen Frau; aber Niemand bewirbt sich um sie.

Franz Elben ist noch Junggeselle. Er ist der treueste Freund Ribbed's geblieben, und erfreut sich an dessen Glück, wie an seinem eigenen. Das ist ein billiges Vergnügen. Alle Menschen könnten sich ein ähnliches verschaffen; wenige thun es.

Bemerkungen über Wesen und Geschichte der Baukunst.

Von
Conrad Fiedler.

Die kunstgeschichtliche Wißbegierde, durch welche sich unsere Zeit auszeichnet, ist der Kenntniß der Bautwerke nicht weniger als der anderer Kunstwerke zu Gute gekommen. Wol niemals hat man in Betreff der unendlich mannigfaltigen Formen, in denen sich seit Jahrtausenden auf dem ganzen Erdkreise die architektonische Erfindung ergangen hat, über ein so ausgedehntes Wissen verfügt wie heute. Dank fortgesetzten, oft sehr mühsamen, große Gelehrsamkeit und großen Scharfsinn erfordernden Untersuchungen sind wir in den Stand gesetzt, uns in diesem ungeheuren unserer Kenntniß zugeführten Materiale historisch zu orientiren. Und es genügt uns keineswegs, die vorhandenen Bautwerke nach der Zeit ihrer Entstehung bestimmen zu können: wir bringen tiefer in ihr Wesen und in die Geschichte ihrer Entwicklung ein. Wir erforschen Material und Construction; aus unscheinbaren Resten, aus verworrenen Trümmern wissen wir die alte Form, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch in unserer Vorstellung und im Bilde wieder auferstehen zu lassen. Wir gehen weiter: wir nehmen die vorkommenden Formen nicht als etwas Fertiges hin, wir suchen vielmehr nach den ersten Spuren ihres Auftretens und folgen allen den Wandlungen und Umbildungen, denen sie allmählig unterworfen worden sind. Was uns erst verworren und zusammenhangslos erschien, das ordnet sich uns jetzt zu einer stetigen Reihe nicht nur aufeinander folgender, sondern auseinander sich entwickelnder Gestaltungen. Auch dabei bleiben wir nicht stehen: nachdem wir die Thatsache dieser Entwicklung wahrgenommen, sie in ihren großen Zügen festgestellt und bis in die unscheinbarsten Einzelheiten verfolgt haben, suchen wir tiefer in diesen Vorgang einzubringen, indem wir nach den Ursachen forschen, welche für den Wechsel, den wir äußerlich wahrnehmen, bestimmend gewesen sind; und wir beschränken uns dabei nicht darauf, die anscheinend nächsten Ursachen aufzusuchen, die Wandlungen der architektonischen Formen aus praktischen Bedingungen, aus Verschiedenheiten des verwendeten Materials, aus Fortschritten der technischen

Geschicklichkeit, aus Veränderungen des äußeren Bedürfnisses und dergleichen zu erklären, nicht darauf, in dem äußeren Leben der Völker die mancherlei Schicksale nachzuweisen, denen die architektonischen Formen unterlagen, ihre Förderung und Hebung zu Glanz und Pracht am einzelnen Ort und im bestimmten Zeitpunkt, ihre Ausbreitung über weite, oft entlegene Gebiete, ihre Zertrümmerung und Verfümmern auf die Bedingungen zurückzuführen, welche der äußere Gang weltgeschichtlicher Ereignisse mit sich brachte: — Alles dies erscheint uns nicht hinreichend, um die Eigenthümlichkeit einer bestimmten architektonischen Bildung, ihr Entstehen und Vergehen, ihre allmähliche Umbildung zu erklären. Vielmehr erkennen wir in den Formen der einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Volke angehörigen Bauwerke eine der mannigfaltigen Aeußerungen, in denen ein innerer geistiger Zustand sich offenbart: wir suchen uns den eigentlichen Lebensgehalt vergangener Generationen, die Gefühle, von denen sie bewegt waren, die Vorstellungen, die sie erfüllten, die Erkenntnisse, zu denen sie aufstiegen, nahe zu bringen, um den Boden geistiger Cultur seiner ganzen Breite und Tiefe nach kennen zu lernen, dem allein gerade diese Gebilde ent wachsen konnten. So vereinigt sich uns das glänzende Bild griechischer Gesittung mit den herrlichen Werken griechischer Baukunst zu einem in sich übereinstimmenden Ganzen, und ebenso erscheint uns die trübe Pracht und die gewaltsam-leidenschaftliche Erhabenheit gothischer Kathedralen als nothwendig zugehörig zu jenen Jahrhunderten, in denen reiche geistige Kräfte in einem gewaltigen Gährungsproceß lagen, sich zu bedeutenden Aeußerungen hervorbrängten, ohne doch zu innerer Vollendung und Abklärung gelangen zu können. In Folge solcher Betrachtung erscheint uns der beständige Wandel, in dem die Formen der Baukunst sich befinden, nicht mehr als etwas Vereinzelt, nur aus sich selbst Erklärbares, vielmehr durch die engsten Beziehungen an das gesammte, in ununterbrochen lebendiger Fortentwicklung begriffene geistige Dasein der Menschen gebunden. Hier öffnet sich ein weites Gebiet für den Forscher, dem es darum zu thun ist, den verborgenen Zusammenhang unter den Erscheinungen des geistigen Lebens zu ergründen; die Bauwerke, als nothwendige Aeußerungen bestimmter geistiger Zustände aufgefaßt, werden nicht nur selbst begreiflich, sondern dienen auch ihrerseits dazu, die Zeiten, denen sie angehören, verstehen zu lernen.

Alles dies sind bekannte Thatsachen. Es war gewiß kein unbedeutendes Verdienst, mit so manchen anderen Erscheinungen des menschlichen Lebens auch die Welt der architektonischen Formen und Gestaltungen in dem Lichte solcher Betrachtung zu zeigen. Auch hat der äußere Erfolg das Unternehmen gerechtfertigt. Es drängten sich nicht nur zahlreiche geistige Kräfte den neuen Gebieten der Untersuchung zu, um die Aufgabe kunstgeschichtlicher Forschung immer mehr zu vertiefen und zugleich die Grenzen dieser Aufgabe immer mehr zu erweitern; auch alle Diejenigen, die sich nur anzueignen pflegen, was fremdes Bemühen zu Tage fördert, ergriffen mit Eifer das neue Gebiet der Erkenntniß, das sich vor ihnen aufthat. Auch hier aber macht sich jene eigenthümliche Beschränktheit und Einseitigkeit geltend, der der Mensch leicht verfällt, wenn er seine Erkenntniß nach einer bestimmten Richtung hin bedeutend gefördert sieht: er blickt dann in der einmal eingeschlagenen Richtung wol vorwärts, verliert

aber den allgemeinen Ueberblick, der ihm allein die Stellung seiner gerade bevorzugten geistigen Thätigkeit neben anderen, den Werth derselben unter anderen zeigen kann. Nur zu häufig wird heutzutage das oben in seinen allgemeinsten Zügen angedeutete historische Verständniß der Bauwerke für Verständniß überhaupt gehalten, und man blickt in dem Bewußtsein, „wie herrlich weit“ man es gebracht habe, auf die dunklen Zeiten zurück, in denen dieser Schlüssel zu dem Verständniß der gesammten Erscheinungen der Baukunst noch nicht gefunden war.

Und doch müssen wir bei genauer Ueberlegung die Ansicht, daß die kunsthistorische Forschung ein unfehlbares Mittel sei, um zum Verständniß von Kunstwerken zu gelangen, als eine irrthümliche bezeichnen. Denn es bestimmt sich allererst der Gegenstand, der der historischen Forschung unterworfen wird, nach dem Maße, in dem das Verständniß dieses Gegenstandes entwickelt erscheint. Man kann bei der geschichtlichen Erforschung der Bauwerke von sehr verschiedenen Standpunkten ausgehen, und je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, wird es sich richten, ob man nur die äußerlichen Seiten und Merkmale der Bauwerke in das Reich historischer Erörterung zieht oder auch die tieferen Gründe ihrer Entstehung und Entwicklung. Vor Allem muß es sich darum handeln, den Standpunkt selbst zu finden. Worin das Wesen der Baukunst bestehe, welcher Art die geistige Thätigkeit sei, welche sich in der Hervorbringung architektonischer Formen äußere, das ist einer der uralten Gegenstände menschlichen Nachdenkens; es ist die Hauptfrage, die wir uns der architektonischen Erscheinungswelt gegenüber vorzulegen haben, weil sie unmittelbar zusammenhängt mit der Frage nach der Natur des menschlichen Geistes überhaupt. Das theoretische Interesse an der Baukunst, welches sich in dieser Frage ausdrückt, ist älter und vornehmer als das historische; und statt daß wir der modernen Meinung beipflichten könnten, nach der das Erwachen des historischen Interesses den Anfang wirklichen Verständnisses bezeichne, müssen wir das Verhältniß vielmehr so auffassen, daß gegenüber der selbständigen Entwicklung des Verständnisses der Baukunst das historische Interesse an ihren Werken nur als ein nebensächliches und von der Art jenes Verständnisses durchaus abhängiges gelten könne. Ja wenn wir auch an sich die Berechtigung historischer Erforschung der Bauwerke von irgend welchem Standpunkte aus zugeben, so ist doch nicht zu leugnen, daß das Ueberhandnehmen des historischen Interesses einen Nachtheil in sich schließt, der durch die Vortheile historischen Verständnisses nicht aufgewogen werden kann. Man nimmt den Standpunkt, von dem die historische Untersuchung ausgeht, leicht als einen von vornherein gegebenen, durch die Natur des Gegenstandes bedingten, unanfechtbaren hin, übersieht, daß er keinen höheren Ursprung für sich in Anspruch zu nehmen hat, als die subjective Ueberzeugung des betreffenden Forschers, und vergißt, daß es außer dem Fortschritt in der historischen Erkenntniß einer Erscheinung des geistigen Lebens einen Fortschritt in der Auffassung dieser Erscheinung selbst gibt, von dem allererst der Werth abhängt, den jene historische Erkenntniß in Anspruch nehmen kann.

Wenn wir uns in der großen Masse der Literatur, die durch das Bedürfniß nach historischer Erforschung der Werke der Baukunst hervorgerufen worden

ist, umsehen, so muß es uns auffallen, daß nur allzu vielen der dahin gehörigen Schriften ein durchaus unentwickelter Begriff vom Wesen der Baukunst zu Grunde liegt. Die Folge davon ist, daß der historischen Erörterung nur Dasjenige unterzogen wird, was dem, der nach einem tieferen Verständniß des Gegenstandes selbst strebt, äußerlich, oberflächlich und nebensächlich erscheinen muß. Dies tritt am augenscheinlichsten hervor, wenn wir derartigen kunstgeschichtlichen Schriften ein Werk gegenüberstellen, welches zu den historischen Betrachtungen und Untersuchungen ein viel tieferes künstlerisches Verständniß mitbringt, als dies sonst der Fall ist: es ist das Buch von Gottfried Semper über den „Stil in den technischen und tektonischen Künsten“. Hier zeigt sich deutlich, daß nur Derjenige, der den eigenthümlichen geistigen Kräften, die sich in einer Kunstform ihren Ausdruck schaffen, nahe steht, befähigt ist, dem Entstehen, dem Wandel und dem Vergehen der Kunstformen mit einiger Aussicht, dabei des wahren Zusammenhangs der Thatfachen inne zu werden, zu folgen; während uns andere kunsthistorische Untersuchungen nur allzu häufig den Beweis dafür liefern, daß die umfassendsten und gründlichsten historischen Forschungen nicht vor der Gefahr schützen, alles an einem Kunstwerke zu erklären, nur gerade das nicht, wodurch es allererst ein Kunstwerk zu heißen berechtigt ist. Semper's Buch ist oft genug ein Epoche machendes genannt worden; nun ist zwar nicht zu leugnen, daß sein Inhalt ganz dazu angethan ist, um einen Umschwung, einen Fortschritt in dem künstlerischen Verständniß architektonischer Formen und in Folge dessen auch eine Vertiefung der historischen Untersuchungen über die Baukunst herbeizuführen; aber hier beweist sich wieder die oft verkannte Wahrheit, daß der Erfolg, die Wirkung irgend eines geistigen Werkes weit weniger einen Maßstab für den Werth des Werkes selbst, als für die geistige Beschaffenheit des Publicums abgibt, dem das Werk geboten wird. Wenn die Zeit, anstatt den gelehrten Bemühungen um Vermehrung kunsthistorischer Kenntnisse ein leicht befriedigtes Bedürfniß entgegenzubringen, mehr dazu geneigt wäre, den selteneren Versuchen Derjenigen eine ernsthaftere Aufmerksamkeit zu schenken, die im Kunstwerk vor Allem seine künstlerische Natur und Bedeutung zu erkennen streben, so würde Semper's Schrift in weit ausgedehnterem Maße, als dies geschehen ist, zum Nachdenken darüber angeregt haben, ob man denn überhaupt bei dem heutigen Zustand historischer Behandlung der Baukunst von einem eigentlichen Verständniß der Bauwerke als künstlerischer Erzeugnisse reden könne, und ob nicht bei einem tieferen Eindringen in das künstlerische Wesen der Bauwerke sich ihre Geschichte in ganz anderer Gestalt zeigen würde, als wir sie zu sehen gewohnt sind. Wir können hier von dem reichen Inhalt des Semper'schen Buches nicht ausführlich reden; vielleicht gelangen die mancherlei entwicklungsfähigen Reime neuer Ansichten und Auffassungsweisen, die in dem Buche enthalten sind, später einmal auf dem Boden einer veränderten Geistesrichtung zur Entfaltung, zum Wachsthum und zur Verbreitung. Wir wollen uns hier nur durch einige, von Semper ausgesprochene Ansichten zu dem Versuche anregen lassen, dem Geheimniß der künstlerischen Production in den Werken der Architektur etwas näher zu treten.

wodurch dann unmittelbar ein veränderter Standpunkt gegenüber der geschichtlichen Auffassung der Baukunst bedingt ist.

I.

Semper verfolgt in den Bauwerken des Alterthums die Wandlungen, denen uralte, unmittelbar aus den Bedingungen erster Lebensbedürfnisse und der Natur des sich darbietenden Baustoffes entsprungene architektonische Formen unterworfen waren. Er zeigt, wie jene Formen, indem sie sich von ihrem Ursprung immer mehr entfernen, in eine bunte Mannigfaltigkeit von Gestaltungen übergehen, wie sie sich unwillkürlich verändern, indem sie durch einen wiederholten Wechsel des Stoffes, in dem sie sich darstellen, hindurchgehen, wie sich ihnen gleichsam die Eigenthümlichkeiten der Länder, in denen sie auftreten, der Völker, denen sie dienen, aufprägen. Als die höchste Blüthe antiker Baukunst betrachtet Semper die Bauwerke aus den glänzenden Zeiten griechischer Cultur, und zwar führt er die künstlerische Ausbildung, welche jene uralten Formenelemente auf hellenischem Boden erhielten, auf das Streben zurück, die Form, die bisher noch immer die Spuren ihrer Abhängigkeit von den Bedingungen der Construction und des Baustoffes an sich getragen hatte, aus diesen Fesseln zu befreien, sodaß „das Kunstwerk in der Anschauung die Mittel und den Stoff vergessen mache, wodurch es erscheine und wirke und sich selbst als Form genüge“.

Wenn wir auch sonst von Semper's Ansichten über Baukunst nichts wüßten, so müßte doch diese Betrachtungsweise antiker Baukunst allein unser Nachdenken in lebhaftester Weise beschäftigen. Wir sind gewohnt, in den griechischen Bauwerken der guten Zeit die höchsten, unerreichten Muster der Baukunst zu erblicken. Worauf ihre Mustergiltigkeit beruhe, ist vielfach erörtert worden, ohne daß wir doch einen Einblick in das geistige Streben gewonnen hätten, welches sich gerade diese und keine anderen Formen schuf. Denken wir dem, was Semper als die Tendenz in der künstlerischen Entwicklung des griechischen Baustils angibt, nach, so müssen wir nothwendig fragen, warum gerade aus dem Streben nach Verleugnung des Stoffes und der Construction Bauwerke von so überzeugender künstlerischer Vollendung haben hervorgehen können. Zunächst tritt uns hier, im Widerspruch mit der Entstehungsweise, die wir für architektonische Erscheinungen anzunehmen pflegen, ein neues Entstehungsprincip entgegen. Wir pflegen die architektonische Thätigkeit, die wir zunächst dem bloßen praktischen Bedürfnisse entspringen und genügen sehen, erst dann als eine künstlerische Thätigkeit gelten zu lassen, wenn sie sich gewissen Anforderungen fügt, die ihren Ursprung aus der Annahme herleiten, daß alle künstlerische Thätigkeit den Gesetzen der Schönheit unterthan sein müsse. Mit dem Wechsel der Ansichten über architektonische Schönheit wechseln auch die Anforderungen, und so ist es gekommen, daß die Architektur sich wechselsweise unter die Herrschaft sich untereinander gänzlich widersprechender Gesetze hat beugen sollen, die alle gleichmäßig mit der Autorität künstlerischer Gesetze auftraten. Dem gegenüber führt Semper in die Entstehung und Entwicklung architektonischer Formen ein Princip ein, welches die Baukunst als emancipirt von dem Joche willkürlicher ästhetischer Normen und im innigsten Zusammenhange mit einem allem geistigen Leben

gleichmäßig innewohnenden Streben zeigt. Wenn es wahr ist, daß die griechischen Baumeister ihrem künstlerischen Bedürfniß nicht anders genügen konnten, als indem sie in allmähligem Fortschritt in der Erscheinung ihrer Werke die Spuren der materiellen Beschaffenheit und der constructiven Gebundenheit zu vertilgen suchten, so gestattet uns dies, auf dem Gebiete der Baukunst einen geistigen Vorgang in seiner besonderen Gestalt wiederzuerkennen, der in tausenderlei Gestalten den wesentlichen Inhalt geistigen Lebens überhaupt ausmacht. Es ist der geistige Aneignungsproceß, durch den der Mensch auf die mannigfaltigste Weise aus der unendlichen Menge der Einwirkungen, denen er unterliegt, ein geistiges Gebilde zu schaffen sucht, um überhaupt zu einem geistigen Besitztum gelangen zu können. Denn wenn der gesammte Inhalt des menschlichen Geistes auch abhängig gedacht werden muß von Dem, was ihm von außen zukommt, so kann doch wiederum dem Menschen Nichts geistig angehören, was nicht bereits ein Erzeugniß seines Geistes wäre. Dieser Aneignungsproceß findet seinen höchsten Ausdruck sowohl in der wissenschaftlichen Erkenntniß als auch in der künstlerischen Gestaltung; denn aus Beiden entspringen geistige Gebilde, in denen der Mensch eines Inhalts der Welt sich versichert. Wir mögen nun wol zugeben, daß ein solcher, in Gestaltung sich ausprechender Aneignungsproceß den Werken der Malerei, der Bildhauerei, auch der Dichtkunst zu Grunde liege; in der Baukunst aber das Walten eines gleichen geistigen Bestrebens nachzuweisen, scheint fast unmöglich. Und doch weist uns jene Tendenz, den Ausdruck der materiellen Bedingungen, auf denen die Existenz des Bauwerkes beruht, in der Form des Bauwerkes untergehen zu lassen, darauf hin, daß es sich auch hier darum handelt, von gewissen gegebenen Voraussetzungen aus in allmählicher Gestaltung zu einem Resultate emporzusteigen, welches dem Geiste wirklich angehört, weil es sein eigenstes Erzeugniß ist. Erst wenn das Bauwerk der reine Ausdruck der Form geworden, ist das geistige Geschäft der Gestaltung an ihm vollendet; erst dann ist es im höchsten Sinne ein Erzeugniß und ein Besitztum des menschlichen Geistes, erst dann kann es den Anspruch erheben, als Kunstwerk sich dem höchsten Inhalte des menschlichen Geistes einzuordnen.

Wir müssen also davon ausgehen, daß in der Baukunst, wie in jeder geistigen Thätigkeit, ein Fortschritt vom Gestaltlosen zum Gestalteten stattfindet. Fragen wir aber, worin zunächst ganz im Allgemeinen der der Gestaltung harrende Stoff besteht, so finden wir ihn in nichts Anderem als in Dem, was das ursprüngliche praktische Bedürfniß gebietet; und dies ist der abgeschlossene und überdeckte Raum. Dieses Bedürfniß mag sich mannigfach compliciren, immer bleiben Wand und Decke die einen bestimmten Zweck erfüllenden, aber noch in keine bestimmte Form gebrachten elementaren Bestandtheile aller architektonischen Thätigkeit. Freilich weist schon die anfänglichste und roheste Befriedigung jenes baulichen Bedürfnisses die Spuren geistiger Thätigkeit auf: es entsteht die erste, unentwickelte Form, und diese ergibt sich unmittelbar aus den natürlichen Eigenschaften des verwendeten Stoffes und der Fähigkeit, dieselben zur Befriedigung jenes Bedürfnisses zu verwenden. Hier ist es, wo mit der technischen zugleich die künstlerische Aufgabe der Baukunst beginnt. Worin jene bestehe, bedarf keiner Erörterung und kann auch nicht Gegenstand des Zweifels oder des Streites sein;

das Wesen dieser dagegen ist schwerer zu erkennen und zu begreifen. Nicht so kennzeichnet sich der künstlerische Gestaltungsproceß in der Baukunst, daß Demjenigen, was der Forderung des Bedürfnisses und der technischen Geschicklichkeit sein Dasein verdankte, gleichsam von Außen eine Form aufgeprägt würde, welche gewissen selbständig formulirten Anforderungen Genüge leistete; vielmehr müssen wir uns jenen Gestaltungsproceß als eine Art des Denkens vorstellen, dessen Inhalt die architektonischen Formen selbst bilden, dessen Fortschritt sich dadurch kennzeichnet, daß in dem Wandel der Form Stoff und Construction immer mehr verschwinden, während die Form, die dem Geist angehört, sich zu immer selbständigerem Dasein entwickelt. Das architektonische Denken ist nicht ein bloßes Erfinden und Combiniren, auch nicht ein Formen und Gestalten nach gegebenen Gesetzen, sondern ein Vorgang, der sein alleiniges Gesetz in sich selbst hat, indem er, wenn er überhaupt ein Denken heißen will, in dem Streben bestehen muß, das ihm gegebene Material zu einem immer reineren geistigen Product zu verarbeiten. Architektonisches Bewußtsein in künstlerischem Sinne können wir nur da anerkennen, wo in den Formen ein geistiger Entwicklungsproceß sichtbar wird, wo ein lebendiges Streben nach immer reinerem geistigem Ausdruck in der Entwicklung der architektonischen Formen zu Tage tritt. Und dabei müssen wir immer festhalten, daß die Form, von der wir hier als etwas Geistigem reden, nicht so zu denken ist, als ob sie ein selbständiges, an keinen Stoff gebundenes Dasein haben könne, als ob der Geist eine Form an der Hand gewisser Regeln und Gesetze bilden und diese im Bauwerk zum Ausdruck zu bringen, zu verkörpern suchen könne; die Form hat vielmehr kein anderes Dasein als im Stoff, und der Stoff ist für den Geist nicht bloß das Ausdrucksmittel der Form, sondern das Material, in dem die Form überhaupt zum Dasein gelangt. Dem Baukünstler ist nicht eine besondere, nur ihm innewohnende geistige Kraft zu Theil geworden, vermöge deren er seine Werke hervorbringt; vielmehr kommt bei der Thätigkeit des Baukünstlers die allgemeine Natur des menschlichen Geistes an einem bestimmten Material, in einer bestimmten Form zum Vorschein. Wenn sich der menschliche Geist jener ursprünglichen baulichen Formenelemente bemächtigt, die unmittelbar aus den Forderungen des Bedürfnisses, aus den Eigenschaften des verwendeten Materials, aus dem Maße technischer Geschicklichkeit hervorgehen, so bilden diese Elemente den Stoff, in dem sich der Stillstand sowol wie der Fortschritt, die Erschlaffung sowol wie die Anspannung, das Irregehen sowol wie das Beharren des Geistes auf der geraden Bahn darstellen. Mit dem Eintritt dieser Elemente in die Wirkungssphäre des menschlichen Geistes beginnt eine besondere Art der geistigen Entwicklung, die in der ununterbrochenen Bildung und Umbildung, der fortschreitenden Gestaltung dieser Elemente besteht. Diese Entwicklung kann manchen Schicksalen ausgesetzt sein, manche Erscheinungen zu Tage fördern: ihr höchstes Ziel wird immer darin bestehen, die Form zu finden, die als ein reiner Ausdruck ihrer selbst dem Geiste als sein eigenstes Erzeugniß angehören könne. Auch er scheint, wie bei geistigen Entwicklungen anderer Art, nur ein Weg zum Ziel zu führen, der Ausdruck, um dessen Erreichung es sich handelt, nur ein ein-
 sein zu können. Jedes Abweichen von dem geraden Wege läßt das Ziel

aus den Augen verlieren und führt in die Irre; es ist ein langes Suchen, ein Streben und Ringen nach dem richtigen Ausdruck, ein immer wiederholtes sich in neuen Formen Versuchen, gleichsam ein künstlerisches Stammeln, bis im seltensten Falle bei dem Zusammentreffen der Klarheit des Bewußtseins und der höchsten Energie des Denkens der einzig richtige Ausdruck sich enthüllt.

Semper gibt mancherlei Andeutungen über den eigentlichen Sinn, der sich in der Ausbildung der Formen griechischer Baukunst kundgibt; er weist darauf hin, daß im griechischen Steinbau architektonische Ideen zu ihrer höchsten monumentalen Kunstform geläutert und erhoben erscheinen, welche doch ihren Ursprung nicht der Technik des Steinbaues verdanken. Zwar müssen wir uns nach Semper davor hüten, aus den monumentalen griechischen Bauformen auf einen Holzbau als deren Vorläufer und Vorbild zurückzuschließen; nicht eine in Stein übersehte Holzconstruction ist der griechische Tempel: gleichwol weisen die allgemeinen in ihm zum Ausdruck kommenden Formgedanken auf eine Entstehung aus der Holzconstruction, aus der Zimmerei hin. Dazu kommt als Ausgangspunkt für die Bildung der eigentlich raumabschließenden Theile die ursprüngliche Verwendung von textilen Erzeugnissen. Dieser Ursprung ist keineswegs allein in den Bauwerken der Griechen erkennbar; vielmehr stehen wir hier gleichsam vor dem Urstoffe, aus dessen Bearbeitung wir in dem weiten Umkreise alter Cultur die mannigfaltigsten Bauarten hervorgehen sehen. Das Thema ist immer dasselbe, nur erscheint es vielfach variirt; die Entwicklung der Bedürfnisse, die Verwendung neuer Stoffe an Stelle der alten, die Ausbildung der technischen Geschicklichkeit brachten eine Menge von Modificationen der ursprünglichen Formenelemente mit sich. Gemäß der Verschiedenheit nationaler und individueller Geistesrichtungen ging diese Formenwelt in eine bunte Menge von Bildungen über. Um uns in diesem verwirrenden Reichthum von Formen künstlerisch zurechtzufinden, haben wir keinen anderen Leitfaden, als den, der sich uns aus der Untersuchung ergibt, ob in den erhaltenen Bauwerken das Streben nach immer höherer Entwicklung der überkommenen Formenelemente sich kundgibt, ob hingegen nur regellose Willkür in ihnen ihr Spiel treibt. An manchen Resten asiatischer und ägyptischer Bauten können wir verfolgen, wie jenes Streben ab und zu an den Tag tritt, ohne daß es doch den Erbauern jener Monumente gelungen wäre, sich gänzlich über die niedrigeren Stufen der Rundgebung des Stoffes und der Construction zu erheben. Neben diesen edlen Zeugnissen eines ernsten künstlerischen Sinnes begegnen wir wilderen Bildungen, in denen sich anstatt eines künstlerisch-bildnerischen Strebens die gedankenlose Lust am Massenhaften, am Ueberladenen, am Phantastischen und Abenteuerlichen enthüllt. Den Griechen war es vorbehalten, für jene uralten Formenelemente antiker Baukunst allein von allen Völkern, in deren Bauwerken sie in mancherlei Umformungen wiederkehren, den höchsten und reinsten architektonischen Ausdruck zu finden. Man staunt, wenn man beobachtet, mit welcher Selbstständigkeit und Sicherheit griechischer Künstlergeist sich der Elemente bemächtigt, die ihm in so mannigfacher Umbildung und Verbildung entgegentreten. Wollten wir es Schönheitsfynn nennen, der die Hand der griechischen Architekten bei Erfindung und Ausbildung ihrer Formen und Ver-

hältnisse leitete, so würden wir damit doch nur einen Namen und keine Erklärung haben. Wenn wir aber alle die äußeren Umstände, von denen die Entstehung jener Bauwerke begleitet war, als Bedingungen oder gar als Ursachen der Entstehung jener Bauwerke auffaßten, so würden wir damit den Kern der Sache nicht treffen. Vielmehr erscheint uns die Thatfache, daß, während andere Völker jene uralten Traditionen baulicher Thätigkeit in ihrer besonderen Weise ausbildeten, und während noch unendliche Möglichkeiten anderweitiger Ausbildung offen standen, die Griechen gerade zu der Form gelangten, die wir an ihren Bauwerken bewundern, nur dadurch erklärbar, daß ihre Baumeister jene Klarheit und Kraft des Geistes besaßen, durch die allein, wie auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit, so auch in der Baukunst mustergiltige Leistungen möglich sind. Vor dieser Klarheit und Kraft mußten alle jene innerlich werthlosen und bedeutungslosen Bildungen verschwinden; die Anfänge einer wirklichen Baukunst aber, wie sie in älteren Werken vorlagen, wurden mit unbeirrter Sicherheit ergriffen, und nicht eher ließ der gestaltende Geist von seinem Werke ab, als bis dasselbe seiner letzten Vollendung entgegengeführt war. „Die Kunst erfindet Nichts,“ sagt Semper an einer Stelle seines angeführten Werkes, „Alles, worüber sie schaltet, war thatsächlich schon vorher da; ihr gehört nur das Verwerthen.“ So erfanden auch die Griechen Nichts, als sie ihre Baukunst schufen; was sie überkommen hatten, entwickelten sie nur mit dem klarsten Bewußtsein weiter, so daß sie mit Nothwendigkeit zu einem Resultate gelangten, in dem schließlich Alles, was an die Forderung eines Bedürfnisses, an die Natur des verwendeten Materials, an die Bedingungen der Construction unmittelbar erinnerte, bis auf unmerklich leise Anklänge verschwunden war. So kam man von dem Boden des Gegebenen aus zu dem reinen Ausdruck der Form. Ob neben der in der griechischen Baukunst gefundenen Lösung des Problems noch eine andere Lösung denkbar sei, ist eine müßige Frage; alle von den Formen griechischer Baukunst abweichenden Formen, zu denen wir jene ursprünglichen Elemente entwickelt sehen, beharren auf den niedrigeren Entwicklungsstufen einer mehr oder minder rohen Rundgebung des Stoffes und der Construction, und die griechische Baukunst enthält uns überhaupt erst die Möglichkeit, in der Baukunst zu einem reinen geistigen Formenausdruck zu gelangen. Dieser Formenausdruck selbst wird aber auch auf dem höchsten Punkte der Entwicklung kein ganz einheitlicher, ausschließlicher; neben der dorischen Bauweise steht die jonische, und innerhalb jeder Bauweise zeigen die einzelnen Bauwerke individuelle Verschiedenheiten. So wird der einer gleichen Richtung und Kraft des Denkens entsprungene Gedanke ein verschiedenes Gepräge tragen je nach dem Idiom, in dem er zum Ausdruck gelangt; ja, je nach dem Complex individueller Eigenthümlichkeiten, durch den er im einzelnen Falle hindurchgeht.

Wie man die bildende Kraft bei der Entwicklung der griechischen Bauformen als einen ganz besonderen Schönheitsfönn hat bezeichnen wollen, so hat man auch den Vorzug griechischer vor anderen Bauformen in ihrer größeren Schönheit finden zu müssen geglaubt. Schönheit ist zunächst nur ein unbestimmter Ausdruck, wenn man die Eigenschaften nicht angeben kann, die ein Ding haben müsse, um durch das ästhetische Urtheil als schön anerkannt zu

werden. Und oft genug wird diese Anerkennung auf Grund von Eigenschaften erteilt, die keineswegs diejenigen sind, welche dem als schön bezeichneten Gegenstand einen hohen Rang unter den Leistungen des menschlichen Geistes antweisen. Das Prädicat der Schönheit sollte auch den griechischen Bauformen nur auf Grund eines wirklichen Verständnisses der außerordentlichen Bedeutung gegeben werden, die ihnen als Resultaten künstlerischen Strebens zukommt. Und dieses Verständnis ist nicht damit erreicht, daß man sich des ästhetischen Genusses bewußt wird, der mit der Betrachtung gewisser Formen und Verhältnisse unmittelbar verbunden ist; daß man diesen Genuß durch ungestörte Versenkung in den Anblick zu steigern, daß man ihn zu bereichern sucht, indem man sich willig den Associationen überläßt, die von der schönen Form auf den schönen Inhalt leiten und das einzelne Kunstwerk mit einem unendlichen Reichthum von ästhetisch werthvollen Beziehungen ausstatten. Auch wenn man die in dem Bauwerk liegenden Bedingungen jenes ästhetischen Genusses der Untersuchung unterwirft, wenn man sich Rechenschaft gibt über die Linien des Ganzen und über die Formen der einzelnen Theile, über die Maße und Verhältnisse, über Wiederkehr und Abwechslung, über Symmetrie und Unregelmäßigkeit, kurz über Alles, was im Einzelnen, sowie in seinem Zusammenwirken jenes ästhetische Wohlgefallen hervorruft, so bleibt man mit dem Verständnis doch gleichsam auf der Oberfläche haften. Denn alle Empfänglichkeit für die ästhetischen Wirkungen eines Kunstwerks und alle Kenntniß der Bedingungen, auf denen diese Wirkungen beruhen, nützen uns Nichts, wenn wir nach der Natur des geistigen Strebens fragen, als dessen sichtbarer Ausdruck gerade diese und keine anderen Formen vor uns stehen. Unbekümmert um das Verhalten der ästhetischen Empfindung müssen wir in den Formen griechischer Baukunst die lebendige Thätigkeit des Geistes zu erkennen suchen, der hier seine künstlerische Befriedigung nur darin finden konnte, von der niedrigen Stufe, auf der das Uebergewicht der materiellen Mächte die Form gefangen hielt, bis zu jener höchsten emporzusteigen, auf der allererst eine Form als selbständiges geistiges Product auftritt, weil alle jene materiellen Elemente zu bloßen Ausdrucksmitteln der Form geworden sind.

Von Verständnis eines griechischen Bauwerks der guten Zeit können wir nur dann reden, wenn wir gewahr werden, wie jene nach reinem Formenausdruck ringende Kraft aller Theile des Bauwerks sich bemächtigt hat, wie jenes künstlerische Bewußtsein in ungetrübter Klarheit die großen Massen sowol wie die geringsten Einzelheiten durchbringt, wie alle Linien, Verhältnisse, Formen nicht um ihrer ästhetischen Qualität willen gewählt, sondern mit fester Sicherheit so getroffen sind, daß alle Erinnerung an constructive Bedingtheit schwindet, wie endlich das Material selbst, so edel es an sich sein mag, die Hülle von Stuck und Farbe erhält, damit es sich nicht selbst zur Geltung bringt, vielmehr geeignet wird, zum Ausdruck eines Höheren zu dienen. Wenn wir das griechische Bauwerk in diesem Sinne betrachten, so werden wir zugeben müssen, daß hier der Mensch auf einem bestimmten Gebiete zu einem höchsten Resultate gekommen ist; nichts Anderes bietet sich in dem Bauwerke unserer Anschauung dar, als die Form, und die vollständige Durchgeistigung aller materiellen Ele-

mente bewirkt, daß das Bauwerk selbst dem materiellen Dasein entrückt zu sein scheint. So angesehen mag uns ein griechisches Bauwerk auch als schön erscheinen; denn was könnte das Gefühl reinsten, edelsten Lust mehr erregen, als die Erkenntniß, daß der Mensch auf irgend einem Gebiete seines geistigen Strebens einen außerordentlichen Erfolg errungen hat. Vielleicht sogar werden wir es eine höhere Schönheit nennen, die auf dieser Erkenntniß beruht, als jene, die in der unmittelbaren Wirkung einer bestimmten Form oder eines bestimmten Inhalts auf die ästhetische Empfindung besteht; nur werden wir die Schönheit nicht mehr als einen unmittelbaren Zweck der Baukunst und den ästhetischen Genuß eines Bauwerkes nicht als ein Verständniß desselben ansehen können, vielmehr werden wir anerkennen müssen, daß das Wesen der Baukunst auf der Erreichung ganz anderer geistiger Ziele beruht, und daß das Verständniß eines Bauwerkes von einem ästhetischen Genuß zwar begleitet sein kann, von demselben aber an sich ganz unabhängig ist.

II.

Die Griechen haben auf nahezu allen Gebieten, wissenschaftlichen und künstlerischen, Zeugnisse von so hervorragender Begabung hinterlassen, daß die Wirkungen ihrer Cultur weit über die Zeiten des Alterthums hinaus und bis herab zu unseren Tagen reichen. Aber während in der langen Zeit, die uns von jener großartigen Erscheinung geistigen Lebens trennt, fast auf allen Gebieten neue Entwicklungen eingetreten sind, die zu neuen, vorher ungeahnten Höhepunkten geführt haben, so müssen wir zugeben, daß die Baukunst alter und neuer Zeit keine Erscheinung aufzuweisen hat, die auch nur annähernd die künstlerische Vollendung erreicht hätte, die wir in der griechischen Baukunst bewundern. Gegenüber dem von den griechischen Künstlern gelieferten Beweise, bis zu welcher Vollendung und Klarheit des Formenausdrucks sich gewisse gegebene Elemente entwickeln können, muß uns die gesammte Bauhätigkeit der folgenden Zeit wie ein vielfach gehemmtes, tausendfach irte geleitetes Versuchen erscheinen. Es ist eben hier wie auf anderen Gebieten geistiger Thätigkeit auch: wo die geniale Kraft nicht vorhanden ist, die alle geringeren Kräfte in ihre Bahn zwingt und zur Theilnahme an ihrer großen Aufgabe vereinigt, da wachsen mittelmäßige Bestrebungen empor, und das Gebiet des geistigen Lebens wird überwuchert von einer bunten Menge von Erscheinungen, die zwar von allerhand menschlichen Begabungen Zeugniß ablegen, aber von dem Wege einer nach hohem Ziele strebenden Entwicklung seitab liegen. Bauwerke müssen, vom Bedürfniß des Lebens gefordert, überall und zu allen Zeiten entstehen. Wo die künstlerische Kraft nicht vorhanden oder nicht stark genug ist, um die Bauhätigkeit zu beherrschen, da sehen wir allerhand Reigungen und Fähigkeiten zu gemeinsamem Wirken aufgerufen, um alle die Formen zu Tage zu fördern, aus denen sich das bunte Bild der Architektur zusammensetzt. Die Lust am übermäßig Großen bemächtigt sich der Bauwerke so gut wie das Vergnügen am Zierlichen und Bunten; der nüchterne erfindungsarme Sinn dehnt sie zu klaren, übersichtlichen Formen aus, die ungezügelter Phantasterei verwirrt sie zu den aben-

teuerlichsten Erscheinungen; Dürftigkeit und Strenge verleihen ihr ein ernstes Ansehen, Verschwendung und Prunksucht überladen sie mit Reichtum und Pracht. Dies und noch manches Andere müssen wir in Rechnung ziehen, wenn wir uns alle Erscheinungen auf dem Gebiete baulicher Thätigkeit erklären wollen. Es ist nicht zu leugnen, daß uns manche architektonische Gebilde, sofern sie nur nach irgend einer Seite hin hervorstechende Eigenschaften aufzuweisen haben, Interesse einflößen, Freude gewähren, Bewunderung abnötigen können; technische Beherrschung des Materials, welche die Lösung der schwierigsten Aufgaben möglich macht, Reichtum und Originalität der Erfindung, Kühnheit in den Entwürfen, Geschmack in der Ausführung, — dies Alles war nothwendig, um Werke hervorzubringen, die oft großartig, oft prachtvoll, oft reizend und gefällig sind. Aber wenn wir jenen geraden Weg im Auge behalten, den die Entwicklung architektonischer Formen innehalten muß, um zur Vollendung fortschreiten zu können, so werden uns auch die blendendsten und eindrucksvollsten Erscheinungen nicht darüber zu täuschen vermögen, daß in ihnen jener eigentlich künstlerische Sinn nicht mächtig gewesen ist, und daß sie daher mit der Architektur als Kunst im strengsten Sinne des Wortes wenig zu thun haben.

Wenn es aber wahr ist, daß das Walten echt künstlerischen Geistes auf dem Gebiete der Baukunst nur da zugegeben werden kann, wo sich das Streben kundgibt, vorhandene architektonische Formenelemente aus einem materiell bedingten und beschränkten Dasein in die Freiheit des rein geistigen Ausdrucks zu erlösen, so fragt es sich, ob innerhalb der gesammten Baukunst alter und neuer Zeit der griechische Baustil wirklich der einzige ist, der sich zu solcher Höhe erhoben hat. Um diese Frage wenigstens rücksichtlich der hauptsächlichsten architektonischen Erscheinungen, die in den europäischen Ländern seit dem Verfall der griechischen Baukunst aufgetreten sind, beantworten zu können, müssen wir uns vergegenwärtigen einerseits, was im Verlaufe der Zeiten aus dem Erbtheil geworden ist, welches die griechische Baukunst aller späteren Bauthätigkeit hinterlassen hat, anderentheils welche neuen, in dem griechischen Baustil nicht verwertheten Elemente in die Bauthätigkeit eingetreten sind.

Zunächst können wir uns nicht zu der Ansicht bekennen, daß eine künstlerische Weiterentwicklung der antiken Bauformen über die griechische Baukunst hinaus jemals stattgefunden habe, ja daß eine solche nur überhaupt stattfinden könne. Die Thatsache, daß irgend eine bedeutende Erscheinung im geistigen Leben zu so großer Geltung und Herrschaft gelangt, daß sie auf Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinaus dem Denken und Thun der Menschen die Richtung gibt, schließt noch keineswegs die Nothwendigkeit in sich, daß das Beharren in der eingeschlagenen Bahn mit einem Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen verbunden sei. Wie wir in der Natur, um die Entstehung gewisser Bildungen verstehen zu können, neben der Thatsache der Entwicklung in aufsteigender Linie auch die der Degeneration in Rechnung ziehen müssen, so müssen wir uns auch auf geistigem Gebiete von dem Wahne freimachen, daß eine Veränderung immer eine Verbesserung sein müsse. Es gibt Höhepunkte im geistigen Leben, von denen nur ein Herabsteigen möglich ist; will man zu gleicher

Höhe emporsteigen oder zu noch größerer Höhe sich erheben, so muß man seine Kraft an ein neues Problem setzen.

Wir hatten gesehen, wie ein bis zur höchsten Klarheit und Reinheit gesteigertes architektonisches Bewußtsein in den griechischen Bauwerken der besten Zeit einen lebendigen Ausdruck gefunden hatte. Die Bauwerke blieben stehen, nachdem schon längst jenes Bewußtsein sich verdunkelt hatte und abhanden gekommen war, und ihre Formen mußten, da sie nicht mehr durch das innere Princip ihrer Entstehung zusammengehalten wurden, die sonderbarsten Schicksale erleiden. Wenn uns schon die Zertrümmerungen und Verstümmelungen, denen im Laufe der Jahrhunderte jene Denkmäler griechischer Baukunst haben erliegen müssen, mit gerechter Trauer erfüllen, so liegt doch eine viel schmerzlichere Zertrümmerung und Verstümmelung jener wunderbaren Formwelt darin, daß das bauliche Bedürfniß aller folgenden Zeiten sich ihrer als einer bequemen Fundgrube bemächtigt, den ursprünglichen Zusammenhang auflöst, die einzelnen Theile willkürlich verwendet und zu allerhand Verbildungen herabwürdigt. Hatte es sich in der griechischen Baukunst um die Aufnahme von ihrer endgültigen Ausbildung harrenden Formenelementen und um die Entwidlung derselben zu lebendigen Kunstgebilden gehandelt, so handelte es sich nunmehr um die Verwendung fertiger, erstarrter Formen, die man beliebig aus ihrem Zusammenhang reißen und neuen Zwecken anpassen zu können glaubte. Von einer Weiterentwicklung des griechischen Baustiles kann nur in absteigender Linie die Rede sein; alle Metamorphosen, durch die wir die Formen griechischer Baukunst bis auf unsere Tage herab hindurchgeführt sehen, können wir, wenn sie auch unter sich sehr verschiedenen Werth haben mögen, im Vergleich zu ihrem Vorbild nur als Beweise einer Degeneration der ursprünglichen Bildung ansehen.

Diese Ansicht bedarf keiner besonderen Rechtfertigung, wenn es sich um die Umgestaltungen handelt, denen die Formen griechischer Baukunst im späteren Alterthum und namentlich durch die Römer unterworfen wurden. Die Aufgaben, denen die Baukunst zu genügen hatte, waren hier viel umfassendere und verwickeltere und an die Stelle des feinen künstlerischen Sinnes, der bei den Griechen auf mäßigem Raume Vollenbetes geleistet hatte, trat das großartig praktische Genie der Römer, welches sich jeder Aufgabe gewachsen fühlte, weil ihm die höheren künstlerischen Forderungen fern lagen. Mit großer Freiheit schaltete man in dem überkommenen Vorrath architektonischer Formen und verband das vielfach Veränderte mit Constructionsweisen, die man zu praktischem Gebrauche ganz anderen Preisen architektonischer Entwicklung willkürlich entnahm. Damit ist von vornherein der Weg vorgezeichnet, den die Baukunst nehmen mußte, so lange sie zum größten Theil auf antiken Reminiscenzen beruhte; ihre Thätigkeit ist nicht mehr die einer Gestaltung, sondern die einer Combination von Formbestandtheilen, die durch kein einheitliches künstlerisches Princip mehr mit innerer Nothwendigkeit zusammengehalten werden. Wir brauchen von dem kümmerlichen Dasein, welches die antiken architektonischen Ueberlieferungen innerhalb langer Jahrhunderte nach dem Untergange der alten Welt fristeten, nicht ausführlich zu reden; die große Auferstehung der Künste seit dem fünfzehnten Jahrhundert ab aber auch der fast gänzlich erstorbenen antiken Baukunst ein neues Leben

wieder; eine unerschöpfliche jugendlich frische Erfindungskraft ließ aus den Trümmern der vergangenen Herrlichkeit eine ganz neue glänzende und reiche Welt entstehen; man erschien sich wie erlöst von dem Banne fremdartiger Bestrebungen und wie zurückgekehrt auf den Weg, auf dem allein ein Fortschritt möglich war. In der Baukunst schien die Renaissance ebenso einen neuen Höhepunkt erreicht zu haben, wie in der Skulptur und Malerei. Gleichwol ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der Baukunst der Renaissance und der gleichzeitigen Plastik und Malerei nicht zu verkennen. Der vollkommen selbständigen Entwicklung der Skulptur und Malerei im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kann die Baukunst eine auf selbständiger künstlerischer Grundlage ruhende Erscheinung nicht zur Seite stellen. Bei allem Studium antiker Kunst ergriffen Bildhauer und Maler mit den eigenthümlichen Kräften ihres Geistes die Natur doch unmittelbar und zwangen ihr neue Gestalten ab: die Baumeister griffen nicht soweit zurück, sie setzten ihre Kraft nicht an die selbständige Lösung eines eigenen künstlerischen Problems; sie versuchten, wenn auch nach Maßgabe anderer praktischer Anforderungen und anderer Naturanlagen im Grunde doch nicht anders als die Römer; ihr Bauen war auch ein Construiren und Combiniren, kein Gestalten, und aller Reiz der Erfindung, alle Feinheit und aller Geschmack der Ausführung, aller Zauber der Ausschmückung vermag nicht darüber zu täuschen, daß es nicht die Entwicklung, sondern der Verfall einer Formwelt ist, der hier zum Ausdruck gelangt. Man mag in Ermangelung eigentlich künstlerischer Productivität sich immer und immer wieder auf das Erbtheil der Vergangenheit angewiesen sehen, der fortschreitende Verfall wird bei jeder Wiederaufnahme und bei jedem Versuch zur Fortbildung der alten Formen zu Tage treten und die neueste Renaissance liefert dafür nur allzudeutliche Beweise.

Aber mitten in diesem Niedergange der antiken Formwelt, der sich, im Alterthume beginnend und bis in unsere Tage fortschreitend, allmählig aber unaufhaltsam vollzieht, sehen wir Formen auftreten, die, aus einem anderen Gebiete architektonischer Traditionen stammend, auf die Möglichkeit, ja Nothwendigkeit einer neuen selbständigen Entwicklung der Baukunst hinweisen. Die Griechen hatten Bogen und Wölbung consequenterweise aus dem Kreise der von ihnen ausgebildeten architektonischen Formen ausgeschlossen; gleichwol reicht die Kenntniß dieser Formen weit über die Blüthezeit griechischer Kunst zurück und verliert sich in das Dunkel vorhistorischer Zeit, aus dem wir zuletzt alle die alten Traditionen stammen sehen, die den Inhalt immer erneuter geistiger Thätigkeit bilden. In dem ganzen Gebiete der Entwicklung jener Formwelt, die sich bei den Griechen vollendete, begegnen wir aber dem Bogen und der Wölbung nur in dienender Stellung. Die Untersuchung der uralten Fundamentbauten, auf denen sich die hervorragendsten Heiligtümer des Alterthums erhoben, hat ergeben, daß sich hier, veranlaßt durch die praktische Nothwendigkeit, den Erddruck gegen die Umfassungsmauern zu vermindern, eine eigenthümliche Hohlconstruction ausgebildet hatte; bei dieser kamen Bogen und Wölbung zu ausgedehnter Anwendung. Aber erst nachdem jene andere Formwelt ihre letzte Ausbildung erlangt hatte, wurden Bogen und Wölbung aus ihrer dienenden Stellung erlöst, gelangten ihrerseits an das Licht des Tages und wurden zu

einer selbständigen Verwerthung berufen. Semper spricht es ausdrücklich aus, daß das Wesen römischer Bauart, in welcher Bogen und Gewölbe zu so großartiger Anwendung kamen, auf der architektonisch-räumlichen Verwerthung der auf den Hochbau angewandten Hohlstructur des Fundamentbaues beruhe.

Man kann über den Ursprung von Bogen und Gewölbe verschiedener Ansicht sein: man kann annehmen, daß wir in ihnen ursprüngliche Formenelemente besitzen, die sich bei der Verwendung des Steines zu baulichen Zwecken unmittelbar aus den eigenthümlichen Eigenschaften dieses Materials ergaben, in einem anderen Material aber nicht hätten entstehen können, oder man kann annehmen, daß die in der Steinconstruction auftretenden Formen des Bogens und der Wölbung schon eine secundäre Bildung sind und auf noch ältere, der unbearbeiteten Natur gleichsam noch näher stehende Formtraditionen zurückweisen; — jedenfalls erscheint, sobald sich Bogen und Wölbung einen Platz in der Steinconstruction erobern, ein gänzlich neues Element auf dem Schauplatz, und es beginnt eine ganz neue Epoche der Entwicklung für die Baukunst. Denn wenn die älteren, auf die Tradition des Holzbaues zurückweisenden Formen ihr Recht erhalten hatten und in dem künstlerischen Geiste der Menschen so lange umgebildet worden waren, bis sie im hellenischen Monumentalbau sich zur vollendeten Erscheinung gesteigert hatten, so traten die neuen Formen gleichsam noch in ihrer elementaren Rohheit auf und erwarteten erst den langen Läuterungs- und Gestaltungsproceß, um ihrerseits zu einer ähnlichen Kunsthöhe zu gelangen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns die gesammte, an verschiedenartigen Aeußerungen so überreiche nachgriechische Bauthätigkeit in eigenthümlichem Lichte. Wir können uns nicht verhehlen, daß die neuen Elemente noch immer einer gleichen Gunst des Schicksals, wie sie den alten Elementen in Griechenland beschieden worden war, entbehren; und während die griechischen Bauformen von der Höhe ihrer Vollendung wieder herabsteigen, sehen wir die Elemente einer neuen Entwicklung in allerlei Seiten- und Irrwege verwickelt, ohne auf die gerade Bahn allmäliger und stetiger Vervollkommnung gelangen zu können. Denn wenn wir, um uns Klar zu werden über das ideale Ziel, dem jene neuen architektonischen Formenelemente zugeführt werden mußten, um zu mustergültigen Kunstformen zu werden, die Analogie des griechischen monumentalen Kunstbaues zu Hilfe nehmen, so erkennen wir, daß dieses ideale Ziel in nichts Anderem bestehen könne als darin, daß diese auf den Eigenschaften eines bestimmten Materials, des Steins, beruhenden, zunächst nur eine bestimmte Constructionsmöglichkeit zeigenden Formen unter der Herrschaft des bildenden Geistes eine Gestalt gewinnen, in der die rohen Elemente der materiellen Beschaffenheit und der constructiven Forderungen im rein geistigen Formenausdruck untergegangen erschienen. Wie diese Gestalt aussehen mußte, wissen wir nicht, bis sie uns nicht vom Genius offenbart ist.

Wir können hier nicht im Einzelnen verfolgen, welche Stellung dem Bogen und dem Gewölbe seit ihrer großartigen Verwendung schon zu den Zeiten Alexander's des Großen innerhalb der Bauthätigkeit aller folgenden Zeiten und bis herab zu unseren Tagen zugekommen ist. So lange wir diese eigenthümlichen Formen nur als constructive Hilfsmittel in allen jenen Bauarten ver-

werthet sehen, die im Grunde auf dem antiken Bauprincipe beruhten, können sie uns ein künstlerisches Interesse nur in geringem Grade abgewinnen. Aber wir besitzen vornehmlich zwei Bauarten, in denen wenigstens der Versuch gemacht ist, entschieden mit der antiken Tradition zu brechen und den Gewölbbau einer selbständigen Entwicklung entgegenzuführen: den sogenannten romanischen und den sogenannten gothischen Baustil. Diese müssen unser künstlerisches Interesse im höchsten Maße erwecken und unsere Aufmerksamkeit muß sich darauf richten, ob wir in ihnen wirklich den Anfängen einer künstlerischen Ausbildung des Gewölbebaues begegnen.

Die künstlerische Würdigung der romanischen und der gothischen Bauart fällt meist zu Gunsten der letzteren aus; ja man ist nicht selten so weit gegangen, die Gothik in ihrer Consequenz und Fertigkeit dem griechischen Baustil als ebenbürtig an die Seite zu stellen. In der romanischen Bauweise sah man häufig nur ein Zwischenglied, ein Uebergangsstadium, in dem sich Ueberliefertes mit Unentwickeltem verband, um schließlich in dem Bildungsproceß der zu bedeutenderer Zukunft berufenen Gothik aufzugehen. Eine nähere Prüfung wird uns aber davon überzeugen, daß, während in der romanischen Baukunst zum ersten Male seit den Zeiten griechischer Baukunst, und bis zum heutigen Tage auch zum letzten Male, die Anzeichen einer selbständigen künstlerischen Entwicklung auftreten, die Gothik nichts Anderes bedeutet, als einen der sonderbarsten Irrwege, den die Baukunst jemals gegangen ist. Denn während wir die Formenelemente des Bogens und der Wölbung und den auf ihnen beruhenden Raumgedanken einer künstlerischen Vollenendung zugeführt zu sehen erwarten, begegnen wir in der Gothik einer sonderbaren Abart jener Formenelemente, deren Erfindung nicht einem künstlerischen, sondern einem constructiven Bedürfniß zuzuschreiben ist. Der Spitzbogen und das Spitzbogengewölbe haben zunächst eine vornehmlich constructive Bedeutung. Sie gingen bekanntlich hervor aus der Unmöglichkeit, mittelst des aus dem Halbkreis construirten Bogens und Gewölbes Räume von verschiedenen Dimensionen in gleicher Scheitelhöhe zu überspannen. Der Einfall, aus dem Bogen ein halb größeres, halb kleineres Mittelstück auszuscheiden und die beiden übrigbleibenden Endstücke aneinander zu rücken, um dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, die Weite und Höhe der Wölbungen auf das Mannigfachste zu variiren, ist gewiß ein recht sinnreicher Einfall, aber ein Einfall durchaus praktischer Natur. Indem sich der Rundbogen und das Rundbogengewölbe in den Spitzbogen und das Spitzbogengewölbe verwandelten, trat nicht eine künstlerische Entwicklung von Bogen und Gewölbe ein; vielmehr war der Spitzbogen nur technisch eine Entwicklung, künstlerisch eine Ausflucht: man suchte nicht im Kampfe mit dem praktischen Bedürfniß nach einem reineren und höheren Formenausdruck, vielmehr nahm man keinen Anstand, um der erfinderischen Lösung eines praktischen Problems halber die Form zu verstimmen und somit auf einen künstlerischen Fortschritt von vornherein zu verzichten. Dieser Willkür des praktischen Bedürfnisses gegen die überlieferte Form folgte sehr schnell ein immer steigender constructiver Uebermuth, der desto kühner wurde, je mehr er sich von den Banden uralter künstlerischer Traditionen befreite. Es ist erstaunlich, zu welcher technischen Herrschaft über das Material die Bau-

meister des dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts gelangten; es ist aber nicht minder erstaunlich, zu beobachten, im Dienste welcher Absichten sie diese technische Beherrschung des Materials verwertheten. Auf der einen Seite geht das Streben dahin, die Construction möglichst sichtbar zu machen; man hat für die gothischen Bauten schon oft den Vergleich mit einem Knochengerüst herbeigezogen, und in der That bilden die wesentlich sichtbaren Theile, die Pfeiler, Gewölbegurte, Strebebögen u. s. w. das Skelett des Baues, während die Theile, die nicht direct zum Ausdruck der Construction dienen, z. B. die Wandflächen, auf ein geringstes Maß reducirt werden. Auf der anderen Seite erscheint das Material in Formen gebracht, die der natürlichen Beschaffenheit jedes zum Bauen verwendbaren Materials so gänzlich widersprechen, daß sie von vornherein gar nicht in einem bestimmten Material gedacht sein können. Das wie von eigener Kraft getriebene Emporstreben gothischer Bauformen ist Etwas, was außerhalb des architektonisch-bildnerischen Gedankenkreises entstanden ist, und zu dessen Ausdruck das Material gezwungen werden mußte. Ohne daß es nöthig wäre, auf weitere Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, so leuchtet doch ein, daß es nicht gerade schwierig ist, die angegebenen Merkmale gothischer Bauart in ihrem Wesen zu erkennen und die betreffenden Bauwerke nach dieser Seite hin zu verstehen; zugleich aber daß man in seinen Anforderungen an architektonische Leistungen sehr bescheiden ist, wenn man sich durch die Erkenntniß der angegebenen Merkmale zur Bewunderung, ja, wie es oft geschehen ist, zur Begeisterung hinreißen läßt. Wie keine eigentlich künstlerische Reflexion dazu gehört, das Wesen dieser Eigenthümlichkeiten zu begreifen, so war es auch keine eigentlich künstlerische Kraft, die sie hervorgebracht hat, und es sind keine künstlerischen Ansprüche, die von ihnen befriedigt werden. Dennoch werden Viele, wenn sie dies auch einräumen, an den gewaltigen Wirkungen festhalten, die durch jene Mittel trotz ihrer unkünstlerischen Qualität erreicht sind. Niemals wird es gelingen, trotz allen Tadel, den man in künstlerischer Hinsicht gegen die gothischen Bauwerke ausspricht, sie der Macht zu berauben, die sie durch die ernste Gewalt ihrer Erscheinung auf jedes empfängliche Gemüth unfehlbar ausüben. Aber so sehr man auch in der Hingabe an solchen Genuß Befriedigung finden mag, so hindert das doch nicht, daß die höhere Befriedigung, die ein feineres Verständniß allein von den seltenen Leistungen echter künstlerischer Kraft empfängt, von den Werken gothischer Baukunst nicht gewährt werden kann. Dem unbefangenen und aufgeklärten Blick wird die gesammte gothische Bauweise eine Erscheinung sein, die, so sehr sie auch Zeugniß von mancherlei hervorragenden menschlichen Fähigkeiten ablegt, von dem Wege, den die Kunst zu gehen hat, einen Abweg bedeutet. Auch steht sie gänzlich isolirt; sie brach in dem Eigensinn ihrer absonderlichen Absichten mit Dem, was doch der allmäligen Weiterentwicklung harrete; und als man anfang, in der Bauhätigkeit überhaupt wieder ein künstlerisches Bedürfniß zu fühlen, da fand man in dem gothischen Baustil keinerlei Anknüpfungspunkte.

III.

Wenn wir sagten, daß allen nachgriechischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Baukunst gegenüber nur in der sogenannten romanischen Baukunst die Ansätze zu einer neuen, selbstständigen künstlerischen Entwicklung vorhanden seien, so müssen wir besonders betonen, daß eben nur von Anfängen einer Entwicklung die Rede sein kann. In den Bauwerken des elften und zwölften Jahrhunderts finden sich diese Ansätze keineswegs immer klar und unzweideutig ausgesprochen; das neue architektonische Bewußtsein, welches sich hier und da zu bilden und zu entwickeln anfang, verbunkelte sich oft genug wieder; der eigentliche Baugedanke wurde mißverstanden, die Form in ihrer Ausbildung gehemmt, indem ihr allerhand ihrer inneren Bedeutung widerstrebende, bald aus der antiken Baukunst erborgte, bald willkürlich erfundene, bald wild phantastische Elemente beigemischt wurden. Wir dürfen nicht erwarten, daß irgend ein Bauwerk jener Zeit der unverkümmerte Ausdruck reinen künstlerischen Strebens sei; vielmehr muß die künstlerisch bedeutungsvolle Form sich oft unter der Masse des Beiwerks verstecken oder in der Verunstaltung sich bis zur Unkenntlichkeit entstellen lassen. Gleichwol werden wir, wenn wir die romanische Baukunst ihrem künstlerischen Gehalte nach verstehen wollen, aus dem bunten und mannigfach verwirrten Bilde, welches sie uns äußerlich darbietet, die großen Züge herauszufinden suchen müssen, in denen sich das Vorhandensein eines künstlerisch thätigen Geistes ausdrückt.

Die Art und Weise, in der in den Anfängen romanischer Bauweise der auf Bogen und Wölbung beruhende Baugedanke aufgefaßt wird, beweist den gänzlich neuen Ausgangspunkt, den die Baukunst hier erhalten sollte. Schon unter den flach gedeckten Kirchen jener Zeit hatte man übertöhlte Krypten angelegt, und gerade diese Theile haben sich, als der Zerstörung weniger ausgesetzt, aus den frühesten Zeiten romanischer Baukunst in nicht geringer Anzahl erhalten. Der Gewölbebau, der schon einmal aus den antiken Substructionen auf den Hochbau übertragen worden war, sollte noch einmal aus einem unterirdischen Dasein zum Tageslicht emporsteigen, um sich neu zu entwickeln. Er war aber von vornherein ein anderer, als er früher gewesen war. Der fundamentale Unterschied des romanischen Gewölbebaues von jenem früheren besteht darin, daß in ihm nicht der Bogen und das Gewölbe als neue Theile zu den Theilen eines anderweitigen, schon ausgebildeten Bausystems hinzutreten, sondern daß ihm die einfache, noch in keine Bildung übergeführte Idee des gewölbten Raumabchlusses zu Grunde liegt. Dieser in dem steinernen Material gefaßte, noch gänzlich rohe Raum- und Formgedanke ist der Stoff, welcher der künstlerischen Weiterformung und Weiterbildung harrete. Nur wenn wir dies festhalten, können wir die eigenthümliche künstlerische Bedeutung des romanischen Baustils verstehen, können wir begreifen, daß es sich hier nicht um constructive Combinationen, sondern um einen künstlerischen Entwicklungsproceß handelte. Denn, um es hier noch einmal zu wiederholen, nur wo das Bewußtsein eines gegebenen formlosen, zur Form zu bringenden Stoffes vorhanden ist, kann von einer künstlerischen Thätigkeit bei der Errichtung von Bauwerken die Rede sein; alle die

verschiedenen Bauarten, die gleichsam nur fertige Elemente zusammensetzen, bringen nur Zusammengesetztes zu Stande und entbehren der eigentlich künstlerischen Bedeutung, weil sie nicht bei jenem Bewußtsein des Ungeformten anfangen, um bei der Gestalt zu endigen.

Man hat oft als das Charakteristikum der mittelalterlichen Baukunst die verticale Tendenz gegenüber der horizontalen der antiken Architektur bezeichnet; und allerdings entsteht der mittelalterliche Baugedanke nicht aus der Vereinigung stützender und lagernder Theile, sondern aus der durch die neue constructive Verwendung des steinernen Materials gebotenen Möglichkeit, die Raumeschülle als eine einheitlich und ununterbrochen in sich zusammenhängende vom Boden aufsteigen oder vielmehr durch den Boden tragen zu lassen. Die Wölbung erscheint nicht von der Wand gestützt; vielmehr schließen sich die Wände in der Wölbung zusammen, oder die Wölbung setzt sich in den Wänden bis auf den Boden fort. Dies ist der einfache Ausgangspunkt für die neue architektonische Entwicklung.

Von den frühesten romanischen Bauten empfangen wir, auch wenn sie uns nur in den gewölbten Unterkirchen vorliegen, den Eindruck, daß hier der neue Gedanke des Raumabschlusses erst eine noch sehr primitive Gestalt gewonnen hatte: die wenigen Gliederungen sind plump und unbeholfen, und das massige Material scheint nur widerstrebend die allgemeinsten Züge der neuen Bildung angenommen zu haben. Bald aber erkennen wir an einzelnen Zeichen die innere Fortentwicklung jenes ursprünglichen Gedankens: Stoff und Construction werden allmählig gleichsam zur Selbstverleugnung und zum bloßen Ausdrucksmittel der Form hinabgezwungen. Wir nehmen dies zuerst an einer eigenthümlichen Gestaltung der Mauer wahr. Die Mauer war hier von vornherein etwas ganz Anderes, als sie im System antiker Baukunst gewesen war. Haben wir die antike, bekleidete Steinwand als die monumentale Kunstform für einen Gedanken des Raumabschlusses anzusehen, dessen Entstehung mit der Verwendung von textilen Stoffen zum Zwecke der Abschließung des Innenraums von der Außenwelt zusammengefallen war, so erscheint hier der Gedanke des Raumabschlusses als von vornherein in dem steinernen Material concipirt, und es handelte sich darum, in der Mauer den Gedanken des geschlossenen Zusammenhangs zum Ausdruck zu bringen, zugleich aber die schwere Stofflichkeit zu einem freien Ausdrucksmittel dieses Gedankens zu erheben. Der Ausgangspunkt war die glatte Mauer, aus der Thür- und Fensteröffnungen einfach ausgeschnitten wurden; diese bleiben der Mauermaße stets untergeordnet und sprechen ihren Sinn als bloße Oeffnungen in der Mauer besonders dadurch aus, daß sie sich nach innen verengern und so die Stärke der Mauer, die sie durchbrechen, zur Anschauung bringen. Der künstlerisch formende Sinn äußerte sich nun an der Außenfläche der Mauer dadurch, daß er sich nicht begnügte, ihr die ausdruckslose glatte Oberfläche zu lassen; er entfernte vielmehr gleichsam einen Theil der obersten Schicht, als ob man unter dieser erst des Zusammenhangs der Mauer gewahr werden könnte. Auch wurde gleichsam noch eine zweite Schicht theilweis entfernt, um die Mauer in ihrem Wesen immer mehr zu enthüllen. Endlich fand dasselbe Streben an den die ganze Mauerstärke durch-

brechenden Oeffnungen seinen Ausdruck dadurch, daß die Verjüngung der Oeffnung nach innen durch das Vortreten innerer Mauerſchichten vor äußeren dargeſtellt war. So entwickelte ſich ein immer klarer und feinerer Formenausdruck für das Weſen der Steinmauer, und es lag ganz im Sinne dieſer Entwicklung, daß ſich die Ränder, die da entſtanden, wo die Mauerſchichten durchbrochen erſchienen, zum Ornament ausbildeten. Im Inneren fand der künstlerische Sinn andere Aufgaben zu löſen. Der überlieferte mehrſchiffige Raum war in der alten Baſilika noch ganz nach den Traditionen antiker Baukunſt durch Säulenreihen hergeſtellt, welche die Oberwände eines mäßig erhöhten Mittelschiffes wol tragen konnten; jezt ſtanden die im Gewölbe ſich ſchließenden hohen Steinmauern unmittelbar auf dem Boden auf und die Verbindung mit den Seitenschiffen war nur dadurch herzuſtellen, daß die Mauer in ihren unteren Theilen durchbrochen wurde: man ſchnitt ſie in Bogen aus, und die Pfeiler waren im Grunde nichts Anderes als die zwiſchen den Ausſchnitten ſtehengebliebenen Mauerſtücke, in denen ſich die obere Mauer bis auf den Boden fortſetzte. Dies der roheſte Ausdruck des baulichen Gedankens. Man verſuchte auf verſchiedene Weiſe zu einem entwickelteren Formenausdruck zu gelangen. Der Säule, die der Ausdruck eines ganz anderen Formgedankens geweſen war, kam ſtreng genommen keine Stelle in dem neuen baulichen Zuſammenhange zu, auch iſt ihre Anwendung oft genug ein Beweis dafür, daß man das Bewußtſein für das Weſen der neuen architektoniſchen Erſcheinung verloren hatte und die überlieferte Form nur anwendete, weil man der Kraft ermangelte, eine neue zu ſchaffen; gleichwol begegnet man in romanischen Bauten einer Verwendungsart der Säule, die den Beweis liefert, daß man ſich der Fremdartigkeit dieſer architektoniſchen Form in der Welt neuer baulicher Geſtaltungen wohl bewußt war und dennoch verſuchte, ſie dem neuen Syſtem anzupaſſen. Man bildete das Capital ſo, daß es weniger zur Säule, als vielmehr zu der in Bogen ausgeſchnittenen oberen Mauer gehörte; es war das der romanischen Architektur eigenthümliche Würfelcapital mit den abgeſtumpften Ecken, welches die beiden Mauerbogen, die von ihm ausgingen, in ſich vereinigte und abſchloß. Anſtatt alſo die Mauer im Pfeiler bis auf den Boden herabgehen zu laſſen, endigte man ſie in der Höhe der Bogenanſätze und ſchob ihr an dieſen Unterſtützungs Punkten kräftige Säulenchäfte unter; dieſe ruhten auf einer Baſis, welcher durch eine in den vier Ecken der Plinthe angebrachte Verzierungsart der Charakter beſonderer Feſtigkeit gegeben war. Auf dieſe Weiſe raubte man zwar der Säule den Charakter des freien, mühelosen Tragens; aber man vermied den Widerſpruch, der entſtanden ſein würde, wenn man antiken Säulen die Laſt einer hohen, in der Wölbung ſich ſchließenden Obermauer aufgebürdet hätte. Von anderen, weniger fein durchdachten Auskunſtsmitteln, um der Säule einen Platz in der neuen Bauart zu bewahren, ſehen wir hier ab; am richtigſten war es jedenfalls, den Pfeiler beizubehalten und dieſen einer feineren Ausgeſtaltung zu unterwerfen. Man verſuchte dies bald mit mehr, bald mit weniger Glück, und es iſt ſehr lehrreich, unter den vielen Formen, welche die romanischen Pfeilerkirchen bieten, dieſenigen herauszufuchen, die das feinſte architektoniſche Bewußtſein verrathen. Einen Mangel an ſolchem architektoniſchen Bewußtſein

müssen wir überall da annehmen, wo die Pfeilerbildungen keine Beziehung zu den Mauerbögen aufweisen; denn da der Pfeiler nichts Anderes war, als das zwischen den Bogenauschnitten stehende gebliebene Mauerstück, so war es weit sinnvoller, die Gestaltung an Bogen und Pfeiler zugleich vorzunehmen. Man beließ daher den Pfeilern an den die Mauerfläche fortsetzenden Seiten ihre glatte Außenseite, gliederte sie an den beiden in die Bögen sich fortsetzenden Seiten und führte diese Gliederung an den Innenseiten der Bogenauschnitte weiter. Einen fernerer Schritt that man dadurch, daß man dem Pfeiler eine Form gab, die ihn auch zu der Wölbung, diesem hervorragenden Bestandtheile des Baues, in Beziehung setzte. Die Wölbung ihrerseits entwickelte sich ebenfalls zum klareren, freieren Formenausdruck. Das schwere, einförmige Lonnengewölbe lag seiner ganzen Länge nach horizontal auf der Mauer auf; indem man es zum Kreuzgewölbe umwandelte, ließ man es im Rundbogen aus der Mauer entspringen; und als man schließlich zum Gurtgewölbe überging, wurde durch die Gurte die Wesensgleichheit des Gewölbes mit der Mauer noch besonders betont. Indem man nun die Gurte in einer Halbsäule an der Mauer herunterführte und am Pfeiler bis auf den Boden fortsetzte, gelangte man dazu, dem Zusammenhang des gesammten, geschlossen von dem Boden sich erhebenden oder auf diesem aufstehenden Gebäudes einen klaren, unzweideutigen architektonischen Ausdruck zu geben.

Wenn wir bei der Betrachtung romanischer Bauwerke diese großen Züge der Entwicklung im Auge behalten, so kann es uns nicht verborgen bleiben, daß sich uns hier in der That das Werden eines künstlerischen Bewußtseins in seinen ersten Äußerungen darstellt. Wie wenig weit dieser Entwicklungsproceß vorgeschritten war, als er gehemmt und durch andere Bestrebungen verdrängt wurde, zeigt sich darin, daß die bauliche Gestaltung in wesentlichen Theilen noch kaum von der Kraft des formenden Denkens ergriffen war. Um nur Weniges anzuführen, so sehen wir aus der constructiven Nothwendigkeit, dem Seitenschube der Gewölbe Widerlager zu verschaffen, mancherlei constructive Combinationen hervorgehen, ohne daß es doch zu einem künstlerischen Ausdruck gekommen wäre. So bleibt namentlich die äußere Gestalt des Gewölbebaues noch vollständig unentwickelt, und die Beibehaltung der schrägen Bedachung über den gewölbten Innenräumen bedeutet, daß man eben auch nach Formen aus ganz anderen Kreisen der architektonischen Entwicklung griff, wo man einem unabweisbaren Bedürfniß genügen mußte und doch eine selbständige Form nicht fand. In der Feststellung der Verhältnisse, dieser feinsten Aufgabe architektonisch-künstlerischer Thätigkeit, brachte man es über Versuche nicht hinaus. Merkwürdig ist es, daß wir in den Zeiten der Renaissance-Architektur, als man sich ganz anderen architektonischen Gedankenkreisen zugewendet hatte, einem Fortleben des romanischen Baugedankens ab und zu begegnet. So fand namentlich der Kuppelbau hier eine Entwicklung, die sich nicht allein aus einem Zurückgehen auf römische Vorbilder erklären läßt. Freilich sind es zwei übermächtige Geister, die, bei allem Zurückgreifen auf antike Reminiscenzen, doch in ihren Werken den Beweis selbständiger Gestaltungskraft hinterließen: Brunelleschi verstand es, in der Domkuppel von Florenz, deren mächtige Rippen, aus den unteren

Mauermassen entspringend, sich oben zusammenschließen, dem Gedanken der Kuppel einen großartigen architektonischen Ausdruck zu geben; und wenn dieser Ausdruck die Banden des Stoffes und der constructiven Bedingtheit noch nicht ganz abgestreift hat, so besitzen wir in Michelangelo's Peterskuppel trotz mancherlei fremdartigen Beimischungen einen so vollendeten Formenausdruck, wie ihn nur wenige bauliche Conceptionen gefunden haben.

Während dies vereinzelte Erscheinungen inmitten einer Welt veränderter architektonischer Bestrebungen waren, müssen wir in der romanischen Baukunst beobachten, wie die bedeutenden Anfänge einer neuen Entwicklung nicht dazu gelangen können, die mancherlei widerstrebenden Elemente zu überwinden und sich ein freies, ungehindertes Wachsthum zu erringen. Es ist ein Vorgang, der sich immer wiederholen wird: die bedeutende geistige That kann nur allmählig ihre Macht geltend machen und wird anfangs die Herrschaft über den Sinn der Menschen mit vielfach untergeordneten geistigen Erzeugnissen theilen müssen; es muß ein Abklärungsproceß beginnen, in dem sich das Echte von dem Unechten scheidet. Denn in der Baukunst so gut wie auf anderen Gebieten ist Reichthum an Erfindung und an Gedanken eher verwirrend als fördernd, wenn er nicht beherrscht wird von dem strengen Gesetz innerer Entwicklung. Der bunte Reichthum der Formen muß verschwinden, und alle Fülle der schaffenden Kraft muß sich darin äußern, daß in dem immer neu und immer vollkommener gesuchten Ausdruck die gegebenen großen Formgedanken sich zu immer höherer Vollenbung und Klarheit ausbilden. Nur so entsteht ein Baustil im eigentlichen Sinne des Wortes. Die romanische Baukunst hatte, so weit wir sie nach den erhaltenen Denkmälern beurtheilen können, diesen Abklärungs- und Entwicklungsproceß noch kaum begonnen, als auch schon die künstlerische Kraft abhanden zu kommen schien und die bauliche Thätigkeit in jene sonderbare constructive Richtung getrieben wurde, die in der Gothik zu so dauernder Herrschaft und umfassender Ausbildung gelangte. Der romanische Baugedanke war eben fein und tief, und die Umstände, die das Wachsthum eines bedeutenden geistigen Erzeugnisses fördern, sind selten: der gothische Baugedanke, weit trivialerer Natur, fand viel leichter den Boden, auf dem er gedeihen konnte.

So besitzen wir in den Bauten des elften und zwölften Jahrhunderts eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Baukunst. Wenn wir auch zugeben mußten, daß in der Baukunst niemals wieder ein ähnlicher Grad der Vollenbung erreicht worden sei, wie er sich uns in den Werken griechischer Architektur darstellt, so sehen wir doch gegenüber allen den Bauarten, die aus den Trümmern der antiken Formwelt emporwachsen, in dem romanischen Bauprincip den Anfang einer selbständig auftretenden Entwicklung. Ob die Bauhätigkeit jemals da wieder anknüpfen wird, wo jene Entwicklung unterbrochen wurde — wer kann es voraussagen? Wir mögen hoffen, daß auch für die Baukunst eine Zeit des Fortschritts wiederkehren möge; aber wir müssen uns eingestehen, daß es sehr voreilig sein würde, angeben zu wollen, in welcher Weise dies geschehen werde. Wir stehen mitten in einer Zeit, in der, um nicht zu sagen auf dem Gebiet der Kunst überhaupt, so doch in der Baukunst vollständige Desorientirung herrscht. In Folge einer gewaltigen Veränderung und

Steigerung der Bedürfnisse hat die Bauhätigkeit in Hinsicht des Umfangs der Aufgaben und des Aufwandes an Mitteln nun schon seit geraumer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen; vergeblich ist es aber, nach irgend welchen Anzeichen dafür zu suchen, daß sich über alle die verworrenen Versuche und Bestrebungen ein zur Herrschaft berufenes künstlerisches Bewußtsein zu erheben und die Baukunst auf die gerade Bahn eines nach inneren Gesetzen sich vollziehenden Fortschrittes zu leiten angefangen habe. Die Neuerer sind nur neu durch die Willkür in der Umformung und Verwendung von Elementen, die sie, subjectiver Liebhaberei und wechselnden Geschmacksrichtungen folgend, irgend einem der Vergangenheit angehörigen Kreise architektonischer Formen entnehmen. Diejenigen aber, die immer und immer wieder auf die alten Muster zurückweisen, bedenken nicht, daß wenig damit gethan ist, der modernen Production unablässig die Resultate früheren Schaffens vor die Augen zu führen, wenn man den Geist nicht erwecken kann, aus dem jene Resultate hervorgegangen sind. Es liegt etwas Ertdödtendes in der Forderung der Nachahmung. Es reißen eben auf gewissen Gebieten des geistigen Lebens zuweilen Zustände ein, in denen man vergeblich nach Anknüpfungspunkten für die Möglichkeit einer Fortentwicklung sucht, und wo nur im entschiedenen Gegensatze zu dem Vorhandenen Neues und Zukunftreiches entstehen kann.

Isaias Tegnér.

Nach neuen Quellen dargestellt

von

Georg Brandes.

VI.*)

Tegnér ist Dozent an der Universität zu Lund, 22 Jahre alt und er verbringt seine Sommerferien auf dem Gute Råmen bei der Familie Myhrmann, mit deren jüngster Tochter Anna er verlobt ist. Hierhin kommt eines Tages im September zum Besuch der gleichaltrige, später so berühmte Geschichtsschreiber und Dichter Erik Gustaf Geijer; beladen mit der neuesten Weisheit des Tages und überströmend von jugendlichem Drang, sich mitzutheilen und Ideen zu discutiren, macht er den einen Versuch nach dem anderen sich Tegnér zu nähern. Aber er kann nicht recht den gemeinsamen Boden finden. Der schlanke und blonde Schwiegersohn des Hauses ist unstät und voller Launen, ein verliebter Träumer, ein lachlustiger Spötter. Es glimmt in seinen Augen und es blüht aus seinen Worten. Man kannte so wenig den Gang seiner Gedanken, wie den Weg des Sonnenstrahls durch das Laub. Die zwei jungen Leute gehen zusammen spazieren und discutiren unterwegs. Wir können sie sprechen hören. Der, welcher das Wort führt, ist Geijer:

„Was Tegnér wol über die Volksbildung in dieser Gegend meine? ob er nicht auch glaube, daß alle sogenannte Volksaufklärung vom Uebel sei? Er, Geijer, sehe die „gesunde Vernunft“ der Massen für das unglücklichste Blendwerk an, das zu verehren Jemandem einfallen könnte. Nur die Auserwählten der Menschheit hätten den höheren Sinn, der die Wissenschaft in ihrer Wahrheit aufzufassen vermöchte. Ob das nicht auch die Meinung des Herrn Dozenten sei?“

„Nein, das meine er nicht, das nenne er Mystik.“

„Mystik! was verstehe er unter Mystik?“

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, III. 1877, S. 293.

„Nun, sich auf den Rücken zu legen, ein Schläfchen zu machen und sich von der Kraft des Höchsten beschatten zu lassen.“

„Ernst gesprochen — nehme er keine intellectuelle Anschauung an?“

„Nein, er sei nicht für Deutschthümelei — destomehr aber für Blaubeeren“; und gerade hier wuchsen einige ausgezeichnete, in deren Genuß er sich gründlich vertiefte. Er zweifelte übrigens nicht, „daß Geijer alles Das besser verstehe, hatte ihn auch immer als Genie nennen hören, und dergleichen Leute könnten sich schon mit der Philosophie einlassen. Er dagegen, welcher von sich selbst wisse, daß er nicht mehr Vernunft bekommen habe, als er unumgänglich bedürfe, um durch die Welt zu kommen, spiele nicht gern anders Blindenkuh als mit jungen hübschen Mädchen, höchst ungern aber mit so gelehrten Herrn wie Kant oder Schelling.“

„Aber ohne Mysticismus und ohne Mystik keine Religion.“

„Ob Geijer die Facultät in Lund anerkenne oder nicht? Diese ehrwürdige Pedantengesellschaft habe ihm, Tegnér, das wohlverdiente Zeugniß ausgestellt, daß er ein stilles und „gottesfürchtiges“ Leben geführt, etwas, das in dieser letzten Zeit selten genug sei. Was dagegen das zur Seligkeit so höchst nothwendige Dogma von der Dreieinigkeit anginge, so liege das völlig über seinem intellectuellen Horizont.“

„Trotzdem lasse es sich doch sehr gut erklären. Es liege kein Widerspruch im Begriffe der Dreieinigkeit; denn der Gegensatz setze schon die Einheit voraus. Gott als das absolute Wesen wird nicht, sondern ist von Ewigkeit her, und ist doch im Werden begriffen, denn er erschafft Alles und ist in Allem. Dieser Widerspruch wird einfach dadurch aufgelöst, daß die, welche sich gegenseitig voraussetzen, in der Wirklichkeit Eins sind; der Versöhner und der Vater sind speculativ aufgefaßt, Eins obwol nicht Einer . . . sei das nicht jedem edelgeborenen Gemüthe klar?“

Tegnér, der ganz verloren im Anblick einer hüpfenden Bachstelze dastand, antwortete zerstreut, daß er angeborene Adelsprivilegien nicht anerkenne.

„In welchem Sinne nicht? Im Staate sei Geijer im höchsten Grade für erblichen Adel.“

„Und ich,“ antwortete sein Gegner, den Mund voll Blaubeeren, „ich war von Kind auf ein Stück von einem Jakobiner“¹⁾.

Das Wort hatte, wie schon angedeutet, eine weniger schreckeinjagende Bedeutung in Schweden als in Frankreich, abgesehen davon, daß es in Tegnér's Mund halb Scherz war. Aber im Scherz lag der Ernst, daß er zu den aufrichtigen Freunden der Freiheit im Staatsleben und im Denken gehöre, welche die Thaten der Revolution nicht eingeschüchtert hatten. Mit wirklichem Abscheu vernahm er im Anfang des Jahrhunderts den Einmarsch der politisch-religiösen Reaction in Schweden vom Süden her, und es war ein noch nicht einberufener Solbat vom Heere der Aufklärungscivilisation, der hier auf einen der ersten und am weitesten vorgeschobenen Vorposten des romantischen Feudalismus stieß.

Tegnér kam früh genug zur Welt, um (gleich all' den hervorragenden

¹⁾ Die Repliken sind nach vorliegenden Äußerungen Geijer's und Tegnér's frei geformt.

Männern Europa's, deren Jugend in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fällt) in's Leben hinauszusteuern, die Segel geschwellt von dem großen kosmopolitischen Freiheitswind, der damals über die Erde ging. Seine früheste Lectüre waren natürlicherweise die Gustavianischen Classiker Schwedens, welche in philosophischer Hinsicht auf Locke's Grund, in allgemein literarischer auf dem Voltaire's standen. Sowol Kellgren wie Leopold waren Voltairianer, und Beide waren sie politisch freisinnige Männer, die selbst nicht bei Hofe ihre Ueberzeugung verleugneten. Sie hüteten sich, die religiösen Gefühle der Menge durch Spötereien zu verletzen; aber sie bewahrten und verfolgten mit Glanz die Traditionen des Jahrhunderts. Das satirische Gedicht „Die Feinde des Lichts“ von Kellgren war eine Fahne. In derselben Richtung wie die Poesien dieser Männer, nur mehr dichterisch befruchtend, hat Schiller auf den jungen Tegnér gewirkt. Auf der Grenze des Jünglingsalters befangt er, wie Schiller, die Aufklärung in einem Gedichte über Rousseau, und schreibt reflectirende Gedichte über Gegenstände wie die Religion, die Cultur, die Toleranz, im Geiste der Zeit.

Weber Familienüberlieferung noch Erziehung leitete den Pfarrerssohn zur Opposition gegen den christlichen Dogmatismus. Er empfing wie alle seine aufgeweckten Altersgenossen beim Heranwachsen die kalte Douche Voltaires. (Sechzehn Jahre alt, schreibt er: „Ich lese jetzt Voltaire; aber sehe nicht, wie ich auch nur das Wichtigste und Nothwendigste zu Ende lesen kann. Alles ist vortrefflich und es ist schwierig, unter so vielem Schönen zu wählen.“) Die meisten seiner Zeitgenossen ließen sich aber mit ähnlichen Voraussetzungen schnell vom veränderten Zeitgeiste zum äußersten religiösen Conservatismus führen. Dazu war Tegnér zu ehrlich und zu groß. Was ihn in religiöser Hinsicht dagegen sicherte, seine Selbständigkeit zu verlieren, war das kräftige, von ihm selbst sogenannte heidnische Element seiner Natur, das durch den soliden Bau und die gebiegene Festigkeit seines Wesens bedingt war. Von doppelter Art waren die Männer rings um ihn her, welche die Reaction gegen das achtzehnte Jahrhundert so stark mit sich fortriß, daß sie dadurch zur Orthodorie und zum Feudalismus geführt wurden. Theils waren es die Schriftsteller, deren Naturen darauf angelegt waren, in Stimmungen die mittelalterliche Gefühlscala zu durchlaufen, das heißt — mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit — in Zerknirschung und Selbstverachtung zusammenzusinken, um sich durch den übernatürlichen Beistand der Gnade zur Seligkeit zu erheben; diese zeichneten sich in der Poesie durch nervöse Ueberreizung in allen Formen aus: mystisch-platonische Andacht, schluchzende Melancholie, intensiv-sinnlichen Erotismus, abschreckenden Dünkel; sie bildeten die eigentlich romantische (in Schweden sogenannte „phosphoristische“) Phalanx; die angegebenen Merkmale sind in ungleichem Grade bei Atterbom, Stagnelius, Hammarström u. s. w. hervortretend, aber finden sich bei Allen. Die zweite Classe von Männern hatte breitere Schultern und gesündere Seelen; es waren historische Schwärmer, welche das Nationalgefühl, die Liebe zum Glauben und zu den Institutionen der Vorzeit für all das Berechtigte und Große in der Kritik des vorhergehenden Jahrhunderts blind gemacht hatten — Geijer und der um ihn sich bildende gothische Bund in Upsala, an dessen nationale Bestrebungen er sich angeschlossen.

ohne weder auf die religiösen noch auf die politischen Sympathien und Lehren des Bundes einzugehen.

Das Heidnische, das Tegnér in seiner Natur vorfand, sog aus seinen frühesten Studien doppelte Nahrung, erst aus dem Verhältniß zum nordischen Alterthum, dann aus der Beschäftigung mit der antiken Poesie. In einem Briefe von 1825 schreibt er: „Eine gewisse Seelenverwandtschaft mit unseren barbarischen Voreltern, welche keine Cultur ausmerzen kann, trieb mich immer zu ihren grotesken aber großartigen Formen zurück.“ Das, woran er mit dieser Seelenverwandtschaft dachte, war jener Eigenwille des alten Skandinaven, der sich bei ihm in herausforderndem Wesen verrieth, und jener bei den Alten hervortretende Hang zur Schwermuth, die sich bei ihm nicht in romantischem Lamentiren, sondern in der ernststen und bisweilen düsteren Grundstimmung offenbarte, die nach seinem vierzigsten Jahre so reichliche Nahrung bekam, daß sie zur Misanthropie und gewaltsam ausbrechenden Menschenverachtung ausartete. Er hat sich dichterische Symbole für dies Titanische in seinem Wesen, für riesenstarke Naturmacht, für innere Unruhe unter dem Drucke riesiger Schwere bald bei den Skandinaven, bald bei den Griechen gesucht, und die altnordische und altgriechische Mythologie sind dabei in seiner Phantasie in einander übergegangen. Der altnordische Riese spricht bei ihm ganz wie Goethe's Prometheus:

Ich hasse weiße Aen
Und Asur's Söhne,
Sich beugend vor den Göttern,
Die ich verachte.

und seine Klage „Die Aßenzeit“ ist mit Schiller's „Die Götter Griechenlands“ so verwandt, daß der Dichter unzweifelhaft das Motiv aus diesem Gedichte entnommen hat:

Du hohe Zeit, noch stehst im Gedächtniß du
Als leerer Harnisch; wer füllt ihn noch heut zu Tage?
Die schlaffe Zeit tritt scheu und mit Angst hinzu
Das Helbenleben im Norden ist nur noch Sage.

Schlaf ruhig, Vorzeit! Umsonst Iduna bringt
Dich noch an's Licht, wie aus Gräbern die rostige Wehre;
Ein ander Geschlecht zu anderen Göttern singt,
Des Sanges Sehne zerbrach mit der Thaten Speere.

Auch hier ist nordisches und griechisches Heidenthum in seiner Erinnerung zusammengeschmolzen.

In der Wirklichkeit bekam das Heidnische in seinem Wesen erst seine höhere Weihe, als er die althellenische Literatur kennen lernte. Hier traf er eine vorchristliche Cultur, die nicht in trotzigem, persönlichem Kampfe, sondern in vorzüglicher Schönheit culminirte. Er sah hier das Humane auf einmal dichterisch und religiös sich in sich selbst abrunden. Vom Gesichtspunkt dieser Schönheitswelt gesehen blieb jenes Uebernatürliche, wogegen das vorige Jahrhundert so leidenschaftlich Krieg geführt hatte, nicht mehr vor dem Gemüthe als anstößig stehen, sondern fiel als überflüssig fort. Tegnér's Deismus sonderte sein polemisches Element aus und nahm statt dessen eine hellenische Vernunft- und Schönheitsanbetung in sich auf. Das rein Humane, das in der griechischen

Poesie die Grundsönheit war, wurde ihm bald die Grundsönheit in aller Poesie und hierin liegt es, daß er sein ganzes Leben hindurch sich weigerte, die Erbauungspoesie als wahre Dichtung anzuerkennen, und selbst als Bischof leidenschaftlich dagegen protestirte, die unchristlichen Züge in den großen modernen Geisteshelden, wie Goethe oder Byron, verwischen zu lassen. Seine offene, grundehrliche Natur war gleich auf der Wacht gegen den frommen Betrug.

Die Poesie an und für sich kam ihm als eine Macht religiöser Natur vor, oder genauer: er nennt die Poesie den höchsten, reinsten, menschlichsten Ausdruck der Menschheit und bezeichnet Alles, was wir sonst als hoch und edel verehren, nur als Modificationen der Poesie. Die Religion selbst ist ihm „eine praktische Poesie, ein auf den Baum des Lebens geimpfter Zweig des großen Dichtungsstammes“. Mit andern Worten läßt dies sich so ausdrücken, daß die Religion eine Poesie ist, woran geglaubt wird, daß also ihr dogmatischer Theil ein großes metaphysisches Poem ausmacht, dessen Werth auf den Werth der praktischen Lehren, die man davon ableiten kann, beruht — eine Folgerung, die Tegner wol nie ganz ohne Vorbehalt zieht, die man aber immer zwischen den Zeilen bei ihm herausliest.

Mit um so größerer Rücksichtslosigkeit hat er seinen vorurtheilsfreien Humanismus in Aeußerungen von Sympathie für die rein menschliche Größe und für jene heidnischen Tugenden, die von den Kirchenvätern als Laster verurtheilt wurden, zu Worte kommen lassen. Wenn er einen Charakter recht verherrlichen wollte, dann rastete er nicht, bis er ihm eine Seite abgewonnen hatte, von welcher er sie griechisch oder römisch finden konnte. Um dies unbewußte, rein instinctive Streben in's schärfste Licht zu stellen, wähle ich zwei Beispiele, wo er christliche Glaubenshelden als antike Größen geschildert hat — und später zu dem Resultate kommt, daß er wegen vorausgesetzter Sympathien sich in seinem Humanisiren geirrt hat. Er hatte, in seiner Reformationsrede, in Luther's Person Alles incarnirt, was die damaligen Ritter der classischen Bildung, ein Ulrich von Hutten, ein Franz von Sickingen gewirkt und erkämpft hatten. Sieben Jahre später, als er durch seine amtliche Stellung zu stringenteren historisch-theologischen Studien gezwungen war, schreibt er tief niedergeschlagen: „Die hohen Vorstellungen, die ich mir vormals von Luther und den Reformatoren gemacht hatte, sind sehr herabgestimmt worden. Wie manchen Luther brauchten wir noch!“ In seiner Festrede 1832 hatte er von Gustav Adolf gesagt, er sei „eine Heldennatur von dem großen und reinmenschlichen Schläge, von welchem Griechenland und Rom so viele Vorbilder aufgestellt haben“, und diese Worte waren, wie eine ganze Reihe Briefstellen zeigen, in polemischer Absicht gewählt, weil er wußte, daß die anderen Redner den König wesentlich als geharnischten Theologen und „Märtyrer des Concordienbuchs“ darstellen wollten. Fünf Jahre später schreibt er aber selbst über Gustav Adolf: „Zu den jetzt geltenden kosmopolitischen Ideen hat er sich wol schwerlich emporgehoben; als Vorläufer eines neuen Zeitalters dachte er sich kaum. Die Denkfreiheit, für die er kämpfte, war nichts Anderes als Gewissensfreiheit, und es ist sehr zweifelhaft, ob sich ihm jemals der Protestantismus von anderer Seite, als der rein theologischen gezeigt hat.“ Tiefere Forschung hat hier wieder den ehrlichen

Dichter dazu gebracht, die eingenommene Position aufzugeben. Aber dieses wiederholte Zurückweichen von einem gewagten und doch mit Leidenschaft behaupteten Versuche, das Keimnenschliche, Heidenischgroße, aus einem Gusse Geformte in allen Helden zu finden, selbst bei denen, um deren Stirn die Orthodoxie ihren Ring geschlagen hatte, bevor Tegnér ihr seinen freien griechischen Lorbeerkranz darbringen konnte, verräth hinlänglich, wie kräftig ein freier classischer Humanismus durch alle Poren in die Seele des Dichters gedrungen war.

Er hatte damit angefangen für das Ritterlich-Abenteuerliche, das Trotzige zu schwärmen, für die Ehre nur als solche, selbst mit ihrem Glitter. In dieser Schwärmerei, welche sich nie bei ihm verlor, fühlte er als Naturkind und als Kind seines Volkes. „Denn,“ heißt es im Gedichte Tegnér's an Karl Johann, „Allem voran steht im schwedischen Gemüthe die Ehre, wahr oder falsch, gleichviel, sie lebt doch in der Erinnerung.“ Er ist aber nicht nur Kind der Natur, sondern auch der Geschichte, und die Geschichte stellt ihn zwischen die Aufklärung des achtzehnten und die religiöse Reaction des anfangenden neunzehnten Jahrhunderts. Er folgt keiner von beiden. Mit kräftiger Eigenthümlichkeit wählt er unter den Bildungselementen, die sich ihm darbieten, bis eine selbständige Anschauung des Menschenlebens, des Verhältnisses zwischen Religion und Poesie, sich in seinem Gemüthe formt; und wir sehen ihn mit seinem warmen Dichtergefühl unwillkürliche und bisweilen vergebliche Anstrengungen machen, um die Wirklichkeit mit dem großen humanistischen Ideale, in welches jene Anschauung ausmündet, in Uebereinstimmung zu bringen. Wie viel Unrecht that Runeberg Tegnér, als er im Jahre 1832 über ihn schrieb: „Bei ihm sieht man kaum den Schimmer von einem Ideale, ja nicht einmal einen inneren Kampf, der seine Ahnung, daß es ein solches gibt, spüren ließe.“ Der große finnische Rival Tegnér's hat, vierundvierzig Jahre später, in einer Note angedeutet, daß diese Behauptung ihm jetzt zu gewagt vorkomme; aber er hätte mehr thun sollen; es wäre eine That der Gerechtigkeit gewesen, wenn er sie selbst widerlegt hätte.

VII.

Aus Tegnér's humanistischer Weltanschauung folgte mit innerer Consequenz der politische Standpunkt, den er in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens einnahm, und aus seiner religiösen und politischen Ansicht im Verein folgte mit Nothwendigkeit sein literarischer Parteistandpunkt.

Er war nicht, wie die Mehrzahl der damaligen poetischen Geister in Deutschland und Dänemark (ein Tied, ein Eichendorff, ein Vöhlenschläger, ein Heiberg), politisch indifferent. Während ein Phänomen, wie die heilige Allianz z. B. den genannten Dichtern kaum eine Stunde ihres Lebens verbittert hat, strömen die Briefe Tegnér's von einer Entrüstung und einem Hohn gegen diesen Fürstenbund über, welche sich nur dadurch von den gleichen Empfindungen Byron's unterscheiden, daß der stolze und selbständige Engländer seinen Zorn öffentlich aussprach in großen Dichterwerken, deren offene Sprache die Gewaltherrscher Europa's mit Storpionen peitschte, während der Beamte und Professor in Lund sich meistens darauf beschränken mußte, seiner Entrüstung privatim zwischen

Mann und Mann freien Lauf zu lassen. Doch nicht immer. Sein politisches Gefühl kommt seine ganze Jugend hindurch in zerstreuten Gedichten zu Worte, und selbst wenn es sich in seinen Poesien nicht breit macht, kann man dessen Bedeutung kaum zu hoch anschlagen als das gährende Element seiner Seele, das sie erweiterte und ihn daran hinderte, kleinlich zu werden mit den kleinlichen Verhältnissen, in welche hinein ihn das Schicksal gestellt hatte. Hätten nicht Schwedens und Europa's Politik sein Gemüth in Schwingungen von Indignation zu Begeisterung gebracht, dann hätten seine Gedichte niemals die Größe des Stils erreicht, welche die Bedingung war, daß sie über die Grenzen des Landes hinausdrangen.

Seine ersten politischen Gedichte sind durch Schwedens Erniedrigung unter Gustav IV. veranlaßt worden; so jenes „Evea“, in welchem es heißt:

O Finland, Heim der Treu! O Burg, die Ehrnsward schmückt,
Jüngst wie ein blut'ger Schild vom Herzen uns entrückt!
Ein Thron steht da im Sumpf, deß' Namen kaum wir kannten,
Und Kön'ge knien dort, wohin wir Heerden sandten.

Doch früh hat sich des Dichters Blick von den speciellen Angelegenheiten des Vaterlandes zu der großen Weltpolitik gewandt. Der fanatische Haß Gustav's IV. gegen Napoleon hatte in des Jünglings Seele nur Bewunderung für den Gehäßten hervorgerufen; die Alliance Bernadotte's mit den gegen Napoleon verbündeten Heeren vermochte nicht die Sympathie des Dichters zu beugen, und während die Romantiker sich schon seit 1813 zu so servilen Freudeausbrüchen über die Thaten des Kronprinzen hinreißen ließen, wie dieser: „In Karl Johann's Spur geht Schwedens Engel“ oder diese thörichte Panegyrik über den französisch sprechenden Gascogner: „An der Spitze des Heeres blickt Thor mit dem großen und leuchtenden Hammer, und Karl Johann wird der Donnergott genannt“, vertheidigte Tegnér in einer Reihe von Gedichten das revolutionäre Element in der Mission Napoleon's und schrieb bei seinem endlichen Fall das von Verzweiflung über den Triumph der Reaction inspirirte, bittere und scharfe Gedicht „Das Neujahr 1816“. Man höre das energische Finale desselben:

Suche! Religion heißt Jesuit,
Jacobiner das Menschenrecht.
Frei ist die Welt, und der Rabe ist weiß,
Es lebe der Papst und der — — sein Knecht!
Zu dir, Germanien, zieh' ich, o Lehre
Sonette mich dichten, der Zeit zur Ehre.

Willkommen, o Jahr mit Myster und Mord,
Mit Lügen und Dummheit und Tand!
Du arkebuserst wol die Welt noch — nur fort!
Einer Augen ist werth sie erkannt.
Unruhig ist sie, voll Gluth im Gehirne;
Doch Alles wird still mit dem Schuß über die Stirne.

Bald trat diese Reaction mit Nachdruck auf Schwedens eigenem Grunde auf. Gegen die alte französisch-schwedische Richtung in der Literatur, die durch die schwedische Akademie repräsentirt wurde, proclamirten die „Phosphoristen“ in

allem Wesentlichen die Principien der deutschen romantischen Schule; man lieferte metaphysische Beweise für die Mythen des Christenthums, verhöhnte die Aufklärung, behandelte die Akademie wie eine Sammlung alter gepudelter Perrückenstöcke und verfolgte die Alexandriner mit Sonetten. Uebrigens Madonna- und Calderon-Cultus, Weihrauch vor den Schlegeln und Lied, Verachtung vor Schiller, Schwärmerei für das Königthum von Gottes Gnaden.

Als Karl Johann die Regierung antrat, konnte er, „der Republikaner auf dem Throne“, wie er sich anfangs nannte, der Marschall Napoleon's mit all' den Ueberlieferungen der Revolution im Rücken, sich unmöglich veranlaßt fühlen, in nähere Berührung mit den Männern der neuen Schule zu treten. Sie zeigten „trop de zèle“; sie erkannten die Volkssouveränität nicht an, auf welche er selbst sich und seine Dynastie stützen mußte; sie hatten ihre auswärtigen Freunde in dem Lager, in welchem man für die Wiedereinführung der alten legitimen Königsfamilien auf die europäischen Throne arbeitete. Aber die jungen Romantiker wünschten natürlich Nichts sehnlicher, als den König zu überzeugen, daß seine Zweifel über ihre Loyalität völlig grundlos waren. Graf Fleming überreichte einen Aufsatz von Geijer in's Französische für den König, um so die Gefährlosigkeit der jungen Schule zu beweisen. Der König erklärte, daß er sie nicht verstehe. „Was heißt eigentlich die neue Schule?“ Ein Hofmann antwortete: „Nichts anderes, Majestät, als dies: wenn man Einen aus der alten Schule fragt, was ist zwei und zwei, dann antwortet er vier; fragt man aber Einen aus der neuen Schule, so lautet die Antwort: das ist die Quadratwurzel von sechzehn oder ein Zehntel von vierzig oder anderes, worüber man nachdenken muß.“ — „Das ist's eben, was ich mir dachte“, sagte Karl Johann. Atterbom wurde zum Lehrer des Prinzen Oskar in deutscher Literatur ernannt, Geijer wurde für Karl Johann genau dasselbe, was Chateaubriand eine Zeitlang für Napoleon I. gewesen war.

Unter diesen Verhältnissen fühlte sich Tegnér wie ein Mitglied der großen europäischen Opposition. Er meint, daß die heilige „mahomedanische“ Allianz ein todgeborener Embryo sei, „dessen Begräbniß auf dem Galgenhügel er alle Hoffnung habe noch zu erleben“; in der inneren Politik fordert er Ministerverantwortlichkeit, Gleichheit vor dem Gesetz, Steuerbewilligungsrecht, parlamentarische Repräsentation, kurz das gewöhnliche Oppositionsprogramm im liberalen Europa. Solche Anschauungen waren es, die er der Oeffentlichkeit darbot in seiner großen Rede bei der Vermählung des Prinzen Oskar 1823 — ein edler Wein in einem geschliffenen Krystall. In der neuen Zeit standen nach seiner Auffassung zwei Mächte einander gegenüber, das persönliche Verdienst, welches sich nur auf sich selbst stützt, und der von den Vätern angeerbte Rang, ein plebejisches und ein patrizisches Princip; seine schärfste Form nahm damals dieser Contrast an als Kampf zwischen der aus der Revolution und der aus der Legitimität entsprungenen Fürstengewalt. Tegnér hebt hervor, wie die junge Fürstenbraut, welche kürzlich in Schweden gelandet ist, durch ihre Geburt die zwei streitenden Elemente vereint und gleichsam die alte und die neue Zeit verbindet. Denn ihr Vater (der Sohn Josephine's, Eugène Beauharnais) ist „gleich so manchem anderen ausgezeichneten Mann ein Sohn seiner eigenen

Thaten, dessen Stammbaum aus seinem Schwerte hervortwächst“, und mütterlicherseits stammt sie aus einem der ältesten Fürstenhäuser Europa's ab. (Die Mutter der Braut war Amalie von Bayern, aus dem Hause Wittelsbach).

Es fällt mir nicht ein, Anderes oder mehr in diesem Symbolisten der Herkunft der hohen Dame zu sehen, als ein gut erfundenes und gut gesagtcs Compliment. Aber in Tegnér's Mund ist es interessant; denn für ihn hat die Ehe zwischen dem Sohne des Revolutionsgenerals und der Tochter des alten Königs Hauses augenscheinlich eine wirkliche Bedeutung gehabt. Zu der Zeit, wo er diese Rede hielt, schrieb er gerade an einem Gedicht, welches darauf angelegt war, mit einer ähnlich versöhnenden Vereinigung zu enden, der lange verhin- derten zwischen dem Bauernsohne Frithiof, welcher durch Muth und Thaten sich gleichen Rang mit den berühmtesten Helden erkämpft hatte, und der Königs- tochter Ingeborg, deren Geschlecht seine Herkunft von den Göttern Walhall's ableitete, und deren Brüder in ihrem Fürstenhochmuth ihm ihre Hand ver- weigern. In der Frithiofsage treten dieselben zwei Principien, das persön- liche Verdienst und der Adel des Bluts, wie die zwei Pole, durch welche die Achse des Gedichtes geht, hervor. Schon im zweiten Gesang des Gedichtes, wo die Freundschaft zwischen dem König Bele und Thorsten Vikingsson geschildert wird, sagt der alte Bauer:

Gehorch' dem König. Einem gebührt die Macht.

und der alte König spricht entgegnend:

Von Heldentraft, die mehr ist als Königsblut.

Im letzten Gesange sagt der alte Walberpriester zu Frithiof:

Du haffest Beles Söhne. Warum haffest du?
Weil sie dem Sohn des Adelsbauern weigerten
Die Schwester, die entsprungen ist aus Seming's Blut,
Des großen Odenjohnes; ihrer Ahnen Zahl
Steigt bis zu Walhall's Thronen auf; des sind sie stolz.
„Geburt ist Glück und kein Verdienst“, erwieberst du.
„Auf sein Verdienst, o Jüngling, wird der Mensch nicht stolz,
„Glück nur macht stolz die Menschen; denn das Beste ist
„Doch guter Götter Gabe. Bist du selbst nicht stolz
„Auf deine Heldenthaten, deine höh're Kraft?
„Gabst du dir selbst die Kräfte?“

Die Rede am Ostertage und der Schlußaccord in der Frithiofsage bezeichnen im Leben des Dichters einen Zeitpunkt, da seine politische Weltanschauung in einer mühsam erkämpften, unstillen Harmonie zu Ruhe gekommen war; wenige Jahre früher — und die revolutionäre Gährung siedet mit leidenschaftlicher Ungebuld in seiner Brust; wenige Jahre später — und der Unwille über die eben begonnenen Flegeljahre des schwedischen Liberalismus treiben ihn in's entgegengesetzte Extrem; aber mitten zwischen diesen Strömungen war ihm auf der Wasserscheide, wo sie sich trennten, ein heller und inspirirter Augenblick ver- gönnt mit freiem poetischen Horizont nach beiden Seiten.

VIII.

„Der Menſch iſt die Blüthe des Metallſtammeſ der Erde und ſeine Sprache iſt das magnetiſche Fluidum, welches von dieſem Stamme aus ſeinen Willen über die Welt ergießt. Wenn alle Sprache ſo im Grunde Muſik iſt (das Ohr der Natur iſt aus Metall und was der Weltgeiſt hineinflüſtert, iſt Muſik), brauchen wir da lange nach der Art der Verwandtſchaft zu ſuchen, welche ſie zur materiellen Subſtanz für die Phantaſien des Dichters macht?“

Dieſes harte Stück Verebtsamkeit ſtehe hier als Probe des Stils, deſſen ſich Atterbom, der Häuptling der romantiſchen Schule, in ſeiner Jugend bediente. Sie forderte ſo ſehr die Parodie heraus, daß es nicht Wunder nimmt, wenn Tegnér ſich verſucht fühlte, ſpöttiſche Pfeile dagegen zu richten. Sein literariſcher Standpunkt war ein hoher über den zwei ſtreitenden Parteien, der alten und der neuen Schule; von dort aus richtete er aber faſt excluſiv ſein Geſchütz gegen die letztere. Seine bewundernde Haltung den alten Akademikern gegenüber während der ſcharfen Polemik gegen die „Phosphoriſten“ erinnert lebhaft, ja ſchlagend an Byron's gleichzeitiges Schwärmen für Pope und lei denſchaftliche Geringschätzung der Seeschule. Sie hatte zum Theil verwandte Urſachen: Treue gegen Kindheitsindrücke, Luſt an Widerſprüchen, Vorliebe für das Verſtändig-Klare und die romanische Rhetorik; aber ſie war doch noch tiefer in dem Verhältniß zur Gracität und zu den franzöſiſchen Studien nach der Antike begründet, einem Verhältniß, das ſich nicht bei Byron findet, ſondern Tegnér bezeichnet. Die Kunſt Byron's ging darauf aus, der Leidenschaft ein Organ zu geben; Tegnér wollte, wie die Alten, daß die Leidenschaft in ein ſtrenges Decorum gekleidet werden ſollte, um nicht pathologiſch zu wirken. Er hatte nie die Wirklichkeit gemocht, eben ſo wenig wie die Metaphyſik; er liebte die ideale Form. Die inneren Spaltungen, die er als Aufgaben für die Kunſt erfaßte, waren nicht tief; im Grunde wünſchte er keinen heftigeren Kampf zwiſchen Leib und Seele, Zuſtand und Verlangen, Pflicht und Glück u. ſ. w. in der Poeſie dargeſtellt zu ſehen, als ſich mit der Harmonie der Geſundheit vereinen ließ. Es war mehr die reine, glatte Form, als die naturfrische Naivetät der Griechen, die bezaubernd auf ihn wirkte; alſo eben die Eigenschaft, welche der franzöſiſche Claſſicismus mit den Griechen gemein hatte. Alle dieſe Inſtincte näherten ihn der alten Schule und entfernten ihn von der neuen.

Die Hauptſchlacht gegen dieſe lieferte er in der großen verſificirten Rede, die er 1820 den jungen Magiſtern in Lund hielt, dem berühmten „Epilog“, in welchem er ſo zu ſagen den jungen Akademikern den Fahneneid zur Fahne des Nichts abfordert. Die Popularität deſſelben wurde ſo groß, daß in dem Sommer zwei junge Studenten kaum zehn Minuten mit einander ſprachen, ohne daß fünf davon zum Citiren und Auslegen des Epilog's angewandt wurden. Gewiſſe Verſe dieſer Rede haben eine faſt ſpruchwörtliche Kraft und Wahrheit:

Glaubt nicht, was euch in's Ohr die Trägheit flüſtert,
Es ſei der Streit zu hoch für eure Kräfte,
Er werde ausgelämpft wol ohne Euch.
Allein gewinnt der Feldherr nicht die Schlacht,
Für ihn gewinnen ſie die tiefen Glieder.

Er endet damit, den Tempel der Wahrheit, wie ihn die Alten sich vorstellten, dem Babelthurm gegenüber zu stellen, welchen die Romantiker aufführten, dem schweren, barbarischen Gebäude „wo das Dunkel durch enge Fenster hineinguckt“. Aber gibt man recht auf die Architektur des Pantheon Acht, das er als dasjenige der Alten beschreibt, so wird man sehen, daß der Stil desselben weit davon entfernt ist, antik zu sein, und mit seinem sonderbaren Gemisch von Römischem und Gothischem unfreiwillig das persönliche Kunstideal Tegnér's abspiegelt, das eine Frucht so vieler classischen und romantischen Kreuzungen war.

Der Wahrheit

Bauten die Alten einen hellen Tempel:

Leicht wie das Firmament war die Rotunde,
Es drang das Licht hinein von allen Seiten
In's offene Rund, und Himmelswinde spielten
Melodisch zwischen seinen Säulenwäldern.
Jetzt baut man einen Babelthurm dafür.

Doch eine Rotunde, die nicht von oben, sondern von allen Seiten das Licht bekommt, und welche nicht auf einer einfachen Mauer ruht, sondern mit Säulenwäldern combinirt ist, erinnert eher an die Peterskirche mit ihrer Stilmischung, als an irgend Etwas, das die Alten gebaut haben. Er war in der Wirklichkeit auch eher ein solcher Tempel der Menschheit, wie diese Kirche, als das einfache römische Gotteshaus, welches Tegnér als Symbol der Wahrheit vorstrebte. Was er preisen wollte, war nur die Durchsichtigkeit und Klarheit im Reiche der Dichtung, wie in dem des Gedankens. Die Anbetung der Nacht als Mutter der Dinge, der im Dunkel verborgenen Wurzel des Lebens und des Schattens als Ursprung der Farbe, die in Deutschland von Novalis, in Dänemark von Hauch, in Schweden von Atterbom gepredigt wurde, kam ihm verdächtig, ja häßlich vor; er betrachtete sie mit denselben Augen, mit welchen ein alter Apollo-Anbeter einem Molochscultus beigezohnt hätte, und darum protestirte er im Namen des Lichts.

Im Namen des Lichts — und vor Allem im Namen der Dichtkunst, von deren psychologischem Ursprung er sich früh einen originellen Begriff gebildet hatte. Von den Romantikern aller Länder war die Poesie als das theuer erkaufte Product von Leiden und Sorgen erfaßt, als die Perle, welche die Krankheit der Muschel absetzt. Von Goethe als die ideale Weichte der Seele, als das edelste Mittel zur Selbsterlösung von Eindrücken und Erinnerungen, welche die Gesundheit des Gemüthes angreifen. Rierkegaard vergleicht den Dichter mit den Unglücklichen, die im Ofen des Phalaris durch ein gelindes Feuer gepeinigt wurden und deren Geschrei dem Ohre des Tyrannen als Musik erklang. Heiberg läßt den Dichter singen, daß er, wenn er gut wäre, schlecht dichten würde; da er aber schlecht sei, habe er gute Gedichte geschrieben, denn das rühre ihn am meisten, was ihm selbst verweigert wäre. Alle diese Auffassungen stimmen darin überein, die Dichtung von einer Sehnsucht, einem Vermissen, einem Schmerze, kurz gesagt von etwas Negativem her zu leiten.

Tegnér leitet sie aus der Gesundheit selbst.

Immer und immer wieder verfolgt er in diesen Briefen, was die Romantiker als hysterischen Krampf der Romantiker nennt. „Nichts ist so widerlich, als diese

ewige Vitanei über die Qual des Lebens, welche der Wirklichkeit und nicht der Poesie gehört. Ist die Poesie nicht die Gesundheit des Lebens, ist nicht der Gesang der Jubel der Menschheit, muthig aus frischen Lungen hervorströmend? Und diese Wendung ist bei Tegnér nicht Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung; sie lehrt stereotyp als Definition zurück. Er begreift nicht, daß die Poesie, „die nichts Anderes als die Gesundheit des Lebens ist, nichts als ein Freudensprung aus den Grenzen des Alltagslebens hinaus“, sich mit heftischer Röthe die frischen runden Wangen schminken will.

Die Definition nahm dichterische Gestalt und melodische Form an in dem schönen übermüthigen Gedicht „Der Gesang“, das durch eine gleichnamige romantische Elegie hervorgerufen wurde. Es enthält das Programm der Tegnér'schen Poesie: Zur Klage hat der Dichter keinen Grund, aus Edens Garten ist er nie vertrieben worden. Mit himmlischer Freude umarmt er das Leben wie eine Braut;

Denn nicht ein ewiges Verlangen,
Ein ew'ger Sieg nur ist das Lied.

Unauflösllichen Mißlaut kennt er nicht:

Das gold'ne Saitenspiel ertlinge
Von keiner selbstgeschaff'nen Pein,
Des Sängers Sorgen sind geringe,
Des Liebes Himmel ewig rein.

„Geringe“ sagt die Uebersetzung, „keine“ heißt es im Original. Es war eine harte und bittere Nemesis, daß der, welcher im Jahre 1819 Lebenskraft und Uebermuth genug besaß, um diese Zeilen zu schreiben, nur 6—7 Jahr später als Dichter so gut wie verstummen sollte, nachdem er eins der verzweifeltsten Gedichte aller Literaturen geschrieben hatte; aber sowol bevor wie nachdem „Die Melancholie“ geschrieben wurde, ist jene Lehre von dem inneren Gleichgewicht des Dichters und der Siegesgewißheit der Dichtung in Tegnér's Poesie realisirt worden. Als seine Seele in ihre entscheidende Krise eintrat, als Enttäuschungen und Sorgen sein heiteres und sanguinisches Temperament untergruben, schwieg er lieber, als daß er die Verstimmtheit seiner Seele verstimmend auf seine Kunst wirken ließ; und wenn er bisweilen noch ein Lied anstimmte, war es, um sich in der Dichtung wie jene leichtbewegliche Jünglingsnatur zu offenbaren, die er nicht mehr in der Wirklichkeit war.

Die Poesie Tegnér's hatte nie die wehmüthige Grundstimmung, welche die Volkspoesie in allen nordischen Ländern hat. Sie hatte überhaupt nie ein Verhältniß zum Volkslied, nichts von seiner Raivetät, nichts von seinen einfachen Moll-Accorden. Tegnér bewunderte die Volkspoesie; er stellte sich ihr nicht gleich den Kunstdichtern des vorigen Jahrhunderts fremd und überlegen gegenüber; aber er betrachtete sie, und mit Recht, als ein für sich unerreichbares Muster. Der künstlerische Typus seiner Lyrik ist also nicht das Volkslied, weder das finnische wie bei Franzén, noch das serbische wie bei Runeberg, noch das schwedische wie bei Atterbom, sondern die Cantate, bisweilen das Heldenlied und bisweilen die Bravourarie, das Wort nicht eben im geringschätzigen Sinne gemeint, als eine Gesangsnummer, die durch Fiorituren allein glänzen will, sondern als der stark verzierte und volle Ausbruch eines überströmenden Lebensmuthes.

Alle die Kunstformen, die er anwendet, die Hymne, die Romanze, das Liebeslied, bekommen unter seiner Behandlung einen Charakter, den ich nicht schärfer zu bezeichnen weiß, als mit dem Worte: Bravour.

IX.

Wir finden den Dichter im niedrigen weißen Hause an der Ecke der Franciskaner- und Klosterstraße in Lund, in seinem geräumigen zweifenstrigen Arbeitszimmer auf und abwandernd, seine Verse vor sich hin brummend und summend, und ab und zu an einer aufgeschlagenen Schatulle, welche als Pult diente, stille stehend, um die fertigen Strophen niederzuschreiben. In der Stube zwitschern zwei Kanarienvögel; begleitet von ihrem Gesange dichtet er seinen „Fritthiof“. Er ist zu dieser Zeit ungefähr vierzig Jahre alt; weder Leidenschaften noch Krankheit haben seinem Gesichte Spuren aufgedrückt. Die Furien lauern vor seiner Schwelle; aber es scheint fast, als wollten sie die Vollendung seines Hauptwerkes abwarten, bevor sie dieselbe überschreiten und ihn als Beute ergreifen. Seine Stirn ist klar und gewölbt, sein Blick hell und frei

Und ernst so wie vom Grund aus ehrlich
Ist jeder Zug im Angesicht.

wie es von seinem Ägel heißt.

Er hat sich sein Thema gewählt oder richtiger: es ist so anziehend aus den Erinnerungen seiner Kindheit vor ihm aufgetaucht, daß er den Rahmen für die Behandlung entworfen und die Ausführung in der Mitte angefangen hat. Er will um die einzelne Sage als Mittelpunkt all' die eigenthümlichsten Bilder des alten Nordens sammeln: Das Wikingerleben und die Waffenbrüderschaft, die Weisheit des Hawamals und die Gelübde auf Freis Eber zum Julefest, das Heldenlied und die Königswahl im Thing, die Selbstverwundung mit der Schwertespiße und den Runenstein, die Poesie des Lebens und des Todes in alten Zeiten. Es sollte gute, reine Luft in dem Gedichte sein; ein scharfer frischer Wind sollte hindurch sausen; der Skandinave sollte sich darin heimisch fühlen; aber die Cistemperatur der alten Sage sollte gemildert werden. Diese Sage war ja eine Liebesgeschichte und mit Liebessehnen und mit Liebesleiden sollte das harte Gewebe des Stoffes ganz durchdrungen werden. Der Stoff war norwegisch, aber schwedisch sollte die Behandlung sein; Norwegen und Schweden, die noch unlängst getrennt waren, wollte er im Gesange verschmelzen. Es sauste vor seinem inneren Ohre wie Schildgeklirr und Pfeilregen, Röhrenklang und Becherklang, Rossstampfen und Falkenflug, Schläge auf's Schwert und Hiebe mit dem Schwert, und zwischen all' Diesem lange, schmachtende, girrende, schwärmerische Nachtigallentöne und noch mehr ergreifender Wachtelschlag in der Stille der Sommernacht. In die Scenerie brauchte er wahrlich nicht sich hinein zu versetzen; er kannte sie ja so genau von seiner Kindheit und Jugend auf dem Lande. Er kannte sie, diese Bäume mit den weißen Stämmen und hängenden Kronen; einer von ihnen hatte zwei Schriftzeichen in seinem Birkenstamme; waren es die Buchstaben „E“ und „A“ oder stand da ein „F“ und „J“ in Runen? Er kannte zwischen den tannenbewachsenen Ästen diese blanke Eis-

fläche, über welche der Schlittschuhläufer fuhr und hinter ihm der vorbeisauende Schlitten, in welchem die schöne Jungfrau saß, die bald über ihren Namen im Eise hinfahren sollte.

Er reißt in das Eis viel Runen werth,
Schön Ingborg den eignen Namen besäht.

Und wenn nun der Frühling kam, wenn die Wellen hinauslockten und das Meer laut von Thaten sprach, während die Böte an der Landesküste einzuladen schienen, an Bord zu gehen, um die Welt kennen zu lernen! Er wußte wol, was ein Viking dann gefühlt hatte.

«Lide nicht Ruh' auf der Woge hat,
Am Anker rüdet sie früh und spät.

Aber es war nicht möglich, zu reisen. Beim Pflegevater, bei Hilbing . . . auf dem Gute Råmen bei Myhrmanns, da wohnte die Schönste, die Geliebte, die zu verlassen unmöglich war. Und alle Jugenderinnerungen, süße und kindliche, strömen bei diesem Gedanken ihm zu. Er erinnert sich, wie er Anna die erste erblühte Anemone, die erste Erdbeere zu bringen pflegte:

Die erste Blume, die er zieht,
Die erste Erdbeer, die er sieht,

und er träumte von so manchem guten Male, wenn er und sie (oder war es Frithiof und Ingeborg?) auf ihren Wanderungen am brausenden Waldbach stille standen, und für Ingeborg kein anderer Ausweg blieb, als sich hindüber tragen zu lassen, und lächelnd schrieb er:

Wie schön, wann Strudel lärmend klingen,
Zwei kleine Arme uns umschlingen!

Und unbewußt mischte sich andere erotische Schwärmerei jüngerer Herkunft hinein, eine andere Gestalt, die der vollentwickelten Ingeborg — nicht Anna Myhrmanns, deren Schritte jetzt vom Zimmer nebenan gehört wurden; die Schritte der schon in mittleren Jahren stehenden, freundlichen und tüchtigen Hausfrau gehörten nicht hierher; nein, ein jüngerer, lodendes Gesicht war es, ein schlankerer Wuchs, eine andere schmelzende Stimme; er darf diese Frau nicht lieben, das führt zu Nichts; das ist göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider; sie ist ja verheirathet — mit König Ring, mit Frithiofs eblem Freunde, dessen Zutrauen zu ihm unbegrenzt ist; nein, Frithiof muß fort, hinaus auf's Meer, seine Sehnsucht durch Thaten und Siege betäuben. Aber einmal — spät einmal wird der Tag der Versöhnung kommen, und das stürmende Herz Frithiofs Ruhe finden.

Die altnordische Frithiofs-Sage ist eine Erzählung, um's Jahr 1300 auf Island niedergeschrieben; man nimmt an, daß das Geschichtliche in der Begebenheit schon um das Jahr 800 geschehen ist. Der Bauernsohn Frithiof, der mit der Königstochter Ingeborg erzogen worden, bittet um ihre Hand und wird abgewiesen. Um sich an ihren Brüdern zu rächen, verweigert er ihnen seine mächtige Hilfe im Kriege gegen König Ring und benuzt ihre Abwesenheit dazu, ein Liebesverhältniß mit Ingeborg anzuknüpfen, die von den Brüdern im Walderhage eingesperrt worden, im Vertrauen darauf, daß es Frithiof nicht wagen würde, eine Walder geheiligte Stätte, wo kein Mann eine Frau umarmen durfte,

zu betreten. Aber Frithiof trotz den Göttern, besucht Ingibjörg und schändet den Tempel. Mit Ring wird unter der Bedingung Friede geschlossen, daß die Brüder dem alten König ihre Schwester zum Weibe geben. Von Frithiof fordern sie, daß er in ihrem Auftrag fortreisen und von Angantyr auf den Orkney-Inseln Tribut eintreiben soll. Während er fort ist, lassen sie seinen väterlichen Hof verbrennen. Frithiof kommt zurück, trifft die Könige beim Opfer im Waldershage und wirft den mitgebrachten Geldbeutel so gewaltsam Helge in's Gesicht, daß er hinstürzt. Durch einen Zufall fällt Walder's Bildniß in's Feuer und das Haus geräth in Brand. Frithiof flieht, kehrt zurück, besucht König Ring, rettet das Leben des alten Königs und heirathet nach seinem Tode Ingibjörg.

In diesem Stoffe entdeckte das Dichterauge Tegner's die Grundlinien zu einem Gegenstande von allgemein menschlichem Interesse und für verallgemeinernde Symbolik empfänglich. Frithiof kämpft für seine Liebe mit rücksichtslosem Troß; er will sich sein Glück im Sturm erobern, unbekümmert um alle bestehenden Mächte:

Er seht die Spitze seines guten Schwerts
Der Horne auf die Brust und spricht: Entweiche!

Er lehnt es ab, einem Königsbefehl zu folgen; er wird auf der Höhe seiner Manneskraft zuerst Tempelschänder, dann Tempelverbrenner, dann der vogelfreie, geächtete „Wolf im Heiligthume“ (varg i deum). Er flieht und büßt, entsagt und wird geläutert, und empfängt zuletzt die Hand der Geliebten als Lohn, nicht des Kampfes, sondern der ausdauernden Treue. Nicht die Jungfrau, sondern die Wittwe, nicht das Glück selbst, sondern den bleicheren Widerschein desselben umarmt er als Braut. War dies nicht schon ein Symbol des menschlichen Lebens?

Noch ein Schritt und das Symbol stand vollendet in seiner ganzen Klarheit da. Es gab einen Mittelpunkt in der Sage, der unter dem Blicke des Dichters nothwendig zum fruchtbaren Keimpunkt werden mußte. Dies war das Heiligthum Walder's. Um einen Walbertempel drehte sich Alles; hier wurde Ingeborg eingesperrt; hier begegneten sich Ingeborg und Frithiof; hier opferten die Könige. Er wurde geehrt; er wurde geschändet; er wurde verbrannt.

Walder war ein sonderbarer Gott; in ihm begegneten sich das Heidenthum, wie man es sich am liebsten vorstellte, mit dem Christenthum, wie man es gern demselben anpaßte — er war Heidenthum ohne Wildheit, Christenthum ohne Dogma. Der Jesus an den Tegner glaubte, hatte, gleich dem, zu welchem Döhle'schlager sich bekannte, mehr von einem Walder als von einem Christus. Und es war der Tempel Walder's, den Frithiof in seinem jugendlichen Uebermuth verbrannt hatte. Dieser Tempelbrand mußte nothwendig zur Hauptkatastrophe der Sage gemacht werden; er bestimmte dann auch mit zwingender Nothwendigkeit einen geistvollen Schluß. Frithiof mußte damit enden, den Tempel, den er verbrannt hatte, wieder aufzubauen.

Denn ist die Jugendkraft in ihrer Unbändigkeit nicht immer ein Tempelschänder, und enden wir nicht Alle, in den Jahren der Reise, mit dem ehrlichen Versuch, die in jugendlicher Leidenschaft begangene Entweihung zu sühnen?

Bauen wir nicht Alle nach Vermögen den Tempel wieder auf, größer, schöner und fester, als wir ihn vorgefunden? Wie jener Kaiser, der eine Hauptstadt von Holz vorfand und eine marmorne hinterließ, so werden zu jeder Zeit thatkräftige und ernste Naturen ihre Umgebungen von einem geheiligten Tempel aus schlechtem Holz beherrscht finden; sie werden ihn verbrennen und einen anderen Walbertempel, der nicht verbrannt werden kann, hinterlassen, und der stärkste einen wie denjenigen Frithiofs:

Von lauter Riesensteinen war die Wand erbaut,
Die kühne Kunst zusammenband, ein Riesenwerk
Für Ewigkeit

So gesagt, sammelte sich das Gedicht um einen großen einfachen Grundgedanken; und mit dem vor Augen, machte sich Tegnér daran, die letzten Romanzen zuerst zu entwerfen.

Jeder Zug in der alten Erzählung ließ sich natürlich nicht gebrauchen; psychologisches Interesse haben aber nur die für Tegnér eigenthümlichen Veränderungen, die, in welchem sein poetischer Charakter sich zu erkennen gibt.

Erstens entfernt er Alles, was ein Leser oder noch mehr eine Leserin der damaligen Zeit in erotischer Hinsicht anstößig finden konnte. Hierdurch öffneten sich alle Familien-Bücherschränke seinem Gedicht. Nach Tegnér's eigenem Zugeständniß ist sein „Frithiof“ eine Nachahmung von Oehlenschläger's „Helge“, und man hat in Dänemark nie recht begreifen können, wie es zugeing, daß die Nachdichtung so viel größeren Ruhm erlangte, als das kräftige Original; aber wie war es möglich, daß ein Gedicht, welches, wie das Oehlenschläger's, von Anfang bis zum Ende sich um eine nordische Wendetta drehete; um Brudermord, Mordbrand, Trunkenheit, Eintheerung und Blutschande, jemals in der allgemeinen Gunst mit einem Dichterverk wie Frithiof wetteifern konnte, das zu Geburtstags- und Weihnachtsgaben wie geschaffen war und das factisch in Deutschland mehr als zwanzig Jahre hindurch das stehende Confirmationsgeschenk für junge Mädchen gewesen ist? Tegnér spielt ganz gewiß (und das mit einer Vorliebe, die mir persönlich entschieden mißfällt) mit solchen Worten und Redensarten, mit welchen nach literarischer Convention die Vorstellung von etwas Sinnlichem sich verknüpft; er vergleicht den Busen Ingeborg's mit „Silienhügeln“ und anderem Aehnlichen, das übrigens einer weiblichen Brust so unähnlich wie möglich sein dürfte; aber in diesem Liebeln des Dichters erschöpft sich alles Sensuelle im Gedicht. Seine alten Skandinaben lieben wie zwei wohlherzogene Verlobte im modernen Schweden. Doch während sie sich keinen Augenblick vergessen, ist der Dichter weniger streng und man fühlt ab und an, wie sein Auge sich auf Ingeborg's weißen Hals richtet. Es wäre gewiß besser gewesen, wenn das Auge des Dichters keuscher und Frithiof menschlicher wäre. In der Weise, wie das Geschlechtliche in dieser Liebesgeschichte behandelt ist, fühlt man stark, daß der Dichter nicht nur ein akademisches, sondern auch ein geistliches Amt bekleidet und im Begriff steht, ein noch höheres zu ersteigen. Deutlich genug hat Tegnér ausdrücklich das Gedicht modernen Vorstellungen über Heldentugend und Weiberkeuschheit zurecht legen wollen. Darum läßt er wol Frithiof die Nächte bei Ingeborg in Baldersåhage verbringen, jedoch in aller

Zucht und Ehre, und läßt ihn, als er deswegen im Dinge angeklagt wird, feierlich erklären, daß er Valder's Frieden nicht geschändet habe. Tegnér nimmt also nicht einmal Anstand, seinem Gedicht den eigentlichen idealen Schwerpunkt, die bewußt und trotzig ausgeführte Entweihung, zu rauben, wenn er es dadurch erreicht, das Decorum der Erzählung zu retten. Frithiof erklärt, daß seine Liebe dem Himmel mehr als der Erde angehört; er wünscht beim Stellbichein mit Ingeborg, daß er todt wäre und mit der bleichen Jungfrau in seinen Armen nach Walhall führe, — gewiß ein höchst unnatürlicher Gedanke eines leidenschaftlich Liebenden im Augenblicke des Glücks:

Nicht irdisch ist, vom Himmelsbogen
Stammt meine Liebe; Lieb' sie nicht!
Im Himmel ward sie groß gezogen,
Heim sehnt sie sich zum Himmelslicht.

Sonderbare Worte von einem Dichter, der sonst nie müde wurde, die platonische Liebe mit Spöttereien zu verfolgen! Und doch sträub' ich mich zu glauben, daß Tegnér sich in diesem Punkte ausschließlich von conventionellen Rücksichten leiten ließ. Er war in allzu idealistischen Lehren erzogen, um jemals mit vollem Bewußtsein nach einem Modelle zu zeichnen; ein eigentliches Modell hat er auch für Ingeborg gar nicht gehabt, was genugsam im Gedichte gespürt wird, das dadurch an individuellem, realistischem Leben verlor, was es an typischer Größe gewann. Doch ganz ohne Modell kann kein Künstler malen, und ganz ohne Verarbeiten von Wirklichkeitsstimmungen und Wirklichkeitsindrücken kein Dichter dichten, am wenigsten ein so subjectiver wie Tegnér. Er hat im Anfang des Gedichts sich von den Erinnerungen an das Zusammenleben mit seiner Braut auf ihrem elterlichen Hofe inspiriren lassen; das Idyllische in Frithiof's Liebe stammt sicher daher, aber ihr schwärmerisches Pathos nicht. Zahlreiche Indicien deuten darauf hin, daß Tegnér, der wie die meisten Poeten immer in einer halben Verliebtheit umherging, gerade in den Jahren, da Frithiof geschrieben wurde, sich in einer vollen befand. Als die Romangen, in welchen Frithiof's Liebe ihren höchsten lyrischen Ausbruch hat (kurz vor Januar 1824) verfaßt wurden, hat diese Verliebtheit ihn erfüllt, ohne daß er sich dessen voll bewußt war, hat ihn weder in inneren Streit versetzt mit den zärtlichen Gefühlen und dem gesellschaftlichen Geseze, das ihn an seine Frau knüpfte, noch hat sie nach außen hin zu irgend einer Katastrophe geführt. Diese Liebe war damals noch eine begeisterte, halb unbewußte Schwärmerei, bald von keimendem Verlangen, bald von jenem Schmachten nach dem Tode durchkreuzt, das bisweilen auch die beglückende Liebe begleitet, wenn ein Uebermaß von leidenschaftlichem Sehnen, welches das Herz erfüllt und peinigt, den Wunsch hervorruft, das Herz möchte springen:

O wer doch schon dort oben weilte,
Wer jezt, mit dir dem Tod geweiht,
Als Sieger zu den Göttern eilte,
Umarmt von seiner blaffen Maid!

Die zweite Modification des Stoffes, in welcher die Schriftstellerindividualität Tegnér's sich kräftig verräth, ist das Entfernen des für uns Durlesken in

der alten Erzählung. Die burlesken Züge kamen dem idealistischen Dichter einfach störend und häßlich vor. Ich wähle ein Hauptbeispiel:

Im neunten Capitel der Sage, welches sich darum dreht, wie Frithiof dem opfernden König den Tribut überbringt, wird die Walderanbetung auf folgende anschauliche Weise geschildert: „Frithiof ging in den Tempel hinein und sah, daß nur wenig Leute im Disasfaal waren; die Könige waren beim Disaopfer und saßen beim Trunkte. Auf dem Boden war Feuer, und die Weiber saßen bei dem Feuer und wärmten die Götter; aber einige salbten sie, und trockneten sie mit Luchern. Frithiof trat vor König Helge und sprach: „Nun willst du wol den Tribut haben.“ Und alsdann schwang er den Beutel, in welchem das Silber war, in die Höhe, und schlug damit den König so hart an die Nase, daß ihm zwei Zähne aus dem Munde sprangen; der König selbst aber fiel vom Hochsitz und in Ohnmacht. Da griff Halsdan nach ihm, daß er nicht in's Feuer fiele.... Wie Frithiof nun wieder den Fußboden betrat, bemerkte er sogleich den guten Ring (den er Ingeborg gegeben hatte) an der Hand von Helge's Frau, wie sie Waldern am Feuer wärmte. Frithiof griff nach seinem Ring, aber der saß fest auf der Hand, und er zog sie nun den Fußboden entlang nach der Thür; Walder aber fiel in's Feuer; Halsdan's Frau griff geschwinde nach ihm; da fiel auch der Gott, den sie gewärmt hatte, in's Feuer. Das Feuer faßte nun die beiden Götter, denn sie waren vorher gesalbt, und fuhr hinauf in's Dach, so daß das Haus in helle Flammen kam. Frithiof nahm den Ring, ehe er hinaus ging.“

Die Einwendungen, die gegen die geschichtliche Zuverlässigkeit dieser Darstellung erhoben werden können, sind mir nicht unbekannt. Aber welch' ein köstliches Stück Prosa in ethnographischer und malerischer Hinsicht! Wie sieht man durch die Erzählung die ganze naiv-burleske Scene vor sich! Wer im Upsala-Dom den kleinen hölzernen Thor, oder im Berliner Museum das kleine Thongebilde von einer Göttin betrachtet hat, kann sich eine lebendige Vorstellung von diesen kleinen häßlichen Abgöttern bilden, welche die frommen Weiber auf dem Schoße haben, mit Fett überschmieren und am Feuer wärmen. Alles ist hier vortrefflich: die altnordische Gottesfurcht, die einen Walder in der Puppe sieht mit demselben brennenden Glauben, mit welchem heutzutage im Süden Männer und Frauen des Volks die Himmelskönigin in einer anderen Puppe sehen, und die Scenerie rings umher, der rauchende Scheiterhaufen in der Mitte und die trinkenden Rämpen in der Halle nebenan. Ein moderner Dichter mit lebhaftem Sinne für Zeit- und Localfarbe würde es nicht über sein Herz bringen, das Geringste hieran zu verändern; er würde eine solche Scene wie eine Fundgrube betrachten. Ich spreche nicht von den Realisten; Realisten schreiben keine Romangen-Cyklen; aber ich denke an die großen Stilisten unter den Dichtern der Neuzeit. Es ist eine Scene, die in Hugo's „La légende des siècles“ aufgenommen werden könnte; aber noch besser läge sie für einen so strengen Künstler wie Leconte de Lisle: er könnte sie in seine „Poèmes barbares“ einflechten. Tegnér aber erschien diese Scenerie nur roh und häßlich, unbrauchbar in der Poesie. Der scharfe Contrast zwischen barbarischer und hellenischer Poesie existirte nicht für ihn; er versuchte seine barbarischen Stoffe so gut es ging, zu hellenisiren. Er mischte aus Princip nicht das wild Burleske in ein

pathetisches oder schönes Ganzes hinein. Er malt dann statt dessen, und mit viel Kunst, eine Nacht, da die Mitternachtssonne hoch am Himmel steht, da das Walderfeuer, das Bild der Sonne, auf dem geweihten Steine brennt, während bleiche Priester mit silberweißem Bart und mit steinernen Messern in den Händen längs den Tempelwänden stehen. Die Statue Walder's ragt auf einem Fußgestell mit Frithiof's Ring am Arm hervor, und der König mit seiner Krone auf dem Haupte ist am Altar beschäftigt. Diese Scenerie ist tausendmal schöner als jene in der Sage; aber sie ist eine Abstraction und darum sehr viel weniger charakteristisch.

Außer dem Anstößigen und dem Burlesken im Stoffe gibt es noch ein Drittes, was Tegnér umgeht und vermeidet. Das ist die Schuld.

Es gehört zu dem poetischen System Tegnér's, der scharf ausgesprochenen Schuld, nicht weniger als dem ausgeprägt Häßlichen oder Barocken zu entgehen. Sein Held ist zu grundgut, als daß er sich zum Aeußersten von Leidenschaft, Zorn, Rachsucht oder Wildheit könnte hinreißen lassen. Er macht einen Anlauf und beherrscht sich gleich wieder. Er rächt sich nicht wie in der Sage für die Kränkung, welche ihm die Könige zugefügt haben; er bohrt nicht bei seiner Heimkehr ihre Schiffe an, um sie für das ihm angethane Unrecht zu strafen; sein Waffenbruder versenkt viel später die Schiffe, um Frithiof's Flucht zu erleichtern. Wir sahen ferner, daß Frithiof in seinem Verhältniß zu Ingeborg bei Tegnér keine wirkliche Entweihung begeht. Aber am schlagendsten zeigt sich doch die Sorgfalt des Dichters, nicht bis zur tiefen Schuld zu gehen, wo das Verhältniß Frithiof's zum Tempelbrand geschildert wird. In der Sage zeigt Frithiof immer gegen Walder Uebermuth. Er erklärt, weniger nach Walder's, als nach Ingeborg's Gunst zu fragen. Als die Zurückkunft der Könige ihn zwingt, mit den nächtlichen Gastereien im Walder'shage aufzuhören, sagt er mit einer gewissen Ironie über Walder zu Ingeborg: „Wohl und lieblich habt ihr uns aufgenommen und bewirthet, und der Bauer Walder hat sich gegen uns nicht ereifert.“ Und endlich wirft er, als durch seine Unachtsamkeit Feuer im Waldertempel entstanden ist, in seiner Vernichtungswuth Feuerbrände in die Dachlatten. Bei Tegnér ist dieses ganz anders: Frithiof's Gesinnung Walder gegenüber ist fromm, er kniet an Ingeborg's Seite vor ihm nieder und befiehlt ihre Liebe seinem Schutz; er macht energische Versuche den Tempelbrand zu löschen, und als es dennoch mißlingt, geht er traurig und weinend fort.

So verwandelt, ist der ganze Charakter menschlicher und edler, aber un-leugbar weniger primitiv, und es konnte nicht anders sein, als daß durch diesen idealisirenden und modernisirenden Proceß ein gewisser Streit entstand zwischen dem Charakter, wie er vom Dichter dargestellt wurde und mehreren der thatkräftigen Züge, die ihm von der Sage beigelegt waren und die unverändert in's Gedicht übergingen. Während der Vollenbung des Werkes konnte der Dichter dann manchmal nicht unterlassen, sich selbst zu fragen, ob es denn überhaupt sich lohne, einen alterthümlichen Stoff zu behandeln, wenn das Antiquarische und das Poetische sich nicht vereinigen ließen, sondern wenn beide unaufhörliche Compromisse eingehen mußten? Seine Briefe sind voll von Zeugnissen über diese Zweifel; sie variiren das Thema, daß „Frithiof“ zu viel Sage ist, um ein mo-

bernes Gedicht zu sein und in zu hohem Grade moderne Poesie für eine alt-nordische Sage; sie sprechen es aus, daß alle Poesie modern sein müsse „im selben Sinn, wie die Blumen es im Frühling sind“, und verurtheilen all' das Archäologische im Gedichte als neuerbaute Ruinen. Trotzdem hat die allgemeine kritische Stimmung sich gewiß nicht geirrt, wenn sie eher an den allzu modernen als an den allzu altmodischen Elementen im Gedichte Anstoß nahm. Ein strenger Stilist hätte nicht Frithiof in seinem „Viltingerbalk“ die Anwesenheit der Weiber an Bord verbieten lassen mit einem sentimentalen Kalauer wie diesem:

Denn das Gräbchen der Wang' ist die falsche Grub',
und ein Reh ist die
Kiegende Soß'.

Legnér selbst parallelisirt sein Werk mit Studien wie Goethe's „Iphigenia“ und Walter Scott's „The lady of the lake“. Die letzte Parallele hat mehr Wahrheit als die erste, obwol Legnér selbst sagt, daß „der schottische Particularismus bei Scott wie der jüdische im alten Testament Alles beschränkt und niederdrückt, was sonst bei ihm sich freier und höher erheben könnte.“ Legnér befindet sich auf einer literarhistorischen Station, die halbwegs zwischen den zwei Punkten, Walter Scott und Byron liegt. Er ist wie Scott und Oehlenschläger national, genau an sein Land, sein Volk und dessen heroische Vorzeit geknüpft; aber es liegt in seinem Wesen eine Tendenz gegen das ausgeprägt Persönliche; er nähert sich dem Byron'schen Typus in einer gewissen Entfernung.

Sobald im Jahre 1820 der 16.—19. Gesang von „Frithiof“ erschienen war, ging ein Murmeln der Bewunderung durch Schweden. Selbst die Romantiker streckten gerührt die Hand zur Versöhnung aus. Noch bevor das ganze Werk (1825) fertig vorlag, hatte sich Legnér's Ruhm in die Nachbarländer verbreitet, namentlich nach Deutschland, wo Legnér's erste Uebersetzerin, die als Goethe's Freundin bekannte Frau Amalia v. Helvig, den alten Dichter mit Fragmenten von Frithiof bekannt gemacht und ihn dafür gewonnen hatte. Er leitete die Aufmerksamkeit der Deutschen darauf hin, und obwol das, was er über Legnér geschrieben hat, kaum ein Duzend Zeilen ausmacht, begreift man, zu welcher Begebenheit eine Anerkennung von Goethe's Seite in einem kleinen Lande wie Schweden heranwuchs. Noch heute werden die Schweden nicht müde, davon zu sprechen. Die Bewunderung für Legnér stieg in seinem Vaterland mit der steigenden Popularität des Gedichts, ja stieg nach seinem Tode so stark, daß sie ungefähr alle Kritik ertränkte und zuletzt in solchen Uebertreibungen culminirte, wie der, Legnér als „größten Dichter der germanischen Menschenrace“ zu proclamiren. Die Huldigung des Mannes aber ist und bleibt die beste, die zugleich eine Huldigung der Wahrheit ist.

X.

Ich stand auf meines Lebens kühnsten Höhen,
Wo sich die Wasserläge theilen, wo
Nach beiden Seiten ihre Ströme gehen.
Dort war es schön, die Welt so reich und froh.

Da stieg ein finst'rer Dämon auf, und schändte
 Biß mir am Herzen sich der Schwarze ein.
 Und siehe, wüßt war Alles nun und öde;
 Der Mond erlosch, es schwand der Sterne Schein.
 Von meinem Eden wich die Morgenröthe,
 Die Blume starb, es welkte jeder Hain,
 Des Lebens Mark verdorrt mir im Herzen,
 Und Muth und Freude kehrten sich in Schmerzen.

Noch während Tegnér beschäftigt war, die letzte Hand an seinen „Frithiof“ zu legen, brachen die Furien, die an seiner Schwelle gekauert hatten, hinein, schüttelten vor seinen Augen ihre Schlangenloden und griffen nach ihm mit ihren mageren Armen. Es waren die Furien der Krankheit, der Leidenschaft, des Lebensüberdrußes und des anfangenden Wahnsinnes, und sie gaben einander die Hand und tanzten um ihn einen Reigen.

Das Jahr 1825, dasselbe, in welchem „Frithiof“ erschien und durch alle Winde seinen Ruhm verkündete, ward das große Jahr der Krisis in seinem Leben. Sowol körperlich wie geistig war die Krise; sie hat gewiß eine rein physische Seite; aber selbst davon abgesehen, daß diese auch einem Arzte dunkel sein würde, ist es doch nur die seelische, die der Kritiker studiren kann, und diese scheint außerdem unzweifelhaft die erste Ursache gewesen zu sein. Diese seelische Katastrophe ist indessen fast eben so dunkel, wie die körperliche. Sie ist besonders aus der Ursache bisher unverstanden gewesen, weil die Ausgaben der Tegnér'schen Poesien von seinen überlebenden Verwandten „in usum delphini“ gemacht sind. Die Periodeneintheilung ist völlig verwirrend, die Gedichte sparsam datirt, ja, wie ich entdeckt habe, sind zahlreiche Liebesgedichte gegen fünf- und zwanzig Jahr vordatirt worden, um bei dem Leser den Glauben zu erzeugen, sie wären an Tegnér's Frau als seine Braut gerichtet. „Die Melancholie“, das Gedicht, von welchem eben anderthalb Strophen angeführt wurden, ist noch in der spätesten Ausgabe undatirt zwischen einem Gedicht von 1812 und einem anderen von 1813 eingeschoben worden. Es läßt sich durch Tegnér's Briefe beweisen, daß es aus 1825 stammt.

Das Jahr beginnt für Tegnér mit heftiger Krankheit; am Neujahrstag selbst wird er so krank, daß er glaubt sterben zu müssen. Im März schreibt er, daß sein Gemüth mit jedem Tage düsterer wird. „Gott bewahre mich vor Melancholie und Menschenhaß“, heißt es. Im Juli: „Blindheit kommt mir als das schrecklichste irdische Unglück vor — nächst einem, das ich selbst erfahren habe.“ Die Krankheit dauert als innere Unruhe, doch ohne eigentliche körperlichen Schmerzen, fort. „Meine Phantasie, die schon im Voraus leicht beweglich war, ist jetzt wie ein Strudel, der Alles, was er ergreift, umdreht und zermalmt.“ Er erklärt, seinen Freunden nicht die Ursache seiner Leiden mittheilen zu können. Im November fängt die Heftigkeit an, einer gewissen Ruhe zu weichen. Er macht, heißt es, täglich gute Fortschritte in der Gleichgiltigkeit, die das Glück und die Weisheit des Lebens ausmacht. Die Bestimmung des Weisen sei, immer mehr Schilbkröte zu werden. So lange er einen einzigen entblößten Gefühlsnerv hat, sei sein Wesen das Eigenthum der Qualen. Er fühlt „wie ein Bodensatz von Verachtung des zweibeinigen Geschlechts sich am

Boden seines Herzens abseht". An seinem Geburtstage, dem 13. November, versinkt er in die tiefste Melancholie: man solle wie die Aegypter den Todestag feiern. Was ihn besonders verstimmt, ist, daß dieser Geburtstag der letzte ist, den er in Lund verbringt; er soll jezt, zum Bischof ernannt, mit Fremden, die ihn nicht verstehen werden, verkehren; er wird als Bischof ein desorganisiertes Stift bekommen und wird als Despot verschrien werden. „Und doch ist dies nicht meine einzige, nicht einmal meine größte Sorge. Doch die Nacht schweigt und das Grab ist stumm; ihrer Schwester, der Trauer, gebührt's ebenso zu schweigen.“ Als er endlich, am letzten Tage des Jahres, die Bilanz zieht von dem, was er darin gelernt und gewonnen hat, schreibt er: „Das Jahr hat mich reich gemacht an dem, was der stehende Fonds menschlicher Weisheit und Selbständigkeit ist, einer kräftigen, tiefwurzelnden Menschenverachtung.“

Was ist geschehen? Daß körperliches Leiden und Kränklichkeit selbst in sehr hohem Grade sich hier finden, ist ungewisselhaft. Esaiaß Tegnér hatte einen älteren Bruder, Johannes, gehabt, der geisteskrank war und neununddreißig Jahre alt im Wahnsinn starb; der jüngere Bruder brütete immer über dem Gedanken, daß der Wahnsinn ein Familienerbe sei. Niemand kann aber in Zweifel sein, daß die Melancholie, die sich so plötzlich über Tegnér's heiteres und frisches Gemüth warf, andere Ursachen als Krankheit hatte; allzuvieler Aeußerungen deuten auf ein bestimmtes, concretes Factum hin, ganz gewiß ein Factum, das er nicht mittheilen will, aber dessen Beschaffenheit er doch bezeichnet. Es ist „das Herz“, das getroffen worden. Es ist Menschenverachtung, die ihn überwältigt hat. Es ist Verachtung vor „dem Charakter“ eines anderen Menschen, welche die erste Ursache seines Lebensüberdrußes ist, und dieser Mensch ist ihm „unendlich lieb gewesen“. Man braucht nicht Tegnér tief studirt zu haben, um zu schließen, daß hinter diesem Allen eine Frau steht, und daß alle jene Ausbrüche sich auf eine unglückliche oder unbefriedigte erotische Leidenschaft zurückführen lassen.

Unter den Briefen des vor Jahren verstorbenen Bischofs Thomander finde ich einen von 1827, worin erzählt wird, daß Tegnér, als er noch in Lund war, für die schöne Frau eines seiner Freunde warme Gefühle hegte. Von deren Clavier ging er nie fort, wenn sie sang; „Holde Rose!“ von Atterbom war sein Lieblingsstück. Thomander schreibt, er habe in einem Hause, in welchem er mit Tegnér zusammentraf, das älteste Fräulein gewarnt, „Holde Rose!“ zu singen, weil er wußte, „daß dann der böse Geist über Saul kam“; durch ein Mißverständniß sei aber das Verbotene geschehen, und von dem Augenblick ab sei die gute Stimmung Tegnér's auf ganze Tage verschwunden¹⁾. In einem Briefe Tegnér's vom Mai 1826 heißt es in Uebereinstimmung hiermit: „Gesang zu hören, daran hatte ich mich besonders in den letzten Jahren in Lund gewöhnt, wo ich täglich Gelegenheit hatte, eine Frauensstimme zu hören, die noch immer in meinem Herzen widerhallt.“ An die Dame, von welcher hier die Rede ist, hatte Tegnér schon 1816 für seinen Freund eine Art versificirten Freierbrief ge-

¹⁾ „Holde Rose!“ ein glühendes Liebeslied, dichtet sich um die Cnal des Schmettflings, in der Nacht von der Rose entfernt zu sein und nur bei Tage sie lieben zu dürfen.

schrieben, in welchem ihre Schönheit, ihre Herzensgüte und ihr Gesang verherrlicht wird. Er spricht hier von der Gefahr, in ihre Augen zu sehen. Es scheint, daß, was damals im Scherz eine Gefahr genannt wurde, mehrere Jahre später eine wirkliche Gefahr für Legnér geworden ist. Es scheint, daß seine Bewunderung für das Wesen und die Talente der schönen Dame langsam zur Leidenschaft gestiegen ist, und daß er erst bei seiner Trennung von Sund sich dieser Leidenschaft voll bewußt wurde. Es sieht aus, als hätte er auf Erwidierung seiner Liebe eine Hoffnung genährt, und als ob er im Schmerze, sich abgewiesen zu sehen, im Ekel darüber, sein Vertrauen darauf gesetzt zu haben, selbst treulos, ein geliebtes Wesen zur Untreue zu verleiten, in Lebensüberdruß und Menschenverachtung zusammengebrochen sei. Bald fühlte er sein Herz in Zorn gegen sie anschwellen, und es kam ihm vor, als hätte sie ihn betrogen, als hätten ihre Augen früher eine andere Sprache gesprochen, als ihre Worte jetzt, und dann wüthete er gegen Weiberfalschheit; bald sagte er sich, daß sie ihn verschmähte, weil er schon alt und bald grau sei, und dann verzweifelte er darüber, daß das Glück der Jugend für ihn zu Ende; bald endlich wendete er sich gegen sich selbst, und die schwermüthige Selbstverachtung bohrte das Loch in das vormalig so gute Schiff seines Schicksals, durch welches die schwarzen Gewässer der Misanthropie und des Wahnsinnes hineinströmten und Alles überspülten. Während des Schiffbruchs schrieb er dann diese melancholischen Verse:

Dich, mein Geschlecht, fürwahr, dich muß ich preisen,
 Dich, Gottes Abbild, strebend himmelan,
 Zwei Äugen hast du dennoch aufzuweisen:
 Weib heißt die eine, und die andre Mann.
 Von Treu' und Ehre fingen alte Weisen,
 Am besten singt sie, wer betrügen kann.
 Du Himmelskind, das Wahre, was dir eigen,
 Das ist auf deiner Stirn das Rainszeichen.

Ein deutlich Merkmal, dir von Gott gegeben!
 Wie hatt' ich früher auf das Schild nicht Acht!
 Ein Moberdust durchzieht das Erdenleben,
 Den Seng vergiftend und des Sommers Pracht.
 Nur aus der Gruft kann dieser Hauch sich heben,
 Zwar an den Gräbern hält der Marmor Wacht —
 Doch ach! Verwesung heißt des Lebens Seele,
 Durch keine Macht genannt in ihre Höhle.

Die Mißstimmung, in welche Legnér's Seele in der letzten Zeit, während „Frithiof“ in Arbeit war, versiel, hat selbst in diesem heiteren und harmonischen Gedichte Spuren hinterlassen. Einer der zuletzt verfaßten Abschnitte ist der, welcher den Titel „Frithiof's Rückkehr“ führt. Sein Inhalt ist ausnahmsweise der altnordischen Sage nicht nachgebildet: Frithiof kehrt heim, erfährt, daß Ingeborg sich zur Hochzeit mit Rönig Ring habe überreden lassen und erschöpft sich in seiner ersten Erbitterung in einen Strom von Zorn über die Treulosigkeit der Geliebten. Kein kritischer Leser kann übersehen, wie nahe dieser Ausbruch mit den obenangeführten Strophen der „Melancholie“ verwandt ist:

„O Weiber, Weiber,“ nun Frithiof sagte,
 „Das Erste, welches bei Rönig tagte,

War eine Lüge, und in Weibgestalt
 Trat hin die Falsche zum Mann als bald.
 Mit blauen Augen, die stets berücken,
 Mit falschen Thränen, die stets entzücken,
 Die Wangen rosig, der Busen weich,
 Mit Treue schwindend wie Frühlingsweiz,
 Es flüstern Falschheit und Trug im Herzen.
 Meineide stets auf den Lippen scherzen
 Und theuer war mir die Falsche doch!
 Wie theuer war sie! wie ist sie's noch!

In Menschenbrust ist die Falschheit nur —
 Seit Jungborg's Stimme den Meineid schwur,

Ich treff' auch wol in der Streiter Schwarm
 Ein Varschchen an mit verliebtem Harm;
 Auf Treu' und Ehr' will der Narr noch bauen?
 Aus Mitleid will ich ihn niederhauen;
 Ich will ihm sparen, dereinst zu sehn
 Beklimpft, verrathen, wie mir geschehn."

Wir gewahren hier in Frithiof's Innerem denselben geistigen Proceß, welchen wir eben im Gemüthe Legnér's beobachteten. Er verurtheilt nicht das einzelne Weib allein für ihre Untreue gegen ihn, sondern dehnt sein Verdammungs-urtheil auf das ganze Geschlecht aus. „Das Weib ist eine Lüge,“ sagt er wie der Dichter in der „Melancholie.“ Ein Narr ist der, welcher auf „Treue und Ehre“ baut, das sind seine Worte hier wie dort. Die einzelne bittere Erfahrung dehnt sich bei Frithiof wie bei seinem Dichter aus zur Menschenverachtung und zum Lebensüberdruß. Kein Wunder, da sie noch näher als Vater und Sohn mit einander verwandt waren.

Von jetzt ab ist das Capitel von der Treulosigkeit des Weibes als Weib das stehende Capitel bei Legnér. Seine Briefe variiren dieses Thema, selbst in seine Schulreden schiebt er es sonderbarerweise ein. Aber es ist nicht diese einzelne leidenschaftliche Verstimmung allein, die von der Krise im Leben des Dichters datirt werden kann; von diesem Zeitpunkt ab beginnt überhaupt ein heftigerer, leidenschaftlicherer Ton in seinen Briefen und Poesien hervorzutreten. Es findet sich eine Shakspeare-artig tragische Leidenschaft darin. Die Welt ist aus den Fugen, und wie soll sie durch Hamlet's Arm wieder in's Geleise gebracht werden können! Auf Ophelia verläßt er sich nicht mehr, sie gehe in ein Nonnen-Kloster, wenn sie sich rein bewahren will. Denn Schwachheit, dein Name ist Weib! Was ist das Leben? „Galgenfrist“. Und was ist die Weltgeschichte? „Hundetanz“. Ein widerliches Komödienspielen ist Alles, was Hamlet rings um sich sieht und die Welt eine gemalte Theaterdecoration. Er könnte wahnsinnig darüber werden, und er wird möglicherweise zuletzt darüber wahnsinnig; aber erst soll die Lüge und Jämmerlichkeit des Lebens ohne Gnade und ohne Schonung entlarvt werden.

Es liegt eine wilde Rücksichtslosigkeit über Legnér's Briefen von 1825, die nie früher bei ihm gespürt wurde. Man frage ihn z. B. nach seinen Berufs-genossen, den Theologen? Sie sind „Gesefiel's Cherube mit Ochsenköpfen, doch

ohne Flügel". Und die Bischöfe? „Geborene oder gewordene Hinfällige". Und der Apostel Paulus selbst? „Griechische Sophistik auf jüdische Rohheit geimpft". Was sagt er über das Königthum? „Die Macht ist ebenso lächerlich wie abscheulich, wenn sie in die Hände der Trivialität, der Hilfslosigkeit, der Dummheit fällt — siehe den Staatskalender über Europa". Und über die Vorsehung? „Die Vorsehung ist ein Begriff ohne jeglichen Halt. Ich weiß recht wohl, was Lessing und die anderen Deutschen behauptet haben, daß die Weltgeschichte das Staatsrathsprotokoll der Vorsehung sei; das ist ein hübsches Gedicht und ich könnte es wol auch in Versen ausführen; aber nicht glaub' ich in Ernst daran".

Mir ist es, als ob ich unter allen diesen verzweifelten Reden über Menschenwerth und Weibertreue, über Könige und Bischöfe, Christenthum und Geschichte einen Unterstrom rieseln hörte von dem ergreifenden Klagegesang der „Melancholie":

Du, Wächter, sprich: Wie spät ist denn die Stunde?
Wird diese Nacht denn nie zu Ende gehn?
Es weicht und leht der Mond mit blut'ger Wunde,
Thränenden Aug's die Sterne niedersehn.
Wie mit der alten Jugendkraft im Bunde
Schlägt stark mein Puls und spottet meinem Flehn.
Wie unermesslich jedes Pulschlags Schmerzen!
Weh meinem blutigen, zerrissnen Herzen!

XI.

Rein Zug illustriert besser die Civilisationsstufe Schwedens zu Tegnér's Lebzeiten als die Weise, in welcher Wissenschaft und Religion verknüpft waren. Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche war so intim, ich hätte beinahe gesagt so naiv, daß ein Professor schon als solcher zugleich Pfarrer war und daß das natürliche, das erwartete Avancement für einen tüchtigen Professor in Griechisch, Botanik oder Geschichte das war, daß er — Bischof wurde. Es war ein Staatshaushalt, der lebhaft an die private Haushaltung bei Molière's Harpagon erinnert. Der Universitätslehrer, dessen Rathgeber in Lund am Sonntage mit der Kanzel auf dem Bande vertauscht wurde, war eine Art Maitre Jacques mit dem Ornat über dem Professorroch, und mußte, wie der berühmte Diener des Geizigen im Lustspiele, in jedem eintretenden Falle den Staat fragen: „Bitte, ist es Ihr Antscher oder ist es Ihr Koch, mit dem Sie jetzt sprechen wollen? denn ich bin beides."

Tegnér's ursprüngliche Ursache, das Avancement zu wünschen, war rein ökonomischer Natur; er hatte Schulden und die vermehrte Einnahme kam ihm sehr zu Statten. Er war wie die Gebildeten seiner Zeit gewohnt, einen bestimmten Unterschied zwischen der esoterischen und der exoterischen Seite der Religion zu machen, und wenn er auch seinem Charakter nach als Heide fühlte, waren seine Stimmungen doch oft fromm; er war zu viel Dichter, um sich nicht oft und leicht contrastirenden Eindrücken hinzugeben; so kam es, daß er in seinen Ueberzeugungen ursprünglich kein Hinderniß fand, das Bischofsamt anzunehmen. Doch kaum zum Bischof ernannt, fühlte er den tiefsten inneren Widerwillen gegen all' die Zweideutigkeit und Halbheit, in die er sich verwickelt

sah und in der die Pflichten gegen seine Familie ihn festhielten. So fleg die Misanthropie und die Unlust, zu leben, die im Jahre der Krise entstanden war, immer mehr. Energisch und pflichttreu, wie er war, warf er sich auf die äußeren Seiten seines Amtes; er wurde der Civilisator und Organisator seines Stiftes, ein feuriger, unternehmender Schuldirector, ein überlegener, rücksichtslos eingreifender Erzieher seiner Pfarrer. Der rein bürgerliche Standpunkt, den er in seiner Auffassung der Kirche einnahm, ist ungefähr derselbe, den gleichzeitig in England Coleridge einnimmt. Um zu begreifen, wie stark er sich in Anspruch genommen fühlte, mußte man wissen, daß der Predigerstand in Schweden damals in Bildung und Sitten gleich niedrig stand. Es galt, den Pfarrern die Elemente humaner Bildung beizubringen und die ärgsten Trunkenbolde unter ihnen zu entfernen. Man hatte ihm einen Augiasstall zu reinigen gegeben.

Die geistlosen Beschäftigungen zehrten an seiner schon im Voraus erschütterten Gesundheit und guten Laune. „Die Examina stehen jetzt bevor und ich muß acht Tage nach einander im Gymnasium sitzen. Dann Predigereexamen und Ordination. Dann nicht weniger als acht neue Kirchen einzunweihen in diesem Sommer. Und bei alledem soll geredet werden, immer geredet werden, um Nichts und für Nichts. Words, words, words, sagt Hamlet. Belege mich, ich bin todtmüde von Reden, von Mißmuth und muß doch immer wieder daran. Kein Mensch achtet darauf, was ich sage, und ich selbst auch nicht. Das nenne ich in die Luft reden und sein Leben in Ceremonien vergeuden.“ Es war ein trauriger Mißgriff, der einen so modernen Geist in ein so mittelalterliches Costüm hüllte; das Ornat vermochte nicht ihn umzuwandeln, wie es so manchen Anderen umgewandelt hat; aber es peinigte ihn und verzehrte ihn nach und nach wie ein vergiftetes Nessushemd.

Und doch war seine Glanzzeit noch nicht vorbei. Bevor seine Sonne unterging, war ihm noch ein prachtvolles Abendroth vorbehalten. Die vielen zerstreuten Wolken, die sich über seinem Haupte und in seinem Horizont gelagert hatten, machten, wie es zu gehen pflegt, nur den Sonnenuntergang glühender und reicher. Die Zeit des lyrischen Enthusiasmus war für Tegnér für immer vorbei; der Glaube an Zukunft und Fortschritt, der die Quelle des Lebensmuthes ist, war ja längst versiegt. Aber noch eine Fähigkeit hatte er in Reserve, ein Talent, das bisher der schaffenden Phantasie und der lyrischen Begeisterung untergeordnet gewesen war, die poetisch-rhetorische Gabe. Diese erreichte in seiner Bischofszeit ihre höchste Blüthe.

Wie das Talent Tegnér's zur Hervorbringung der von ihm selbst sogenannten „lyrischen“ Charaktere in Verbindung mit dem lyrischen Hang des ganzen schwedischen Volkes steht, so stimmt auch diese seine zweite Fähigkeit merkwürdig mit Grundeigenschaften seines Volkes überein. Die schwedische Nation hatte eine besondere Gabe, zu repräsentiren. Der Schwede mag, was sich gut ausnimmt, und versteht besser als Dänen und Norweger vorthellhaft zu arrangiren; er hat in Sitte, Umgangsleben, Rede mehr Form und zugleich mehr förmliches Wesen, als die übrigen Skandinaven. Schon die Sprache ist ceremoniell, indem ihr das Antdewort „Sie“ ganz fehlt, so daß Name oder Titel unaufhörlich wiederholt werden müssen. Kein nordisches Volk versteht

wie das schwedische eine Procession, ein Fest, eine öffentliche Ceremonie, einen Einzug oder eine Ordnung mit dem Ensemble anzuordnen, das erforderlich ist, um die Wirkung zu sichern. Dieser nationalen Repräsentationslust, deren Pflanzschulen die Kirche und die Universitäten aus leichtverständlichen Gründen immer waren, entspricht eine eigene Art von nationaler, festlicher Beredsamkeit. Von den Mängeln derselben hatte Legnér nur wenige, aber er besaß Alles, was in dieser Schule entwickelt war von Kraft und Klang der Sprache, von Klarheit und Bilderpracht des Vortrags, von Fähigkeit, Stimmungen auszudrücken und eine ganze Versammlung in Stimmung zu bringen. All' dieses kam in Legnér's Festreden und Festgedichten zur feinsten Blüthe. Sein berühmtestes Festgedicht ist das vom Jahre 1829 geworden.

Studenten aus Lund hatten Oehlenschläger eingeladen, ihrer Promotion beizuwohnen und als Legnér dies erfuhr, beschloß er, die Gelegenheit zu benutzen, mit einem der für die Magister des Tages bestimmten Lorbeerkränze Adam Oehlenschläger zu krönen. Eine schwedische Idee und eine poetische! außerdem die Idee eines edlen, nicht eiteln Dichters! So entfernt war Legnér von jedem übertriebenen Streben nach Anerkennung, daß es ihm ganz natürlich war, einen Anderen als seinen Meister zu bekränzen. Als der Rector die Magisterpromotion beginnen sollte, wandte sich Legnér am Schluß seiner Rede gegen Oehlenschläger, der am Hochaltare in der Domkirche stand, und sagte diese schönen Worte:

Aber bevor du den Lorbeer vertheilst, so schenke mir einen,
Nicht für mich; in dem Einen jedoch will Alle ich adeln.
Nordens Sängermönarch ist hier, der Adam der Stalben,
Erbe des Throns im Reich des Gesangs, denn der Thron er ist Goethe's.
Wähle doch Oscar darum, im Namen des Theuren geschäh' es.
Nun nicht ist's in dem selten, noch minder in meinem, es ist im
Namen des ew'gen Gesangs, lauttönend in Felsen und Helge,
Daß ich dir biete den Kranz; er wuchs wo Sago gelebt hat.
Hin sind die Zeiten der Trennung — im Reiche des Geistes, dem freien
Sollten ja nimmer sie sein — und verschwisterte N ieder ertönen
Ueber den Sund und entzünden uns jezt, und vor allen die Deinen.
Drum heut Swea den Kranz dir — ich sprech' im Namen von Swea:
Nimm von dem Bruder ihn an, und trag' ihn zur Ehre des Tages.

Und unter dem Getöse von Pauken, Trompeten und Kanonen setzte er den Kranz auf Oehlenschläger's Haupt. Daß die Inszenirung nur dem Augenblicke gehören! laß Pauken, Trompeten, Kanonen, die ganze Janitscharenmusik nur im Momente verschwinden! Es war doch ein großer und schöner Augenblick, und die Erinnerung daran hat, wie wenige andere, die nordischen Völker mit einander verbrüder.

XII.

Das Jahr 1830, das Frankreich die Julirevolution brachte, veränderte dadurch in Schweden die politischen Stimmungen und bald die politische Situation; das Jahr gab dem Liberalismus einen neuen Aufschwung, modificirte bedeutend seine Zwecke und veränderte die Sprache seiner Presse. Vor 1830 war das Ideal der schwedischen Liberalen Freiheit gewesen; jezt wurde es Gleichheit oder Demokratie. Eine neue Journalistik entwickelte sich, die unter dem herrschenden

Absolutismus nur durch einen persönlichen, ausgelassenen Ton sich Gehör verschaffen zu können meinte. Der Stil dieser Presse war leichtfertig und scharf; sie verlegte mit Nadelstichen und Persiflage. Man schmeichelte der Masse und schloß vollständig die Augen vor den Fortschritten, die Schweden der Regierung Karl Johann's verdankte; man schonte weder den Hof noch die Person des Königs. Gefiel dieser Ton auch in einigen hauptstädtischen Kreisen, so erregte er doch besonders in den Provinzen einen lebendigen Antwillen, bei Keinem einen stärkeren, als bei Tegnér, dessen zerrissenes Gemüth allzu verstimmt war, um das Gute sehen zu können, das möglicherweise einmal mit der Zeit von all' diesen Sünden gegen den guten Ton und gegen den Respect vor dem wohl-erworbenen Ruhm des alten Königs hervorgehen könnte. Er legte einen leidenschaftlichen Protest dagegen ein, und die liberalen Blätter fielen wie Wespen über ihn her. Die Folge war, daß er jetzt als Dichter sowol wie als Mitglied des Reichstags sich bald nicht nur gegen die liberale Presse, sondern auch gegen die von ihr verkündeten Lehren wandte. Geistesaristokrat, wie er war, widersteht das demagogische Wesen ihn an; zum eigentlich idealen Begriffe vom Volke hatte er sich kaum selbst in seiner besten Zeit erhoben, und jetzt, nachdem aller Glaube an menschliche Reinheit und Seelenschönheit in ihm zerstört worden, konnte er sich weniger als je dazu erheben. Durch alles, was er jetzt schreibt oder im Reichstage spricht, ziehen sich die bitteren Ausfälle gegen die neue Form von Journalistik, die ihm als das sichere Symptom von Schwedens Verfall erschien. Man höre seine Sprache:

Die schwed'schen Farben waren blau und gelb,
 Es kleidete in sie sich Kraft und Ehr.
 Schmutz ist jetzt Nationalfarb', und die Bäge
 Eu'r Heldenlied, das Schmach'n ist losgelassen
 Sechs Tage, ja wol sieben, in der Woche.
 Sein Auge späht in's Leben jedes Hauses,
 Es liegt sein Ohr vor jedem Schlüsselloch —
 Ihr Männer Schwedens ist das eure Freiheit?

Sein Abscheu gegen die Presse, die er vergeblich zu bekämpfen suchte, ging so weit, daß er zuletzt selbst sein Herz von Schwedens Land und Volk entfernte. Er schreibt: „O mein armes Vaterland! Ueber die Publicisten selbst wundere ich mich nicht; sie leben von Schmähen wie der Scharfrichter vom Köpfen und der Schinder vom Geißeln; aber was soll man von einem Volke sagen, von dem ganzen hochlöblichen schwedischen Volke, das solche Erbärmlichkeit nicht nur duldet, sondern ermuntert, kauft, liebt, bewundert? Es kann nur so erklärt werden, daß die Nation ganz und gar Pöbel geworden ist, mit sehr wenigen Ausnahmen. Ich sehe nicht ein, daß Anderes übrig bleibt, als Abschied zu nehmen, wenn nicht von Schwedens Land, so doch von der schwedischen Sprache und Finnisch oder Lappisch zu schreiben“. Anderswo heißt es: „Mein Traum von der Ehre und gesunden Vernunft des schwedischen Volkes ist längst ausgeträumt und für immer zersplittert“. Und es fehlt nicht an anderen, noch stärkeren Aussprüchen.

Diese Äußerungen sind alle von 1839 und dem ersten Monat 1840. Eine solche Wucht von Hoffnungslosigkeit und Menschenverachtung konnte den stärksten

Geist zum Unterliegen bringen, wie viel mehr einen, den sechzehnjährige Krankheit untergraben hatte. Als Tegner sich während des Reichstags 1840 in Stockholm aufhielt, trat die Katastrophe ein. Der Wahnsinn brach aus. Er äußerte sich theils in wilden Ausbrüchen von Sinnlichkeit unter voller Geistesstörung, theils und am häufigsten im Entwerfen von kolossalen Plänen, riesigen Finanzoperationen, Plänen zu Völkerverwanderungen und Welteroberungen. Der Stern war erloschen.

Er entzündete sich wieder, um einige Jahre hindurch mit einem milderen, schwächeren Schein zu leuchten; aber sein rother Marsglanz lehrte nicht wieder zurück. Der Aufenthalt in der Irrenanstalt währte nicht lange; es ist aber interessant, selbst dorthin ihm zu folgen, so schön und eigenthümlich waren die Schwärmerien, die ihn peinigten. Eine Person, die ihn dorthin begleitete, hat uns folgenden wörtlichen Ausspruch von ihm während der Krankheit aufbewahrt: „Die ganze Verwirrung kommt von dem verdamnten Eifer her mit dem Diadem, das sie mir auf den Kopf setzen wollten. Du kannst sonst glauben, daß es ein Prachtstück war: Silber in Miniatur, nicht gemalt, sondern leibhaftige und wirklich existirende Miniaturen von vierzehn der edelsten Dichter bildeten einen Kranz. Das war Homer und Pindar, Tasso und Virgil, Schiller, Petrarca, Ariost, Goethe u. s. w. Zwischen jedem Paar brannte ein strahlender Stern, nicht von Flittergold, auch nicht von Diamanten, sondern von wirklich kosmischem Stoff. Mitten vor der Stirn war ein Diadem in Form einer Lyra angebracht, die etwas vom eigenen selbstständigen Lichte der Sonne geliehen hatte, welches so lebhaft den Sternenkranz beleuchtete, daß ich meinte, die ganze Welt zu durchschauen. So lange diese Lyra still stand, war Alles gut — aber auf einmal begann sie sich in einem Kreislauf zu bewegen. Schneller und schneller wurde die Bewegung, daß jeder Nerv in mir davor erzitterte. Zuletzt fing sie an sich im Kreise mit solcher Eile zu schwingen, daß sie zu einer Sonne verwandelt wurde. Da wurde mein ganzes Wesen bewegt und gebrochen; denn Du mußt wissen, nicht um den Kopf, sondern um das Gehirn selbst war das Diadem geschlungen. Doch jetzt schwang es sich rings herum mit einer völlig unberechenbaren Gewaltthat, bis es auf einmal zersprang. Dunkel, Dunkel, Dunkel und Nacht breitete sich über die ganze Welt aus, wohin ich mich auch wandte. Ich wurde verwirrt und schwach; ich, der ich immer Weichlichkeit bei Männern gehaßt habe, ich weinte und vergoß brennende heiße Thränen. Alles war vorbei. —“

Ist dies nicht eher die Poesie des Wahnsinnes, als der Wahnsinn selbst? Und wie tritt das wahre Wesen des Dichters, selbst in diesem sonderbaren Traum, hervor — dem Jugendtraum von Kränzen und Kronen, jetzt in der Schmiede des Wahnsinns rothgeglüht! Für den kühlen Lorbeerkranz, den er um Dehlenschläger's Haupt gewunden, hatten jetzt seine Normen ihm diesen glühenden Ring um die Stirn gelegt. — Glücklicherweise kühlte er schnell wieder ab, und im Frühling 1841 war der Dichter wieder in seiner Heimath.

In der letzten größeren Dichtung („Die Kronenbraut“), in welcher er sich selbst geschildert hat, sehen wir den alten Bischof als Dorfpatriarch von einer verehrenden Gemeinde umringt. Die Jahre glitten hin in der milderen Stim-

mung, die das Alter mit sich führte; ein Schlaganfall im Jahre 1843 meldete, daß der Tod nicht fern sei und den 2. November 1846 hauchte der müde Dichter seinen letzten Athem aus.

Werfen wir einen Rückblick auf die Entwicklung dieses Geistes, in dessen reichem Boden die Reime des Genies und Wahnsinnes dicht neben einander wie in einer Doppelnuß lagen, so sehen wir dieses kräftige und heitere Gemüth wie einen Funken aus dem kieselharten Naturgrund des schwedischen Bauernstandes hervorspringen. Er saugt Nahrung aus der landschaftlichen Schönheit Schwedens und den alten Sagen Scandinaviens. Er schwärmt für That und Kampf und brüht seine Schwärmereien in einer Sprache von flammenvergoldeten Bildern aus. Er lernt den antiken Geist kennen, und sein angeborener Naturtroß wird in einer griechisch-religiösen Harmonie gemildert. Sein religiöser Freisinn führt ihn zum politischen Freisinn und die religiöse Versöhnung seines Gemüths führt einen Versuch politischer Versöhnung der streitenden Tendenzen des Jahrhunderts mit sich. Dieser geistige Standpunkt bestimmt seinen literarischen: die Verkündigung von dem Evangelium der Klarheit und des Lichts und vom Gesange als Ausdruck der geistigen Gesundheit. Auf dieser Höhe führt er das epochemachende Werk seines Lebens aus, das ideale Bild vom nordischen Alterthum, wie die Zeitgenossen es sich träumten. Man muß, um gegen dies Werk gerecht zu sein, den Zeitpunkt festhalten, in welchem es entstand. Kommt man dazu von einem nordischen Meisterwerk unserer Tage (Wjörnsen's „Vergliot“ z. B.), dann findet man es natürlich weder norwegisch noch nordisch; es ist nur relativ nordisch, aber die Schönheit der schönsten Lieder desselben ist absolut. Raum war dies Werk vollendet, das bestimmt war, das entscheidende Zeugniß im Kampfe von der Bedeutung der poetischen Gesundheit zu liefern, so zeigte es sich, daß der Krankheitskeim in der Seele des Dichters so kräftig gewachsen war, daß es nur einer einzelnen seelischen Krise bedurfte, um den Lebensmuth, um den sich die häßliche Schmarotzerpflanze rankte, zum Vertrocknen zu bringen. Die Sommerzeit seines Lebens war dahin. Der Spätherbst brachte noch einige schöne Früchte, und der Stamm war todt.

Der Eindruck, den ich am liebsten hervorbringen möchte, ist der, daß der Mann, welcher dem Namen Hias Legnér Weltruhm gab, vor Allem ein ganzer Mensch war, in Fehlern wie in Tugenden eine grundehrliche, rechtschaffene Seele, leichtbeweglich, aber mit einer leuchtenden Liebe zum Schönen und Wahren. Sein menschliches, irdisches Wesen ist so werthvoll, daß es für Jeden, der nichts Menschliches als für sich fremd betrachtet, immer einen hohen Grad von Interesse bewahren wird, während das rein ideale Bild von Legnér als Dichter mit verklärten Umrissen vor dem Volke stehen bleiben wird, in dessen Sprache er dichtete und auf welches er wie ein Strahl von der Sonne des neunzehnten Jahrhunderts gewirkt hat.

Die gegenwärtigen Leistungen der Photographie.

~~~~~  
Von  
Prof. H. W. Vogel.  
~~~~~

I.

Langer Zeit hat es bedurft, ehe die Welt erkannte, daß nicht allein die Wärme Elemente binden und von einander lösen, d. h. chemische Veränderungen hervorbringen könne, sondern auch das Licht. Die greifbaren Beispiele der Art: das Verbleichen oder Verschließen gefärbter Stoffe im Lichte erklärte man als eine Wirkung der den Sonnenstrahlen innewohnenden Wärme und erst im vorigen Jahrhundert erkannte man mit Bestimmtheit, daß auch das kühle Licht des blauen, ja selbst des wolkenbedeckten Himmels chemische Wirkungen hervorbringen könne. Seit Scheele's, des Apothekers von Stralsund denkwürdigen Arbeiten mehrten sich die Kenntnisse der dahin gehörenden Thatsachen in rapider Weise. Vielleicht hätte man aber denselben weniger Aufmerksamkeit geschenkt, wenn nicht schon in früher Zeit den Forschern die Idee vorgeschwebt hätte, die chemische Wirkung des Lichts zur Bilderzeugung zu benutzen. Mit Höllestein-Auflösung getränktes und dann getrocknetes Papier bräunt sich im Lichte. Diese Thatsache war schon lange bekannt. Wedgwood und Davy legten im Jahre 1802 einen Löffel auf ein solches Stück Höllesteinpapier. Dasselbe schwärzte sich im Sonnenlicht nur an den unbedeckten Stellen, an den von dem Löffel bedeckten blieb es weiß; so entstand das erste Lichtbild, eine weiße Silhouette auf braunem Grunde. Aber 36 Jahre mußten vergehen, ehe diese Bilderzeugungsmethode so weit gefördert wurde, daß Daguerre Bilder auf Zinnsilberplatten nach der Natur aufnehmen konnte, welche die ganze Welt in Staunen und Verwunderung versetzten. Und jetzt nach nicht viel mehr als sechsunddreißig Jahren ist sein vielbewundertes Verfahren längst bei Seite gelegt, und an Stelle dessen sehen wir zahlreiche andere photographische Proceße in Kunst, Wissenschaft, Industrie und Leben in Thätigkeit; — da gibt's eine Heliographie, eine Photolithographie, Photozintographie, einen photographischen Silberproceß, Pigmentproceß, Staubproceß, eingebrannte Photographien auf Glas und Porzellan, nicht zu gedenken der Zauberbilder und der magischen Cigarrenspitzen; da sehen wir die Photographie eintreten als Helferin der Astronomie, der mikroskopischen Forschung, der Anthropologie und Geographie, der beschreibenden und der erklärenden Naturwissenschaften, des Militärwesens und der vervielfältigenden Kunst. Unaufhalt-

sam schreitet die noch so junge Erfindung vorwärts, und wie heutzutage Duerre's Proceß fast vergessen ist, so dürfte nach abermals 36 Jahren Manches als überwundener Standpunkt erscheinen, was wir heute als das Vollkommenste in seiner Art bewundern.

Von den zahlreichen Stoffen, welche wir als lichtempfindlich kennen, verwendet die Photographie nur einige wenige; unter ihnen stehen die Silbersalze oben an. Davy benutzte Höllenstein, d. i. salpetersaures Silber, Daguerre Jodsilber und Bromsilber und dieselben Stoffe werden im Verein mit Chlor Silber noch heute benutzt, trotz vielfacher Versuche sie durch andere billigere Materialien zu ersetzen. An neun Millionen Mark beträgt der Preis des Silbers, das jährlich durch die Photographie consumirt wird, und eine Zeitlang besorgte man, daß der Werth des Edelmetalls bei steigender Verbreitung der Photographie in die Höhe gehen müsse. Jetzt ist diese Besorgniß wol längst geschwunden. Eine einzige der zahlreichen Silberminen in Nevada, die Big bonanza mine, liefert allein in einem Jahr mehr Silber, als alle Photographen der Welt verbrauchen.

Wenn die Herstellungskosten der Silberphotographien verhältnißmäßig hoch sind, so liegt es weniger an dem kostbaren Metall, als an dem hohen Preis der nöthigen Papiere und Cartons¹⁾ und der aufgewendeten Arbeit. Rasch ist die Aufnahme mittelst der Camera gethan, mehr Zeit nimmt die in vielen Fällen unentbehrliche Bearbeitung des gewonnenen Negativs (Negativretouche) in Anspruch; noch mehr Zeit bedarf aber die Herstellung von positiven Copien auf Papier nach dem negativen Bilde. In trüber Winterzeit reicht oft die Dauer eines ganzen Tages zur Herstellung einer solchen Lichtcopie kaum hin. Dieser Umstand fällt schwer ins Gewicht, wenn es die Lieferung von hundert oder tausenden von Bildern gilt; er macht die Anwendung der Photographie als Illustration von Büchern, deren Auflage nach Tausenden rechnet, schwierig, ja bei billigen Ausgaben fast unmöglich, und deshalb sann man schon früh auf Mittel und Wege, statt des langsam und ungleich arbeitenden „Silberprocesses“ ein anderes, praktischeres Verfahren zu substituiren. Die Herstellung eines gewöhnlichen photographischen Bildes zerfällt bekanntlich in zwei Abtheilungen: 1) die Aufnahme nach der Natur in der Camera obscura, welche in der Regel ein negatives Bild auf Glas liefert, in dem das Helle dunkel, das Dunkle hell erscheint; der sogenannte Negativproceß, 2) der davon total verschiedene Copirproceß (in der Praxis fälschlicher Weise Druckproceß genannt), welcher nach dem gewonnenen Negativ eine Copie auf empfindlichem Papier liefert. Man legt das Negativ auf das Papier, das Licht scheint durch die hellen Stellen des Negativs hindurch und färbt das darunter befindliche Papier dunkel, die dunklen Stellen des Negativs halten dagegen das Licht zurück und unter diesen bleibt das Papier hell. So entsteht nach dem Negativ eine positive Copie.

Dieser Arbeitsgang ist seit 1855 der herrschende; es ist auch jetzt keine Aussicht, daß er so bald durch einen andern verdrängt werden wird. Der erste

¹⁾ Thatsächlich betragen die Auslagen für Papier und Carton mehr als die Auslagen für Silber Salz.

Theil desselben, der Negativproceß, ist sich seit seiner ersten Einführung durch Archer so ziemlich gleich geblieben, der andere Theil, der Positivproceß, hat manche Zusätze und Verbesserungen erfahren und zu ihnen gehören auch die nachher noch zu besprechenden merkwürdigen Combinationen von Photographie mit den graphischen Künsten. Der positive Proceß setzt ein negatives Bild als gegeben voraus. Es ist jedoch zu bemerken, daß solches auch ohne den photographischen Kasten, wie die Camera obscura im Volksmunde heißt, hergestellt werden kann. Eine Zeichnung, auf ein Stück lichtempfindliches Papier gelegt und durch eine Spiegelscheibe fest angebrückt, genügt zur Erzeugung eines Negativs. Die transparenten Stellen des Papiers lassen das Licht durch, die schwarzen Striche der Zeichnung halten es zurück und so entsteht ähnlich wie beim positiven Proceß eine negative Copie der Zeichnung und dieses allereinfachste photographische Verfahren findet unter dem Namen Sichtpausverfahren bereits sehr allgemeine Anwendung in den Zeichensälen der Bau- und Maschinenwerkstätten, es hat Veranlassung gegeben zur Herstellung eines hübschen Kinderspielzeugs, mit dem man gepreßte Blumen und Blätter trefflich copiren kann. Reicht es nach dem so gewonnenen negativen Papierbilde durch bloße Wiederholung des Processes ein positives Bild zu erhalten.

Man hört nicht selten von älteren Verehrern der Daguerreotypie die Meinung aussprechen, daß der photographische Proceß zurückgegangen sei, daß die Bilder auf dem rauhen körnigen Papier an Feinheit mit den daguerreotypischen Bildern auf den spiegelblank polirten Silberplatten nicht concurriren könnten. Diese Ansicht ist nicht ganz ohne Begründung, wenn man die Schärfe der Bilder selbst allein in Betracht zieht. In Bezug auf die anderen Eigenschaften ist jedoch das Papierbild dem Daguerreotyp weit überlegen, sein Material ist handlicher, es besitzt nicht den häßlichen Spiegelglanz, es zeigt viel tiefere Schwärzen und viel hellere Lichter als das Daguerreotyp und erlaubt daher einen Reichthum in der Entfaltung von „Mitteltönen“, wie er im Daguerreotyp nicht möglich ist. Hierzu kommt noch, daß das nach der Natur aufgenommene Daguerreotyp kaum eine weitere Anwendung gestattet, während das nach der Natur aufgenommene Negativ sich leicht tausendmal und öfter mittelst des positiven Processes copiren läßt. Das moderne photographische Verfahren ist eine vervielfältigende Kunst, der Daguerreotypproceß war es nicht und diese Umstände führten dahin, daß der letztere rasch verlassen wurde und erst in neuerer Zeit einmal wieder aufgetaucht ist, als es sich darum handelte, bei dem vielbesprochenen Durchgang der Venus vor der Sonne treue und möglichst haarscharfe Bilder des Phänomens zu erhalten. Die Franzosen, welche diese Erfindung mit Fug und Recht die ihrige nennen, waren es, welche Daguerre's Verfahren hierbei benutzten. Die Beobachter anderer Nationen bedienten sich dazu des gewöhnlichen photographischen Processes.

Leider muß constatirt werden, daß seit dem Verlassen des Daguerreotypprocesses sich zahlreiche Gelehrte und Künstler, welche sich vordem lebhaft mit photographischen Versuchen beschäftigten, von der Photographie abgewendet haben. Das Daguerre'sche Verfahren hat den Vorzug großer Sauberkeit, es läßt sich in Glacehandschuhen ausführen; mit dem modernen

photographischen Verfahren ist Schmutz unvermeidlich verbunden. Schwer vertilgbare, häßliche, braune Silberfleden auf Kleidern und Händen verrathen den Photographen von Fach. Dieser Umstand ist ein wesentlicher Grund der Abneigung Vieler gegen Beschäftigung mit Photographie. Sicher ist es, daß seit der Einführung des negativen und positiven Processes die wesentlichsten Fortschritte in der Photographie eine Zeit lang mehr durch Empiriker als durch Gelehrte erzielt worden sind und erst seit neuerer Zeit wenden sich Letztere mit vergrößerter Aufmerksamkeit der neuen Kunst wieder zu.

Bei Beurtheilung der Leistungen der Photographie kommen sehr verschiedene Gesichtspunkte in Betracht. Sie beruht auf der chemischen Wirkung des Lichts und insofern muß sie als chemische Technik beurtheilt werden; ihr Product aber ist kein Salz, kein gefärbtes Zeug, kein Präparat, sondern ein Bild, das entweder für gewisse wissenschaftliche oder technische Zwecke dienen soll, wie Abbildungen von Maschinen, Gebäuden, Reproductionen nach technischen Zeichnungen, photographische Illustrationen zu Preiscouranten, Sonnenfinsternißbilder, anthropologische Aufnahmen u., oder aber ein Bild, das gar keinen Zweck hat, als den, zu gefallen, z. B. ein Porträt, das, wenn es nicht selbst ein Kunstwerk ist, doch den Zweck eines solchen erfüllen soll. Insofern bildet die Photographie ein eigenthümliches Verbindungsglied zwischen Naturwissenschaft, speciell Chemie und Optik, und bildender Kunst.

Lebhafte Controversen sind oft über die Frage entbrannt, ob Photographie selbst eine Kunst sei oder nicht. Diese Frage wird von den meisten Künstlern, Kunstkritikern und Gesetzgebern ebenso entschieden verneint (nur die Münchener Akademie der Künste huldigt in einem Gutachten über Photographie der entgegengegesetzten Ansicht), als von Liebhabern der Photographie bejaht. Bei der Philadelphia-Weltausstellung waren die Photographien den Werken der bildenden Kunst zugesellt. Kiesel („Grundriß der bildenden Künste“) ließ sie unter den vervielfältigenden Künsten „mitlaufen“, trat aber später in einer Kritik (im „Berliner Fremdenblatt“) dieser seiner Auffassung entgegen und bemerkt, sie könne höchstens mit der Kochkunst verglichen werden. Dambach leugnete im Reichstag ihre Eigenschaft als Kunst. Wenn man unter Photographie nichts weiter versteht, als den chemisch-physikalischen Proceß, oder die Vorbereitungen zur Einleitung desselben, so ist Photographie zweifellos keine Kunst. Versteht man aber darunter den Inbegriff aller Arbeiten, welche der Photograph verrichten muß, wenn er ein schönes Bild¹⁾ erhalten will, so z. B. die geschmackvolle Posirung des Aufzunehmenden, die malerische Beleuchtung und das Arrangement der Umgebung desselben, ferner die unvermeidliche Retouche des Negativs, durch welche die unschönen, störenden Zufälligkeiten weggenommen, charakteristische Eigenthümlichkeiten verstärkt werden sollen, die im Belieben des Künstlers liegende Färbung u. u., so ist Photographie theilweise wenigstens eine Kunst, wenn man die Ausübung irgend einer künstlerischen Thätigkeit mit dem Namen Kunst bezeichnen darf.

¹⁾ Daß die Photographie in der That im Stande ist, Bilder von ganz entschieden künstlerischer Wirkung zu liefern, haben selbst Kritiker anerkannt, die sonst über Photographie höchst abspörend urtheilen.

Speciell gilt solches freilich nur von der Porträt- und Landschaftsphotographie, theilweise auch von der Wiedergabe von Oelgemälden. Bei andern photographischen Arbeiten ist das Quantum der aufgewendeten Kunstthätigkeit entweder sehr gering, oder überhaupt nicht vorhanden, und machen solche dann von selbst auf den Namen eines Kunstwerks gar keinen Anspruch, z. B. Aufnahmen von Industrieartikeln, von mikroskopischen Präparaten u. dgl. Die Fortschritte, welche die Porträtphotographie seit 20 Jahren gemacht hat, berühren wesentlich die künstlerische Seite der Sache, und bemerkt muß werden, daß die künstlerische Thätigkeit, welche der Photograph an ein schönes Porträtbild zu verwenden hat, viel mehr Zeit und Mühe beansprucht, als der technisch-chemische Proceß. Selbstverständlich ist die Qualität und Quantität wirklich künstlerischer Arbeit, welche an einem Porträtbilde haftet, nach der Individualität der Photographen verschieden. Wie es gute und schlechte Maler gibt, so gibt es auch gute und schlechte Photographen, und der Unterschied zwischen den letzteren beruht hauptsächlich in dem künstlerischen Fühlen und Können.

Es sind vornehmlich deutsche Photographen, die sich um die künstlerische Entwicklung der Photographie wesentliche Verdienste erworben haben. Vortrefflich hatte ihnen, in den 60er Jahren, Disderi in Paris, der Erfinder der Visitenkarte, vorgearbeitet. Zwar stellt er die Photographie als bildende Kunst viel zu hoch; denn eine „bildende“ Kunst, welche schöne Gedanken in schöner Form darzustellen vermag, ist die Photographie doch wol nicht, obgleich es möglich ist, manche einfachen genreartigen Ideen in der Form eines lebenden Bildes künstlerisch, wenn auch unvollkommen darzustellen und dieses zu photographiren. Praktischer griff Petzsch in Berlin die Sache in seinen Principien der Beleuchtung an; ihm folgten Grasshoff und Hartmann in ihren Artikeln über die Grundsätze der Negativretouche und der deutsche Photograph Kurz in Newyork mit seinen Publicationen über Beleuchtung und Hintergrund. Diesen reihten sich an Adam Salomon in Paris, der in harmonischer Vertheilung der Tinten und in der Anwendung tief getönter Draperieen seit 1867 als Vorbild galt und Robinson in England, der durch Wort und Bild in ästhetischer Hinsicht belehrend wirkte.

Einen außerordentlichen Aufschwung hat die Porträtphotographie in Amerika genommen. Photographie ist als Porträtirkunst dort noch populärer als in Europa. Hier machen die Künstler ihr noch einen guten Theil der Arbeit streitig, in Amerika sind letztere noch selten; daher benützt man die Photographie, wo es nur angeht; sie liefert nicht nur kleinere Bilder, wie in Europa, sondern auch lebensgroße Porträts (die hier nur ausnahmsweise von Photographen verlangt werden) und, wie ausdrücklich anerkannt werden muß, in technisch vortrefflicher Qualität. In künstlerischer Hinsicht lassen amerikanische Bilder freilich öfter noch zu wünschen übrig. Die französische Porträtphotographie ist seit 1867 entschieden zurückgegangen. Selbst geborne Franzosen gestehen das in Fachblättern öffentlich zu; einer bemerkt sogar, wenn man ein gutes Porträt haben wolle, müsse man nach Wien, Petersburg, Brüssel oder Newyork gehen. Berlin nennt er nicht; vielleicht nur, um das „aller d

Berlin“ zu vermeiden. Vor dem Jahre 1863 bedurfte man sehr allgemein bei jedem photographischen Papierbilde der nachhelfenden Hand des Künstlers. Die „Positivretouche“ schien unentbehrlich zu sein, sie schwand aber bald mit Erlangung größerer Routine im photographischen Proceß. Dagegen bildete sich eine andere Technik heraus, d. i. die Negativretouche, die allem Anschein nach zuerst in Wien ausgeübt wurde und die heute sehr allgemein in Gebrauch ist. Der Vortheil derselben ist, daß das einmal bearbeitete Negativ sofort beliebig viele, vollkommene Copien auf Papier liefert, während die Copien unretouchirter Platten die Nachhülfe an jedem einzelnen Bilde erfordern.

Die Negativretouche gestattet dem Photographen störende Flecken, die sich im Bilde viel stärker markiren als in der Natur, mit Leichtigkeit zu entfernen, zu tiefe Schatten aufzulichten, auch manche störenden Details zu mildern und insofern hat sie ihre Berechtigung. Sie wird aber auch stark gemißbraucht, indem man natürliche Runzeln und Falten ganz hinwegschafft und dadurch freilich der Person ein jugendlicheres Ansehen verleiht, aber auch nur zu leicht charakteristische Reliefformen vernichtet. Sünden ohne Zahl werden durch die Negativretouche begangen, um der Eitelkeit des Bestellers zu schmeicheln.

Von noch größerer Wichtigkeit als für das Porträtfach ist die Negativretouche bei der Reproduction von Oelgemälden. Es ist bekannt, daß die Farben in abnormer Weise durch Photographie wiedergegeben werden. Viele Sorten Gelb und Roth, namentlich die feurigen Nuancen markiren sich in der Photographie auffallend schwarz; viele Sorten Blau und Violett auffallend hell. Gelbe Kleider erscheinen im Bilde dunkel. Eine gelbe (also helle) Stickerie auf blauem, also dunklem, Grunde wird in der Photographie zu einem dunkeln Muster auf hellem Grunde. Die richtige Wiedergabe von Oelgemälden erschien daher fast unmöglich, bis man in der Bearbeitung des Negativs ein Mittel erkannte, die Fehler der Farbwirkung auszugleichen und ein dem Originale in Helligkeitsabstufungen ähnliches Bild zu erhalten. Seit Einführung der Negativretouche hat sich die photographische Reproduction von Oelgemälden zu einer großartigen Kunstindustrie entwickelt und Deutschland nimmt jetzt in derselben den ersten Rang ein. Die Leistungen der photographischen Gesellschaft in Berlin, Alberts und Hannßkängl's in München haben die Leistungen Goupil's in Paris bereits seit langer Zeit überflügelt. Früher begnügte man sich mit bescheidenen Formaten. Die genannten deutschen Firmen brachten zuerst große Kunstblätter bis zu 30 Zoll Bildgröße auf den Markt. Verfasser fand deutsche Reproduce der Art in allen Theilen der Welt, von Kalkutta bis San Francisco.

Ein anderes Feld, die Landschaftsphotographie, erfreut sich des höchsten Grades der künstlerischen Ausbildung bei den Engländern. Dieses zeigte sich bereits 1862 und 1864 bei den Ausstellungen in Paris und Berlin und ist in noch eminentem Grade in Philadelphia hervorgetreten. Payne Jennings in Dublin und Robinson in London stehen hier obenan; ihre Bilder machen, um mit Künstlern zu reden, einen vollkommen bildmäßigen Eindruck. Glücklich Wahl des Sujets, des Standpunktes und ruhiges Abwarten der günstigsten Beleuchtung, verbunden mit Vorsicht in der Belichtungsdauer zur Erhal-

tung der „Luft“, die nur zu leicht durch „Uebere Exposition“ verloren geht und zur Erhaltung der feinsten Schattendetails und eine verständnißvolle Bearbeitung des Negativs, hat diese schönen Resultate erzielt, bei welchen man über der Meisterschaft der Darstellung ganz das dargestellte Object vergißt. Daß wir Aehnliches in Deutschland leisten können, ist durch zahlreiche treffliche Landschaftsblätter (Johannes in Partenkirchen, Scholz in Gbrlik), bewiesen; wenn dennoch die eigentlichen Stimmungslandschaften in Deutschland selten sind und nur die Bedute gepflegt wird, so liegt das daran, daß erstere hier keinen Markt finden. Es verhält sich mit Landschaftsphotographien hier genau, wie mit vielen trefflichen Kunstindustrieartikeln, die sehr gut in Deutschland gemacht werden können, aber hier keinen Abnehmer finden. In der photographischen Bedute steht Deutschland hinter England nicht zurück.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt die Landschaftsphotographie Amerikas ein. In künstlerischer Hinsicht der englischen und deutschen nachstehend, zeichnet sie sich aus durch die technische Vollendung und Mannigfaltigkeit der dargestellten Objecte. Der ungeheure amerikanische Continent bietet dem Entdeckungsreisenden noch ein weites und fruchtbares Feld und dem Forscher folgt der Photograph auf dem Fuße. Eine Forschungsreise ohne Mitnahme photographischer Apparate ist in Amerika ganz undenkbar. Ja oft sind die Photographen auf eigene Gefahr allein kühn in die Wildniß gedrungen und haben als Resultate Landschaftsbilder aus Regionen zurückgebracht, von deren Naturwundern man zuvor Nichts ahnte. Besser als alle geschriebenen Berichte erzählten diese Bilder von dem Gesehenen und sie haben zahlreiche Touristen und „Explorers“ veranlaßt, dieselben Wege zu wandeln.

Ich erwähne von diesen „Pionierphotographen“ besonders Watkins in San Francisco, der schon 1863 durch unwegsame Gegenden, in das weltberühmte Yosemitevalley vordrang, dort mit seiner riesigen Camera und seinem centnerschweren Chemikalienvorrath die höchsten Gipfel erkletterte und in 20 Zoll großen Blättern die herrlichsten Ansichten des Thales bildlich festsetzte. Seine Bilder verbreiteten mit einem Schläge den Ruhm der wunderbaren Felsenregion, Tausende von Touristen strömten von der Zeit ab in das Thal und dem Photographen zu Ehren hat man einem Felsenvorsprung den Namen „Watkins point“ gegeben. Watkins ist heute noch unermüdlich thätig. Er hat prachtvolle Blätter neuer noch wenig gekannter Landschaften aus dem Nevada- und Oregongebiet geliefert und dadurch der Kenntniß der neuen Staaten immensen Vor Schub geleistet. Nirgends tritt der Nutzen, den die Photographie der Geographie bietet, so klar hervor, als in diesen Blättern. Wenn Landarten eine Horizontalprojection der dargestellten Regionen liefern, so gibt die Photographie eine Verticalprojection. Landschaftsphotographien sind in diesem Sinne als geographische Karten aufzufassen, die sogar mathematische Genauigkeit zeigen, falls die zur Aufnahme verwendeten Linsen correct sind. Ein Landschaftsbild hat einen weitergehenden Werth als ein Porträtbild, es soll nicht bloß gefallen, sondern belehren über Fels- und Gebirgsformationen, über Vegetation, über menschliche und thierische Staffage, über Luft und Wasser. Ja, mathematisch genau aufgenommene Bilder erlauben

noch viel mehr: sie geben ein Mittel an die Hand, die Horizontalprojection der aufgenommenen Region zu entwerfen, d. h. treue geographische Karten zu construiren.

Bauffébat und Chevallier in Frankreich und Meydenbauer in Deutschland haben solche „photogrammatische“ Aufnahmen mit Erfolg ausgeführt und neuerdings hat Professor Jordan, das Mitglied der auch in dieser Zeitschrift besprochenen Kohl's'schen Expedition in die Lybische Wüste nach Bildern des Expeditionsphotographen Remelé eine Karte der Oasenstadt Gassr Dachel ausgeführt und publicirt. Freilich erfordern solche Aufnahmen große Vorsichtsmaßregeln. Die Photographie stellt nicht alles, was das Auge klar und scharf sieht, mit gleicher Klarheit dar. Luftperspective, Nebel, Regen, ja selbst die dem Apparat gegenüberstehende Sonne — Dinge, die den gewöhnlichen Feldmesser, der mit Theodolith oder Bouffsole arbeitet, wenig stören, beeinträchtigen die Klarheit des photographischen Bildes oft so erheblich, daß daran keine sichere Messung möglich ist. Dennoch behält dieses Verfahren seinen Werth für Forschungsreisen in unbekannten Regionen, und kaum dürfte jezt eine geographische Expedition angetreten werden, ohne Mitnahme photographischer Apparate. Als Beobachtungshilfsmittel des Reisenden hat sich Photographie bereits unentbehrlich gemacht.

Mit dem Landschaftsfache eng verwandt ist die Stereoskopographie. Die Erfindung des Stereoskops, welches ein Doppelbild körperlich zu sehen gestattet, ist eine der reizvollsten der Optik. Das Stereoscop gibt erst eine Idee von der Tiefe des Raumes, welche ein einfaches Bild nicht so leicht zu beurtheilen erlaubt. Das complicirteste Gewirr, wie es die Bilder von Ausstellungen, von Maschinen u. oft zeigen, löst sich auf und wird im Detail kennbar im Stereoskop. Das linke Bild entspricht der Ansicht, welche das linke Auge, das rechte Bild der Ansicht, welche das rechte Auge gewährt. Beide werden durch die Gläser zur Combination gebracht und machen dann den vollen körperlichen Eindruck. Kurzsichtige müssen dabei das Bild den Gläsern nähern, Weitsichtige davon entfernen, bis sie den Punkt gefunden haben, wo beide Bilder sich combiniren und einen plastischen Eindruck liefern. Leider gestattet die Unvollkommenheit mancher Instrumente die richtige Einstellung der Stereoskopbilder nicht, und dieser Umstand verdirbt Vielen die Freude am Gebrauch desselben; er ist die Ursache, daß Stereoskopbilder in Europa lange nicht so gewürdigt werden, wie in Amerika, das in seinem „american scope“ ein höchst zweckmäßig constructirtes, in Deutschland leider noch wenig bekanntes Instrument besitzt, welches „drüben“ fast in keinem „Parlor“ fehlt. Kleine Stereoskopbilder leisten durch die Körperlichkeit, welche sie zeigen, oft mehr als Einzelbilder in großem Formate. Wahre Meisterstücke der Photographie sind die Stereoskopbilder auf Glas von Ferrier und Leon Levy in Paris. Nur der hohe Preis steht ihrer Einführung entgegen. Neuerdings ist es aber gelungen, diese Glasbilder durch einen einfachen photographischen Proceß herzustellen, den sogenannten Pigmentproceß. Derselbe besteht darauf, daß eine mit chromsaurem Kali getränkte farbige Leimschicht im Licht ihre Löslichkeit in Wasser verliert. Belichtet man eine solche Schicht unter einem negativen Bilde, so werden alle die Stellen, die unter den durchsichtigen Theilen des Negativs liegen, unlöslich. Taucht man daher solche belichtete Schicht unter

gewissen Vorsichtsmaßregeln in heißes Wasser, so werden alle nicht vom Licht getroffenen Stellen aufgelöst, die übrigen bleiben stehen und bilden ein Bild in der Farbe des beigemischten Pigments. Als solches nahm man früher Ruß, d. i. Kohle und deshalb nannte man diese Bilder vordem Kohlebilder. Jetzt benutzt man Röthel, Sepia, Umbraun, Graphit, Tusche als färbende Masse. Pigmentbilder in Graphit gleichen täuschend Bleistiftzeichnungen, solche in Röthel täuschend den Handzeichnungen in Rothstift. Durch diesen Proceß gelingt es, die Skizzen großer Meister in ihren Originaltönen wiederzugeben. Braun in Dornach übt dieses Verfahren bereits seit elf Jahren in großem Stile aus zur Herstellung von Facsimilen nach den Handzeichnungen großer Meister. Er hat die hervorragendsten Original-Skizzen der europäischen Museen photographirt und dieselben im Pigmentproceß in der Originalgröße und der Originalfarbe copirt. So hat er die früher nur Wenigen zugänglichen Kunstblätter zu einem Gemeingut aller Kunstinteressenten gemacht. Kaum gibt es noch eine Kunstschule oder ein Kupferstichcabinet, wo nicht die nach Tausenden zählende Ausgabe der Braun'schen Reproductionen nach Handzeichnungen zu finden wäre. Merkwürdig ist es, daß man die Bildschicht dieser Bilder leicht von ihrer Unterlage ablösen und auf andere Materialien übertragen kann. Dadurch gelingt es leicht, für einen billigen Preis Pigmentbilder auf Glas zu liefern, die als Transparent-Stereoskopbilder von trefflicher Wirkung sind.

Das transparente Glasbild läßt sich aber nicht bloß im Stereoskop verwenden, sondern auch in der Laterna magica; es gestattet eine 12- bis 20fache Vergrößerung, und dadurch liefert es ein Bild, welches alle Vortheile einer Wandkarte besitzt. Wandbilder der Art ersetzen die kostspieligen und ungenauen Wandtafeln zur Darstellung von Thieren, Pflanzen, Mineralien, Felsformen, Landschaften; sie machen eigentlich erst den wahrheitsgetreuen Anschauungsunterricht möglich. In Amerika hat man diesen Vortheil längst erkannt. Jede größere Schule besitzt eine Laterna magica, oft deren mehrere und fast jedes naturwissenschaftliche Auditorium ist so eingerichtet, daß es in jedem Moment verdunkelt werden und die Darstellung der Schattenbilder beginnen kann. Der leider verstorbene Czermaß erkannte den hohen Werth dieser Darstellungsweise; er erbaute in Leipzig ein großartiges Privatauditorium auf seine Kosten für diese Zwecke und zeigte hier objectiv Bilder nach anatomischen Präparaten mit ausgezeichnetem Erfolge. Leider steht die großartige, der Universität Leipzig vermachte Anstalt jetzt unbenutzt. Dagegen sind in dem Auditorium des neu erbauten unter Direction des Geheimrath Dubois-Reymond stehenden physiologischen Instituts in Berlin Vorlesungen zur objectiven Darstellung getroffen und findet diese trotz mancherlei Einwendungen bei naturwissenschaftlichen Vorlesungen mehr und mehr Anklang. Nicht nur Bilder, sondern auch Gemische, physikalische und physiologische Proceße z. B. Ausdehnungen einer Quecksilbersäule durch Wärme, Polarisationserscheinungen u. u. lassen sich in dieser Weise vortrefflich für eine große Gesamtheit von Zuhörern mit einem Schlage sichtbar machen.

In engster Verbindung mit der Landschaftsphotographie steht die Architecturphotographie. Früher wurde dieselbe nur im bescheidenen Maße im

Auftrage Privater ausgeübt. In Italien hat man zuerst ihre eigentliche Aufgabe: Mappirung der Kunstdenkmäler, erkannt. Die Venetianer gingen voran und ihre eigene Stadt bot ihnen dazu dankbare Objecte ohne Zahl und ein großes Fremdenpublicum als Abnehmer.

Noch heute arbeitet die Photographie Venedigs wesentlich für den Absatz an Touristen und es spricht wenig für deren Kunstgeschmack, daß von allen Bildern die sogenannten Mondscheinphotographien die beliebtesten sind.

Diese Mondscheinbilder Venedigs sind keineswegs bei Mondschein aufgenommen (denn Solches ist bei der geringen Empfindlichkeit der photographischen Platten und der außerordentlich geringen Lichtstärke der Mondbeleuchtung unmöglich), sondern unter gewöhnlichen Verhältnissen gefertigte Tagesaufnahmen. Von jedem bei Tage aufgenommenen Negativ läßt sich ein Mondscheinbild fertigen, wenn man das Negativ möglichst dunkel copirt; darin beruht das ganze Kunststück. Nicht selten werden auch besondere „Wollenplatten“ mit der Sonnenscheibe eincopirt. Die Stellung der Sonne steht fast immer mit der Lage der Lichter und Schatten im Bilde im grellsten Widerspruch, was freilich das Publicum nicht bemerkt.

Die zahlreichen Architekturbilder Venedigs zeichnen sich durch Plattengröße und billigen Preis aus; ihre gerühmte Naturtreue ist das Wenigste, was man von einer Photographie verlangen kann. Das Schöne, was an ihnen entzückt, ist nicht ihr Verdienst, sondern das Verdienst des Architekten. Trotz aller Bewunderung, die das Publicum ihnen zollt, sind sie nur als technische Leistung beachtenswerth. Sehr früh wurde die Architekturphotographie in Aegypten cultivirt. Der erste Photograph, der nach Oberägypten vordrang, und die zahlreichen Ruinen aus uralter Vorzeit aufnahm, war ein Deutscher, Namens Hammer Schmidt.

Einen ganz neuen Impuls aber erhielt die Architekturphotographie mit der Wiederbelebung des Renaissancestils. Man studirte mit Eifer die Meisterstücke mittelalterlicher Bautünstler. Man verlangte dazu nicht nur Totalansichten, sondern auch Detailaufnahmen von Säulen, Sockeln, Capitälern, Consolen, Ornamenten x. Große Verlagsanstalten entschlossen sich zur Herausgabe umfangreicher Collectionen architektonischer Musterblätter, sie ließen Photographen Deutschland, die Niederlande, Italien x. durchstreifen, um von allen hervorragenden Kunstdenkmälern General- und Detailansichten zu fertigen. Raum gibt es jetzt ein namhaftes Werk der Architektur, welches nicht photographisch aufgenommen wäre.

II.

Hand in Hand mit der Wiederaufnahme des Renaissancestils gingen die Bestrebungen zur Hebung des deutschen Kunstgewerbes. Hier galt es, in kürzester Zeit für einen billigen Preis treue Abbildungen aller der zahllosen, nachahmungswürdigen Kunstindustrieartikel zu erhalten, welche in öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut sind, und diese Aufgabe wurde durch die Photographie in glänzendster Weise erfüllt. Durch ihre Hilfe wurden die Schätze des bairischen Nationalmuseums, die Prachtstücke des grünen Gewölbes in Dresden x. in treuen

Nachbildungen aller Welt zugänglich, und wenn die Förderer unseres Kunstgewerbes sich jetzt nach zehnjähriger Arbeit eines Erfolges rühmen dürfen, so verdanken sie denselben nicht zum kleinsten Theil der Photographie. Ein glücklicher Stern fügte es, daß fast um dieselbe Zeit, wo der Bedarf nach solchen Kunstblättern sich geltend machte, eine neue photographische Erfindung auftauchte, welche die Leistungsfähigkeit der Photographie in ungeahntem Maßstabe erweiterte, das ist der Lichtdruck.

Wie bereits im ersten Theil dieser Arbeit auseinandergesetzt wurde, ist das photographische Copirverfahren, welches auf chemischer Wirkung des Lichtes beruht, abhängig vom Wetter; es liefert nur langsam und seine Producte sind theuer. Dieser Umstand führte schon vor langer Zeit zu Versuchen, Photographie mit Pressendruck zu combiniren. Zahlreiche Verfahren der Art sind bereits seit mehr als zwanzig Jahren unter dem Titel Photolithographie, Photozinkographie, Heliographie bekannt, und sie werden schon lange mit großem Vortheil zur Reproduction von Zeichnungen ohne Halböne angewendet z. B. bei der Herstellung von Landkarten, technischen Illustrationen, Werthpapieren, Druckschriften u. So ist der sogenannte „Straßsaz“ unserer Kassenscheine nichts als eine verkleinerte heliographische Copie nach einer großen Druckschrift. Die Photographie erlaubt zahlreiche druckbare Metallplatten, alle absolut übereinstimmend, zu präpariren, was selbst dem geschicktesten Stecher nicht glückt, und dadurch erst ist eine vollkommene Uebereinstimmung der Millionen Kassenscheine, zu deren Druck eine einzige Platte nicht ausreicht, möglich. Es gibt verschiedene Verfahren der Art, eins der merkwürdigsten ist das bereits 1827 von Nic. Niepce, dem einstigen verdienstvollen, vor der Entdeckung der Daguerreotypie gestorbenen Genossen Daguerre's, erfundene.

Man überzieht eine Kupferplatte mit Asphaltlösung, trocknet sie im Dunkeln und bedeckt sie mit einer durchscheinenden Schrift oder einer Zeichnung auf Papier. Das Licht scheint durch die durchsichtigen Stellen hindurch und macht die darunter befindlichen Asphalttheile unauflöslich. Wäscht man die Schicht nach der Belichtung mit Lavenöl, so wird der nicht belichtete Asphalt aufgelöst, der belichtete bleibt auf der Platte zurück und schützt solche, wenn man dieselbe in eine ätzende Flüssigkeit legt; diese frisst das Metall an allen nicht bedeckten Stellen an und erzeugt Vertiefungen. Hat man unter einem positiven Bilde belichtet, so sind es die Striche der Zeichnung, welche beim Ätzen vertieft erscheinen, die Platte stellt alsdann eine Art Radirung dar, die auf der Kupferdruckpresse abgedruckt werden muß. Man nennt solche Abdrücke Heliographien. Man kann in ganz analoger Weise eine Metallplatte herstellen, bei welcher die Striche der Zeichnung nicht vertieft, sondern erhaben erscheinen. Man braucht zu dem Zwecke die Asphalttschicht statt unter einem positiven, nur unter einem negativen Bilde, welches man leicht mit Hilfe des gewöhnlichen photographischen Processes herstellen kann, zu belichten. Das Resultat ist dann ein sogenannter Hochdruck, der sich in der Buchdruckpresse abdrucken läßt, ein Analogon des Holzstockes. Wäre es möglich, die für den Holzschnitt vom Künstler gefertigten Zeichnungen treu in dieser Weise zu reproduciren, so würde die mit vieler Mühe verknüpfte Holzschneiderarbeit ganz erspart werden können

und die Herstellung der in den Text eingedruckten Holzschnitte unserer zahlreichen illustrierten Werke würde dann der Photographie anheimfallen. Leider ergeben sich hierbei Schwierigkeiten, die einerseits in den Originalen liegen, denn der Künstler liebt es, mit dem grauen glänzenden Blei zu arbeiten, das der photographischen Wiedergabe manche Hindernisse darbietet, andererseits gehen beim „Zief-Nezen“ solcher heliographischen Platten, wie es für den Buchdruck nöthig ist, manche feinen Details leicht verloren. Das großartige, für unsere gesammte Typographie und Literatur immens folgenreiche Problem, nach jeder beliebigen Zeichnung in Strichmanier eine tadellose „Hochdruckplatte“ für die Buchdruckerpresse darzustellen, ist leider nur unvollkommen gelöst, trotz mancher trefflichen Leistungen.

Wenn diese Verfahren aber auch für Wiedergabe von Strichzeichnungen in vielen Fällen genügen, so sind sie doch ungeeignet zur Wiedergabe der zarten Uebergänge von Licht in Schatten, der ungebrochenen Halbtöne, wie sie die Photographien nach der Natur zeigen. Es gelang auf einem ganz anderen Wege durch die Bemühungen Alberts in München, photographische Bilder mit Halbtönen in Pressendruck zu liefern, die von gewöhnlichen Silberphotographien kaum zu unterscheiden sind. Bereits vor ihm hatte Tessié de Mothay in Neß Ähnliches versucht, seine Bilder zeigten jedoch immer noch einen mehr lithographischen als photographischen Charakter. Nach Alberts Verfahren wird eine Glasplatte mit einer Lösung von Leim und chromsaurem Kali in heißem Wasser überzogen und im Dunkeln getrocknet. Die so erhaltene Leimchromatschicht ist lichtempfindlich. Legt man ein Negativ auf dieselbe und setzt sie dem Lichte aus, so entsteht durch chemische Wirkung des Lichtes ein bräunliches, positives Bild. Zugleich nehmen merkwürdiger Weise alle vom Licht getroffenen Stellen die Eigenschaft an, fette lithographische Schwärze anzuziehen und festzuhalten. Uebergeht man daher eine solche belichtete Schicht mit einer lithographischen Schwärzwalze, so bleibt die Schwärze an den Bildtheilen haften, am stärksten an den am stärksten belichteten, und so entsteht ein intensives Bild mit allen Halbtönen und Feinheiten der Photographie. Dieses Bild läßt sich in einer Walzenpresse auf Papier abdrucken und man braucht dann nur den Einschwärzungsproceß zu wiederholen, um abermals ein druckbares Bild zu erlangen. Man ist in dieser Weise im Stande, Hunderte, ja Tausende von Abdrücken in fetter Schwärze von solchen Platten zu erzielen. Dieses Verfahren, welches man Alberttypie, oder Lichtdruck nennt, fand rasch Interessenten und jetzt existiren Lichtdruckanstalten in allen Mittelpunkten der Kunstthätigkeit in Deutschland, am reichlichsten in München, dem Wohnort des Erfinders und einstigem Ausgangspunkt einer ebenso schönen Erfindung, der Vorgängerin des Lichtdruckes: der Lithographie.

Selbstverständlich dient der Lichtdruck nur zur Vervielfältigung der mit Hilfe des gewöhnlichen photographischen Processes gewonnenen negativen Bilder. Zur Aufnahme von Bildern mittelst der Camera obscura ist er nicht geeignet!

Mit Hilfe des Lichtdruckes lassen sich Copien von Negativen zu billigem Preise in kürzester Zeit herstellen und seit der Einführung dieses Verfahrens hat

die Anwendung der Photographie zur Herstellung artistischer Illustrationen einen großartigen Aufschwung genommen. Wir sehen dasselbe verwertet in kunstgewerblichen, kunsthistorischen, naturhistorischen und zahlreichen technischen Werken und Zeitschriften¹⁾. Führt man die Präparation eines Lichtdruckes statt auf Glas auf lithographischem Stein aus, so bekommt man, unter Beachtung gewisser, hier nicht weiter auseinander zu setzender Kunstgriffe ein Bild auf dem Steine, und dieses läßt sich dann wie ein vom Lithographen bezeichneter Stein abdrucken; er liefert das, was man Photolithographie nennt. Diese gibt freilich, wegen der Rörnigkeit des Steines, nicht die zarten Halbtöne des Lichtdruckes wieder, aber dafür gestattet sie wegen der größeren Dauerhaftigkeit des Steines eine größere Anzahl von Abzügen. Man hat dieses Verfahren mit glänzendem Erfolge zur raschen Reproduction der französischen Generalstabskarten in dem photolithographischen Institut der Gebrüder Burckhardt in Berlin verwendet, als es sich darum handelte, unsere avancirende Armee 1870 mit Karten der zu besetzenden Landstriche zu versorgen.

Mindestens ebenso interessant ist der Glasdruck, ein in der königlichen Staatsdruckerei in Berlin neuerdings ausgeübter Proceß, welcher erlaubt, direct von Negativen Drucke in lithographischer Manier zu machen. Hier wird das Negativ mit einer Mischung von Seim und chromsaurem Kali überzogen, von der Rückseite belichtet, und dadurch alle unter den hellen Strichen liegenden Partien des Ueberzugs empfänglich für fette Schwärze gemacht.

III.

Die Photographie, ein Kind der Wissenschaft, interessirt die Wissenschaftsmänner in um so höherem Maße, als sie ihnen ein Mittel bietet, treue Abbildungen der Gegenstände ihrer Beobachtung ohne zeichnerische Hilfe zu erlangen. Die Anwendung der Photographie im Dienste der Wissenschaft datirt daher weit zurück.

Schon Davy nahm die Bilder des Sonnenmikroskops mit lichtempfindlichem Papier auf; Seebeck stellte 1810 ein farbiges Bild des Sonnenspectrums auf einer Chlor Silber-schicht dar. Mit Erfindung der Daguerreotypie versuchte man sich sofort im Aufnehmen mikroskopischer Bilder, aber erst nach der Erfindung der Papierphotographie, welche die aufgenommenen Bilder in bequemer Weise zu vervielfältigen und zu ediren erlaubte, nahm dieses Verfahren einen größeren Aufschwung. Woodward in Washington, Girard in Paris, Reilner u. Fritsch in Berlin, Vennede in Königsberg, Grimm in Offenburg u. A. haben dieses Gebiet mit großem Erfolg cultivirt. Dennoch hat die Leistungsfähigkeit der

¹⁾ Merkwürdiger Weise ist man über die Natur des Lichtdruckes, trotz dieser univervellen Anwendung, noch so wenig unterrichtet, daß ein Buchhändler ein von ihm edirtes Album von Lichtdruckblättern neuerdings mit den Worten ankündigte: „Der mächtigen Photographie, welche Jahrzehnte lang den Kunstmarkt fast ausschließlich beherrscht hat, ist seit kurzer Zeit in dem Lichtdruck ein ebenbürtiger und gefährlicher Gegner entstanden“, „der (so heißt es an einer anderen Stelle) voraussichtlich dieselbe nachhaltig verdrängen wird!“ — Der Lichtdruck — ein Kind der Photographie — „ein Theil von jener Kraft“, der ohne den photographischen Negativproceß gar nicht existiren kann, ihr Gegner???? Sapiienti sat.

Photographie im Dienste der Naturwissenschaft ihre Grenze. Die fühllose Jod-silberplatte zeichnet ohne Wahl, sie liefert die Nebensachen in einem mikroskopischen Präparat, den Schmutz, die unwesentlichen Beimengungen mit ebenso großer, ja oft mit größerer Deutlichkeit, als die Hauptsachen. Es passiert nicht selten, daß z. B. beim Photographiren eines etwas gelblich gefärbten Krystalls, der in weißem, krystallinischen Kalk eingebettet ist, ein Bild resultirt, in welchem man von der Hauptsache, dem Krystall, gar nichts erkennt, desto deutlicher aber die Partikel des Kalkes, welcher vermöge seiner weißen Farbe kräftiger auf die Platte wirkt als ersterer. Man ist in solchen Fällen, wie auch beim Photographiren anatomisch-mikroskopischer Präparate genöthigt, alle störenden Nebensachen, welche sich mit abbilden könnten, durch sorgliche Vorpräparation möglichst zu entfernen. Leichter hat es der Zeichner. Dieser läßt nach seinem Belieben alle Nebensachen weg und liefert ein Bild desjenigen Gegenstandes, auf den es allein ankommt. Andererseits ist es häufig, daß mikroskopische Objecte, z. B. Insecten, verletzt sind; manche Organe sind beim Fangen, bei der Präparation ausgerissen worden. Dem Zeichner ist es leicht, ein solches unvollständiges Organ nach einem anderen Objecte derselben Art, welches gerade das dort Fehlende enthält, zu ergänzen. Die Photographie kann das nicht. Eine dritte Schwierigkeit liefert das optisch scharfe Einstellen eines körperlichen Objectes. Aehnlich einer Porträtphotographie erscheint auch eine Mikrophotographie nur in den Theilen scharf, die gleichweit vom Objectiv entfernt sind. Bei einer Porträtphotographie kommt es auf die Schärfe der rüdliegenden Partien meist nicht an, anders bei einem mikroskopischen Präparat, bei welchem die scharfe Darstellung des Gesamtobjectes gewünscht wird.

Einen großen Vortheil gewähren Mikrophotographien insofern, als sie sich, mit Hilfe der Laterna magica vergrößert, für einen großen Zuhörerkreis sichtbar machen lassen. Sie erreichen dann die Wirkung des Sonnenmikroskops.

Von Mikrokosmos zum Makrokosmos ist nur ein Schritt. Die Photographie hat denselben sehr frühzeitig gethan. Himmelskörper, wie die Sonne mit ihren Flecken und der Mond mit seinen Ringbergen boten ihr stets dankbare Objecte. Von noch größerer Wichtigkeit wurde aber die Photographie zur Fixirung jener Himmelserscheinungen, die zu kurze Zeit währen, als daß der Zeichner im Stande wäre, ein treues Bild derselben zu entwerfen, ich meine die totalen Sonnenfinsternisse. Zwei seltsame Phänomene fesseln während derselben den Forscher, einerseits die flammenartigen Gebilde, welche über den Sonnenrand tausende von Meilen herausragen und Protuberanzen genannt werden, und der breite lichtschwache Glorienschein, der die total verfinsterte Sonne umgibt, die sogenannte Corona. Die Photographie der Protuberanzen ist überflüssig geworden, seitdem man in dem Spektroskop ein Mittel gefunden hat, dieselben auch ohne Sonnenfinsterniß beobachten zu können. Immerhin bleibt aber die von der deutschen Sonnenfinsterniß-Expedition 1868 unter der Theilnahme des Verfassers in Aden photographirte 19,000 deutsche Meilen hohe hornförmige Protuberanz eine der merkwürdigsten Gestaltungen ihrer Art. Die Corona wird noch längere Zeit die Aufmerksamkeit der beobachtenden Photographen in Anspruch nehmen; man kennt noch zu wenig ihre Natur, um nicht mit Interesse die Wandelbarkeit ihrer

Gestalt zu studiren. Zum ersten Mal wurde diese von Whipple in Shelbyville, Kentucky, 1869 photographirt, später von verschiedenen Beobachtern in Sicilien. Ihr Licht ist etwa achtmal schwächer als das der Protuberanzen, sie erfordert deshalb eine achtmal längere Expositionszeit. Neuerdings hat die Anwendung der Photographie zur Fixirung des Venusdurchgangs vom 8. December 1874 die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Dieses Phänomen gehört zu den länger dauernden (es währte etwa 4 Stunden) und die Aufgabe der Photographie bestand darin, mathematisch genaue Bilder zu liefern, auf denen die Entfernung des Sonnenmittelpunktes von dem Mittelpunkte der vorübergehenden, als schwarzer erbsengroßer Kreis erscheinenden Venus auf das Genaueste gemessen werden kann. Ein Sonnenbild, aufgenommen in Mauritius, zeigt die Venus an einer anderen Stelle der Sonne als ein gleichzeitig aufgenommenes Bild in Peking. Aus der Differenz der Lage der Venus in beiden Bildern ergibt sich die sogenannte Venusparallaxe und daraus ein Moment zur genauen Berechnung der Entfernung dieses Planeten so wie der Sonne¹⁾.

Man hofft in dieser Weise über ein Grundelement der messenden Astronomie, die Länge der Hauptstandlinie zur Messung des Weltalls, die bis jetzt nur annähernd bestimmt ist, genaue Auskunft zu erhalten. Der große Vortheil, den die Photographie hier darbietet, beruht darin, daß man die Messung an der Platte mit größerer Bequemlichkeit und Sicherheit vornehmen kann, als während des Phänomens.

In wiefern die Hoffnungen, die man auf die Photographie gesetzt hat, deren Anwendung große pekuniäre Opfer erforderte, sich erfüllen werden, steht noch dahin. Auch die Photographie ist nicht fehlerfrei. Die Contraction der Collodionhaut ändert das Maß der Bilder und ist für Messungen wie diese, wo es sich um ein Tausendtheil eines Zolles handelt, von großem Einfluß.

Außerdem erscheint der Umriss der Sonne und der Venus in den Bildern, in Folge atmosphärischer Einflüsse, die heftige Vibrationen des Sonnenrandes (Wallungen) zur Folge haben, ein Phänomen, welches man schon mit bloßem Auge im Fernrohr beobachten kann, nicht immer genügend scharf und rund, um völlig genaue Messungen zu gestatten. Die noch nicht bekannten Resultate der Messung werden darüber entscheiden, in wie weit man mit Anwendung der Photographie reussirt hat.

Gleichviel wie die Ergebnisse sein mögen, man wird die 1874 beim Venusdurchgang gewonnenen Erfahrungen bei dem bevorstehenden von 1882 mit Erfolg verwerthen. Die Aufnahme solcher Sonnenbilder hat keine Schwierigkeiten. Das Hauptagens der Photographie, das Licht, ist im Ueberfluß vorhanden, so daß in der kürzesten Zeit (es genügt $\frac{1}{500}$ Secunde) ein Bild der Sonne, ein wirkliches Momentbild, gewonnen werden kann. Die optische Vorrichtung ist in solchen Fällen nicht eine Camera, sondern ein Fernrohr; in dem Focus der Vorderlinse desselben, des sogenannten Objectivs, findet sich ein Sonnenbildchen,

¹⁾ Näheres siehe „Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie“ von Dr. F. Vogel. (Fünfter Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.“) Leipzig, bei Brockhaus.

das bei ungefähr 1 Meter Brennweite 8 Millimeter Durchmesser hat. Dieses Bild kann durch eine zweite Linse vergrößert und mit Hilfe einer am Ocularende des Fernrohrs angebrachten lichtempfindlichen Platte aufgefangen werden.

Leider sind die verschiedenen Nationen, welche Venusexpeditionen ausrüsteten, über das zum Photographiren anzuwendende Verfahren nicht einig geworden.

Man hatte die Wahl zwischen dem alten Daguerreotypproceß, dessen Metallplatten sehr stabil und der Gefahr der Contraction nicht ausgesetzt sind, dem modernen photographischen, sogenannten nassen Collodionverfahren, bei welchem eine ganz frisch präparirte lichtempfindliche nasse Collodionschicht zur Verwendung kommt, und den sogenannten Trockenverfahren, bei welchen die Collodionschicht erst zur Verwendung gelangt, nachdem sie gewaschen und getrocknet ist. In diesem Zustande sind die Schichten nicht sehr empfindlich, ein Punkt, der bei Sonnenaufnahmen gegenüber dem Ueberfluß an Licht nicht in Betracht kommt; aber sie sind, wie es scheint, weniger starken Contractionen ausgesetzt. Die Deutschen und Engländer arbeiteten mit Trockenplatten, die Franzosen mit Daguerreotypplatten, die Amerikaner mit dem nassen Proceß. Welches Verfahren die besten Resultate ergeben hat, werden die Messungen lehren; die der Franzosen haben neueren Nachrichten zu Folge keine günstigen Resultate geliefert.

Weniger difficult als die Aufnahme der Venusbilder sind die Aufnahmen der Sonne behufs Studium ihrer Flecke. Hier kommt es auf feine Messungen nicht an, sondern es handelt sich nur um die ungefähre Lage, die Gestalt der Flecke und deren Veränderung.

In zahlreichen Sternwarten werden bereits solche Aufnahmen gemacht, sie liefern die Geschichte unseres Sonnenkörpers in Bildern. Freilich geben sie nur Aufschluß über die Gestalt und Bewegung der Flecke, nicht über ihre Natur. Erst die wundervolle Entdeckung der Spektralanalyse gewährte die Möglichkeit, aus dem Lichte der Sterne ihre Bestandtheile zu erkennen, sie hat die Grenzen der analytischen Chemie in's Unendliche erweitert und einen ganz neuen Zweig der Astronomie, die Astrophysik und Astrochemie in's Leben gerufen, zu deren Studium u. A. die Sonnenwarte in Potsdam errichtet ist. Früher bestanden zwischen Astronomie und Chemie keinerlei Beziehungen; durch die Spektralanalyse ist zwischen beiden Wissenschaften, die ehemals unbekümmert um einander ihren Weg gingen, eine Brücke geschlagen. Das mit dem Fernrohr verbundene Spektroskop ist jetzt ein Hauptbeobachtungsinstrument geworden, mit ihm studirt man nicht den Umriß und die Lage der leuchtenden Phänomene, sondern nur die Linien ihres in Farben zertheilten Lichtes.

Jede glühende Dampfmasse, jedes glühende Gas gibt seine eigenthümlichen Linien im Spektrum, und von der Gegenwart dieser Linien können wir auf die Gegenwart des sie verursachenden Körpers in dem beobachteten leuchtenden Phänomen schließen. Hier tritt aber wiederum die Photographie als wichtiges Beobachtungshilfsmittel ein. Sie gewährt ein Mittel, die mit dem Auge gesehenen Linien zu fixiren, in dem gewonnenen Bilde die genauen Lagen derselben, ohne welche die Erkennung des sie verursachenden Elements unmöglich ist, zu bestimmen und das Bild als testimonium veritatis der Beobachtung zu publiciren. So lieferte H. Draper mit Hilfe der Photographie den Nachweis, daß der lange in

der Sonnenatmosphäre vergeblich gesuchte Sauerstoff sich in dem Spektrum der Sonne durch helle Linien offenbart. Er photographirte die hellen Linien des künstlich erzeugten Sauerstoffspektrums und das Sonnenspektrum dicht neben einander auf derselben Platte. In dem gewonnenen Bilde fällt die Uebereinstimmung der hellen Sauerstofflinien mit hellen Stellen des Sonnenspektrums sofort auf. In gleicher Weise photographirte Lockyer das Spektrum glühender Metalldämpfe und das Spektrum der Sonne neben einander, um dadurch den genauesten Nachweis der Uebereinstimmung gewisser Linien in beiden Spektren zu liefern. Die Spektralphotographie dürfte wol berufen sein, bei künftigen Sonnenfinsternißbeobachtungen eine wichtige Rolle zu spielen zur Fixirung der noch genauer zu studirenden schwächer sichtbaren Linien der Protuberanzen, der Sonnenatmosphäre (Chromosphäre) und der räthselhaften Corona.

Dort wo für das menschliche Auge dunkle Nacht herrscht, jenseits der violetten Grenze des Spektrums, offenbart uns die Photographie noch den Augen fast unsichtbares Licht, mit Hunderten von Linien, das sogenannte Ultraviolett. Freilich steht sie in anderer Beziehung dem Auge erheblich nach. Was diesem in dem siebenfarbigen Spektrum als das hellste erscheint, das glühende Gelb, ist für die photographische Platte fast unsichtbar. Eine dem Spektrum exponirte empfindliche Schicht zeigt nur eine Wirkung in Violett, Ultraviolett, Blau und allenfalls noch in Grün; erst nach sehr, sehr langer Belichtung offenbart sich auch eine schwache Wirkung im Gelb und Roth.

Schreiber dieses hatte aber das Glück zu beobachten, daß die äußerst geringe Lichtempfindlichkeit photographischer Platten für die grünen, gelben und rothen Strahlen des Spektrums bedeutend gesteigert werden kann durch Zusatz von Stoffen, welche die betreffenden Strahlen verschlucken. Eine Lösung von Anilinroth verschluckt z. B. die gelbgrünen Strahlen, setzt man diesen Farbstoff zum Collodion, mit welchem man die photographische Platte präparirt, so wird diese stark lichtempfindlich für den gelbgrünen Theil des Spektrums und liefert die darin befindlichen Spektrallinien, welche man früher auf andere Weise nicht erhalten konnte. In gleicher Weise bewirkt Zusatz von Aniligrün, das die rothen Strahlen verschluckt, eine Empfindlichkeit für Roth! Ja sogar jenseits des Roth's offenbaren sich durch Photographie noch unsichtbare Strahlen.

Mit dieser Beobachtung ist der erste Schritt gethan zur Beseitigung der störenden Ungleichheit in der photographischen Wirkung der Farben, ein Fehler, der in der Photographie nach Oelgemälden viel schlimmer empfunden wird als in der Portraitphotographie, und der zu umfassenden Retouchen nöthigt.

Freilich darf man nicht sofort hoffen, daß die Platten, welche sich empfindlich zeigen für die gelben und rothen Strahlen des Spektrums, auch die gleiche Empfindlichkeit für die gleichfarbigen Pigmente der Malerei äußern werden.

Zwischen Spektrumgelb und Spektrumroth und den gelben und rothen Pigmenten existirt ein ungeheurer Unterschied in Bezug auf die Helligkeit. Das allerhellste glänzendste gelbe Pigment der Malerei erscheint matt und stumpf, verglichen mit dem wahrhaft blendenden, den Augen fast unerträglichem Gelb des Sonnenspektrums. Daher kommt es, daß eine Platte, die sich dem letzteren gegenüber stark empfindlich erweist, deren erstem gegenüber kaum eine Wirkung

äußert. Die Empfindlichkeit der Platten für Gelb muß noch um mindestens das Fünfundzwanzigfache gesteigert werden, ehe wir hoffen dürfen, gelbe und rothe Pigmente mit gleichem Erfolg aufzunehmen, wie das Sonnenspektrum. Daß solche Steigerung sich in der That möglich erweist, haben Versuche bereits bewiesen.

Ein anderer Hauptgegenstand der astronomischen Photographie ist der Mond. Bereits Anfang der fünfziger Jahre wurden Mondbilder von Warren de la Rue aufgenommen im Focus eines Fernrohrs, das ungefähr ein 2 Zoll großes Bild lieferte. Obgleich das Mondlicht stark genug ist, um in einer völlig klaren Nacht sein Bild in einer Secunde zu fertigen, hat dennoch die Aufnahme eines Mondbildes nicht geringe Schwierigkeiten. Der Mond bewegt sich, sein Bild würde unscharf werden, wenn nicht Vorrichtungen vorhanden wären, um das Fernrohr während der Aufnahme ebenfalls so zu bewegen, daß es genau dem Lauf des Gestirns folgt. Ein anderes Hinderniß ist der unruhige Zustand unserer Atmosphäre. Dieser bereitet den Versuchen zur Erzielung eines scharfen Mondbildes Schwierigkeiten, deren Beseitigung nicht in unserer Macht liegt. Rutherford in Newyork, der nach Warren de la Rue die Mondphotographie zu seiner speciellen Aufgabe machte, hat in der günstigen Atmosphäre der Hauptstadt der neuen Welt im Laufe vieler Jahre doch nur ein einziges vollkommen scharfes Mondbild erzielen können. Derselbe Umstand steht der Photographie der Planeten hindernd im Wege. Schon das Auge bemerkt die Zitterung ihres Bildes im Fernrohr. Es steht jedoch zu hoffen, daß in hochgelegenen oder durch besonders klare Luft ausgezeichneten Stationen, die man schon zu spektroskopischen Beobachtungen mit Vortheil ausgewählt hat, wie z. B. in den „plains“ des Festlandes von Nordamerika, in Salt lake city oder Kalifornien, wo jetzt ein Deutscher, Namens Vid, auf seine Kosten eine Privatsternwarte auf dem Mount Hamilton errichten läßt, noch zufriedenstellende Resultate gewonnen werden.

Ein noch weiteres Feld öffnet sich der astronomischen Photographie in der Fertigung von Sternkatalogen, eine der Hauptaufgaben der beobachtenden Astronomen. In diese werden die Positionen der Sterne genau eingetragen und aus ihnen wird man nach Jahrhunderten ersehen, welche Ortsveränderungen in der Fixsternwelt stattgefunden haben, denn daß solche bei den sogenannten Fixsternen stattfinden, ist bereits erwiesen. Rutherford in Newyork hat nun mit Erfolg versucht, die Sternbilder zu photographiren, und ihm ist Gould gefolgt, der Gelegenheit hat, auf der Sternwarte zu Cordoba in der Argentinischen Republik den von den Astronomen noch etwas vernachlässigten Theil der südlichen Himmelskugel zu mustern, welcher in Europa nicht sichtbar ist. Freilich gestattet bisher die Photographie nur die Darstellungen der Sterne bis zur neunten Größe, kleinere können allein mit Hilfe des Fernrohrs bestimmt werden. Auch hier ist, wie bei den meisten astronomisch photographischen Arbeiten, ein besonders heiterer Himmel Bedingung des Gelingens. Die astronomische Photographie wird sich für lichtschwache Objecte auf solche Orte beschränken müssen, wo ein solcher zu den Regeln, und nicht zu den Ausnahmen gehört.

Ein ebenso interessantes Object, als die große Sternwelt dem Astronomen, bietet die kleine Narrenwelt, der Mensch, dem beobachtenden Physiologen und

Arzt. Zählt jener die Secunden bei der Sternbeobachtung, so zählt dieser die Pulschläge, studirt jener Sternbilder mittelst Teleskop, so studirt dieser die feinsten Details des Baues unseres Körpers mit dem Mikroskop, ja er untersucht selbst die Beschaffenheit des verborgenen Innern der Organe des lebenden Individuums mittelst Augenspiegel, Ohrenspiegel, Reflektorspiegel u. dgl. Vom Ansehen bis zum Photographiren ist nur ein Schritt. Alles Sichtbare läßt sich photographisch fesseln, wenn es nur genügend hell beleuchtet, und wenn für eine gewisse Zeit seine Unbeweglichkeit gewahrt werden kann. Ohne Letztere ist die Erzielung eines scharfen Bildes unmöglich und dieser Umstand hat bisher der Erlangung tadelloser Bilder des Innern des Auges, des Reflektors zc. lebender Objecte entgegengestanden. Glücklicher war man im Aufschreiben der Bewegungen des Pulses mittelst der Photographie. Ein kleiner von Marey erfundener Apparat überträgt diese Bewegungen auf einen Fühlhebel, welcher an seinem langen Arm eine Art Schreibfeder trägt. Mit jeder Pulszuckung geht der Hebel auf und nieder, genau der Geschwindigkeit der Zuckung in den einzelnen Phasen entsprechend. Die Feder ruht auf einer beruhten Glasplatte; wird diese während der hin- und hergehenden Bewegung der Feder rasch vorbeigezogen, so schreibt die Feder entsprechend der Pulsbewegung eine Wellenlinie auf die Platte. Um die Reibung der Feder auf der Schreibtafel zu eliminiren, schlug Professor Czermak vor, die Bewegungen photographisch aufzuschreiben. Man befestigt statt der schwingenden Feder an dem Hebel ein schwarzes durchlöcheretes Glimmerblättchen, und stellt hinter dasselbe eine kräftige Lichtquelle, die ein feines Strahlenbündel durch das Loch sendet, diese Lichtstrahlen tanzen mit dem Blättchen bei der Pulsbewegung auf und ab; fängt man dieselben mit einer photographischen Camera auf, deren Platte sich während der Oscillation der Strahlen senkrecht zu denselben bewegt, so zeichnet sich die Bewegung als Curve auf die Platte. Dr. Stein hat diese Idee Czermak's ausgeführt und eine große Zahl Pulscurven photographisch gewonnen.

Nach genau demselben Princip kann man die Tonschwingungen einer Stimmgabel oder Saite auf eine beruhte oder eine photographische Platte zeichnen lassen. — Die Selbstaufzeichnung von Lauten, ein Problem, welches der Verfasser früher mit Hilfe der Photographie zu lösen versuchte, ist neuerdings durch Edison's Phonographen in so überraschender Weise gelungen, daß der Photographie in diesem Felde schwerlich noch etwas zu thun übrig bleiben dürfte.

Zum Schluß sei noch der Anwendung der Photographie der Aufzeichnung des Ganges meteorologischer Instrumente gedacht. Das Princip dieses Aufzeichnens des Ganges eines Thermometers oder Barometers beruht beispielsweise darauf, daß der Schatten der durch kräftiges Licht erleuchteten Quecksilbersäule auf lichtempfindliches Papier fällt, welches sich langsam mittelst Uhrwerk hinter der Quecksilbersäule vorbei bewegt, sich an allen nicht beschatteten Stellen bräunt und dadurch die Bewegungen der Quecksilbersäule bildlich fixirt. —

Man hat seit Einführung der Photographie vielfach versucht, an Stelle des Tageslichts künstliches Licht zu verwenden und nicht ohne Erfolg. So ist es gelungen, bei indianischem Weißfeuer, bei elektrischem Lichte, beim Lichte brennenden Magnesiumdrahts und des Knallgases Photographien aufzunehmen.

Die praktische Verwendung künstlichen Lichtes scheitert aber an den großen Kosten der Materialien einerseits, an der Schwierigkeit einer zweckmäßigen Lichtvertheilung andererseits. Der Verfasser hat bei Gelegenheit der im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm unternommenen Expedition zur Aufnahme ägyptischer Kunstdenkmäler wiederholt Magnesiumdraht versucht beim Photographiren unterirdischer Räume. Vielfach gelang Solches, öfter aber entstand beim Abbrennen des Magnesiums ein intensiver Qualm, der den aufzunehmenden Raum erfüllte und seine Umrisse theilweise verwischte. Viel besser gelangte Verfasser zum Ziel, als er Sonnenlicht in die unterirdischen Räume mit Hilfe von Spiegeln brachte. Es genügt, den durch einen Spiegel reflectirten Lichtfleck während der Exposition der photographischen Platte durch Bewegen des Spiegels über das aufzunehmende Object hin und her wandern zu lassen, um dasselbe photographirbar zu machen. Dieselbe Methode hat Braun in Vornach einige Jahre später benutzt, als es galt, die in schwach beleuchteten Räumen befindlichen Fresken von Michel Angelo und Rafael im Vatican aufzunehmen.

Künstliches Licht wird wahrscheinlich immer nur ein Nothbehelf für Photographie bleiben. Dauernde Anwendung wird es nur finden bei Herstellung von Vergrößerungen.

IV.

Berehrter der Photographie äußern häufig die Klage über die Vergänglichkeit der photographischen Bilder. Dieser Uebelstand, welcher sich glücklicher Weise vermeiden läßt, liegt im Wesen der Bilder selbst. Wie schon früher bemerkt wurde, werden die Photographien auf Papier erzeugt, welches Silbersalze enthält; durch die chemische Wirkung des Lichts werden dieselben zum Theil zu braunem metallischem Silber reducirt, es bleiben jedoch noch beträchtliche Mengen von Silbersalz unzersezt im Papier zurück. Dieses würde sich im Licht alsbald weiter schwärzen und das Bild dadurch zerstören. Man muß deshalb dasselbe nach dem „Copiren“ entfernen und dieses geschieht durch eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron, welches das in Wasser unlösliche Chlor Silber auflöst. Das genannte unterschwefligsaure Salz ist es nun, welches, wenn es in den Bildern zurückbleibt, die allmälige Vergilbung derselben bewirkt; es zersezt sich durch Einfluß der Kohlensäure der Luft, Schwefel scheidet sich aus, dieser verbindet sich mit dem braunen metallischen Silber, welches die Bildcontouren bildet, zu Schwefelsilber, das in dünner Lage gelb erscheint. Deshalb muß jede Spur unterschwefligsauren Natrons durch eine sorgfältige stundenlang dauernde Waschung aus dem Bilde entfernt werden.

Dennoch kann trotzdem ein Gelbwerden der Photographie eintreten, sei es, wenn schwefelhaltige Dünste auf diese wirken, sei es, wenn der Carton, auf welchen das Bild geklebt wird, unrein ist.

Größere Haltbarkeit zeigen die früher erwähnten Pigmentdrucke. Dieselben sind dem Verbleichen nicht unterworfen, falls der angewendete Farbstoff echt ist. Leider werden diese Vorzüge der Pigmentbilder dadurch etwas in Schatten gestellt, daß sie mechanisch leichter verletzbar sind als die Silbercopien.

Das Pigmentverfahren hat zu einer eigenthümlichen Erfindung Veranlassung gegeben, die unter dem Namen Relieindruckproceß von Woodbury in's Leben

gerufen wurde und bereits vielfache praktische Anwendung findet. Ein Pigmentbild bildet fast immer ein Relief. Die Schatten sind hoch, die Lichter tief. Dieses Relief wird beim Trocknen so hart, daß es sich in Blei abklatschen läßt, und eine solche Bleiplatte zeigt das Bild vertieft. Uebergießt man sie mit heißer bider Leimfarbe und preßt Papier mit leisem Druck auf, so gerinnt die Leimfarbe, sobald sie kalt wird, bleibt am Papiere haften und liefert ein Bild mit allen Licht- und Schattenabstufungen. Natürlich läßt sich dieser Proceß beliebig oft wiederholen und so können Hunderte von Bildern billig erzielt werden. In dieser Weise sind z. B. die Illustrationen Kreling's zum Faust, ferner Jäger's Künstler- und Dichterbilder vervielfältigt worden.

Dieses Druckverfahren wird in den großen Kunstanstalten von Goupil in Paris, Braun in Dornach und Bruckmann in München cultivirt. Es ist nicht so populär geworden wie der Lichtdruck und steht ihm in Bezug auf Einfachheit der Ausübung und Größe der Formate nach. Es hat aber zu einer eigenthümlichen Druckmethode geführt, deren Producte im Ansehen mit Aquatintablättern rivalisiren und in künstlerischer Wirkung die Photographien fast in Schatten stellen. Das sind die neuerdings von Goupil unter dem Namen Photographiren gefertigten Reproductionen nach Oelgemälden. Goupil mischt Leim mit feinem Sand und chromsaurem Kali, überzieht damit eine Fläche, belichtet diese unter einem Negativ und erhält in der früher beschriebenen Weise ein Pigmentbild, welches ein Relief erscheint und in Folge des beigemengten Sandes eine eigenthümliche Rauigkeit besitzt. Klatscht man dieses Relief in Kupfer ab, so erzeugt diese Rauigkeit ein „Korn“, welches die Kupferplatte geeignet macht zum Abdruck mit fetter Farbe. Diese Kupferplatten erfordern freilich starke Retouchen durch Kupferstecher.

Die Lichtempfindlichkeit des chromsauren Kalis hat aber noch zu einer Reihe anderer höchst seltsamer Verfahren geführt, so u. A. zu einem Proceß, Bilder herzustellen in Staubfarbe. Eine Mischung von Gummi arabicum und chromsaurem Kali im Dunkeln auf einer Glastafel ausgebreitet, bildet festgetrocknet eine klebrige Schicht, welche darauf gestäubtes Farbpulver festhält. Belichtet man aber die Schicht, so verliert sie ihre Klebrigkeit und bleibt beim Aufstäuben von Farbpulvern rein. Nimmt man die Belichtung unter einer Zeichnung vor, so bleiben die unter den schwarzen Stellen der Zeichnung liegenden Theile der Schicht unverändert und daher klebrig, die unter dem weißen Papier liegenden verlieren aber durch das Licht ihre Klebrigkeit. Stäubt man nachher die Schicht mit Farbpulvern ein, so bleiben diese nur an den klebrig gebliebenen Stellen hängen und erzeugen so ein Bild in der aufgestäubten Farbe. Natürlich ist man auf diese Weise im Stande, in jeder beliebigen Staubfarbe Bilder herzustellen; man kann daher auch eine feuerfeste Porzellanfarbe nehmen und solche gestattet, das Bild einzubrennen. Diese Technik ist vielfach gepflegt worden, ohne sich dauernd in der Gunst des Publicums erhalten zu können. In Berlin und München, wo die auch in anderer Hinsicht verdienten Photochemiker Grüne und Obernetter den Proceß cultivirten, werden jetzt keine Bilder der Art mehr gefertigt. Dagegen erfreut sich die Technik an einem Mittelpunkt der Porzellanindustrie, in Waldburg, und an einem Mittelpunkt der Glasindustrie, in

Nachen, einer sehr ausgedehnten Anwendung. Dort fertigt Leisner vortreffliche Decorationsbilder auf Porzellan, theils nach der Natur, theils nach Stichen, und hier arbeitet Dibtmann Glasteppiche aus, d. h. buntfarbige Muster auf Glas durch Copiren des präparirten Glases unter Zeichnungen und Einstäuben mit Emailfarbe und Brennen. Der deutsche Kaiserpavillon in Wien enthielt ein großes Rosenfenster mit derartig hergestellten Mustern, die jetzt bereits vielfach in Privathäusern Verwendung finden.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, tiefer in das Technische einzudringen; aber eine interessante Anwendung des Staubverfahrens muß hier noch erwähnt werden. Es ist aus dem oben Gesagten ersichtlich, daß der Staubproceß nach einem positiven Bilde ein positives Bild liefert, demgemäß auch nach einem negativen wieder ein negatives (ganz im Gegensatz zu der gewöhnlichen Photographie, die das Umgekehrte des Originals erzeugt). Diesen Umstand hat Obernetter benutzt, um nach negativen Glasbildern wiederum negative zu erzeugen und in der That erhält er so Negative von solcher Feinheit, daß sie in jeder Hinsicht dem Original gleichzuachten sind. Diese Reproduction von Negativen ist aber für den Praktiker ganz unschätzbar, denn sie gewährt ein Mittel, die kostbaren leicht zerbrechlichen und oft unersehblichen Originalplatten zu facsimiliren, sie ist ebenso so wichtig, als das galvanoplastische Abklatschen der Kupferdruckplatten. Die Photographie hat sich aber nicht blos damit begnügt, Blätter von handlichem Format, ähnlich den Kupferstichblättern, zu liefern, sie hat sich in lebensgroßen Bildern versucht, welche freilich in Europa nur in vereinzeltten Kreisen Beifall gefunden haben. Desto eifriger wird die Vergrößerungstechnik in Amerika gepflegt, aus Gründen, die wir bereits oben angedeutet haben. Das lebensgroße Bild kann nicht direct nach dem Leben aufgenommen werden; man würde dazu einer Sitzungszeit bedürftigen, die wenige Personen aushalten können, und das Resultat würde bei der Unvollkommenheit unserer optischen Instrumente dennoch ein mangelhaftes sein. Man fertigt deshalb das lebensgroße Bild nach kleinen Negativen an, indem man diese mit Hilfe einer laterna magica vergrößert. Das vergrößerte Bild wird auf lichtempfindliches Papier projectirt und das Negativ selbst mit möglichst kräftigem Sonnenlicht beleuchtet. In dieser Weise schwärzen sich alsbald die vom Licht getroffenen Stellen des Bogens und geben ein kräftiges Bild. Wenn die Amerikaner in der Herstellung solcher Bilder es zu außerordentlicher Virtuosität gebracht haben, so verdanken sie einen guten Theil des Erfolges der brillanten amerikanischen Sonne. In Europa hat man an Stelle derselben mit Erfolg das künstliche Licht versucht. So verwendet Dr. Harneder das Knallgaslicht, Winter in Wien das magnetelektrische Licht. Letzterer fertigt jetzt Bilder, namentlich Thierstücke und Landschaften bis zu zwei Meter Größe.

Auf der anderen Seite hat sich die Photographie auch in mikroskopisch kleinen Bildern versucht. Die Herstellung solcher Bilder bietet gar keine Schwierigkeit, eine Mikroskoplinse genügt zu ihrer Aufnahme. Populär wurden diese Bilder durch Dagron in Paris, der sie auf einen Glaskörper kittete, welcher als Vergrößerungsglas wirkt und eine bequeme Betrachtung dieser Bildchen ohne Mikroskop ermöglicht. Bald wurden sie ein Bestandtheil aller möglichen Bijouterien:

Ringe, Busennadeln, Verloques u. s. w., ihre Popularität wuchs erstaunlich rasch, um ebenso schnell wieder abzunehmen, als man sie zu obsoleten Darstellungen mißbrauchte. Schon 1862, als diese Bildchen noch etwas Neues waren, wies ich in meiner Schrift: „Die Photographie auf der Londoner Weltausstellung“ (Braunschweig bei Neuhoff p. 37), darauf hin, daß sie von immenser Wichtigkeit werden könnten für die Beförderung von geheimen Depeschen. Diese Vermuthung hat sich acht Jahre später in überraschender Weise bewahrheitet bei Gelegenheit der Pariser Belagerung. Es galt hier, den Brieftauben in leichtester Form eine große Menge von Nachrichten mitzugeben, und dieses geschah durch Anfertigung mikroskopischer Photographien. Man druckte die kurzen depeschenartigen Nachrichten auf eine große Folioseite, welche mehrere tausend Depeschen faßt, photographirte diese mikroskopisch klein auf Collodion und zog die dünnen fast gewichtslosen Collodionhäutchen mit dem Bilde vom Glase. Achtzehn solche Bildchen konnten zusammengewickelt, in eine Federspule gesteckt, einer Taube mitgegeben werden. Die Zahl der Depeschen, welche sie enthielten, ging bis sechzigtausend. Am Ankunftsort der Taube wurden die kleinen Bildchen mittelst Laterna magica vergrößert, vom Schreiber sofort copirt und ihren Adressaten zugestellt. So verkehrte Paris mit der Außenwelt während der Belagerung.

Bald dürften solche mikroskopische Bildchen noch für andere Zwecke Wichtigkeit erlangen. Das Material unserer Bibliotheken wächst mit rapider Schnelligkeit. Schließlich reicht der Raum des größten Etablissements nicht mehr aus, alle Bücher zu beherbergen. Hier dürfte es sich dann empfehlen, wenig gelesene Werke durch mikroskopische Reproduction auf einen kleineren Raum zu reduciren. Man könnte in dieser Weise den Inhalt eines ganzen Bandes in eine Octavseite bringen und solche mit Hilfe der Laterna magica ebenso leicht lesen, wie das Originalbuch.

Es würde weit die Grenzen dieser Arbeit überschreiten, wollten wir alle die Anwendungen schildern, deren die Photographie noch fähig ist. Ihre Zahl ist Region. Auf einen Irrthum muß hier aber aufmerksam gemacht werden, dem man unter Photographen und Publicum fast allgemein begegnet; nämlich der Glaube, daß die Photographie unter allen Umständen ein vollkommen richtiges Bild des aufzunehmenden Gegenstandes liefere. Photographie liefert allenfalls richtige, d. h. nach den Regeln der Linearperspective correcte Umrisse der darzustellenden Gegenstände. Es gibt aber genug mathematisch genaue perspectivische Darstellungen, die dem Auge total unwahr erscheinen. Die perspective Projection einer Kugel ist z. B. in den meisten Fällen eine Ellipse. Der Vordergrund in perspectivischen Architekturbildern erscheint oft in grauenvoller Weise verzeichnet, z. B. das Atrium in Schinkels bekanntem und berühmtem Entwurf zum Schloß Orianda in der Prim. Dieses liegt im Wesen der Centralperspective selbst und kann nur vermieden werden, wenn man das Gesichtsfeld nicht zu groß annimmt. Auch die photographischen Bilder richtig construirter Linsen sind Centralprojectionen und da solche oft einen beträchtlichen Gesichtswinkel zeigen, so treten alle Fehler, die solcher im Gefolge hat, in Photographien nur allzuhäufig auf. Daher erscheinen die vorgestreckten Hände und Füße auf Portraitbildern oft stark verzeichnet. Ein Gebäude, ein Thurm erscheinen in der Photographie

oben nicht selten schmaler als unten, sie verzüngen sich, während sie in Wahrheit oben und unten gleich breit sind. Dieser Fehler hat seinen Grund einzig und allein in der mangelhaften Aufstellung des Apparates, den die Photographen zuweilen nicht horizontal, sondern schief nach oben gerichtet stellen, um die höchsten Theile von Gebäuden in das Gesichtsfeld zu bekommen. Hier sind die Unwahrheiten der Bilder durch einen Fehler in der Behandlung des Apparates entstanden.

Anders ist es mit Unwahrheiten in Bezug auf Licht und Schatten. Photographie ist für schwache Lichteindrücke viel weniger empfänglich als das menschliche Auge, sie gibt daher immer die dunkleren Partien der Objecte viel zu schwarz wieder, die Richter dagegen zu hell. Es gibt zahlreiche Portraits, in welchen dieser Fehler nur zu deutlich hervortritt, die hellen Theile der Stirn sind oft so hell wie weißes Papier, während sie in Wahrheit immer einen etwas dunkleren Fleishton haben, dagegen sind die Schatten der Augenhöhlen, welche in Natur höchstens grau erscheinen, in der Photographie oft pechschwarz. Ähnliche Fehler finden sich auch in Landschaften. Schattige Partien im Laub, die dem Auge noch vollkommen klar erscheinen, sehen im Bilde aus wie schwarze Flecke, noch greller treten solche Fehler in Aufnahmen von Innenräumen hervor, die Gegenstände in der Nähe des Fensters erscheinen im Bilde blendend hell auf ihrer dem Fenster zugekehrten Seite, dagegen nachtschwarz auf der entgegengesetzten. Die schattigen für unser Auge noch vollkommen genügend hellen Zimmerdecken bilden im Bilde oft tiefschwarze Felder, in welchen nicht mehr die Spur von Details zu erkennen ist. Dieser Fehler bereitet der treuen photographischen Darstellung immense Hindernisse, namentlich wenn der Contrast zwischen Licht und Schatten sehr groß ist. Nimmt man z. B. eine weiße Marmorstatue vor grünem Baumhintergrund auf, so erhält man schon bei kurzer Belichtungszeit ein vollkommen gutes Bild von der Statue, dagegen nichts von dem Laubhintergrund, da dieser als lichtschwächeres Object eine viel längere Belichtungszeit erfordert. Nimmt man aber die Belichtungszeit so lange, bis sich der „Baumschlag“ hinreichend deutlich abgebildet hat, so gehen die Details des hellen Objectes durch zu lange Wirkung wieder verloren. Man sagt alsdann, die Statue sei „überexponirt“. So schwankt der Photograph in solchem Fall zwischen Ueberexposition und Unterexposition hin und her und auch bei Portraits ist dieser Fehler schwer zu vermeiden. Die weißen Kleider der Damen erscheinen oft mehr oder weniger überexponirt, ebenso das Hemd in Herrenportraits.

Ein anderer Uebelstand der Photographie ist der Umstand, daß sie alles mit gleicher Treue zeichnet, die Nebensachen so deutlich wie die Hauptsachen. Ich erwähnte bereits, wie störend diese Fehler bei Aufnahmen naturwissenschaftlicher Objecte wirkt. Er tritt aber ebenso unangenehm bei Portrait- und Landschaftsaufnahmen hervor. Ein Baum im Vordergrund eines Aussichtspunktes, der die Landschaft in zwei Hälften zerschneidet, genirt den Beschauer wenig, denn dieser sieht um ihn herum. Der Künstler, der die Aussicht malen will, läßt ihn ohne Bedenken weg; anders der Photograph, er kann ihn auf seinem Bilde nicht vermeiden, er muß ihn mit aufnehmen. So erscheint er in dem Bilde wegen seiner Nähe ungewöhnlich groß, er theilt dasselbe in zwei Stücke und tritt so präten-

tids hervor, als sei er die Hauptsache im Bilde. In der Portraitphotographie erscheinen Nebensachen oft deutlicher als die Hauptsachen, und nöthigen den Photographen oft zu umfassender Negativretouche der Platte.

Zahllose Aufgaben sind der Photographie noch verschlossen wegen der geringen Lichtempfindlichkeit ihrer Präparate. Es ist unmöglich, die von künstlichem Licht erleuchteten Scenerien unserer Theater aufzunehmen, es ist unmöglich, ein Mondscheinbild nach der Natur zu fertigen, es ist unmöglich, bei trübem Licht nebliger oder regnerischer Novembertage eine brauchbare Photographie herzustellen, obgleich solches Licht für das Arbeiten mit dem Auge noch völlig ausreicht. Man spricht soviel von Momentbildern, und in der That sind solche aufgenommen worden, jedoch nur unter den günstigsten Lichtverhältnissen. Es gelingen solche nur bei directem Sonnenschein. Hier genügt für die hell beleuchteten Objecte eine momentane Exposition; daß diese aber für die dunkleren Gegenstände im Bilde nicht ausreicht, beweist die auffällige Schwärze derselben. Die Schattenseite der wandelnden Menschen in „Momentbildern“, wie sie in Stereoskopenländen zu sehen sind, erscheint gewöhnlich als leere dunkle Silhouette.

In Portraitaleliers, wo man zur Vermeidung der häßlichen Schlagschatten und Schlaglichter Sonnenlicht ausschließen muß, ist die Aufnahme eigentlicher Momentbilder unmöglich. Was man hier für Momentbilder ausgibt, das sind bei möglichst kurzer Expositionszeit aufgenommene Kinderportraits, deren Aufnahme jedoch selbst bei heiterem Wetter mindestens zwei Sekunden erfordert. Vorläufig sind noch keine Ausichten vorhanden, wesentlich lichtempfindlichere Präparate als die jetzt benutzten zu finden.

Ein anderes hochinteressantes Problem der Photographie, welches aber von der Lösung noch viel weiter entfernt ist, als das vorhergenannte, ist die photographische Wiedergabe der natürlichen Farben. Es ist Thatfache, daß unter gewissen Umständen in Photographien, namentlich in Daguerreotypen, Farben erscheinen. Seebeck hat sogar bereits im Jahre 1810 einen Lichteindruck des Spektrums erhalten, der bestimmt farbig war und dessen Farben annähernd den Originalfarben entsprachen. Ich sage annähernd, denn z. B. an Stelle des Spektralgrün erschien nur ein schmutziges Grün. Besser gelang Becquerel diese Wiedergabe der Farben mittelst Silberplatten, auf denen durch geeignete Behandlung mit Chlor eine oberflächliche Chlor Silber Schicht erzeugt worden war. Setzt man solche Platten dem Lichte aus, so bräunt sie sich vollständig, exponirt man sie dann dem Spektrum, so nimmt sie Farben an, die ziemlich brillant erscheinen. Legt man ein farbiges Transparentbild auf solche gebräunte Silberplatte und setzt sie dem Lichte aus, so erhält man in der That eine farbige Copie des Bildes, dessen Farben jedoch nicht völlig den Nuancen der Originalfarben entsprechen. Poitevin und Zender erzeugten diese Bilder auf im Lichte gebräuntem Chlor Silberpapier, bei denen namentlich die braunen und rothen Farben sich gut wiedergaben. Niemandem aber gelang es, ein Mittel zu finden, diese farbigen Copien lichtfest zu machen, d. h. sie zu fixiren; sie verschwinden bald wieder unter Einfluß desselben Agens, welches zu ihrer Erzeugung diente. Neuerdings hat Ducos du Hauron das Problem zu lösen versucht durch eine eigenthümliche Combination von Farben-

druck und Photographie. Jedes farbige Bild kann man betrachten als eine Combination der drei Grundfarben Gelb, Roth und Blau, durch deren Mischung in der That alle denkbaren Farbennüancen erzielt werden können. Man kann ein farbiges Bild erzeugen, wenn man drei Farbendruckplatten herstellt, von denen eine die rothen, die zweite die blauen, die dritte die grünen Töne enthält und diese auf dasselbe Papier abdruckt. Ducos du Hauron suchte diese drei Farbendruckplatten mit Hilfe der Photographie zu fertigen. Er schlug vor, drei photographische Negative aufzunehmen, zunächst eins, in welchem das Roth nicht gewirkt hat, wohl aber alle übrigen Farben. Dieses Negativ würde an allen Stellen durchsichtig sein, die im Original roth sind; eine nach dem Negativ gefertigte Lichtdruckplatte würde daher in rother Farbe abgedruckt die rothen Stellen des Bildes liefern. In gleicher Weise würde man nach Ducos ein Negativ anfertigen, in dem alle Farben außer Blau zur Wirkung gekommen sind, und danach eine Lichtdruckplatte für die blauen Stellen des Originals erhalten; ein drittes Negativ, in welchem alle Farben außer Gelb gewirkt haben, würde endlich die Druckplatte für die gelben Stellen liefern. Als Ducos du Hauron diesen Vorschlag machte, schien die Lösung des Problems unmöglich, mit Rücksicht darauf, daß gewöhnliche photographische Schichten nur für Violett und Blau empfindlich sind, nicht für Grün, Gelb und Roth. Anders gestaltete sich die Sache, als Schreiber dieses den Nachweis lieferte, daß photographische Platten auch für Gelb, Roth und Grün lichtempfindlich gemacht werden können. Ducos du Hauron zog sofort Vortheil davon, und Albert in München gelang es, nach Ducos' Princip in Lichtdruck interessante farbige Reproductionen farbiger Muster zu liefern. Leider ist die Farbe des Originals nur von Wirkung bei Herstellung der negativen Platte, sie ist aber ohne directen Einfluß auf die Wahl der Druckfarbe, mit welcher die danach gewonnenen Lichtdruckplatten abgedruckt werden. Letztere hängt von dem Belieben des Druckers ab, insofern kann von natürlichen Farben in diesen Bildern keine Rede sein, so interessant auch das Verfahren an sich sein mag. Die neuerdings in Paris von Leon Vidal unter großem Aufwand von Reclame herausgegebenen Photographien „en couleurs naturels“ sind anscheinend nichts weiter, als mittelst Chromolithographie colorirte Photographien. Obernetter's Farbenlichtdrucke, die bereits in erfolgreicher Weise zur Herstellung von farbigen Bildern kunstgewerblicher Gegenstände verwendet wurden, beweisen, daß das Princip der Chromolithographie sich wirksam im Lichtdruck verwerten läßt.

Photographie in natürlichen Farben bleibt vorläufig noch ein frommer Wunsch, eins von den zahlreichen ungelösten Problemen der „Lichtschreibekunst“, das künftigen Forschern noch reichlichen Stoff zur Arbeit gewähren wird. Wenn die Photographie bisher nicht alle ihre gestellten Aufgaben zu lösen im Stande ist, so hat sie dennoch mit Rücksicht auf ihre Jugend eine wahrhaft rühmenswürdige Reihe von Erfolgen aufzuweisen, die eine Garantie gewähren, daß sie im Mannesalter das halten wird, was sie im Kindesalter verspricht.

Fürst W. A. Ischerkasski,

der Reorganisator Polens und Bulgariens.

~~~~~  
Von \* \* \*

## II.

Ein Mal im Besitz der Vollmacht, die „Civilverwaltung der zu occupirten Länder“ aus Männern seiner Wahl zusammenzusetzen, that Fürst Ischerkasski einen Schritt, den selbst die ergebensten Freunde und Verehrer des „Mannes der Situation“ mit Bestreben ausnahmen: von ein Paar technischen Finanzbeamten und von einigen Universitätsprofessoren abgesehen, die für Kenner des slawischen und speciell des bulgarischen Rechts galten, umgab der neue Machthaber sich ausschließlich mit aus den verschiedenen Garderegimentern ausgewählten jüngeren Officieren. Daß diese Herren von der Verwaltung so gut wie Nichts wußten und über die Länder, in welchen sie thätig sein sollten, lediglich durch geographische A.-B.-C.-Bücher unterrichtet waren, machte in den Augen Ischerkasski's gerade ihren Hauptvorzug aus: er wollte der alleinige Kopf der Sache sein und über unbedingt gehorsame, an strenge Disciplin gewöhnte Organe verfügen, über Leute, die unter „Dienst“ nichts Anderes, als die Erfüllung ihnen gewordener Aufträge verstanden. Da die kaiserliche Garde, ursprünglicher Disposition nach, an dem Feldzuge keinen Theil nehmen, sondern in Petersburg bleiben sollte, leisteten die Meisten der zu „Civilbeamten“ designirten Officiere dieser Truppe dem an sie ergangenen Ruf bereitwillige Folge; die bedenklicheren unter ihnen ließen sich durch den Ischerkasski vorausgehenden Ruf hoher administrativer Befähigung und entschieden liberaler Denkungsart — und durch die hohen Gehalte ködern, die ihnen zugesichert waren, die Masse griff zu, weil das neu eröffnete Dienstloos einmal in die Mode gekommen war. Die Einen trösteten sich damit, daß die ihnen versprochenen Instructionen, sie über ihre Pflichten genügend aufklären würden, Andere meinten, daß der Aufenthalt im fremden Lande immerhin nützlicher und lehrreicher sein werde, als das Verbleiben in ihrer Garnison und bei einer vom Feldzuge ausgeschlossenen Truppenabtheilung. — Allen war überdies das Recht vorbehalten, im Militärdienst weiter zu zählen und auf Verlangen in die Fronte zurückversetzt zu werden. Der bekannte Schriftsteller Eugen Utin (dessen im „Westn. Jewropej“ veröffentlichte Schilderung „Bulgarien zur Kriegszeit“, gegenwärtig eine der Hauptquellen über die Geschichte der Ischerkasski'schen Verwaltung bildet) hat viele dieser plötzlich zu

„Administratoren“ gewordenen Söhne des Mars während ihrer Amtsführung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt: seiner Versicherung nach wurde die Liebenswürdigkeit, Ehrenhaftigkeit und Gutartigkeit dieser jungen Herren nur durch ihre Sachkenntniß und Unfähigkeit zu bürgerlichen Geschäften übertroffen. Sie alle waren, vom besten Willen und von unbedingtem Vertrauen zu ihrem Chef erfüllt, in höchster Eile an die rumänische Grenze gereist, aber schon hier auf bittere Enttäuschungen gestoßen. Die beiden Dinge, auf welche sie vornehmlich gerechnet hatten, eine feste Organisation und ein Plan für die Verwaltung der zu occupirenden Länder, fehlten so vollständig, daß die neuen Beamten Wochen lang in rumänischen Dörfern herumlungern und die Zeit tödten mußten, ehe sie auch nur in die Lage kamen, ihre künftigen Pflichten näher kennen zu lernen. „In Petersburg,“ so hörte Utin einen jungen Capitän klagen, „hatte man uns gesagt, wir sollten machen, daß wir fort und an die bulgarische Grenze kämen und daß die Sache die höchste Eile habe, — hier, an Ort und Stelle, sagt man uns, wir seien viel zu früh angelangt, da es für uns noch keine Beschäftigung gebe“. — Die „Organisation“, welche dem neuen Verwaltungszweige gegeben worden war und welche die Träger derselben am Orte ihrer Bestimmung vorfanden, beschränkte sich auf die Feststellung einer Region wohlthätigender Titel und eines hochbemessenen Gehaltsetats. Noch bevor die kaiserliche Armee die Donau überschritten hatte, wimmelte Ischerlasski's Hauptquartier von Gouverneuren, Vice-Gouverneuren und Bezirksvorstehern für alle Theile Bulgariens, von Commandanten, Stadthauptleuten und Plajmajors für alle zwischen Donau und Bosporus liegenden festen Plätze. All' diese Befehlshaber in partibus bezogen, seit sie die russische Grenze passirt hatten, ungeheure Gehalte und reich bemessene Tagegelder, die Bulgarien aufzubringen hatte. Jeder Gouverneur bezog 7000 Rubel und hatte außerdem einen Dispositionsfonds von 6—10,000 Rubeln zur Verfügung, über welche es einer Rechenschaftsablegung nicht bedurfte; die Vice-Gouverneure waren mit je 3500 Rubel und den entsprechenden Dispositionssummen, die Bezirksvorsteher und Polizeimeister mit 2500 Rubel und 1500 Rubel Jahrgeldern dotirt. All' diese Gehalte wurden in Gold ausgezahlt, jeder Beamte hatte außerdem im Voraus sein militärisches Jahrgeld und (wie es in Turkestan üblich gewesen war) doppeltes Reisegeld erhalten. Wurden Zweifel daran laut, ob es ersprießlich sei, so beträchtliche Kosten auf dasselbe Bulgarenvölk zu wälzen, „welches wir befreien wollen“, so lautete die Antwort, daß die türkische Paschawirthechaft jedenfalls noch kostspieliger gewesen sei und daß das hohe Gut der politischen Freiheit überhaupt nicht zu theuer bezahlt werden könne. Besonders Aergerniß erregte es, daß die Commandanten und Plajmajors der Donaufestungen ernannt und titulirt worden, bevor auch nur einer dieser Plätze in russische Hände gekommen war: die Träger dieser Ämter wußten, daß sie die Zielscheibe des Spotts der Officiere der activen Armee seien und schleppeten die ihnen gewordenen Titel als peinliche und widerwärtige Last hinter sich fort.

Von den den Beamten der „Civilverwaltung“ versprochenen Instructionen war bei Beginn des Krieges keine einzige fertig. Als Mann des „Systems“ und einer wissenschaftlichen Behandlung der Dinge hielt Fürst Ischerlasski für nothwendig, zunächst „Materialien zum Studium Bulgariens“ zu sammeln und

zu Nutz und Frommen der Beamten seines Ressorts durch eine eigens dazu bestimmte Commission verarbeiten zu lassen. Was der genannte Herr Utin über dieses opus berichtet, klingt unglaublich, ist in der Folge aber durch die einzelnen, in das Innere Rußlands gelangten Bände desselben vollständig bestätigt worden. „Am 30. April“ (so lautet der unwidersprochen gebliebene Bericht des Westn. Jewropey [Febr. 1878 pag. 688 ff.]) „wurde die Commission, nachdem sie von dem Fürsten ein detaillirtes Programm für ihre Arbeiten erhalten hatte, von Rischnew nach Bularest commandirt. Am 3. Mai trat die Commission zusammen, — am 21. Mai, also nach achtzehn Tagen, lag das erste, neun Bogen starke Heft der „Materialien“ bereits gedruckt vor. Zieht man in Betracht, daß Druck und Satz einige Zeit in Anspruch genommen haben müssen, da sie in einer kleinen, von bloß zwei Sehern bedienten bulgarischen Druckerei ausgeführt wurden, so ergibt sich, daß die Commission ihre Arbeit in zwei bis drei Tagen absolvirt haben muß . . . Demgemäß beschränkte der Inhalt des Werks sich auf die Uebersetzung von Bruchstücken aus ein Paar ausländischen Brochüren, die den Commissionsgliedern zufällig in die Hände gefallen waren. Zu erklären ist diese anscheinend völlig unmotivirte Uebersetzung aus zwei Umständen: aus der völligen Unkenntniß, die über Bulgarien herrschte, und aus dem Wahn, daß wir binnen zwei oder drei Monaten bis nach Constantinopel vorgebrungen und in den Besitz des gesammten bulgarischen Landes gelangt sein würden.“ — Ob die folgenden fünf Bändchen des unter Tscherkasski's Regide zusammengestellten Sammelwerks mit gleicher Eifertigkeit zu Stande gebracht werden, wissen wir nicht: darüber, daß sie inhaltlich von dem oben erwähnten ersten Heft nicht verschieden gewesen, herrscht auch in der fortschrittlichen russischen Literatur keine Verschiedenheit der Meinungen. Dem den „ländlichen Eigenthumsverhältnissen Bulgariens“ gewidmeten vierten Heft stellt der Moskauer Historiker Maxim Kowalewski das Zeugniß aus, es sei mit „vollendeter“ Sachkenntniß und unter Beiseitesetzung der einfachsten und bekanntesten Thatfachen zusammengeschrieben worden — von dem Ganzen meint derselbe Schriftsteller, es sei glücklicher Weise in einer so kleinen und so schwer zugänglichen Auflage erschienen, daß es keinen Schaden anrichten könne und höchstens als Beleg dafür angesehen werden dürfe, daß die Verfasser selbst sich ihres Werkes schämten.

Mit diesem Material ausgerüstet, gingen die jungen, über Nacht zu Reorganisations des Südslawenthums gewordenen Lieutenants und Rittmeister an's Werk, nachdem Ende Juli der größte Theil des zum Schauplatz ihrer Thaten bestimmten Gebiets von russischen Truppen occupirt worden war. Die ihnen verheißenen „Instructionen“ ließen von Woche zu Woche auf sich warten, und als dieselben endlich eintrafen, erwies sich der größte Theil derselben unbrauchbar und dabei so widerspruchsvoll, daß Niemand wußte, woran er war. — Das Einfachste wäre unter solchen Umständen gewesen, wenn man die bestehenden Ordnungen aufrecht erhalten, die Bulgaren sich selbst verwalten lassen und sich russischerseits auf eine Controle dieser, in ihren Grundzügen bereits vorhandenen Selbstverwaltung beschränkt hätte. — Davon aber wollte Fürst Tscherkasski Nichts wissen. Als ob es darauf abgesehen sei, den russischen Namen bei den „Brüdern“, die man befreien gewollt, verhaßt zu machen, spielte der Herr Civil-Oberverwalter sich von Hause aus als den unbeschränkten Herren auf, der gekommen

war, um Alles, was er vorfand, nach seinem System zu modeln. Noch vor Ueberschreitung der Donau durch die russischen Truppen fand sich zu Plojeschtsi eine Deputation bulgarischer Notabeln ein, welche den Kaiser und seine Feldherren Namens ihrer Nation feierlich begrüßen und zugleich ihre Wünsche und Hoffnungen ausführlich entwickeln wollte. Se. Majestät und der alte Fürst Gortschalow nahmen die, zumeist aus Repräsentanten der sogenannten jungbulgarischen Partei zusammengesetzte Deputation außerordentlich liebenswürdig auf und würdigten dieselbe einer längeren Audienz. Desto unliebenswürdiger, um nicht zu sagen feindlicher, war der Empfang, den die Herren beim Fürsten Ischerasski fanden. „In verletzender Form“ (so wird von einem Ohrenzeugen berichtet) „sagte man den Deputationsmitgliedern, sie sollten sich nicht einbilden, daß sie als Vertreter des bulgarischen Volks erschienen seien. Bulgarien besitze keine Volksvertretung und werde auch keine erhalten. In geradezu drohendem Tone wurden die Herren bedeuget, daß sie sich dergleichen politische Phantastereien aus dem Kopf zu schlagen hätten. Als einer der Bulgaren eine Gegenbemerkung machen wollte, schrieb man ihm zu: „Wir haben Eure Weisheit nicht nöthig, Ihr habt zuzuhören und zu gehorchen, nicht zu raisonniren.“

Diesem erbaulichen Anfang entsprach der weitere Fortgang. Während an der Centralstelle die Aufrichtung eines neuen agrarischen Systems und die Abschaffung der bestehenden Steuern pomphaft verkündet wurde, herrschte in dem größten Theile des occupirten Gebiets eine Willkürwirthschaft, bei welcher die im Lande gebliebenen Türken und deren griechische Anhänger sich vielfach besser befanden, als die „befreiten Brüder“, zu denen die neue Civilverwaltung nicht in bulgarischer, sondern in russischer Sprache und auf russische Manier alten Zuschnitts, d. h. mit der Peitsche in der Hand, sprach. — Zu den ersten, bereits in der kaiserlichen Proclamation angekündigten Maßregeln Ischerasski's hatte das Versprechen gehört, daß der „Webel“ (die für Befreiung vom Militärdienst gezahlte Rajahsteuer) und der Zehnte von allen Naturalproducten „für immer“ aufgehoben sein sollten. Noch war die Kunde von dieser „Wohlthat“ in aller Welt Munde, als die Civilverwaltung bereits ankündigte, „vorläufig“ werde diese letztere Abgabe zum Behuf der Verproviantirung der Armee überall da fortgehoben werden, wo Truppen ständen. Da das ganze Land von Soldaten flirrte, die verheißene Wohlthat mithin Niemand zu Gute kam, war die Verstimmlung über diese Contreordre eine allgemeine: in Mißmuth und Erbitterung wurde dieselbe aber verwandelt, als es nach weiteren vier Wochen hieß, der Zehnte werde nicht wie bisher in Natura, sondern in baarem Gelde d. h. in der für die ländlichen Steuerzahler schwierigsten und unbequemsten Form erhoben werden. Vollends schlimm wurde die Sache dadurch, daß ihr innerer Zusammenhang kein Geheimniß blieb und daß alle Welt Aufklärung darüber erhielt, was es mit der vielgerühmten Energie und Unabhängigkeit des Herrn Civil-Oberbefehlshabers eigentlich auf sich habe: die Erhebung des Zehnten in baarem Gelde war das Werk der drei großen Armeelieferanten Potwih, Greger und Kohen gewesen, die sich durch die Einziehung von Naturalabgaben in dem Betrieb ihres Geschäfts genirt gefühlt und ihren Einfluß dazu benützt hatten, diese wieder abzuschaffen. — Ähnlich ging es mit der Umgestaltung des Agrarsystems und der localen Gemeinde-Verwaltung zu. An der Hand seiner

in Polen gemachten Erfahrungen hatte der Civiloberverwalter einen Plan entworfen, der darauf abzielte, die unter türkisch-griechischem Einfluß emporgekommene Aristokratie der sogen. Tschorbadjii, welche als Inhaber und Pächter der Domainen und Wafuf-Güter die ländlichen Gemeinden beherrschten und als Steuerpächter und Schulzen vielfach aussaugten, vollständig zu expodiren. An dem Willen und der Energie, diese Absicht durchzuführen, fehlte es dem Manne, der Adel und Geißlichkeit Polens rücksichtslos zu Boden geworfen hatte, natürlich nicht, wol aber an der Umsicht und Beharrlichkeit, welche zur Durchführung eines solchen Unternehmens erforderlich gewesen wäre. Der größte Theil der Bezirksvorsteher entbehrte aller Instructionen, trieb auf eigene Hand Politik und organisirte die Selbstverwaltung auf seine Weise und ohne jede Rücksicht auf die letzten Ziele des Chefs, von dem zuweilen Wochen und Monate lang Nichts zu hören war. Vielen der aristokratischen, in den Traditionen der Garbedisziplin emporgekommenen jungen Herren waren demokratisches Wesen und Selbstständigkeit der ihnen unterstellten Gemeinden ein Greuel, und die relativ gebildeten und dabei klugen und gefügigen Tschorbadjii sehr viel lieber, als die plumpen Bauern und Dorfpöpen, zu deren Schutz sie berufen waren. Ohne jede Kenntniß der Verhältnisse, in welche sie über Nacht versetzt worden waren, und dabei von der Besorgniß gequält, hinter den Bestrebungen der sogenannten jungbulgarischen Partei möchten dieselben revolutionären und „nihilistischen“ Tendenzen stecken, die sie in der Heimath zu bekämpfen gehabt, sahen die militärischen Civilbeamten der Tscherkassli'schen Verwaltung in der Aufrechterhaltung stammer Disciplin und unbedingten Gehorsams ihrer Pflégbefohlenen die Hauptaufgabe; das barsche Auftreten ihres Chefs, der keinen Widerspruch duldete und sein radicales System mit den Mitteln des Absolutismus durchzusetzen beflissen war, wiegte sie in den Wahn, daß den Absichten desselben durch energische Handhabung der „Nagaila“ (Rosakenpeitsche) besser gebient werde, als durch Erfüllung der Wünsche und Absichten des bulgarischen Volkes. „Mir ist zu Muth, als steckte ich in einem verzauberten Walde“, sagte ein Bezirksvorsteher zu Herrn Utin; „auf mir lastet eine Masse von Verpflichtungen, ohne daß ich eine Ahnung davon habe, wie denselben nachgekommen werden soll. Mein einziger Trost ist, daß es anderen Leuten ebenso geht und eigentlich Niemand weiß, was er thun soll und was er thun darf.“ — „Die beste Bulgaren-Emancipation,“ sagte ein Anderer, „ist die Nagaila. Ich weiß, daß unsere sogenannten Brüder, die Bulgaren, mich nicht leiden können, — ihre Zu- und Abneigung läßt mich indessen völlig kalt; dieses Volk taugt einmal Nichts und muß unter strenger Zucht gehalten werden. Jetzt fürchten sie mich wenigstens, weil sie wissen, daß ich ihnen Nichts durchgehen lasse, — wer schuldig ist, bekommt fünf- und zwanzig aufgezählt und damit ist es gut.“ — „Was geht es mich an, wie Türken und Bulgaren früher zu einander gestanden haben,“ äußerte ein Dritter; „ich verlange, daß sie ruhig und friedlich neben einander herleben. Die vielgescholtenen Türken richten sich danach und lassen die Bulgaren in Ruhe. Ich verlange, daß diese Letzteren sich ebenso führen, — wer den Finger rührt, bekommt die Nagaila zu kosten.“ — Bei solcher Stimmung zahlreicher Organe der Verwaltung war nicht zu verwundern, daß dieselbe auch in Sachen der communalen und agrarischen Reorganisation höchst ungleichmäßig und vielfach in directem Gegen-

sah gegen die Absichten des Gouvernements vorging. An manchen Orten wurde die frühere Ischorbadji-Herrschaft einfach beibehalten und auf den Namen der neuen Organisation getauft, an anderen in rücksichtslosester und unverständigster Weise alles Bestehende über den Haufen geworfen und ein terroristisches Pöbelregiment eingerichtet, dem (nach der Katastrophe von Plewna und der Räumung vieler von den Russen besetzten Plätze) naturgemäß ein furchtbares, türkisches Blutgericht folgte.

Fürst Ischerasski ließ sich durch all' diese Erfahrungen nicht erschüttern. Er blieb dabei, daß die Befreiung und Reorganisation des Bulgarenlandes ohne bulgarische Mitwirkung, nach einem russischen Plane und mit russischen Mitteln fertig gebracht werden müsse. Nirgend wurde den Landeseingeborenen auch nur die Spur eines wirklichen Antheils an der Verwaltung eingeräumt, keiner der ziemlich zahlreichen gebildeten Bulgaren, die sich dem russischen Gouvernement zur Verfügung gestellt hatten, erhielt ein höheres Amt, — in den maßgebenden Kreisen stand ein für allemal fest, daß „dieses Volk“ zu Nichts zu brauchen, der Gedanke, demselben Selbstverwaltung oder eine Verfassung einzuräumen, absurd sei, und daß es einer strengen russischen Vormundschaft bedürfen werde, um bei den bulgarischen Brüdern die Fähigkeit zu „wahrhaft slavischer“ Freiheit zu entwickeln. Wie diese bei jeder Gelegenheit rücksichtslos zur Schau getragene Auffassung auf die „Brüder“ wirkte, erräth sich von selbst: die Gebildeteren unter ihnen zahlten den nordischen „Befreier“ ihre Mißachtung alles bulgarischen Wesens mit der gleichen Münze zurück und gaben gelegentlich deutlich zu verstehen, daß ihnen mindestens die Fähigkeit zu schneidender Kritik des in dem Fürsten Ischerasski verkörperten Systems und der Schwächen der russischen Verwaltung nicht fehle. Wo die Gelegenheit sich darbot, sprachen sie unverhohlen aus, daß sie die Befreiung vom türkischen Joch zwar dringend wünschten, eine Vereinigung mit dem russischen Reiche (wie sie von manchen Ischerasski'schen Beamten mindestens für möglich gehalten wurde) aber nicht all zu gern sehen würden. „Daß Ihr unter uns keine brauchbaren Leute ausfindig zu machen wißt,“ hörte Herr Utin einen Bulgaren sagen, „liegt nicht daran, daß es unter uns solche Leute nicht gibt, sondern hauptsächlich daran, daß Ihr dieselben nicht suchen wollt, weil Ihr von dem Vorurtheil beherrscht werdet, ein einigermaßen selbständiger Mensch müsse ein halber Revolutionär sein. Leute, die der sogenannten jungbulgarischen Richtung huldigen, sind, — Eurer Meinung nach —, durchaus von revolutionärem Geiste durchdrungen. Wärt Ihr im Stande, Euch von den unbegreiflichen Vorstellungen frei zu machen, die bezüglich des „rothen Gespenstes“ unter Euch gangbar sind, so würdet Ihr alsbald wahrnehmen, daß es bei uns eine nicht unbeträchtliche Zahl von Leuten gibt, die höchst geeignet und zugleich geneigt wären, ihrem Vaterlande zu dienen. Dergleichen Leute sind zahlreich genug vorhanden, wenn sie freilich auch nicht immer auf der Höhe der sogenannten europäischen Bildung stehen. Wenn Ihr uns nur die Möglichkeit lassen wolltet, unsere Interessen selbst und nach eigenem Ermessen wahrzunehmen, so wollten wir Euch alsbald durch die That beweisen, daß es durchaus unnöthig war, die uns vorgesetzten Gouverneure, Bezirksvorsteher u. s. w. außerhalb unseres Landes zu suchen.“ — Für den Fürsten-Civilbefehlshaber stand die Unentbehrlichkeit einer bureau-

kratischen, ausschließlich von Russen besorgten Verwaltung aber ebenso unzweifelhaft fest, wie die Unfehlbarkeit der übrigen „Grundprincipien“ seines fertig aus der Heimath mitgebrachten Systems.

Zu diesen Grundprincipien gehörte u. A. der Glaube, daß die (national gebliebene) niedere Geistlichkeit Bulgariens um dieses Land hochverdient und eine der Stützen der gesellschaftlichen Ordnung desselben sei. Aus der Geschichte des griechisch-bulgarischen Kirchenstreits wußte Fürst Ischerkasski, daß dieser niedere Clerus zu den entweder gräcisirten oder aus dem Fanar importirten Bischöfen und Aebten in feindlichem Gegensatz gewesen war und wesentlich dazu beigetragen hatte, daß das Volk mit einer ihm sonst ungewohnten Energie die Einsetzung von Kirchenfürsten seines Stammes und die Einführung von Gottesdiensten in seiner Sprache verlangt und schließlich durchgesetzt hatte. Das genügte dem schnellfertigen Administrator zur Feststellung des Planes, der in kirchlichen Dingen befolgt werden sollte. Er beschloß, von dem höheren Clerus vollständige Loslösung vom öktenischen Patriarchat zu fordern und der Weltgeistlichkeit<sup>1)</sup> einen möglichst weitgehenden Einfluß auf die Localverwaltung einzuräumen: stand nach dem Moslauer Slavophilen-Katechismus der dreißiger Jahre doch a priori fest, daß die „Träger der Rechtgläubigkeit“, soweit sie national geblieben, die geborenen Führer des Slavenvolkes seien. Danach wurde ver-

<sup>1)</sup> Wie allenthalben in der griechisch-orthodoxen Kirche, so besteht auch in der Erzdiocese Bulgarien von Alters her ein scharf ausgeprägter Gegensatz zwischen der im Besiz der höheren Aemter und der Bischofsitze befindlichen Klostergeistlichkeit (dem sog. schwarzen Clerus) und der (sog. weißen) Weltgeistlichkeit, welche die niederen Aemter bekleidet. Die Popen oder Weltgeistlichen, welche verheirathet sein müssen, besorgen den Gottesdienst in den Dorf- und Stadtkirchen und die Seelsorge, während die Thätigkeit des mönchischen Clerus, bei welchem aller Reichthum und aller bestimmende Einfluß sich befinden, sich auf die Regierung und Vermögensverwaltung der Kirche beschränkt. In Bulgarien wurden alle höheren Aemter Jahrhunderte lang von Griechen fanariotischen Ursprungs bekleidet, welche in der Verbreitung der Sprache, der Sitte und der Herrschaft ihres Volkes und der Auslaugung ihrer Diöcesanen zu Gunsten des öktenischen Patriarchats ihre Hauptaufgabe sahen, die ärgerlichste Simonie trieben und systematisch darauf aus waren, die nationalen Erinnerungen an die einstige Selbständigkeit und staatliche Unabhängigkeit des bulgarischen Volkes aus der Welt zu schaffen. In diesem Sinne suchten die Herren der bulgarischen Kirche auch auf den niederen Clerus einzuwirken, dessen Glieder auf Beförderung und Begünstigung nur dann Aussicht hatten, wenn sie griechische Bildung und Sprache annahmen und das eigentlich bulgarische Wesen abstreiften. Seit dem Anfang der sechziger Jahre machte sich eine Reaction gegen dieses Gräcisirungssystem bemerkbar, welche durch Rußland unterstützt wurde, während die Pforte die Partei der Griechen und des Patriarchats ergriff. Dank dem Einfluß des Botschafters Ignatjew erlangten die Bulgaren nach vieljährigen Kämpfen die Selbständigkeit ihrer Kirchenprovinz, das Recht, ihre Geistlichen selbst zu wählen und in bulgarischer Sprache Gottesdienst zu celebriren; vom Patriarchat und der Synode von Constantinopel und der Kirche des hellenischen Königreichs wurden sie dafür förmlich in den Bann gethan und als Schismatiker behandelt. Erst in den Jahren, welche dem letzten Kriege vorausgingen, trat eine gewisse Annäherung zwischen beiden Kirchengemeinschaften ein, für deren hauptsächlichsten Träger der gegenwärtige Exarch Joseph gilt. Der niedere Clerus hatte an dem Kampf gegen seine griechischen Bebrüder lebhaften Antheil genommen, insoweit er nicht durch seine Abhängigkeit von den Pascha's zurückgehalten worden war. Zur Zeit der russischen Occupation gab es demgemäß zwei kirchliche Parteien in Bulgarien, eine hellenische und eine nationale. Die erstere wurde durch den Einfluß des Patriarchats von jeder Unterstützung der Russen zurückgehalten. — Einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte dieser Kämpfe und Parteiungen veröffentlichten die „Preuß. Jahrbücher“ im Mai 1872.



fahren und daran wurde festgehalten, einerlei, was dabei heraus kam. Dem Exarchen Joseph, der bei Beginn des Krieges in Constantinopel gewesen und daselbst verblieben war, ließ der Fürst die Weisung zugehen, sich bei Strafe der Absetzung sofort nach Tirnowa zu begeben. Als das nicht geschah und nicht geschehen konnte, weil der Exarch den Versuch, Stambul zu verlassen, mit seinem Kopfe hätte bezahlen müssen, wurde mit der Wahl eines neuen Oberhauptes der bulgarischen Diöcese gedroht und dadurch die Gefahr einer kirchlichen Spaltung hinaufbeschworen, deren Abwendung lediglich dem Umstande zuzuschreiben war, daß die nach der ersten Schlacht von Plewna eingetretene Wendung die ganze Sache in Vergessenheit brachte. An der Absicht, den Einfluß des „national gebliebenen“ niederen Clerus möglichst zu fördern, wurde aber trotz dieser mit den höheren Geistlichen gemachten Erfahrungen und trotz des ungünstigen Eindrucks festgehalten, den der niedrige Bildungsgrad und die Begehrlichkeit dieser wenig beliebten und häufig unter türkischem Einfluß stehenden Classe auf alle aufmerksamen Beobachter gemacht hatte und machen mußte. Eine aus bulgarischen Notabeln bestehende Deputation wandte sich mit der Bitte, daß die Geistlichkeit von der Verwaltung fern gehalten werden sollte, an den Civiloberbefehlshaber: auf diese, natürlich in unterwürfigster Form gemachte Vorstellung wurde mit einem Donnerwetter geantwortet, das von allen Unternehmungen ähnlicher Art abschreckte. Den Bittstellern wurde in den schärfsten und verletzendsten Worten bedeutet, daß sie sich vor derartigen Raisonnements zu hüten hätten und daß der Geistlichkeit naturgemäß eine einflußreiche Rolle gebühre, weil dieselbe dem Volke seine Nationalität und Sprache erhalten habe. Den Schluß dieser Strafpredigt bildete eine Reihe von Gemeinplätzen darüber, daß die Religion das Fundament des Staates und der Gesellschaft, die Achtung vor dem Clerus eine politische Pflicht sei u. s. w. — War da zu verwundern, daß die Bulgaren schließlich der Ischerlaffti'schen Verwaltung die Absicht unterstellten, in ihrem Lande für immer festen Fuß zu fassen und daß alsbald die Befürchtung um sich griff, es sei darauf abgesehen, sie für immer aller Selbstständigkeit und alles Einflusses auf die Geschicke ihres eigenen Landes zu berauben?

So lagen die Dinge, als während der Augustwochen des vorigen Jahres der jähe Umschlag eintrat, der durch die türkischen Siege von Plewna und von Esti-Zagra herbeigeführt worden war. Ueber Nacht mußte ein großer Theil des in stürmischem Siegeslauf besetzten bulgarischen Gebiets wieder geräumt und von den Truppen verlassen werden, welche die alleinige Stütze der Ischerlaffti'schen Verwaltung gebildet hatten. Die Gouverneure und Bezirksvorsteher, welche einige Wochen die Herren des Landes gespielt hatten, folgten den Truppentheilen, welche jetzt enger zusammengezogen wurden und ausgedehnte Landschaften der Raube des Türkenthums preiszugeben genöthigt waren. Die Begünstigungen, welche man an einzelnen Orten den zurückgebliebenen Türken und den ihnen verbündeten Tschorbadjis hatte zu Theil werden lassen, strast sich jetzt ebenso bitter, wie die Vergewaltigungen, die in anderen Bezirken, an den Repräsentanten des türkischen Regiments begangen worden waren. Ganze Gemeinden, die unter tüchtiger Führung wol im Stande gewesen wären, den über sie hereinbrechenden türkischen Streifscharen Widerstand zu leisten, wurden durch ihre

Vorsteher zu bedingungsloser Unterwerfung gebracht, sobald die letzten Russen abgezogen waren, denn die Aufrichtung einer lebensfähigen, innerlich selbständigen Organisation war allenthalben unterlassen worden. Wo man die Türken und Türkenfreunde bei Seite geschoben oder mißhandelt hatte, machten diese sich zu Anklägern ihrer als russische Werkzeuge benutzten Mitbürger, die zu Hunderten erbarmungslos aufgeknüpft wurden. Ein panischer Schrecken ergriff das ganze Land, — Niemand wußte, wo er bleiben und wohin er sich wenden sollte, — überall erscholl der Ruf nach Truppen, während sichere Angaben über den Verbleib derselben allenthalben fehlten und der Zusammenhang zwischen den einzelnen Abtheilungen und den zur Bedeckung zurückgebliebenen Garnisonen Tage lang unterbrochen blieb. Am schlimmsten sah es natürlich in den südlich vom Balkan belegenen bulgarischen Landschaften aus, welche von den russischen Truppen vollständig geräumt werden mußten und in denen die Thätigkeit der Civilverwaltung sich auf die Ernennung einiger hundert Gemeindebeamten, d. h. auf die Designirung von Schlachtopfern für die türkischen Schergen beschränkt hatte. Die vom Schipka-Paß nach Tirnowa führende Straße war von Tausenden von Flüchtigen bedeckt, die Nichts als das nackte Leben hatten retten können und sich mit Aufgebot ihrer letzten Kräfte in die unter russischer Verwaltung verbliebenen Gebiete schleppten. Wohnungen für diese Unglücklichen wären ohne besondere Mühe zu ermitteln gewesen, da viele früher von Türken und Tataren bewohnt gewesene Dörfer leer standen — es kam nur darauf an, daß Jemand die Sache in die Hand nahm, die Flüchtlingscharen zweckmäßig dirigirte und dafür Sorge trug, daß mindestens die nöthigsten Nahrungsmittel für dieselben herbeigeschafft wurden. — Vielleicht die schwerste aller Verschuldungen, welche die Ischerkasski'sche Verwaltung auf sich geladen, hat darin bestanden, daß dieselbe sich dieser nächstliegenden Verpflichtung vollständig entzog und nicht einmal den Versuch machte, dem Hunger der südbulgarischen Flüchtlinge zu steuern. „Wir haben kein Geld, — es sind dazu keine Summen angewiesen — wir sind hier, um zu verwalten, nicht um Wohlthätigkeit zu üben und die Philantropen zu spielen“ — so lauteten die mit „staatsmännischer“ Ruhe und Ueberlegenheit gegebenen Antworten, welche diejenigen sich holten, welche Namens der Humanität und des elementarsten Gebots der Staatsklugheit bei der „Civilverwaltung“ intervenirten. Dieselben Beamten, die aus Bulgarien Millionen gezogen, fast sämtliche aus türkischer Zeit herrührende Abgaben und Steuern forterhoben hatten und unter deren Händen sich nach Vorschrift des „Project's für die bulgarische Finanzverwaltung“ ein besonderer Fonds für unvorhergesehene Ausgaben befand — diese selben Beamten behaupteten, die verhältnißmäßig geringen Summen nicht aufzutreiben zu können, die erforderlich gewesen wären, um die Unglücklichen satt zu machen, die ihr voreiliges Vertrauen auf die Unbesiegbarkeit der russischen Waffen mit dem Verlust ihrer gesammten Habe hatten bezahlen müssen! Achselzuckend erklärte man an der maßgebenden Stelle, daß die geforderte Beihilfe aus „politischen Gründen“ nicht geleistet werden könne, — daß die Kunde von der Versorgung bulgarischer Flüchtlinge durch russische Behörden, die Zahl der Flüchtigen verzehnfachen, neue Schwierigkeiten hervorrufen würde u. s. w. Wohlthätigkeit zu üben, sei Sache des Slaven-Comités, an dieses müsse man sich wenden und wenn Seitens desselben Nichts geschehe, könne die Civilverwal-

tung dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Das wurde gesagt und danach wurde gehandelt, während alle Welt unter dem Eindruck der Schreckensnachrichten aus Kasanlyk stand, dessen unglückliche Bewohner durch den voreiligen Abzug der russischen Besatzung und ihren Gehorsam gegen die Civilverwaltung im buchstäblichen Sinne des Wortes an das Messer geliefert worden waren. — Die Empörung über dieses Verhalten der Ischerasski'schen Verwaltung war namentlich in militärischen Kreisen ebenso allgemein, wie leidenschaftlich, sie trug wesentlich dazu bei, daß der Pessimismus, der sich seit den ersten Augusttagen über die Armee verbreitete, schließlich alles Maß und alles Ziel übersprang. „Wo das möglich gewesen ist,“ hörte man vielfach sagen, „ist eben Alles möglich“. Officiere wie Soldaten machten aus der ungünstigen Meinung, welche sie über die Civil- wie über die Militärverwaltung gefaßt hatten, bald kein Hehl mehr, die Beamten des Ischerasski'schen Ressorts mußten sich die bittersten Spöttereien gefallen lassen und (wie das in der Natur der Sache lag), vielfach für Dinge das Odium auf sich nehmen, an denen sie durchaus unschuldig waren. Allenthalben herrschten Kleinmuth und Verbitterung und wurden unverhohlene, in nicht eben schmeichelhafte Formen gelleidete Zweifel daran laut, ob ein auch nur halbwege günstiger Ausgang des so zuversichtlich begonnenen Feldzugs möglich geblieben sei. Dieselben Leute, die im Juni und Juli mit souveräner Sicherheit auf einen vergnügten Herbstaufenthalt am Bosporus gerechnet hatten, ergingen sich in düsteren Prophezeiungen darüber, daß man den Rückzug über die Donau werde antreten und ganz Bulgarien den Scharen Osman und Suleyman Pascha's ausliefern müssen. Von der Reorganisation dieses Landes und dem so zuversichtlich aufgestellten Plan einer bürgerlichen Verwaltung derselben war Wochen und Monate lang nicht mehr die Rede, — Alles, was man wünschte und hoffte, beschränkte sich auf die Wiedergewinnung der militärischen Positionen, welche während der unglücklichen Augustwochen verloren gegangen waren. Nach dem Fürsten Ischerasski und seinem „System“ fragte Niemand mehr, seine Rolle schien für immer ausgespielt zu sein; die tüchtigeren Glieder des Beamtenpersonals, welches er im April um sich versammelt hatte, legten auf die erste Kunde von der den Garden erteilten Marschordre ihre Ämter nieder, um zu ihren Regimentern zurückzukehren. Von mehr als einer Seite hörte man die ihrem Beruf wiedergegebenen jungen Officiere offen aussprechen, daß sie denselben niemals auch nur für eine Stunde verlassen hätten, wenn vorauszusehen gewesen wäre, daß es sich bei der vielbesprochenen „Civilverwaltung Bulgariens“ um eine bloße „schlechte Komödie“ handeln gesollt.

Der Urheber dieser „Komödie“ schien indessen entschlossen, die einmal übernommene Rolle so lang wie irgend möglich fortzuspielen. Außer Stande, sich durch Thaten geltend zu machen, suchte er sich durch die Presse bei seinen Vorgesetzten in Erinnerung zu bringen: er ließ sich (der abscheuliche amerikanische Ausdruck — für den es keine anständige deutsche Bezeichnung gibt — ist hier unvermeidlich) „interviewen“ und hielt Ende September dem Berichterstatter eines Petersburger Tagesblattes, wohlklingende Reden über die Abhängigkeit Rußlands von Schlagworten und Anekdoten, „die unsere Hauptkrankheit sind“, über die merkwürdige, aber echt slawische Erscheinung, daß der

Krieg keine einzige bedeutende Individualität hervorgebracht, sondern die eigentlich entscheidende Rolle dem Zaren und seinem Volk zugetheilt habe u. dgl. mehr. Bemerkenswerth war in diesem — übrigens von der gesammten russischen Presse mit Achselzucken aufgenommenen — Vortrage, nur ein kurzer Passus: selbstzufrieden wie immer, versicherte der anerkannte Wortführer der kriegslustigen Nationalpartei, daß er diesen Krieg „eigentlich“ nicht gewünscht und eigentlich von Hause aus der Meinung gehuldigt habe, „daß wir nicht gehörig vorbereitet gewesen seien“. Genau dasselbe hatte wenige Tage vorher General Ignatjew einem anderen „Interviewer“ versichert und dadurch einem witzigen Petersburger Publicisten die Frage in den Mund gelegt, wo dieser Krieg, den weder die Regierung, noch die Diplomatie, noch die Nationalpartei gewünscht habe, — wo dieser Krieg denn eigentlich hergekommen sei? — Im Uebrigen nahm der Civiloberbefehlshaber die ihm eigenthümliche zuversichtliche Haltung wieder an, sobald die Umstände ihm irgend erlaubten, die Rolle des südslawischen Reformators fortzusetzen. Unmittelbar nach dem Fall von Plewna ließ er sich von dem Obercommandanten mit Wiederaufrichtung des in den Stürmen des August und September untergegangenen Verwaltungsapparates beauftragen und sich angelegen sein, genau da, wo er stehen geblieben war, wieder anzuknüpfen. Ohne irgend welche Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen, wurde zum zweiten Male mit der Einsetzung eines ausschließlich russischen Verwaltungspersonals, Einführung russischer büreaukratischer Ordnungen und Reglements vorgegangen und das Volk, zu dessen Befreiung man über die Donau und endlich auch über den Balkan gekommen war, als willenlose Herde behandelt. Der einzige Unterschied gegen früher bestand darin, daß man dieses Mal mit der verheißenen Bildung einer bulgarischen Miliz und mit der Einschulung derselben durch russische Officiere und Unterofficiere Ernst machte.

Zwölf Wochen nach der Katastrophe von Plewna, am Tage der Unterzeichnung des Friedens von San Stefano, ist Fürst Wladimir Alexandrowitsch (der dem Hauptquartier des Großfürsten-Obercommandeurs gefolgt war) plötzlich verstorben. Vierzehn Tage vor seiner Erkrankung war das Februarheft des „Wesstn. Jewropij“ erschienen, aus welchem Rußland zum ersten Male mit einer gewissen Ausführlichkeit erfuhr, was es mit der Civilverwaltung von Bulgarien und mit dem „System“ des ersten zu Amt und Stellung gelangten Slawophilen-Apostels eigentlich auf sich gehabt habe. Gerüchte, über die eigenthümliche Beschaffenheit der Propaganda, welche der Freund Nicolas Miljutin's unter den südslawischen „Brüdern“ trieb, waren bereits früher an die Newa und Moskwa gelangt — die Bestätigung dieser Gerüchte erhielt man aber erst durch Herrn Eugen Utin und durch die wenige Wochen später veröffentlichten Kritiker M. Rowalewsky's und Staffulewitsch's. Der Eindruck, den diese Mittheilungen auf die zahllosen Gutgläubigen gemacht haben, welche den Fürsten als Vorläufer und Anhänger einer neuen nationalen Ära der Freiheit und volksthümlichen Entwicklung begrüßt hatten, läßt sich am besten in die folgenden Sätze Staffulewitsch's zusammenfassen: „Das uns vorgeführte Beispiel lehrt, daß wenn unsere heutigen Slawophilen plötzlich in Rußland zu Macht und Einfluß gelangten, sie um Nichts liberaler verfahren und genau dieselben Mittel anwenden würden, wie diejenigen Machthaber, welche sie als Vertreter der „Petersburger Pe-

riobe“ unserer Entwicklung so scharf kritisiert haben: Verwendung von Militärpersonen für eine Civilverwaltung, Aufstellung eines großen und kostspieligen Stats, Niederhaltung jeder Selbständigkeit der Verwalteten — endlich die reine Willkür! Dieselben Leute, welche unaufhörlich davon reden, daß die Petersburger Periode, die vollständige Ablösung von unserer natürlichen Grundlage eigenthümlich sei, haben bei der ersten ihnen gebotenen Gelegenheit zu praktisch-politischer Thätigkeit gezeigt, daß sie außer Stande seien, sich von den bürokratischen Traditionen dieses Petersburgerthums auch nur für einen Augenblick loszulösen.“ — An diesem Urtheil ist nur das Eine unrichtig, daß es sich bei der bulgarischen Civilverwaltung um eine erste Gelegenheit zu politischer Bethätigung der Nationalpartei und ihrer Führer gehandelt habe: im Wesentlichen war das Stück, das während des vorigen Sommers zwischen Donau und Balkan aufgeführt wurde, nur eine Wiederholung der in den Jahren 1865—1867 an der Weichsel gegebenen Vorstellung. In dem einen wie in dem anderen Falle galt es, „emancipatorischen“ Aufgaben und in beiden Fällen war der Versuch gemacht worden, dieselben ohne jede Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse und auf die Wünsche der Betheiligten gewaltsam und nach einem aprioristischen Plane durchzuführen. Die Verwendung von Militärbeamten für eine bürgerliche Verwaltung, die Terrorisirung der Leute, die man beglücken gewollt, die Absicht ein agrarisches System, das man nicht kannte, durch ein anderes zu ersetzen, dessen Wirkungen man nicht zu übersehen vermochte, — Alles das war schon einmal dagewesen, schon einmal erlebt worden, als Fürst Tscherskoff die Verwaltung der inneren Angelegenheiten Polens in seine Hand genommen und sich anheischig gemacht hatte, „den lateinischen Geist durch den slawisch-byzantinischen auszutreiben“. Der Unterschied zwischen 1865 und 1877 bestand wesentlich darin, daß der Widersinn des Unternehmens, Freiheit und Gleichheit mit den Mitteln des Despotismus durchzusetzen und die Selbstverwaltung eines Landes durch Anebelung seiner natürlichen Wortführer vorzubereiten, sich in dem zu befreienden, Rußland befreundeten Bulgarien sehr viel greller darstellte, als in dem gewaltsam niedergeworfenen, anti-russischen Königreich Polen und daß die russische Nation dieses Mal kein Interesse daran hatte, sich über die wahre Lage der Dinge täuschen zu lassen und Denen unbedingten Glauben zu schenken, die in seinem Namen agirten. Auch die besangenen und kurzschichtigsten unter den Moslauer Patrioten mußten sich sagen, daß die, Namens der slawischen National Sache in Bulgarien befolgte Vergewaltigungs-Politik der russischen wie der slawischen Interessen schnurstracks zuwiderlaufe und die Gefahr in sich berge, den russischen Namen in der südslawisch-orientalischen Welt ebenso verrufen zu machen, wie in den Ländern des ehemaligen Polen und Litthauen. Zur Entschuldigung dafür, daß die zwischen großrussischen, litthauischen und lechischen Slaven gährende Kluft trotz hundertjähriger Arbeit nicht hatte überbrückt werden können, hatten sich die historischen und die confessionellen Verschiedenheiten der in Betracht kommenden Stämme anführen lassen. Schlimmer lag die Sache bereits in Serbien, wo der gemeinsam gegen die Türken unternommene Kreuzzug von 1876 mit einer gemeinsamen Niederlage und mit höchst peinlichen Händeln zwischen den leitenden Männern von hüben und drüben geendet hatte. Was sollte werden, wenn auch die sprüchwörtlich geduldigen und gefügigen

Bulgaren dem führenden Stamme die Freundschaft aufkündigten und die Herrschaft desselben für unvereinbar mit freien und menschenwürdigen Zuständen erklärten? Welche Aussichten für die Aufrichtung des großen, von der Wolga bis zur Moldau reichenden Zukunftsreiches blieben übrig, wenn jeder russische Versuch zur Herstellung wahrhaft nationaler Organisationen mit einem Fiasco und mit Entzweiung zwischen Befreiern und Befreiten endete — wenn jene Unfähigkeit zur Herstellung bürgerlicher Ordnung, über welche die alten Nowgoroder von 862 sich den Warägerfürsten gegenüber beklagt hatten und der auf der ersten Seite der Chronik Nestor's verzeichnet stand <sup>1)</sup>, das letzte Wort slawisch-russischer Entwicklung bildete?

Fragen dieser und verwandter Art werden seit Wochen in der Moskauer-Petersburger Presse und in den gebildeten Schichten der russischen Gesellschaft erörtert. Sie haben zu dem, von den verschiedensten Seiten geäußerten Wunsche geführt, daß das durch den Tod des Fürsten Ischerasski unterbrochene Werk nicht fortgesetzt und daß Bulgarien, sobald wie immer möglich, auf eigene Füße gestellt und von der Vormundschaft befreit werde; unter welche es genommen worden. Bis zur Herstellung regelmäßiger Zustände will man es bei einer rein militärischen Verwaltung bewenden lassen, dann aber den Beweis geliefert sehen, daß Rußland seinen Brüdern das Recht selbständiger Constituirung gewähre und daß es innerhalb des sich selbst wiedergegebenen Slawenthums keine andere Stellung als die des „Primus inter pares“ in Anspruch nehme. Die Erfüllung dieses Wunsches ist zur Zeit ebenso zweifelhaft wie die gesammte Zukunft des nach halbtausendjähriger Vergessenheit plötzlich in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit unseres Welttheils gerückten Landes. „Bis auf Weiteres“ wird die russische Occupation Bulgariens aus politischen und aus militärischen Gründen fortgesetzt und während der Dauer dieser Occupation ein rein russisches Regiment geführt werden, — darf aus der Vergangenheit auf die Zukunft geschlossen werden, so wird aber auch für die fernere Zukunft auf jene „freie Constituirung“ des Bulgarenthums nicht zu rechnen sein, welche die Staffulewitsch und Genossen für durch Rußlands eigenes Interesse geboten ansehen. Einmal hat der letzte Krieg eine Verbindung zwischen der russischen und der bulgarischen Nation geschaffen, welche an den Balkanabhängen unternommenen demokratisch-constitutionellen Experimenten eine verhängnißvolle Rückwirkung auf die inner-russischen Zustände sichert und zum Andern ist die Neigung zu Erweiterung des eigenen Machtgebiets der großen Nation des Ostens sehr viel tiefer eingepflanzt, als ihre liberalen Wortführer wissen und wahr haben wollen. Fürst Ischerasski ist keine zufällige Erscheinung, sondern der typische Ausdruck jener

<sup>1)</sup> Nach der Darstellung Nestor's von Kiew, des 1114 verstorbenen ältesten russischen Chronisten sandten die Nowgoroder, Tschuden und Krivitschen auf den Rath des Ältesten Gostomysl im Jahre 862 Gesandte über das Meer zu den Waräger-Russen und ließen ihnen sagen: „Unser Land ist groß und gesegnet, aber Ordnung gebricht darin; kommt zu uns, werdet unsere Herrscher und gebietet über uns.“ Dieser Einladung folgten die drei Brüder Rurik, Sineus und Truvor, indem sie sich zu Nowgorod, Bjelosero und Jsborsk niederließen und dadurch den Grund zu dem russischen Reiche legten, das Rurik nach dem Tode seiner Brüder in seiner Hand vereinigte. (Vergl. Schlözer's Nestor, p. 12, und Ph. Strahl, Geschichte des Russischen Staats, I, p. 58, Hamburg 1832.)

Richtung gewesen, welche, trotz aller von ihr begangenen Fehler, die Aussicht hat, ihren Einfluß auf die russische Gesellschaft noch für eine Weile zu behaupten. Der Drang nach Bethätigung und nach Theilnahme der Nation am staatlichen Leben ist durch die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft so leidenschaftlich geweckt worden, daß ihm ein gewisser Spielraum gelassen werden muß. Ein Symptom der Gefahren, welche durch die gewaltsame Unterdrückung dieses Dranges heraufbeschworen werden, ist die Ausbreitung jener als „Nihilismus“ bezeichneten Ausgeburt des Revolutionsgeistes, über welche die neuesten Ereignisse so überraschende Kunde gebracht haben. Soll die krankhafte Unruhe, welche den ostslawischen Volksgeist ergriffen hat, davon abgehalten werden, sich nach Innen und auf die ebleren Theile des gesellschaftlichen Körpers zu werfen, so muß ihr die äußere Ableitung geschaffen werden, welche sie vor fünfzehn Jahren in der Russification Polen-Lithauens, seit dem Jahre 1875 in dem gefunden hatte, was man in Moskau und Petersburg „die Lösung der slawischen Frage“ nennt. Daß der auf Ausbreitung des nationalen Machtgebiets gerichtete Instinct bei der slawischen Race stärker als jeder andere, gebieterischer als selbst die Rücksicht auf das eigene Interesse entwickelt ist, lehrt gerade Tscherskoff's öffentliches Leben mit unwiderleglicher Deutlichkeit. Zu zwei verschiedenen Malen ist er in der Stellung eines nationalen „Rufers im Streit“ gerückt worden, zu zwei verschiedenen Malen hat er die leidenschaftliche Erregung seines Volkes abzuleiten gewußt. Daß er es während seiner polnischen Regentschaft zu mehr, als zur Zerstörung der an der Wechsel vorgefundenen „lateinischen“ Lebensformen nicht zu verbringen vermochte, hat seine Landsleute und Parteigenossen nicht verhindert, ihm in einer zweiten, mindestens ebenso wichtigen Angelegenheit ein neues, noch weiter gehendes Mandat zu erteilen. Der Mißerfolg dieser letzten Unternehmung wird ebenso rasch vergessen werden, wie das Fiasco, welches die Miljutinische Politik in Polen gemacht hat und das die Nationalpartei, allen ihren beigebrachten Beweisen zum Troß, bis heute nicht eingestehen will. Die Gedächtnisrede, welche Herr Iwan Aksakow seinem verstorbenen Freunde am Jahrestage der slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft hielt, hat den größten Theil der auf die Tscherskoff'sche Verwaltung Bulgariens gehäuften Vorwürfe bereits für Verleumdungen erklärt und die „außerordentlichen“ Maßregeln, welche der nationale Staatsmann zu ergreifen gewußt, aus der dem Bulgarenvolke eigenthümlichen Unfähigkeit zu „administrativer Arbeit“ erklärt. Auf die Mittel, denen sie ihr Emporkommen und die während der sechziger Jahre gespielte Rolle zu verdanken gehabt, kann die russische Nationalpartei eben nicht verzichten, sie muß dieselben in Bewegung setzen, wenn sie nicht zu vollständiger Unthätigkeit verdammt sein will. Dieselbe Partei, welche „organische Entwicklung“, „Aufrechterhaltung wahrer Volksthätigkeit“, „Befreiung der Gesellschaft von dem Joch staatlicher Doctrinen“ auf ihre Fahnen geschrieben und Namens dieser Principien die russische Geschichte der letzten hundert und fünfzig Jahre in Frage gestellt hatte, — dieselbe Partei ist dabei angelangt, in der Vergewaltigung an verwandten slawischen Stämmen ihre nächste praktische Aufgabe zu sehen und Namens des russischen Staatsprincips der freien Entwicklung Derjenigen in den Weg zu treten, die sie emancipiren zu müssen glaubt. Ihre Incarnation aber hat diese Partei in dem

Manne gefunden, der sich als Vorkämpfer nationaler Selbständigkeit und bauerlicher Freiheit <sup>1)</sup> den Weg zur Macht erkämpft hatte, diese Macht dann als Gewaltherrscher benutzte, kein höheres Gesetz als das seines eignen Willens kannte und schließlich dabei ankam, seine Vorstellungen von Gleichheit und Freiheit zuerst in Polen, dann in Bulgarien mit der Nagaita in der Hand zu predigen.

Fast ein Jahrzehnt lang wie eine müßige Fabel behandelt, ist die russische Orientpolitik seit dem Herbst des J. 1876 Gegenstand der Aufmerksamkeit der Gebildeten des gesammten Welttheils geworden. Die Wirkungen dieser Politik auf die Geschichte von Morgen- und Abendland werden alltäglich von Hunderten unermüdlicher Publicisten untersucht, hier in freundlicher, dort in argwöhnisch-feindlicher Weise commentirt. An einer Seite der Sache aber gehen fast alle diejenigen vorüber, welche die jüngste Geschichte unseres Welttheils zum Gegenstande ihrer Betrachtung und ihres Studiums gemacht haben: an dem Einfluß, den der von der russischen Diplomatie aufgenommene, von den kaiserlichen Heeren geführte Kampf um die slawische Zukunft der Balkanhalbinsel auf die innere Entwicklung des russischen Staats und der russischen Gesellschaft geübt hat und noch fortwährend übt. Wie unser Volk innerlich ein anderes geworden ist, seit ihm gelungen, seine äußeren staatlichen Formen in einer den nationalen Wünschen entsprechenden Weise neu zu gestalten, so wird Rußland eine tiefgehende innere Umgestaltung durchmachen, nachdem es in Sachen des Orients das Ziel nahezu erreicht hat, das nicht nur seinen Fürsten und Staatsmännern, sondern zugleich seinen geistigen Führern Jahrhunderte lang vorgezeichnet hat. Sind auch die Zeiten längst vorüber, in denen Alexander Herzen's Prophezeiung Glauben fand, „daß der einmal an den Bosporus geflogene kaiserliche Adler den Rückweg in die Heimath nicht zu finden vermögen werde“ — so steht doch fest, daß die Erfahrungen der Jahre 1877 und 1878 Umgestaltungen der staatlichen Organisation Rußlands nothwendig gemacht haben, die diejenigen, welche auf den Krimkrieg folgten, an Bedeutung noch übertreffen werden. Maß und Umfang derselben werden sich erst bestimmen lassen, wenn festgestellt ist, ob Rußland den Vertrag von San Stefano ungehemmt durchsetzen wird, als ob es zur Durchsetzung desselben abermals zum Schwerte greifen muß, — dieses Mal auf die Gefahr hin, einen Weltkrieg zu entzünden. Die Spannung, mit welcher das russische Volk dieser Entscheidung entgegensteht, ist mindestens zur Hälfte auf die weit getheilte Empfindung zurückzuführen, daß eine fernere Verzögerung in der Wiederherstellung normaler Zustände, zu immer weiter gehenden Zugeständnissen an jene Partei führen muß, die abwechselnd radicale und nationale Schlagworte auf ihren Schild geschrieben, alle Zeit aber einem Ziele instinctiv nachgegangen ist, dem der Ausbreitung der eigenen Machtsphäre durch Zerstörung aller abweichenden Lebensformen.

<sup>1)</sup> Seine Candidatenschrift hatte Fürst Ischerasski über die alt-russischen „Kreuzkrieger“ (Zalowalniki, eine Art von Geschworenen), seine Magisterdissertation über den „Georgentag“ (den Tag, an welchem bis zu der Herrschaft Boris Godunow's die Bauern von der Umzugsfreiheit Gebrauch gemacht hatten) geschrieben — ein Umstand, auf den von seinen Verehrern stets besonderes Gewicht gelegt worden ist, und den Herr Alsatow in seiner Gedächtnisrede enthusiastisch gefeiert hat.



# Wolf Graf Vaudissin.

Ein Nachruf

von

Hermann Heitner.

Am 4. April starb in Dresden Wolf Graf Vaudissin als ein Greis von neunundachtzig Jahren.

Die Welt kennt Vaudissin vornehmlich als Uebersetzer Shakespeare's und Molière's. Wer das Glück hatte, ihm näher zu stehen, weiß, daß er einer der liebenswürdigsten und edelsten Menschen war, eine reine und schöne Seele von vollendeter Bildungsharmonie.

Volle dreiundzwanzig Jahre habe ich mich seiner persönlichen Günst und Freundschaft erfreut. Nie bin ich aus seinem Hause gegangen, ohne daß ich mir innerlich sagte, solche Menschen sind in dem jüngeren Geschlecht nicht mehr möglich, solche Menschen können aus unseren heutigen Bildungsuständen nicht mehr erwachsen. So ganz war sein Wesen ein treuer und fester Cultus des Schönen, die persongewordene Wirklichkeit des hochsinnigen Humanitätsideals, das uns die großen Bildungskämpfe des achtzehnten Jahrhunderts, und die classische Dichtung Goethe's und Schiller's als köstliches Vermächtniß hinterlassen haben.

Wolf Graf Vaudissin war am 30. Januar 1789 geboren, auf dem väterlichen Gut Ranbau in Holstein. Von seiner Jugendzeit hat Friedrich Stoltauß, der sein Lehrer war und ihn nach der damaligen Eitte reicher adeliger Häuser auch auf die Universität begleitete, ein liebevoll ausgeführtes Bild gegeben. Schon im Knaben zeigte sich die bestimmt ausgesprochene Vorliebe für das die Phantasie Ergreifende, seine Empfindung für das Dichterische, leidenschaftliche Begeisterung für die Musik, in deren Ausübung er es bald zur Virtuosität brachte. Diese Neigungen wurden genährt, als der Knabe nach Berlin kam, wo sein Vater, ein hochgebildeter Mann, als dänischer Gesandter lebte. Erst die Vorlesungen A. W. Schlegel's über dramatische Kunst und Literatur Winter 1804—5 überraschte er Eltern und Lehrer bereits mit einer Uebersetzung von Shakespeare's Lear, die die entschiedenste Anerkennung selbst A. W. fand. In den Jahren 1805—1810 studirte der begabte Jungling zuerst dann in Göttingen und Heidelberg, zuletzt wieder in Göttingen. Studien bestimmt, trieb er fleißig rechts- und staatswissenschaftliche Geistesstudien und emfing aber als die Pandectenvorlesungen Hugo's

Vorlesungen Bouterwek's über Literatur, die Vorlesungen Fiorillo's über bildende Kunst, die Vorlesungen Forkel's über Musik. Von Sophokles und Theokrit versuchte er metrische Uebersetzungen; er versenkte sich mit innigstem Verständniß in die Welt Goethe's; er las nicht bloß Shakespeare, sondern auch Cervantes und Dante und Ariost bereits in der Ursprache; und ganz besonders lebte er in Sebastian Bach, dessen gewaltige Schöpfungen er oft acht bis zehn Stunden des Tages spielte.

Die Briefe aus Heidelberg erzählen von herrlichen Abenden, an denen er mit gleichgesinnten Freunden Goethe und Shakespeare las und dann zum Schluß die Freunde gewöhnlich mit den erhabensten Sachen von Bach, oder mit Zelter's Melodien zu den Goethe'schen Liedern erfreute. In Göttingen gab er sogar einmal für Wohlthätigkeitszwecke ein öffentliches Concert, dessen Hauptbestandtheil Bach's chromatische Phantasie war.

Eine schönheitsvolle Jähle ernsten, zielbewußten, nach allen Seiten ausgreifenden Bildungsseifers, wie sie jetzt unter der völlig veränderten Zeitstimmung und unter den unabweislichen Anforderungen der unablässig fortschreitenden Fachwissenschaften auch den Glücklichen und Besten nicht mehr vergönnt ist.

Wol war die ganze Richtung bestimmt durch die mächtige Nachwirkung der großen classischen Blüthezeit, die vor Allem nach der Ausbildung des inneren Menschen, nach der scharfbetonten ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts strebte. Aber bewunderungswürdig ist es doch, mit welcher unbeirrbaren angeborenen Gesundheit und Sicherheit der treffliche Jüngling in seiner begeisterten Kunstliebe immer nur nach dem Großen und Echten greift, fern von allen Krankhaftigkeiten und Ueberschwenglichkeiten, durch welche die eben aufkommende Romantik so viele Gemüther verwirrte.

Im December 1809 trat der junge Graf auf Wunsch seines Vaters in die diplomatische Laufbahn. Er wurde Legationssecretär seines Onkels, des Grafen Dernath, des dänischen Gesandten in Stockholm. Drei Jahre hat Baudissin in Stockholm gelebt. Er verkehrte viel mit Frau von Staël und mit A. W. Schlegel, die damals ihren Aufenthalt in Stockholm hatten. Und bald gewannen auch die politischen Geschäfte, denen er ursprünglich wenig Neigung entgegenbrachte, seine volle Theilnahme. Baudissin selbst hat in einer lebensfrischen Skizze (Im neuen Reich 1871, Nr. 1) diese Stockholmer Erlebnisse geschildert. Die Verwickelungen, welche in seiner Nähe sich abspielten und an denen er mitzuwirken hatte, waren bedeutend und folgenreich. Dänemark trachtete bei der Kinderlosigkeit des schwedischen Königs nach der schwedischen Krone; Bernadotte, der neugewählte schwedische Kronprinz, trachtete nach der Eroberung Norwegens, das damals noch zu Dänemark gehörte. Dänemark stand fest zu Napoleon; Schweden suchte Dänemark in das gegen Napoleon geschlossene schwedisch-russische Bündniß zu ziehen. Die erste Frage, die Erbfolageelüste, hatte Graf Dernath selbst in Scene gesetzt. Die zweite Frage, das Verhältniß Dänemarks zu Napoleon, fiel Baudissin zu, der, nachdem sich Dernath durch seine Intriguen gegen Bernadotte unmöglich gemacht hatte, seit dem Herbst 1811 die Geschäfte als selbständiger Geschäftsträger führte. Baudissin billigte die Napoleonische Politik seines Cabinets nicht und wirkte für das Bündniß mit Schweden. Vergeblich;

im März 1813 kam es zwischen Schweden und Dänemark zum offenen Bruch. Und die politische Katastrophe wurde für Baudissin auch eine persönliche. Baudissin wurde mit dem Minister Raas zum Abschluß eines Bündnisses in außerordentlicher Gesandtschaft zu Napoleon nach Dresden geschickt. Seine Weigerungsversuche wurden nicht angenommen. Auf der Reise erhielt er vom Minister die Erlaubniß, einige Stunden in Emdendorf bei Rendsburg auf dem Gute des ihm verwandten Grafen Friß Reventlow anhalten zu dürfen. Er bat einen jungen Arzt, ihm den Arm zu brechen, um die Weiterreise unmöglich zu machen. Der Arzt willigte ein, vorausgesetzt, daß Graf Reventlow es genehmige. Graf Reventlow billigte den Entschluß, meinte aber, so etwas thue ein Recrut oder Conscriptirter, der sich dem Militärdienst entziehen wolle; das Richtige sei, dem König ein unumwundenes Nein entgegenzustellen und für dieses Nein die voraussichtliche Festungsstrafe auf sich zu nehmen. Es geschah. Baudissin wurde mit einer einjährigen Haft auf der Festung Friedrichsort bei Kiel bestraft. „So ein Gefühl der Wiedergeburt und Abspülung.“ schreibt er am 6. Juli 1813 an einen Universitätsfreund, „wiegt zehn Jahre Festung auf.“

Sicher hätte Dänemark besser gethan, dem Rath des jungen Diplomaten zu folgen. Der Stern Napoleons war verblichen. Schon nach einem halben Jahre, nach der Schlacht bei Leipzig, wurde Baudissin aus seiner Haft entlassen. Im Januar 1814 schloß sich Dänemark an die Verbündeten.

Baudissin ging im März 1814 als Legationssecretär mit dem Grafen Christian Bernstorff, dem dänischen Bevollmächtigten, zum Abschluß des Pariser Friedens nach Paris, im Juli für die Vorarbeiten zum Wiener Congreß nach Wien.

Die Briefe bezeugen, mit welchem tief inneren Antheil, mit welchen tiefgehenden Hoffnungen und Befürchtungen er an der neuen Gestaltung der politischen Dinge Theil nahm; aber dieselben Briefe bezeugen auch, wie sein eigenes Wesen doch noch wie vor auf der Seite der Kunst lag. Mit hingebendster Begeisterung kommen sie immer wieder zurück auf die mächtigen Eindrücke der bildenden Kunst, die eben damals Paris bot, auf die großen musikalischen Aufführungen des Pariser Conservatoirs, auf die unvergleichlichen Genüsse des Wiener Musiklebens. Noch als Greis pflegte er gern von dem gewaltigen Eindruck zu sprechen, den während seines Aufenthaltes in Wien die erste Aufführung der neuen Bearbeitung des Fidelio auf ihn machte.

Er folgte dem Zug seines Herzens. Am 1. October 1814, mit dem Beginn des Wiener Congresses, verließ er den diplomatischen Dienst. Er verheirathete sich mit seiner Cousine, der Gräfin Julia Baudissin, mit welcher er sich während seiner Festungshaft verlobt hatte, und bezog sein Gut Rankau, das ihm nach dem Tod seines Vaters (1. März 1814) als Majorat zugefallen.

Beschauliche Muße, ganz der Musik und Poesie geweiht. Aus dieser Zeit stammt die Uebersetzung Heinrich's VIII., die mit nur geringen Veränderungen später in die Schlegel-Lied'sche Uebersetzung aufgenommen wurde.

Im Sommer 1817 reiste Baudissin mit seiner Gemahlin nach Italien. Drei Jahre verlebte er in Rom. Die Vorliebe für die große italienische Malerei ist ihm seitdem immer geblieben. Es war die Zeit, die wir als die Wiedergeburt

der neuen deutschen Kunst feiern. Besonders mit Koch und Schnorr hatte er den freundschaftlichsten Verkehr. Unter Gatel's Leitung trieb er die fleißigsten landschaftlichen Studien; eine stattliche Fülle lebendiger und stilvoller Zeichnungen aus der römischen Campagna hat sich erhalten.

Darauf wieder stille Arbeitstage in Rankau.

Jedoch seinen eignen inneren Beruf, seine Stellung in der Literatur, fand Baudissin erst, nachdem er 1827 nach Dresden übergesiedelt war.

Besonders die Anregung Ludwig Tieck's rief die Uebersetzerlust Baudissin's zu erneuter Thätigkeit und zu festen einheitlichen Zielen.

Im Sommer 1829, während eines schönen Landaufenthaltes in Pillnitz, wurde die Fortführung der Schlegel'schen Shakespeareübersetzung beschlossen. Von den neunzehn Stücken, welche noch zu übersetzen waren, hat Tieck's Tochter, Dorothea Tieck, sechs Stücke übersetzt; Graf Baudissin dreizehn. Es sind außer Heinrich VIII., welcher bereits vorlag, Maß für Maß, die Zähmung der Widerspenstigen, Troilus und Cressida, Die Komödie der Irrungen, Ende gut Alles gut, Titus Andronicus, Viel Lärm um Nichts, Antonius und Cleopatra, Die lustigen Weiber von Windsor, Othello, Lear, Der Liebe Leid und Lust. Jede Uebersetzung wurde von Tieck und Dorothea und Baudissin in gemeinsamer Berathung und Prüfung Satz für Satz auf's sorgfältigste durchsprochen, und gewiß mag manche glückliche Wendung der feinen Feile Tieck's gehören; immerhin aber ist es nur aus buchhändlerischen Rücksichten zu erklären, wenn auf dem Titelblatt, statt des Namens der Uebersetzer, Tieck, seinen eignen Namen neben den Namen Schlegel's stellte.

Obgleich Tieck im Schlußwort den Thatbestand offen dargelegt hat, so beginnen doch erst in neuester Zeit die Theaterzettel bei den betreffenden Stücken dem Namen Baudissin's die schuldige Ehre zu geben.

Erst durch die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung wurde die Dichtung Shakespeare's Allgemeinbesitz der deutschen Bildung. Lediglich Baudissin's fein empfindende Uebersetzungskunst und Uebersetzungslust hat den Abschluß des von A. W. Schlegel ruhmreich Begonnenen möglich gemacht.

Freilich A. W. Schlegel bleibt unerreicht. Aber auch Baudissin ist noch nicht übertroffen, so viel Spätere an seinen Uebersetzungen herumgebessert haben oder sie durch eigene selbständige Versuche zu überbieten trachteten. Baudissin's Uebersetzungen sind treu; aber sie sind mehr als treu, sie sind echt dichterisch und mit feinsten Sprachgewalt echt deutsch. Wichtiger als trodene Wörtlichkeit ist Farbe und Ton und leichter Redefluß. Eine Uebersetzung soll sich wie ein Original lesen, sagt Baudissin selbst einmal. Namentlich aus der Uebersetzung des Othello und Lear sind viele Wendungen, ohne daß man sich immer dieses Ursprungs bewußt ist, sprichwörtlich geworden.

Nach der Beendigung der Shakespeareübersetzung wendete sich Baudissin zur Uebersetzung einiger anderer englischer Dramen, die in der Shakespearelegende als Jugendwerke Shakespeare's gelten, ihm aber schwerlich angehören. Es sind: Eduard der Dritte, Leben und Tod des Thomas Cromwell, Sir John Oldcastle, Der Londoner verlorene Sohn. Auch diese Uebersetzung, in gewohnter liebgewordener Weise unter der Prüfung und Begutachtung Tieck's ausgeführt, erschien unter

Lied's Namen; sie führt den Titel: „Vier Schauspiele von Shakespeare. Stuttgart und Tübingen, 1836.“ Und in demselben Jahr 1836 folgte im Verlag von Brodthaus in Leipzig in zwei Bänden das treffliche Werk: „Ben Jonson und seine Schule“. Hier zum ersten Male trat Baubiffin mit seinem eigenen Namen hervor. Diese Uebersetzung von Lustspielen und Tragödien Ben Jonson's, Fletcher's und Massinger's und die feinsinnige geschichtliche Einleitung, welche der Uebersetzung vorausgeht, hat im Zusammenwirken mit den großen Anregungen, die Lied in „Shakespeare's Vorschule“ gegeben, wesentlich dazu beigetragen, die deutschen Shakespearestudien auf breitere geschichtliche Grundlage zu stellen.

Zu derselben Zeit arbeitete Prinz Johann an seiner meisterhaften Dante-Übersetzung. Der Prinz hatte eine Societä Dantesca gebildet, welcher er jede einzelne Stelle zu eingehendster Prüfung und Berathung vorlegte. Mitglieder waren Lied, Baubiffin, Karl Förster, Carus. In seinem Tagebuch sagt Förster (Biograph. Skizzen 1846, S. 452): „Baubiffin's Bemerkungen zeugen immer von tiefem Verständniß, er entfernt sich nicht von der Sache, die er mit Liebe und Ernst in's Auge faßt; Lied hingegen schweift leicht ab, er ist ein trefflicher Dichter, aber ein ungenügender Dichterverklärer, er hält sich selten an die Worte und den eigentlichen Sinn, der Flug geht weiter und führt oft vom Gegenstande ab“.

Die stille Thätigkeit Baubiffin's wurde unterbrochen durch den Tod seiner Gemahlin. Er ging wieder auf längere Zeit nach Italien und beschloß die Reise mit einem Ausflug nach Griechenland und Constantinopel.

Im Jahre 1840 verheirathete er sich mit der hochgebildeten Tochter des angesehenen Dresdner Banquier Raschel. Er hatte ein neues Glück gefunden, das ihm ungetrübt geblieben ist bis an sein Ende.

Auf dem festen Grund innigster Häuslichkeit die Poesie reinsten Bildungslebens.

Besonders das regste musikalische Leben erblühte wieder, zumal auch die junge Frau eine tief musikalische Natur und eine wohlgeschulte Clavier-virtuosin war. Und in der behaglichen Stadtwohnung und draußen in der schöngelegenen Villa auf den Wachwitzer Bergen der Reiz liebenswürdigster durchgeistigter Geselligkeit. Die besten Männer der Dresdner Kunst- und Literaturkreise verkehrten im Hause. War manche wechselnde Generation ist im langen Lauf der Jahre gekommen und geschieden; Jeder zählte die Stunden, die er in diesem Hause verlebte, zu den genußreichsten. Das Herrlichste war, es war kein anspruchsvolles modernes Salonleben. Kleine Diners und Soupers im Sinne der französischen Salons des vorigen Jahrhunderts; nach der alten wohlbegründeten Regel nie über Neun, immer nur innerlich Zusammengehörige und unter sich Befreundete; trauliche geistvolle Plauderei; der Graf verstand nicht nur selbst trefflich zu unterhalten, sondern auch Andere unterhaltend zu machen.

Und die alte feinsinnige Uebersetzungskunst trieb auf's Neue die mächtigsten Blüten.

Im Jahre 1845 erschien die Uebersetzung des Iwein von Hartmann von der Aue, im Jahre 1848 die Uebersetzung des Wigaleis von Wirnt von Grabenberg; darauf Joseph Quintana's Leben berühmter Spanier. Ja mit dem zunehmenden Alter wuchs die unermüdlche Arbeitslust. Baudissin stand im sechsundsiebzigsten Lebensjahre, als er die Uebersetzung Molière's begann; mit unvergleichlicher Jugendfrische vollendete er die vier starken Bände in zwei Jahren (1865—1867). Darauf „dramatische Sprichwörter von Carmontel und Theodor Deleclercq. Zwei Bände (1875). Zuletzt die dramatischen Dichtungen des jungen französischen Dichters François Coppée, und „Italienisches Theater“ (1877), Dramen von Gozzi und Goldoni, von Testa und Giraud.

Es war ein vielbefrirtenes Wagniß, als Baudissin in der Molièreübersehung den Alexandriner durch fünffüßige Jamben ersetzte. Und schwerlich wird sich in Abrede stellen lassen, daß die Bestimmtheit der Localfarbe unter dieser Wandlung geschwächt wird. Aber der Alexandriner ist im Deutschen für längere Dichtungen unmöglich. Halten wir fest an der schleppenden Einförmigkeit des deutschen Alexandriners, so ist für die deutsche Bühne Molière für immer verloren. Baudissin legte hohen Werth darauf, daß ihm Dawison und Lewinsky in der Wahl des Versmaßes unbedingt zugestimmt hatten.

Wahrhaft rührend war es zu sehen, wie der rüstige unermüdlche Greis sich mit immer neuen Plänen trug. Als im vorigen Jahre eine plözhliche Augenschwäche eintrat, war ihm der tiefste Schmerz, daß er nicht mehr ungehindert arbeiten könne.

Und wie für Kunst und Literatur, so hatte er sich auch bis auf den letzten Tag die lebhafteste Theilnahme für die politischen Dinge gewahrt. Wie jubelte er der Befreiung Schleswig-Holsteins zu, wie fest stand er zum Deutschen Reich! Weil Baudissin in die Literatur unter Tied's Führung getreten war, ist es üblich geworden, ihn in den Kreis der romantischen Schule zu stellen. Sein Denken und Sein gehörte mit unverwehllicher Jugendfrische der Gegenwart. Als jetzt im russisch-türkischen Krieg selbst die eigene Partei schwankte, hat er sich keinen Augenblick darüber getäuscht, daß das Einzige, was noththue, die Abwehr des russischen Uebermuths sei.

Fast jeden Sommer weilte Baudissin einige Monate auf seinem Majorat Rankau. Dieselbe selbstlose Milde und Herzensgüte, die ein Grundzug seines Wesens war, bethätigte er auch in seinem Verhältniß zu seinen Untergebenen. Die Ankunft des guten alten Herrn, wie sie ihn nannten, war für sie immer ein Freudenfest. Es ist wohl ein Fall seltenster Art, für beide Theile gleich ehrenvoll, daß ihm vor einigen Jahren die Pächter eine Erhöhung des Pachtzinses aufnothigten, weil der bisher gezahlte Zins allzusehr unter dem heutigen Geldwerth stehe.

Aristokratie im schönsten Sinn. Noblesse oblige. In Wolf Graf Baudissin war die Aristokratie der Geburt nur ein Ruf zur Aristokratie edelster Bildung.

# Briefe der Familie Körner (1804—1815).

~~~~~  
Herausgegeben
von
Prof. Albr. Weber in Berlin.
~~~~~

## V o r w o r t.

Die nachstehenden Briefe, sämmtlich an meinen Vater<sup>1)</sup> gerichtet, geben ein so anschauliches Bild von dem regen geistigen Leben in der Körner'schen Familie, daß ich mich dazu entschlossen habe, dieselben allgemein zugänglich zu machen, natürlich nur denjenigen Theil derselben, der eben ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt.

Mein Vater war ein leiblicher Vetter Gottfr. Körner's; ihre Mütter waren Schwestern, und wie eng die Bande waren, welche die beiden Familien verknüpften, dafür mag nachstehende Stelle aus einer Autobiographie meines Vaters Zeugniß ablegen.

„So ward denn nach dem Tode der Großmutter und Dr. Körner's<sup>2)</sup> und Thalemann's<sup>3)</sup> mein Vater<sup>4)</sup> eigentlich das Haupt der Familie, von allen Gliedern derselben fortdauernd geschätzt und geliebt, wie denn namentlich Vetter Ernesti<sup>5)</sup> ihm ungemein anhing, und ferner zu Rath und Hilfe genommen, wo Etwas vorfiel, wie denn auch mein Vetter Dr. Christ. Gottfried Körner<sup>6)</sup>, als er mit Graf Karl Schönburg von Glaucha auf Reisen ging, seine ihm verlobte schöne Braut Minna Stod<sup>7)</sup>, die mit ihrer Schwester,

---

<sup>1)</sup> Friedr. Benedict (Fr. Benjamin im Kirchenbuche der Thomastirche!) Weber, geb. in Leipzig 11. November 1774, gest. in Breslau 6. März 1848.

<sup>2)</sup> Superintendent, Professor und Domherr in Leipzig.

<sup>3)</sup> Dr. der Theologie und Archidiaconus an der Nikolaikirche in Leipzig.

<sup>4)</sup> Chr. Heinr. Gottlieb Weber, Actuar der Juristenfacultät in Leipzig, gest. 1796; seine Frau, Flor. Elisabeth Stirner (1736—1820), war die jüngste von drei Schwestern, von denen die älteste eben an Dr. Körner, die zweite an Dr. Thalemann verheirathet war.

<sup>5)</sup> Joh. Chr. Gottlieb G., Thalemann's Schwiegersohn; geb. 1756 zu Arnstadt, gest. als Professor der Philosophie zu Leipzig 5. Juni 1802.

<sup>6)</sup> Der Vater Theodor's, geb. 2. Juli 1756, gest. 13. Mai 1831 in Berlin.

<sup>7)</sup> Geb. 11. Mai 1763 in Kärnberg, gest. 20. August 1843 in Berlin.

Dorothea Stock<sup>1)</sup>, der geistreichen und recht bedeutenden Pastellmalerin, in Leipzig lebte, seiner Protection hauptsächlich empfahl, und durch ihn auch seine Mutter, der die Parthie zuerst nicht recht war, weil die Braut kein Vermögen hatte und nur die Tochter eines Kupferstechers aus Nürnberg war, mit derselben versöhnte, so daß Körner im Jahre 1785 sie als seine Frau nach Dresden heimführte, nachdem in dem Hause meiner Großmutter die Hochzeit gefeiert worden war<sup>2)</sup>, bei der auch Schiller, Körner's intimster Freund, zugegen war, und das bekannte Hochzeitlied dazu dichtete, welches erst sehr spät gedruckt worden ist."

Dies ist der Hintergrund, auf welchem die Freundschaft ruht, welche meinen Vater sein ganzes Leben hindurch mit der Körner'schen Familie verbunden hat. — Die nachstehenden 46 Briefe an ihn sind nach Frankfurt a. d. O. und, vom Sommer 1811 an, nach Breslau gerichtet, an welchen beiden Universitäten er als Professor der Land- und Staatswirthschaft wirkte. — Die Briefe gruppiren sich chronologisch von selbst nach den einzelnen Gliedern der Familie. Die ersten fünf sind von Minna Körner (1804—1806); daran schließen sich fünf von ihrer Schwester Dora (1807—1808); es folgen zweiundzwanzig von Emma Körner (1808 bis 1815), von denen die letzten mit solchen, in Summa dreizehn, ihres Vaters (1812—1815) abwechseln. Den Schluß macht ein Brief von Dora, aus Berlin, nach dem Tode der beiden Geschwister<sup>3)</sup> geschrieben, den wol Niemand ohne Bewegung lesen wird<sup>4)</sup>.

## I. Brief von Minna Körner.

(ohne Datum, der Anfang des Briefes fehlt; der Inhalt zeigt, daß er etwa im Juni 1804 geschrieben ist.)

Schiller hat es sehr in Berlin gefallen,<sup>5)</sup> und unter uns gesagt, er hat Anerbietung erhalten. Die Sache muß aber sehr geheim gehalten werden, wegen

<sup>1)</sup> Geb. 6. März 1760 in Nürnberg, gest. 26. Mai 1832 in Berlin.

<sup>2)</sup> Am 7. August.

<sup>3)</sup> Emma, geb. 19. April 1788; gest. 15. März 1815 in Dresden; Karl Theodor, geb. 23. September 1791, gest. 26. August 1813; in den Briefen heißt er bis 1811 immer Karl. Wenn in den Briefen Minna's einige Male von „beiden Töchtern“ die Rede ist, so ist damit außer Emma noch deren Pflegechwester Julie gemeint, die Tochter eines Kaufmanns Kunze in Leipzig, der zu den näheren Freunden Schiller's und Körner's gehörte, s. deren Briefwechsel I, 74. 75. 150. 157. Nach dessen Tode ward sie in das Körner'sche Haus aufgenommen und verheiratete sich 1808 von da aus (s. Briefe XIII. XIV. unten) mit einem Herrn von Einsiedel auf Gnandstein.

<sup>4)</sup> Die Orthographie der Originale ist durchweg beibehalten, auch wo es sich um offenbare Ungenauigkeiten und Schreibfehler (z. B. den für dem, ihn für ihm, in für im, einen für einem, denn für den, daß für das, sie für Sie, ihnen für Ihnen, Memoaren für Memoiren, interessant, Stahl für Stael, Baad für Bad, Orlan für Organ u. dergl.) handelt; auch dies ist charakteristisch für Zeit und Ort. Die Interpunction dagegen ist, um der Deutlichkeit willen, hier und da geändert, resp. hinzugefügt worden, wo sie fehlte. Ebenso habe ich hier und da ein fehlendes Wort oder eine nothwendige Correctur in Klammern [ ] zugefügt.

<sup>5)</sup> S. Schiller's Brief an Körner vom 28. Mai 1804.



des Herzogs willen. Der immer gütig gegen Schiller war; wenn man ihm nicht 8000 Thlr. in W. giebt, kann er W. nicht verlassen, und dies wird man ihn nicht geben, also wird er in seinen alten Verhältnissen bleiben.

Die Niederkunft seiner Frau, wofür ihre Familie so viel fürchtet, hat ihn veranlaßt ein paar Monathe nach Jena zu gehen, um Starcken in der Nähe zu sehn. Nicolai war 8 Tage mit Parthey und seiner Tochter in Dresden, ich konnte sie aber nicht in meinen Hause sehen, weil ich noch leidend war, was mir um Parthey's willen sehr leid thut.

Ich finde auch daß man den *Memoirs de la duchesse de Valliere* zu viel Ehre anthut, sie<sup>1)</sup> hat die *Mémoires* von Monsieur de Beaumelle benutzt und oft ist nur das langweilige von der Genlis ihren Geist. Meine Töchter haben es zum Geschenk bekommen. Geld hat' ich nicht davor ausgegeben. Die Genlis giebt ihr eine vortreffliche Erziehung was der Valliere ihren Fall revoltanter für gut organisirte Wesen macht, da hingegen in Beaumelles Memoaren, sie eine gänzlich vernachlässigte Erziehung hatt, ihre Mutter vernachlässigte sie und hatte sie schon seit ihrem 9ten Jahr verlassen. Haben Sie die kleine Erzählung von der Genlis Mademoiselle de Clermont gelesen? sie ist sehr artig und bleibt mehr der Wahrheit tren.

## II. Von derselben.

Dresden den 4ten Oktober  
1805.

— Wir erwarten jetzt alle Tage die Schiller und die Wohljogen. Wenn nur schon für den geliebten Körner die ersten Momente vorbey wären<sup>2)</sup>. Ich fürchte auch für beyde Frauen, wenn sie uns zuerst sehen werden. Körner sand gestern noch einige ungedruckte Gedichte von den Unvergeßlichen. Sie bringt Körners Briefe mit, die er geordnet hatte, dieser 18jährige Briefwechsel wird uns manchen schönen Genuß geben, dieses berühren der Geister hatte so schön auf beyde gewirkt. Meisterründe von Briefen sind die zwey, die er uns schrieb eh er uns kannte im Herbst 83. und 84<sup>3)</sup>. Wo er alles aufbot unsre eingenommenen Herzen, noch mehr zu seßeln. Wenn ich nachdenke, wie wohlthätig unsre Schwärmerey auf sein Leben gewirkt hat, so preiß ich uns glücklich und selig! und mit süßer Wehmut denk ich des unendlichen Geistes — der nun den ewigen Schlaf schläft.

## III. Von derselben.

Dresden den 7ten November  
1805.

Ich preise mich glücklich, daß ich meinen Mann nie verhindert habe, seine Jugend froh zu genießen, und ihn daß alles habe gewähren lassen, was seinen reinen Sinn Freuden gab. Daß Haus den Gatten so angenehm als möglich zu machen, ist der Frau erste Pflicht: um daß er nie die Idee kriegt, daß es wo anders besser wär, oder nur könnte seyn. Ich habe das Glüd genossen und genieß es auch bei meinen Kindern, daß wählerwertheite ist für sie immer daß Haus, wenn man sie zwischen

<sup>1)</sup> Madame de Genlis nämlich, von deren Schrift: „La duchesse de la Vallière“ offenbar hier die Rede ist, ebenso wie von den „Lettres et Mémoires de Madame de Maintenon“ ihres Vorgängers, L. A. de la Beaumelle (geb. 27. Jan. 1727, gest. Nov. 1773).

<sup>2)</sup> Es handelt sich hier um das erste Wiedersehen nach dem Tode Schiller's, der einige Monate vorher, am 9. Mai 1805, gestorben war.

<sup>3)</sup> Muß wol heißen: 84 und 85. Die erste Anknüpfung war nicht früher als Juni 1784. Man vergl. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Zweite vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, 1874. Band I, S. 1 u. ff.

Ausgehen und zu Hause bleiben wählen läßt. Frau von Radnik<sup>1)</sup> tadelt mich immer daß wir das elterliche Haus denn Kindern zu lieb machten, was hat sie gewonnen, daß es ihr im väterlichen Hause nicht wohl gieng? Eine Menge kleine Ränke mußten ihr immer zu Gebot stehen, und endlich that sie eine Wahl, die sie oft bereut hat. Nein, wenn meine Tochter einmal wählt, kann der Mann sich sagen, daß nur reine Liebe sie führt daß elterliche Haus zu verlassen, wo es ihr so wohl gieng. Und wir werden die Beruhigung genießen, daß ihre Wahl geprüft ist und sie wird glücklich seyn. —

Lassen Sie uns mein guter Vetter ja nicht über die jezigen Zeiten klagen! wenn wir bedenken, wie es den armen Menschen geht die dem Kriegsschauplatz näher seyn als wir, die Sorge wird mir leichter zu tragen wenn ich an meine armen Verwandten in Schwaben denke, mein Herz blutet und ich unterwerfe mich den Drang der Zeiten ohne Murren. Mein Rörner fühlt sich ganz glücklich, wenn er den Genuß von Musik hat und die Aeußeren Dinge haben keinen Einfluß auf seinen Frieden, seine schöne Seele verbreitet Ruhe und Glück um alle die, die um ihn leben. Der Genuß von Musik vervollkommt sich immer mehr und mehr bei uns, der Kapellmeister Pärer<sup>2)</sup>, der sehr den Eintritt in unser Haus gesucht hat, und uns fleißig besucht, giebt uns manchen Genuß, er ist ein musikalisches Genie im engsten Sinne des Worts — als Mensch will ich nicht ihn beurtheilen; aber als vollendeter Künstler verdient er alle Achtung, er hat so ein komisches Talent, daß Personen, die mehr als ich gesehen haben behaupten, nichts ähnliches von ihm lebte nicht, er hat neulich eine Buffo Scene bey uns gesungen, gespielt, die die höchste Idee von dieser Kunst übertrifft und es ist ewig schade, daß er für das Theater verlohren ist. Er hat Freude an der Töchter Gesang, sie tragen seine Sachen nach seiner Idee vor, er bringt immer neue Sachen von sich die sie prima vista singen müssen und tadelt und lobt sie und sagt wo und wie sie manches machen sollen, so wird sein Besuch uns zur Freude und den Töchtern zur Belehrung. Den letzten Tag im Jahr werden wir bey uns den Figaro singen und Pärer wird den Figaro machen. Daß giebt nun dem Rörner für seine freien Momente die schönste Erheiterung.

Die Schiller und die Wohlzogen haben die jezigen Zeitumstände abgehalten zu kommen. Sie werden aber Rörner zur Winterarbeit die Papiere schicken, von vielen Stücken haben sich ganz ausgearbeitete Pläne gefunden, die immer ein schönes Ganze machen, 2 Acte von Demetrius ganz fertig. Die Schiller schreibt „wenn Sie mir näher lebten theurer Freund! würd ich ihnen den Schreibtiſch Schillers schicken, nur so ein Freund wie sie [Sie] kann ihn besigen, bis dahin bleibt er mit einem Tuch bedekt.“ Sie scheinen zu glauben, daß uns das Porto zu hoch läme — — Rörner wird ihr aber schreiben, daß er ihn wünschte.

#### IV. Von derselben.

Dresden d. 19ten Januar  
1806.

Wir beschloßen das alte Jahr mit einer Aufführung des Figaros, die uns viel Freude gab, weil Pärer den Figaro vortrefflich sang. Emma sang die Susanne, Julie die Gräfin, Rörner den Grafen, zwey Mamsell Grünwalds den Cherubin und die Marcelline, und die übrigen Rollen wurden von den Herren von unser Singgesellschaft gesungen. Sie wissen wie wir in den Genuß von Musik leben, und wie sie uns das Leben erfreut, so können Sie sich denken wie froh wir das Jahr beschloßen, und da Dorchon und Hr. von Vieth noch zuletzt uns Scherz und Ernst ganz vortreff-

<sup>1)</sup> E. Brief XLI am Ende.

<sup>2)</sup> F. Paer, dramatischer Componist, seit 1801 in Dresden mit seiner Gattin engagirt, f. E. L. Gerber, Lexikon der Tonkünstler III, 683 (Leipzig 1813).

lich gaben. Noch eine wichtige Veränderung im Haus ist vorgegangen, Carl hat einen Hofmeister bekommen. Ein Hr. Dippolt ist es<sup>1)</sup>, kennen Sie ihn vielleicht aus Leipzig?

[fortgesetzt] den 16ten März 1806.

.... Wir sind diesen Winter recht froh gewesen, alle gesund, immer in angenehmer Gesellschaft gelebt, durch Musik den Reiz des Lebens erhöht, fürchtete ich immer doch die ernste Remesse, daß sie zürnend sich uns nahen möchte. Emma ist diesen Winter sehr bewundert worden — ohne hübsch zu seyn, hatte sie die Stimme der Renner, und die entschied den Geschmack für sie, man bewunderte die Unschuld ihres Betragens die gänzliche Unbefangenheit, in der sie immer blieb. Sie tanzt gern und tanzt hübsch, sie tanzt noch um des Tanzes willen, dies giebt ihren Gesicht eine unschuldige Heiterkeit, die man selten sieht, und ihr einen Reiz giebt den oft die Schöne nicht hat. Im Anfang ängstigten mich die Artigkeiten die man ihr sagte, ich fürchtete mich sie möchte einen Eindruck bekommen, der mir nicht lieb wär — aber den Himmel sey Dank, sie blieb wie sie war, ruhig und froh! Ich kann mir immer nicht den schönen Wunsch verlagern, einst das beseeligende Gefühl zu haben, das Emmas Herz und Fantasie nur durch ihren künftigen Gatten bewegt wird. Ich bin begierig wenn einmal eine Leidenschaft bey ihr erwacht welchen Charakter sie bey ihren ernstern stillen Wesen nehmen wird? sie wird für ihr ganzes Leben entscheiden — ich glaube sie wird den lange fliehen und fürchten, den sie einst lieben wird. — Die Mutter schwagt den Freunde. — Vergeben Sie. — Doch antworten Sie mir hier nicht drauf — weil Emma die Marotte hat, durchaus immer Ihre Briefe lesen zu wollen.

Am 11ten März war mein Geburtstag welcher von den Meinen mit einer Aufführung von *Matrimonio segreto* gefeiert wurde, die Sänger waren Geronimo Pär, Elisetta Emma, Carolina Julie, die Tante Ramsell Grünwald, il Conto Adrner, Paulino Alee. Wunderschön war die Aufführung, und nachher wurde le Parleur eternal von Hr. von Vieth gegeben, und der Schauspieler wider Willen. Daß Verdienst von Hr. von Vieth ist Eminent, es existirt kein Schauspieler, der ihn ähnlich ist. — Wenn Sie glauben, daß ich übertreibe, so fragen Sie Blümner<sup>2)</sup> drum, der Vieth sehr bewundert. Wenn Sie doch bey uns gewesen wären den Tag! —

Ich habe mit meinen Kindern diesen Winter viel französische Lektüre gemacht, worunter uns le veritable Esprit de Rousseau inniges Ergözen verschafft hat, ich bitte Sie, lesen Sie es! denn einer Seele wie der Ihren wird es gewiß vielen Genuß geben. Ich bewundere und beneide Ihr Talent schöne Stellen in Gedächtniß zu behalten, und in schicklichen Moment zu citiren, mit der größten Anstrengung gelingt mir selbst im Deutschen nicht. Die Söhne des Thals hat ja der Verfasser für die Bühne bearbeitet und es wird in Berlin gegeben, haben Sie etwa was davon gehört?

## V. Von derselben.

Dresden d. 22ten August  
1806.

Mein Adrner der einen Brief von Ihnen theurer Vetter erhalten hat, sagt mir daß Sie wohl sind, ich freue mich dessen und der Versicherung, die mir Ihr Bruder<sup>3)</sup> giebt, daß wir Sie bald hier sehen werden.

<sup>1)</sup> Der nachherige Historiker Dippold, der als Professor in Danzig zu früh für seine Wissenschaft starb, bricht es in der von Gottfr. Adrner verfaßten Biographie seines Sohnes.

<sup>2)</sup> Der Brief war unvollendet und daher bis dahin unabgehandelt geblieben.

<sup>3)</sup> Ernst Blümner, ein Schul- und Universitätsfreund meines Vaters, ging 1807 als 1. Adj. Legationsrath nach Warschau, gest. 1815 († in Froburg, wo er angestrichen war, 1. Brief XX.

<sup>4)</sup> Gemeint ist Carl Gottlieb Weber, geb. 28. August 1773, gest. 25. Juli 1849 als Präsident des Landes-Consistoriums in Dresden; 1826 in den Adelsstand erhoben.

Lassen Sie sich nur nicht durch die Kriegsnachrichten davon abhalten, noch ist's bey uns ruhig, wir haben nur die Furcht für dem, was kommen könnte, und nicht für das was ist, ich glaube immer das man wohl dran thut nicht zu ängstlich zu seyn, sondern die ruhigen Tage noch zu genießen, und so kommen Sie, mein theurer Wetter. Körner sagt Ihnen den herzlichsten Dant, daß Sie ihn die Notizen so ausführlich gegeben haben. Er wird Ihnen nächstens drüber schreiben.

Meines Carls gefährliche Krankheit werden Sie durch Ihren Bruder wissen, dies war im April, und den Monat Juni brachten wir in Schandau zu, wo die letzten 14 Tage Blümner mit uns war, welcher kam um seine Freundin Dora zu sehen. Das Daad ist uns allen sehr wohl bekommen, und meine beyden Mädchen verließen Schandau mit 1000 regrets, ob sie gleich nur Felsen und Wasser zurückließen. Seit den 7 Wochen daß wir zurück sind, haben sich eine Menge Fremde die an Körner adressirt waren bey uns eingefunden: Worunter der bedeutendste, ein Herr Dehlenschläger aus Coppenhagen ist, eine eigene Erscheinung von nordischen Boden. Göthe empfahl ihn Körner, als etwas außerordentliches — und daß ist er auch, er hat viel geschrieben aber alles dänisch, es existiren ein paar Bände Gedichte von ihn; aber leider auch dänisch. Doch hat er ein Stück von sich ins Deutsche übersezt, ein Lustspiel in Jamben, „Alabins Lampe“, das Märchen wird Ihnen aus 1001 Nacht bekannt sein, in wahren Schädspärischen Geist mit eben der Kraft und oft der wilden Fantasie. Körner sagt es existirte in Deutschland niemand, der etwas so ähnliches schreiben könnte, in frühern Jahren Göthe. Dies Stück wird Ostern 1807 erscheinen in Deutschen. In Dänischen soll noch ein höher Wohlklang in den Versbau seyn. Er hat uns dies Stück vorgelesen, und künftige Woche will er uns ein Trauerspiel vorlesen, was er uns aber im Lesen will ins Deutsche übersezen. Ein Gedicht an die Schiller können wir Ihnen lesen lassen, und ich bin begierig wie Ihr Geist dieß aufnehmen wird. Dehlenschläger ist bescheiden und ein schöner Mann. Eine Conversation mit ihm zu halten, die sich folgt ist nicht möglich, auf einmal fixt er und hört und sieht nicht und da kann er selbst insipid aussehen, und aller Geist geht in sein inneres Selbst zurück. Vielleicht ist er noch hier wenn Sie kommen, die Regierung läßt ihm reifen, er lacht selbst drüber, daß man einen Dichter reifen läßt. Er lebt meistens in seinem Zimmer und seiner Fantasien Welt, er hat weder Neigung die Sehenswürdigkeiten noch die Natur zu sehen, und er geht nach Frankreich und Italien.

Der Tod von Minister Carlowitz wird Sie erschrocken haben, es war ein guter Mensch! jetzt besteht das geheime Consilium in ein paar Männern die schon alt seyn und einen Blinden<sup>1)</sup>. — Wir erwarten jetzt täglich die Wohlzogen die schon früher kommen wollte, aber Wohlzogen brach das Bein in Monath Juni, sie bringt alle Papiere Schillers mit, manche hat sie schon geschickt, um mit Körner zu prüfen, was rausgegeben werden kann.

Der Werner war hier, der Verfasser der Weihe der Kraft; aber sein aussehn ist schmutzig und krotig. Ich will ihn lieber lesen als sehen.

Carl hat sich seine Bestimmung gewählt Gott beschütz ihn dabey und geb ihn Gesundheit, er wird ein Bergmann, er kömmt 1808 Ostern auf die Bergakademie nach Freiberg. Wenn er was lernt, kann er sein Brodt früher als in jeden andern Fach haben.

## VI. Von Dora Stod.

Dresden d. 19. Febr. 1807.

Ueberzeugt, daß Ihnen Nachrichten von unserer Familie willkommen seyn werden, von welcher Hand sie auch kommen mögen, ergreife ich statt meiner Schwester die Feder, und hoffe günstige Aufnahme meines Briefs. — Einen langen Brief meiner

<sup>1)</sup> Körner war von 1798—1811 Geh. Referendar im geheimen Consilium.

Schwester, welchen sie dem Graf Seyboldsdorf mitgab, haben Sie wahrscheinlich nicht erhalten, und dadurch eine Menge kleiner Details eingebüßt, die uns betrafen. Sie sind schwer nachzuholen, da eine ruhigere Gegenwart uns das vergangene geringer erscheinen läßt. An uns find Gott sey Dank die gewaltigen Erschütterungen vorüber gegangen, und wir haben nur durch das unnenbare Unglück gelitten, welches so viele andere traf. Wir haben bis vor 14 Tagen, täglich 14 bis 18 Mann Einquartierung gehabt, wir haben dreyerley Contribution zahlen müssen; allein wir beklagen uns nicht, denn dies ist eine Folge des Kriegs, welches wir mit vielen andern tragen müssen. Aber den innern Frieden haben wir uns zu erhalten gewußt, und alles in unserm Hause ist unverändert geblieben. Körner ist uns ein gutes Vorbild, in seiner Nähe schämt man sich Kleinmüthig zu seyn. Das unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönere Zukunft und genießt jede Freude, mit dem unnachahmlichen Kinderfinn, welchen Sie an ihm kennen. Unsere Concerte waren nur kurze Zeit unterbrochen und wir haben ein paarmal in unserm Hause Comedien gespielt, die uns und den Zuschauern viel Freude gemacht haben. Bieth spielt unübertrefflich schön, und würde auf dem größten Theater, immer der erste seyn. Man freut sich wenn man dazu beitragen kann sein Talent im schönsten Licht sehen zu lassen.

Ist die Familie Kleist noch in Frankfurt? und vorzüglich die Schwester von Heinrich Kleist, eine Frau von Massow? — von dem Heinrich Kleist haben wir jetzt ein Stück gelesen, welches ganz vorzüglich ist und unerkennbare Spuren eines großen Talents trägt.

## VII. Von denselben.

Lothwitz den 7. August (1807).

Der längst gewünschte Frieden<sup>1)</sup> hat uns alle in einen angenehmen Zustand versetzt. Wir waren exaltirt ohne recht deutlich zu wissen, was wir dabey gewönnen; und kann man auch eigentlich recht glücklich seyn, wenn man sieht wie der Nachbar leidet? — Dem sey wie ihm wolle, das herrliche Wort Frieden hat einen so großen Rauber, die Gewißheit, daß durch ihn ein Theil der Leiden endeten, die der unseliger Krieg veranlaßte, machte daß wir Freude trunken waren, ohne uns durch Untersuchungen in unserm Genuß stören zu lassen. Die Tage, die Napoleon hier verweilte, waren äußerst merkwürdig. Das Zufließen der Menschen aus allen Ständen, die hierher kamen ihn zu sehen, worunter sehr viele waren, die berühmt und ausgezeichnet sind, das Leben und die Thätigkeit, die von früh bis auf den Abend auf den Straßen war, gab eine eigene frohliche Stimmung, die schwer zu schildern ist. Wir haben ihn einmal und sehr gut gesehen, und sind nachher in unserer gewöhnlichen Ruhe geblieben. Er kam auf die Gallerie, wo wir ihn sehr nahe sehen konnten. Er ist weit hübscher und angenehmer wie alle Portraits, so man von ihm hat. Ich erwartete Strenge in seinen Zügen, einen unsteten Blick oder dütern Wechsel in seinem Gesicht. Wie wurde ich überrascht, wie ich bey einem feurigen tiefdenkenden Auge, welches einen ganz unbeschreibbaren Ausdruck hat, die größte Ruhe und ungemeine Freundlichkeit in den übrigen Zügen fand! Er schien nur mit den Gemälden beschäftigt, verweilte sich ohne Zwang dabey, und wurde durch das unbeschreibene Jubelndringen der Menschen, weder gestört, noch unruhig oder verlegen gemacht. Es freute mich unendlich ihn so gesehen zu haben: ich mochte mir so gern bey seiner Größe auch Güte denken. Deshalb habe ich auch nachher gar nicht gesucht ihn wieder zu sehen, weil ich den Eindruck, den er auf mich gemacht, gern rein erhalten möchte. Er schien sich hier zu gefallen, wovon er unserm König viele kleine Proben gegeben hat. Unser König nimmt sich vortreflich; durchaus rechtschaffen wie immer und

<sup>1)</sup> Der Tilsiter Friede ward am 9. Juli geschlossen.

ohne Falsch. Möchten alle folgenden Ereignisse, immer sich mit seinen strengen Grundsätzen, und mit der Güte seines Herzens vereinigen lassen! —

Wir leben seit ein paar Wochen, hier auf unserm Weinberg und fühlen uns glücklicher wie jemals. Die treue sich immer gleich bleibende Natur hat diesen Sommer einen ungewöhnlichen Reiz für mich. Gegenwart und Zukunft scheint mir heller, froher.

Wenn wir Sie wieder sehen werden, so werden Sie auch unsern Carl sehr zu seinem Vortheil verändert finden. Er ist fleißig, lernt viel und macht uns allen viele Freude. Zu Ostern geht er nach Freiberg, weil er Bergmann werden will. Er macht mit großer Leichtigkeit Verse, und hat im komischen oft sehr gute Einfälle.

## VIII. Von derselben.

Dresden, d. 21. September. (1807?)

Es ist mein ernstlicher Wunsch, daß Sie einmal länger in Dresden bleiben möchten, weil Sie unter den hiesigen jungen Mädchen gewiß eine finden würden, die die Leere Ihres Herzens ausfüllte. Unsere jungen Mädchen sind besser erzogen, als in so vielen andern Städten, einfacher, anspruchsloser. Der wenige Luxus, der hier herrscht, verdirbt ihren Geschmack nicht, sie haben Sinn für häusliches Glück, für wahre und einfache Freuden. Der Mann von Verdienst wird mehr geschätzt, weil sie durch die Bildung, die sie hier erhalten, seinen Werth mehr zu schätzen wissen. Kurz ich glaube, daß hier mehr wahres häusliches Glück zu finden ist, als irgendwo; und daß Sie wenn Sie einmal Zeit übrig haben, hier in Dresden sich aufhalten müssen. Vielleicht finden Sie ein weibliches Geschöpf, welches Sie anzieht, und welche es werth ist, daß Sie Ihre Freiheit opfern. — Ich bin durchaus nicht der Meinung der Madame Stael, daß wer unverheyrathet lebt, leicht ungeliebt bleibt. Dessen kann der liebenswürdigste Mensch mit den besten Eigenschaften, durch ungünstige Umstände gehindert werden sich zu verheyrathen: warum sollte man ihn dann nicht lieben? warum ihn für etwas bestrafen, was nicht seine Schuld ist? Der Mann, der aus Eigensinn, oder aus zu strengen Grundsätzen oder Hang zum ledern Leben nicht heyrathet, wird auch in der Ehe nicht glücklich werden, denn Frau und Kinder werden ihn ebenso wenig lieben, und er wird noch unglücklicher seyn, wie der ledig gebliebene.

Mit Liebe und Wohlwollen im Herzen wird man immer wieder Wohlwollen und Liebe finden: man kann alle Tugenden lieben und ausüben, so gut wie im häuslichen Leben, und kann daher nie ganz unglücklich seyn. Wenn es der glücklichen Ehen so viele gäbe, dann würde auch ich mich grämen, nicht geheyrathet zu haben, da ich aber so viel vom Gegentheil weiß, habe ich meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut und hoffe, daß ich bis ans Ende meines Lebens Menschen finden werde, die mir wohl wollen und die gern in meiner Nähe leben. Nein die Frau von Stael hat Unrecht!

## IX. Von derselben.

Dresden den 2. Dec. (1807).

Vor 4 Wochen trat Schönberg in unser Zimmer und machte uns bekannt, daß er in 14 Tagen Luise Stollberg heyrathen würde, zugleich aber auch, daß er Sachsen auf immer verlassen würde. . . . Die Luise ausgenommen, die Schönberg in unsern Birkel gemacht hat, ist alles noch glücklich wie sonst. Es wird viel Mußl getrieben gelesen &c. &c. &c. Kleist hat wieder ein Stück geschrieben was sehr schön seyn soll. Es heißt Penthesilea.

## X. Von derselben.

Dresden den 11. April. (1808?)

Es überrascht mich, daß der Herzog von Holfstein meiner noch gedenkt, und daß er sogar sich erinnert daß ich Ihm eine Antwort schuldig bin. Aufrichtig zu sagen, ich glaube nicht, mir schmeicheln zu dürfen, daß Er einiges Interesse an meinen Briefen nähme: sondern ich fürchtete, daß Er mir nur aus Höflichkeit schriebe, und ich glaubte Ihn durch Stillschweigen von dieser Pflicht erlösen zu müssen.

Grüßen Sie Ihn recht herzlich von mir, und sagen Sie Ihm, daß sein Andenken immer gleich lebhaft mit mir fortleben würde. Ach es ist so angenehm bey der allgemeinen Zerstörung und Vernichtung auf die dauernde Anhänglichkeit seiner Freunde rechnen zu können. Dieses Glück habe ich jetzt recht lebhaft genossen, wie ich die Herzogin von Gurland<sup>1)</sup> jetzt wieder sah trenn und unverändert, wie in den ersten Tagen unsrer Freundschaft! Ich rechne die Tage, die ich mit ihr verlebte zu den schönsten, die das Schicksal mir diesen Winter gab. Ich werde auch diesen Sommer viel mit ihr seyn, denn ich gehe zu ihr nach Böbichau, und von da mit ihr nach Karlsbad. Ueberhaupt habe ich sehr Ursache dankbar gegen das Schicksal zu seyn; wie wichtig und groß auch die Ereignisse der mich umgebenden Welt seyn mögen, der kleine Kreis meiner Lieben ist nicht gestört. So lebhaft ich mich auch der Unfälle annehme, die die Menschheit trifft, so sehr mein Herz dabey blutet, so tröstet mich doch immer wieder der Gedanke, daß mir Gott die Meinen gelassen und daß ich daher alles Trübsal gedultiger ertragen kann.

Sie kennen unsere Lebensweise; und Dank sey es dem Schicksal, wir haben sie ungestört fortführen können! Wir haben außer den wöchentlichen Musiken, noch zwei Opern aufgeführt, die Griseida und bey der Anwesenheit der Herzogin Così fan tutte. Juliens Stimme wird täglich schöner, und also wird dieser Genuß immer noch für uns erhöht. Es sind viele Privat Comedien gespielt worden, wo ich auch mitgespielt habe. Bälle waren ohne Zahl, und also haben wir einen sehr angenehmen Winter gehabt.

Zu Pfingsten trennt sich Carl von uns, und das wird eine trübe bittre Zeit werden! —

Herrn von Kleist<sup>2)</sup> sehen wir oft in unserm Hause und wir schätzen ihn als Mensch wie er verdient. Mit dem Schriftsteller haben wir manchen Streit. Sein Talent ist unverkennbar, aber er läßt sich von den Heron<sup>3)</sup> der neuern Schule auf einen falschen Weg leiten, und ich fürchte daß Müller einen schädlichen Einfluß auf ihn hat. Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schauern habe anhören können. Sein zerbrochener Krug ist eine Schandenscene die zu lang dauert, und die ewig an der Grenze der Decenz hinschifft. Seine Geschichte der Marquisin von O. kann kein Frauenzimmer ohne Erdröthen lesen. Wozu soll dieser Ton führen? Ueberhaupt fürchte ich, daß der Phöbus nicht länger wie ein Jahr leben wird. Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen. Und doch wollen diese Herren an der Spitze der Litteratur stehen und alles um sich und neben sich vernichten. —

## XI. Von Emma Rörner.

... den 15. April 1808.

Sie haben sich nicht geirrt lieber Cousin, wenn Sie sich an Emma wandten, von der Tante werden Sie schon einen Brief erhalten haben und mit Vergnügen

<sup>1)</sup> Schwester Elisa's von der Arde, Dorothea, geb. Reichgräfin v. Redern, geb. 2. Februar 1761, gest. 20. August 1821; ihr Schloß in Böbichau war ein Sammelplatz aller schönen Geister, s. Gustav Barthens, Jugenderinnerung I, 237 ff.

<sup>2)</sup> Heinrich von Kleist lebte bekanntlich, nachdem er aus der französischen Gefangenenschaft entlassen, von 1807—1809 in Dresden, wo er mit Adam Müller den „Phöbus“ herausgab.

<sup>3)</sup> Oder: Herrn! s. den Schluß des Briefes, wo freilich auch: Der o en gelesen werden konnte!

antwortete ich Ihnen auf den Ihrigen. Ich weiß nicht ob Sie bei dem Tausch gewinnen werden, daß Sie anstatt der Mutter einen Brief von der Tochter erhalten, denn mit der größten Eitelkeit kann ich mir doch nicht verbergen, daß die erstere besser schreibt als ich: doch da Sie Ihr Vertrauen auf mich gesetzt haben, müssen Sie auch Rücksicht haben, rechtfertigen kann ich es leider nicht, daß Sie so lange ohne Nachricht von uns blieben, da wir noch dazu wissen, daß Ihre Lage in F. jetzt nicht sehr angenehm seyn kann, aber ich hoffe, daß Sie uns verzeihen werden.

Wenn Sie daß Politik nennen, daß ich den wärmsten Antheil an allem nehme, was mein deutsches Vaterland angeht, so bin ich sehr politisch. Die Liebe zum Vaterlande ist leider selten geworden und wenn man sich dieses Gefühls auch nicht schämt, so wird es doch häufig aus Rücksichten unterdrückt, was ich sehr Unrecht finde, da es gewiß zu den schönsten Gefühlen gehört, welche die menschliche Brust bewegen können, und man es hätten sollte, daß es nicht bey dem Drang der Umstände untergeht.

Das Unglück, welches unsere deutschen Nachbarn betrifft, macht mir ebenso viel unangenehme Empfindungen, als wenn es uns selbst beträfe, und wenn meine Empfindungen etwas helfen könnten, war ihnen schon längst geholfen. Ich begreife recht sehr gut, wie trübend es seyn muß, nur immer zu hören wie dieser oder jener geplagt wird und wie unglücklich er ist, ohne diesen zahllosen Unglück abhelfen zu können, wie daß in F. der Fall seyn muß. Durch Natur und Kunst kann man noch allein von so vielen Unangenehmern abgezogen werden und Sie sind sehr zu beklagen, daß Ihnen dieser Genuß so schwer gemacht wird.

Das Theater ist diesen Winter hier seinen alten Weg gegangen, Madame Hartwig <sup>1)</sup> und Herr Opitz spielen immer schlechter, sie werden diesen Sommer wieder Leipzig mit ihrer Gegenwart beglücken. Wir haben verschiedene neue Opern gehört, die aber leider schlecht executirt wurden, Paer fehlt überall. Für künftigen Winter haben wir bessere Hoffnungen für die Musik, da die Caravoglia <sup>2)</sup> aus Prag für die Oper engagirt ist, unsere jetzige Prima donna Mlle. Angiolini <sup>3)</sup> hat den besten Willen, ihre Stimme ist aber schwach und rauh.

Unsre Singakademien gehn noch immer fort, vorigen Dienstag haben wir ein Oratorium von Graun „der Tod Jesu“ gesungen. In unsern kleinen Cirkel ist übrigens noch alles wie Sie es gekannt haben bis auf ein paar neue Gesichter. Kleist sehen wir ziemlich oft und seine Gesellschaft gewährt uns recht viel Vergnügen, er ist ein ganz eigner Mensch und man muß ihn genau kennen, um ihn zu verstehen. Er hat eine reiche Phantasie welche, wenn ihr die Zügel mehr angelegt werden gewiß noch große Dinge hervorbringen wird. In der Penthesilea sind vortreffliche Stellen, sie ist bey uns ganz vorgelesen worden und so glücklich auch der Gegenstand ist kann man sich doch nicht der Bewunderung darüber enthalten. Wenn Sie das Ganze kennen, würden Sie finden das die Scenen in Phöbus nicht vortheilhaft gewählt sind, es giebt noch weit vorzüglichere in dieser Tragödie. Obgleich Kleist nichts weniger als anmaßend ist, so bedarf er doch gewiß einen strengen Critiker, welcher sein außerordentliches Talent auf andre Gegenstände leitet, als er immer zu seinen Dichtungen wählt. Er liebt es mit den Stoff zu kämpfen, aber es ist Schade, wenn er seine Kraft verschwendet. Sie werden in der Rosenscene aus der Penthesilea gefunden haben, daß er auch das liebliche in seiner Gewalt hat und einen so vielseitigen Geiste sollten nicht Fehler in der Diction entgehen. Müller tadelt ihm vielleicht nicht streng genug, sondern findet alles unverbesserlich, was Kleist in der Folge schaden kann. Müller hat bey einem anerkannt großen Genie wenig Thätigkeit, und es freut ihn wenn ein anderer für ihn producirt. — Dehlenschlägers Aladdin wird zu

<sup>1)</sup> f. Lubw. Fleck, Dramaturgische Blätter (Leipz. 1852) II, 120.

<sup>2)</sup> f. L. Gerber, Lexicon der Tonkünstler 1, 246 (Leipz. 1790) und 1, 637 (Leipz. 1812).

<sup>3)</sup> Wohl zu einem der beiden Angiolini gehörig, die bei Gerber 1, 114 (1812) aufgeführt sind.



Ostern erscheinen, seine Erscheinung ist durch den Krieg verhindert worden, welcher den Buchhändler der das Manuscript besaß unfähig gemacht hatte, es herauszugeben. Noch arbeitet der Vater nicht an der Herausgabe von Schillers Schriften, die Schillern und Wohljogen schreiben immer davon, daß sie den Nachlaß schicken wollen, schicken aber nichts. Le Siège de la Rochelle von der Genlis haben wir noch nicht bekommen können.

## XII. Von denselben.

— den 14. Juny 1808.

Wir kommen eben von einer Reise nach Freyberg zurück, wo wir meinen geliebten Bruder auf die Bergakademie gebracht haben, und da Sie Rücksicht mit meinen Briefen haben, benutze ich die ersten freien Momente Ihnen Nachricht von uns zu geben. — Die Trennung von Carl ist uns sehr schwer geworden obgleich er jetzt nur 4 Meilen von uns entfernt ist, er selbst that sich viel Gewalt an seinen Kummer zu verbergen, aber ich bin überzeugt, daß er das väterliche Haus sehr vermissen wird. Die Freiheit zu thun was man will, was sonst jeden jungen Menschen befehlt, kann für ihn keinen Reiz haben, weil ihm unsere vortrefflichen Aeltern gern jeden Wunsch gewährt haben, und er schon Alles genossen hat, was in diesem Alter Freude machen kann. Wir hatten eine sehr angenehme Reise diese Pfingst-Festtage projectirt, wir wollten auf einige Tage nach Frohburg gehen und von da aus erst Carl nach Freyberg bringen, aber wir haben diesen schönen Plan aufgeben müssen, da der gute Vater jetzt ganz entsetzlich mit Geschäften überhäuft ist, weil man sich nicht entschließen kann verschiedene Stellen zu besetzen, die er mit übertragen muß; wir sind daher erst den dritten Festtag nach Freyberg gereist wo wir uns nur ein paar Tagen aufgehalten haben. Carl wohnt sehr angenehm bey einem Schwornen der eine gute treuherzige Familie hat, auf deren Sorge wir uns verlassen können. Die meisten der Herren Berggeister waren abwesend, wir haben also Carls Obern nicht alle kennen lernen, aber ich hoffe er wird eine angenehme Gesellschaft an den jungen Herr von Herder finden, der Sohn des bekannten Herder. Das Bergstudium muß für junge Leute sehr anziehend seyn, und in diesen ungewissen schrecklichen Zeiten, ist es gewiß auch das sicherste.

Für diesen Sommer haben wir keine andere Aussicht als die, die ganze schöne Zeit in der Stadt zuzubringen, was uns seit vielen Jahren nicht begegnet ist, weil der Vater doch alle Jahre wenigstens auf vier Wochen hat die Stadt verlassen können. Die Künste müssen uns für die Natur entschädigen und ich will recht fleißig auf der Gallerie seyn, theilen Sie uns doch für unser trauriges Stadtleben etwas von Ihren hübschen französischen Büchern mit. Von denen, die Sie mir genannt haben, kenne ich kein einziges als die Caroline Lichtfeld, welche mir sehr viel Vergnügen gemacht hat. Sie werden uns alle sehr verbinden, wenn Sie uns etwas schicken von Ihrem Vorrath.

An den Romanenhimmel machen jetzt zwey deutsche Romane viel Glück, welche nicht ohne Verdienst sind: sie heißen Wilibalds Ansichten des menschlichen Lebens und die reisenden Maler von Ernst Wagner. Das erste welches allgemein für das Beste gehalten wird habe ich gelesen und es hat mir vieles recht gut darin gefallen, nur ist es manchemal etwas weitschweifig. —

Haben Sie schon die neue Bearbeitung von Faust gelesen? sie ist ganz vortrefflich und enthält mehrere neue Scenen. Die Zureignung vorne am Faust ist wunderschön, ich habe seit vielen Jahren nichts von Goethe gelesen, was mich so entzückt hätte; Sie werden gewiß auch recht begeistert davon seyn. Die neue Ausgabe von Goethes Werken besitzt mein Vater schon, es ist außer den Faust wenig neues darin.

Vorige Woche war Frau von Stahl auf acht Tage hier, und ich habe des unendlichen Glücks genossen, sie mehreremahl zu sehen. Ihr Aeußeres macht keinen angenehmen Eindruck, sie hat eine große starke ungaziöse Figur und ein rauhes

Orkan. Ich habe sie zum erstenmale auf der Gallerie gesehen, wo sie aber nichts begeisterndes herausgab, selbst ihre treuesten Verehrer gestehen, daß sie kein Interesse an den bildenden Künsten nimmt; die Musik und Dichtkunst sind die beyden von ihr geliebten und vorgezogenen Künste. Zum zweitenmal sah ich sie in einer Assemblée bey den Gesandten Bourgoing, diesen Abend war sie sehr liebenswürdig; sie spricht sehr angenehm ohne die mindeste Affektation. Wilhelm Schlegel war auch mit ihr hier und dann noch ein zweiter sehr interessanter Mensch, ein gewisser Sismondi, welcher eine Geschichte der römischen Republiken geschrieben, von der ich leider nur die Vorrede kenne, welche aber vortrefflich seyn soll. Sismondi haben wir öfter wie Schlegel gesehen, obgleich das Brüderpaar sehr freundschaftlich gegen uns gewesen ist. Friedrich Schlegel war schon hier ehe sein Bruder mit Madame Stahl ankam, und es ist eine erstaunende Veränderung mit ihm vorgegangen, das viele Reisen hat die scharfen Ecken etwas abgestoßen, er ist mild und ein sehr angenehmer Gesellschafter geworden. Sie wissen daß wir eigentlich nicht zu der Schlegel'schen Parthey gehören, aber es läßt sich jetzt weit leichter mit ihnen auskommen, Friedrich spricht nicht mehr so ab und da er jetzt erlaubt, daß andere eine Meynung haben, so hört man die seinige mit Gelassenheit an und nimmt sich das Beste davon heraus, er beschäftigt sich jetzt sehr viel mit der Indischen Litteratur. Wilhelm Schlegel und Sismondi scheinen von Madame Stahl etwas beherrscht zu werden, sie dürfen nicht alle beyde zu gleicher Zeit ausgehen, damit immer jemand da ist, der die Besucher empfängt, wenn Madame Stahl abwesend ist. Jetzt reist die ganze Gesellschaft nach Copet auf das Gut der Stahl wo recht interessante Menschen zusammenkommen. Friedrich Schlegel ist nach Wien gereist, seine Frau war glücklicherweise nicht mit hier.

Wir seufzen recht nach Dohlschlägers Nadin aber es ist alles vergebens, was sehr hart für uns ist, da ein Freund von uns Hr. von Psuel aus Preußen<sup>1)</sup>, welcher ganz ausgezeichnet gut vorliest, ihn schon längst der ganzen Familie hat vorlesen wollen. Haben Sie schon Fichtens Reden an die deutsche Nation gelesen, es soll manches sehr gute darinn stehen, wir besaßen sie nur auf kurze Zeit und ich habe sie nicht lesen können, wie wohl ich mich lebhaft für das Bestreben interessire, alle Funken des bald verlöschenden Nationalfeuers zu sammeln. Ich kann mir denken lieber Cousin, wie sie sich haben ärgern müssen in dem Verleger Ihres Buchs demselben wiederzufinden, der die abscheulichen Schmähschriften verlegt; ich kenne nichts erniedrigenders als diese Art von Schreiberey mit denen man Menschen weh thut, die so unendlich leiden und die Nation gegen ihre Landsleute erbittert, die für alle Fehler, welche sie auch mögen begangen haben, und noch hätten begehen können, über Verschulden bestraft sind. Ihr König hat einen sehr hübschen Zug an ein paar Offizieren ausgehen lassen, welche um ihren Abschied anhielten; sie hatten sich beide sehr ausgezeichnet und er ließ ihnen sagen, daß er so brave Offiziere nicht verabschieden könnte, da er aber in diesen Augenblick nicht für sie sorgen könnte, schickte er jeden 100 Dukaten.

### XIII. Von derselben.

den 24. July 1808.

Tausend Dank lieber Cousin für die gesendeten Bücher sie haben uns allen viel Freude gemacht. Eugène de Rothelin ist in einen einfachen sehr hübschen Styl

<sup>1)</sup> Ernst von Psuel, geb. 1781 zu Berlin, gest. daselbst 1866, der nachmalige bekannte General und 1848 Ministerpräsident. „Unter den bedeutenden Männern, die auf den heranwachsenden Jüngling in dem älterlichen Hause vorzüglich wirkten, war besonders der nachmalige Rgl. sächsische Oberst Ernst von Psuel, ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier,“ heißt es in der von seinem Vater verfaßten Biographie Theodor Adner's (Sämmtliche Werke, Berlin, Nicolai, 1853. Band I, S. 18.). — S. unten Brief XVI.

geschrieben und ganz der Verfasserin von *Addle de Senanges* würdig; die *Novellen* der *Genlis* habe ich mit vielen Vergnügen gelesen, besonders aber gefaßt mir *les amans sans amour*. Der zweite Theil von *le Siège de la Rochelle* hat mir besser wie der erste gefallen, das *sujet* des Romans hat viel widriges aber die Sprache darin hat gewiß sehr viel Gutes was besonders in den zweiten Theil der Fall ist. Ich werde von Ihrer Güte Gebrauch machen, die Bücher noch einige Zeit zu behalten und sie Ihnen dann unverfehrt zurücksenden, wenn ich die ficht'schen Reden erhalten habe, auf welche ich sehr begierig bin, da sie mir von allen Seiten so sehr gelobt werden. *Oehlenschläger* hat sehr viel an seinen *Aladdin* verändert, es ist aber nicht alles zum Vortheil des Stücks ausgefallen, manche Scenen sind dadurch etwas lang geworden, viele aber auch wieder sehr art durch die neuen Veränderungen. Herr von *Pfuel* hat es übernommen, ihn uns vorzulesen, was uns sehr viel Vergnügen gewährt.

Meine Aeltern und ich sind jetzt ganz einsam, die Tante ist in *Carlsbad* und *Julie* ist vorige Woche nach *Weißenfels* zu ihrer Großmutter gereist. Unser kleiner Kreis nimmt immer mehr ab, *Schönbergs* Verlust hat uns schon sehr leid gethan und *Juliens* jetzige Reise ist das Vorpiel zu einer noch weit größern Trennung. *Julie* hebrathet, und es thut uns unendlich weh, sie verliehren zu müssen. Sie werden sich vielleicht erinnern einen Herrn von *Einsiedel* bey *Blümnern* gesehen zu haben, er besitzt *Gnandstein* in der Nachbarschaft von *Blümnern* und ist mit letztern sehr bekannt. Dieser *Einsiedel* wird so glücklich seyn, meine geliebte Schwester zu besitzen, und o möchte er immer ihren Werth in seinen ganzen Umfang schätzen, und sie so glücklich machen, als sie es verdient. Ich kenne Herrn von *Einsiedel* noch sehr wenig und kann blos Wünsche für meiner theuren Freundin Wohl haben, die der Himmel in Erfüllung bringen möge.

Man spricht davon, daß der Krieg zwischen Frankreich und Osterreich gewiß ist, die Zukunft ist sehr schwarz und man muß noch die Gegenwart mitnehmen, die frohen Stunden nicht unbenutzt lassen, und dann in Ruhe erwarten, was das furchtbare Schicksal wieder über uns verhängt hat. —

#### XIV. Von derselben.

— den 7. December 1808.

Meine theure *Julie* ist jetzt völlig hier eingerichtet, wenigstens so wie man es an einen Ort seyn kann, wo man nur einen Theil des Jahres zubringt. Wir theilen unsere Zeit zwischen *Einsiedels* und *Pfuels* und sind fast täglich zusammen. *Juliens* Hochzeit ist sehr feyerlich begangen worden und die Späße welche bei der selts gemacht worden sind, sind alle vortreflich gelungen. Nachdem die Trauung vorher war, welcher die Tante und mein Bruder beywohnten, giengen die *Neuermählern* auf ihr Zimmer um sich zu sammeln, eine *Cousine* von *Julien* ist an einem Tage mit ihr mit dem Compagnon ihres Bruders getraut worden, und als beyde Brautpaare wieder zur Gesellschaft kamen, hatte man sich schon zum Souper gesetzt und *Betty Runze*, *Runze*, *Vimbürger* und *Schulze* empfingen sie mit einem sehr hübschen Quartett; darauf öffnete sich die Thüre unter *Trompetenstoß* und es erschien das Schloß *Gnandstein* ganz genau nach der Natur gepappt von einer Menge Bauern und Hausgesinde begleitet, eine Stimme aus den alten Thurm bewillkommte *Julien* in *Gnandstein*. Der zweite Spos richtete sich an *Neuwerl* den andern Bräutigam und bestand in einer Prozeßion Köche, welche ihm in ungeheurn Tiegeln und Kasserolen alle die Speisen brachten, welche er nicht essen kann. Man nahm nun den jungen Frauen die Kränze und es wurden ihnen Hüte aufgesetzt, kaum war dieses aber geschehen, so erschienen unter lauter Janitscharenmusik der König *Pharao* aus der Karte mit seinen 4 Duben alles getreu nachgebildet, wie man es in der Karte findet, die Duben trugen ihre Zeichen Treß, Piek, Coeur, Caro, auf langen Fellebarden. *Neuwerl* hat das *Pharao*spiel sonst sehr geliebt und der König *Pharao*, welches *Vimbürger* war, hielt

ihm eine sehr possierliche Anrede, in welcher er für die erzeigte Ehre dankte. Das Gedicht welches er gesagt hat, soll sehr hübsch gewesen seyn, denn nachdem König Pharaos das komische erschöpft hatte, welches die Situation darbot, machte er einen Uebergang zum ernsthaften indem er Caro als die Treue, und Treff als das Kreuz in der Ehe annahm. Zum Beschluß der Späße erschien eine Deputation von der Dresdener Singgesellschaft welche mein Bruder fertiggestellt hatte. Die Singgesellschaft erschien in wunderbaren Anzügen und klagte ihr Leid in sehr komischen Knittelversen, Limburger machte die Primadonna, welche er ganz allerliebste gesungen hat. Nach dem Souper ist getanzt worden.

Bei unserm Theater sind auch einige neue Subjekte angekommen, die sich aber nicht besonders auszeichnen. Wir haben nur bis Weihnachten unsere Billets in der Comödie gehabt und sind nun vollkommen befriedigt, ein neues Stück von der Weiskenthorn<sup>1)</sup> Adelheid Markgräfin von Burgau war noch eins der besten, welches wir gesehen haben, ein neues Stück von Rozebue das Intermezzo war ganz erbärmlich, so wie der neue Proteus dessen Verfasser ich glücklicherweise vergessen habe. Wir wollen uns in unsern kleinen Cirkel mit dramatischen Uebungen beschäftigen, es soll aber niemand zusehen wie die Aeltern, damit wir uns desto strenger beurtheilen.

## XV. Von derselben.

— den 22ten Februar 1809.

Ich weiß nicht gewiß ob ich Ihnen nicht schon geschrieben habe, daß unsre gute Großtante in Herbst gestorben ist, ihr Tod nöthigte uns zu einer Reise dahin, von der wir erst kürzlich zurückgekommen sind. Dieser Brief trifft Sie vielleicht schon nicht mehr in Frankfurt denn wahrscheinlich sind Sie nach Berlin gereist, um den König dort zu empfangen, welcher hat in diesen Tagen ankommen sollen. Wenn Sie bei Ihrer Rückkunft meinen Brief finden, so erinnern Sie sich gütig meiner Bitte mir recht weilläufig und ausführlich von den Feyerlichkeiten in Berlin zu schreiben. Vergessen Sie nicht das geringste davon, das kleinste detail ist mir interessant. Wie glücklich würde ich mich preisen wenn ich dem großen Te deum beywohnen könnte, welches die ganze Singakademie vereinigt mit noch mehreren aus der Stadt den König bei seiner Rückkunft singen wird. Der Effect davon wird außerordentlich sein, denn man hat mir gesagt, daß 400 Stimmen daran Theil nehmen werden. Mit einer so großen Masse vereinigt zu singen muß einen sehr großen Genuß gewähren, und ich beneide Sie sehr um die Tage, welche Sie jetzt in Berlin zubringen werden; auch das Theater wird sich gewiß sehr brilliant zeigen.

Bei uns ist der Carneval nicht sehr brilliant gewesen und ich habe auch noch von den wenigen wenig genossen, weil wir gleich nach Weihnachten die Trauer anlegen mußten, so daß ich vor unserer Abreise nach Herbst an keinen Feiern Theil genommen habe. In Herbst habe ich mich recht wohl gehabt, wir wohnten bei der Göltern eine geborne Körner, die Cousine meines Vaters welche uns sehr freundlich aufnahm. Da der Herzog eine vortreffliche Töchterchule hat errichten lassen, sind die jungen Mädchen liebenswürdiger und gebildeter wie jemals und ich habe noch nirgends wie dort so viel ausgezeichnete weibliche Wesen zusammen gefunden. In 14 Tagen daß ich da war habe ich zwey Concerten, einen Ball und zwey Schlittenspartien begewohnt, mehr kann man wirklich nicht verlangen, die unendlichen soupers und diners noch abgerechnet. Das Wasser hat uns aber sehr böse Streiche auf unsrer Rückreise gespielt; wir wollten von Herbst nach Leipzig gehen und uns da einige Tage recht lustig machen, unsre Freunde wußten es und man hat die Güte

<sup>1)</sup> Johanna Granul v. W., geb. Grünberg, Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 1773 in Koblenz, s. Brockhaus, Convers.

und fruchtbar: 1826, II.

gehabt mehrere kleine Feten zu bereiten; als wir aber bey Dessau an die Elbe kommen, fuhr man uns nicht mehr über, weil das Wasser zu groß geworden um die Fährre gehörig regieren zu können; mit schweren Herzen kehrten wir nun um und fuhren nach Cöthwig und von da nach Wittenberg, wo wir um 4 Uhr ankamen. Man fragte uns wohin wir die Pferde haben wollten und als wir Bretsch nannten schrie uns alles an daß es unmöglich wäre weil die Elbe diese Gegend überschwemmt hätte, wir verlangten nun nach Annaburg aber auch das war nicht auszuführen weil die Elster den Weg unzugänglich machte, wir freuten uns noch einen Ausweg zu haben welcher der Elbe ungeachtet uns dennoch nach Leipzig führen konnte und wollten nach Döben gehen, aber auch diese Aussicht ward zerstört, weil die Mulbe den Remberger Damm zerrißten hatte, welchen wir passieren mußten. Wir fragten nun in den größten Verdruß wo man uns hinfahren könnte, da wir doch die Sache in Wittenberg nicht abwarten konnten und es ward uns Jüterbock als der einzige praktikable Ort genannt. Von Wittenberg bis nach Jüterbock sind 4. starke Meilen und ich werde diese Station nie vergessen, weil meine Mutter unterwegs immer kränkte, der Weg immer schlechter wurde und bis Jüterbock nirgends ein Unterkommen zu finden war. Den andern Tag hatten wir aber ohnerachtet aller Mühseligkeit noch das Vergnügen eine Stunde in der Elster zu fahren.

Wir sind jetzt nicht mehr in der Comödie abonniert, aber neulich reizte mich die Braut von Messina mit Julien ins Theater zu gehen und obgleich ich überzeugt bin, daß es weit besser gespielt werden kann, so hat es mir doch viel Genuß verschafft. Die Hartwig sprach die Isabella recht gut, weniger gut spielte Madame Schirmer<sup>1)</sup> als Beatrice, sie war zu kalt in Ton und Bewegungen um das man Interesse an ihr nehmen konnte, Opiß war unendlich als Don César, den Don Manuel spielte ein gewisser Ringelhardt, welcher sich etwas ziert aber sonst mit Verstand spricht. Am besten besetzt war der erste Sprecher des ersten Chors durch einen gewissen Weidner welcher allgemein gefallen hat. Herr Schirmer war der Anführer des zweiten Chors und seine schlechte Behandlung der Jamben ist Ihnen genug bekannt, um daß ich nöthig hätte etwas hinzu zusehen. Gestern ist auch der Wallenstein gegeben worden, ich habe ihn aber nicht sehen können, weil Singstunde war.

Wir haben den Plan nach Karlsbad zu gehen wenn uns der Krieg keinen Strich durch die Rechnung macht von dem wieder viel gesprochen wird weil nach Nachrichten von Warschau unsre Beurlaubte eingefordert werden.

Jeder Monat gebiert jetzt etwas Neues und nie etwas gutes und bey diesen ewigen fürchten und hoffen verfliegt die Zeit unglaublich schnell, jeden Monat den man ungestört zurückgelegt, sieht man mitummer hinter sich.

## XVI. Von derselben.

— den 17. April 1809.

Da ich überzeugt bin daß es Sie interressirt zu wissen wie es uns hier geht lieber Cousin, eile ich Ihnen davon Nachricht zu geben, da nach sehr unruhigen Tagen hier eine wunderbare Ruhe eingetreten ist. Den 17. März traf der Prinz von Ponte Corvo sonst Bernabotte hier ein nebst einen starken Gefolge. Es wurde nun Befehl gegeben die Stadt stark zu verschanzen und es arbeiteten manchen Tag 6000 Mann Soldaten. Man konnte diese Maßregel nicht ganz begreifen und wußte nicht ob es bloße Vorsicht der Franzosen sey, oder ob die Stadt wirklich einer Belagerung ausgesetzt sey. Nachdem verschiedene Bäume umgehauen waren, sprach man auch davon die obersten Etagen der Häuser in der Vorstadt abzutragen und vorigen Donnerstag als den 13ten April erging der Befehl an die Bürger sich auf diese Maßregel gefaßt zu machen. Indessen erhielt man den Dienstag vorher die Nachricht, daß der Krieg zwischen

<sup>1)</sup> S. Lied, Dramat. Blätt. II, 125.

Oesterreich und Frankreich entschieden sey. Den Donnerstag als den 13ten und den folgenden Morgen sprach der Prinz von Ponte Corvo sehr viel von französischer Einquartierung und kündigte 1200 <sup>1)</sup> Mann Franzosen an welche in unsere Gegenden kommen würden. Denselben Morgen als den 14ten besah er verschiedene Plätze wo ein Lager für die Franzosen und Sachsen sollte aufgeschlagen werden und ein Theil der Truppen erhielt Ordre dieses Lager dann zu beziehen. Den Freitag nach Eische aber erhielten wir Nachricht daß der König und die Truppen unverzüglich die Stadt verlassen würden und zu gleicher Zeit war die Communication nach Böhmen gesperrt. Man war allgemein erstaunt über diesen Wechsel der Dinge, da die Stadt erst von neuen mit unendlichen Kosten war besetzt worden. Denselben Abend wurde noch alles Geschütz von den Wällen und aus den Zeughausauf Befehl der Franzosen eiligst eingeschifft. Die Cassen wurden ebenfalls eingeschifft. Vorgestern früh als den 15ten sind die Prinzen abgereist und gestern der König nebst den Minister Hopfgarten, Marcolini, den Kriegsminister und dem Cabinet. Keinen alten General, welcher zum Kriegsdienst unbrauchbar ist, wird erlaubt hier zu bleiben, sie müssen alle dem König folgen, kein Platzmajor, kein Platzadjutant darf zurückbleiben. Das Cadettencorps hat man für jetzt aufgelöst und die Offiziere davon müssen der Armee folgen. Morgen darf sich keine sächsische Colarde mehr hier blicken lassen. Die Truppen sind alle ausmarschirt aber kein Mensch kennt ihre Bestimmung. Dem Gesandten steht es frey den König zu folgen, indessen sind der oesterreichische Gesandte und sein Legationssekretair immer noch hier. —

Seit gestern wird unsre Stadt bloß durch Bürger bewacht, wenn mein Vater diesen Dienst nicht selbst thun will, muß er einen stellen an seiner Statt. Es flüchten sehr viele Leute; da man jetzt nicht bestimmen kann, wo es sicherer als hier ist, thut man besser da zu bleiben, wo einen die Pflicht hingestellt hat. Der unglückliche Krieg bringt uns um eine sehr theure Gesellschaft, welche uns unendlichen Genuß verschafft hat, unsere lieben Psuels mit denen wir nun bald zwey Jahr in der engsten Freundschaft leben, verlassen uns. Herr von Psuel wurde nach den unglücklichen Krieg 1806 bey dem Prinzen Bernhard von Weimar angestellt und gab diesen in verschiedenen Wissenschaften Unterricht. Der Prinz ist bey den jetzigen Kriege bei den Generalstab angestellt worden, und Herrn von Psuels Beschäftigung hier hört daher auf und er muß sich nach einer andern Stelle umsehen welche ihr aber natürlich allemal von uns entfernen muß. Vielleicht wird er in Weimar angestellt <sup>2)</sup>. Frau von Psuel ist auch eine sehr liebe Frau, sie hat die wärmste Anhänglichkeit für uns, und konnte mir allein Juliens Abwesenheit einigermaßen ersetzen. Unsere liebe Julie ist schon seit dem 16ten März von uns geschieden und ihrer alten Weste zugeeilt, in welcher es noch etwas bunt aussehen mag und nichts eingerichtet ist.

Als Julie noch bey uns war haben wir an meiner Mutter Geburtstage unsre geselligen Freuden mit einer kleinen Komödie geschlossen. Das erste Stück hieß das Räthsel, es ist von Contessa und wird Ihnen vielleicht bekannt seyn. Ein sehr niedliches Stück in Versen welches voller hübscher Situationen ist. Die Schauspieler waren Psuel, Julie und der Herr von Leipziger ein junger Mann welcher die leichten Liebhaberrollen vortrefflich spielt. Psuel und Julie spielten auch beyde ausgezeichnet gut. Das zweite Stück war das Landhaus an der Heerstraße von Roßbue ein sehr komisches Stück was Ihnen vielleicht auch bekannt ist. Ein Herr Weinlig spielte den Lorch, Psuel mit außerordentlicher Leichtigkeit den Balthasar und

<sup>1)</sup> 12000 ursprünglich, aber die letzte Null erscheint ausgestrichen; nach Brief XVIII. zogen sich diese Franzosen und die Sachsen von 10000 Oesterreichern zurück, somit ist hier offenbar 1200 gemeint.

<sup>2)</sup> Er trat als Hauptmann damals in österreichische und 1812 in russische Dienste als Chef des Generalstabs des Generals Lettenborn.

meine Tante sehr gut das Nettschen. — Von neuerer Litteratur kenne ich sehr wenig, ich beschäftige mich jetzt sehr viel mit Geschichte und besonders mit der Geschichte unseres geliebten deutschen Vaterlandes. Die Dinge welche nicht auf dieses höhere Interesse Bezug haben kommen mir jetzt leicht unschmackhaft vor. Auch ist man jetzt nicht ruhig genug gestimmt um einen reinen Genuß an der schönen Litteratur zu haben. Sollten Sie indeffen den Alphonse der Madame Genlis bekommen, so wage ich sie darum zu bitten, wenn es Ihnen möglich ist, ihn mir zu senden.

## XVII. Von derselben.

— den 18. May 1809.

Tausend Dank lieber Cousin für die übersendeten Bücher und Gedichte, recht herzlich danke ich Ihnen besonders für die Mittheilung der letztern, welche mich sehr angesprochen haben. Die Genlis verläugnet sich nicht in den Alphonse, aber der Roman scheint mir mittelmäßig und bloß als Gerüste da zu seyn, um die Bemerkungen über die sogenannte große Welt anzubringen, welche sehr fein und treffend sind. Sehr viel wahres ist besonders in ihren Bemerkungen über die Frauen der Männer von Gewicht. Herminie hat mir aber mißfallen, sie ist höchst unweiblich und bringt nur selten angenehme Empfindungen hervor. Der erste Theil gefällt mir überhaupt noch besser wie der zweite. Die Schlegelschen Gedichte werden Ihnen manchen Genuß verschaffen. In sehr vielen hat er mit den Versbau gespielt und diese haben meinen Ohr weniger wohl gethan woran vielleicht nicht das Gedicht, sondern nur mein Unvermögen schuld ist den Assonanzen Geschmack abzugewinnen, deren sich in den neuern Gedichten bedient wird. Unter denen die ich mir erinnern kann empfehle ich Ihnen besonders den Speßart und die Rückkehr des Gefangnen, wie auch das kleine Gedicht das Gelübde. Drey neue Erzählungen von der Verfasserin des Walter von Montbarrey Heitre Träume betitelt sind recht artig. . . . Wir sitzen immer noch in der Stadt und haben für jetzt allen Reiseplänen entsagen müssen, da uns unsre Häuser hier festhalten. Unser König ist noch immer in Leipzig, wo die sächsischen Truppen sind weiß niemand bestimmt zu sagen. Thielemann ist jetzt hier Commandant und es sind auch hier wieder Truppen, aber denohngeachtet fahren die Bürger fort einen Theil der Wachen zu besetzen und patrouilliren des Nachts zu Pferde auf den Straßen. Unsre Bürger haben sich überhaupt bey dieser Gelegenheit sehr gut benommen, und viel Eifer für die Sicherheit der Stadt gezeigt, was uns von großen Nutzen in der Zeit gewesen ist wo wir ganz von Militair entblößt waren. Man sagt hier Ihr König habe wegen der Schillschen Geschichte bey Wittenberg an unsern König geschrieben. — Mein Bruder hat seinen Studienplan geändert er wird nicht den praktischen Bergbau sondern bloß Naturwissenschaft studiren und sich für ein akademisches Leben bestimmen, indeffen ändert dieses nichts an seinen Aufenthalt in Freyberg, nur wird er von da aus dann wahrscheinlich nicht nach Leipzig, sondern auf eine andre Universität gehen, wo er mehr Nahrung für sein Studium findet.

## XVIII. Von derselben.

— den 19ten Juny 1809.

Als ich Ihren Brief erhielt, hatten wir noch keinen Oestreicher gesehen und die Sachsen standen noch immer in der Stadt. Den Sonnabend vor acht Tagen als den 10ten erhielt man hier die Nachricht daß sich die Oestreicher in drey starken Colonnen näherten, auf diese Nachricht verließen unsre Truppen die Stadt und zogen sich in ihr Lager zurück. Den Sonntag früh hieß es sie hätten sich wieder zurückgezogen aber noch denselben Abend rückten sie hier ein. Die schwarzen Husaren des braunschweigischen Corps erschienen zuerst und besetzten sogleich die Thore, später erschien die oestreichische Infanterie, die Ulanen, ein Theil des hessischen Corps, das ganze braun-

schweigsche Corps und mehrere tausend Mann Landwehr. Der General Am Ende und der Herzog von Braunschweig, die Fürsten Lobkowitz und Clary sind die Anführer der verschiedenen Corps. Der Herzog von Braunschweig kommandirt sein eignes Corps, die Fürsten Lobkowitz und Clary die Landwehr. Die Namen der Offiziere welche die oestreichische Cavallerie commandiren kenne ich nicht. Der Einmarsch der Truppen selbst soll außerordentlich ruhig und anständig gewesen seyn, in unsre Straße hört man und sieht man nichts, und ich habe die Truppen erst gesehen wie sie bey uns einquartirt wurden. Halb zwölf Uhr in der Nacht erhielten wir erst unsre Einquartierung 19 Mann und einen Offizier von der Landwehr. Wir waren zwar nicht auf so viel Mannschaft gefaßt, aber das Militair betrug sich so gut, daß nicht der geringste Exceß vorgefallen ist, obgleich die Leute sehr ermüdet waren und schon viele Nächte nicht geschlafen hatten. Da die Oestreicher so stark waren glaubte man allgemein, daß sich unsere Truppen zurückgezogen hätten, und wir legten uns in den Wahn zu Bett, daß die Sachsen weit genug entfernt wären um in Sicherheit zu seyn; aber noch dieselbe Nacht griffen die Sachsen die oestreichischen Vorposten an, es wurde Alarm geschlagen und wir erwachten unter den Donner der Kanonen, da das Gefecht nur eine Stunde von der Stadt war. Dieses unglückliche Gefecht dauerte den ganzen Tag, alle Augenblicke wurden Blessirte von beyden Seiten in die Stadt gebracht, bis sich endlich die Sachsen sechtend zurückgezogen hatten. Die oestreichischen Truppen welche dem Gefecht beygewohnt kamen den Dienstag Abend zurück, der Herzog von Braunschweig aber ist mit seinen Corps nach Meissen gegangen. Unser Intendant ist der Gouvernialrath Beherwed. Der Fürst Lobkowitz ist Commandant der Stadt geworden. Gestern sind es 8 Tage gewesen daß die oestreichischen Truppen hier eingerückt sind, sie halten fortdauernd die strengste Mannszucht. Man sagt unser König habe Leipzig nunmehr verlassen und sich nach Eisenach begeben. Nach den Aussagen der oestreichischen Offiziere sollen unsre Leute mit sehr viel Tapferkeit gekochten haben bey der letzten Affaire.

Mein Bruder welcher jetzt hier ist, ist vor kurzen in Gnanstein gewesen und hat dort mehrere hübsche Landparthien in Gesellschaft von Einsiedels und Blümner gemacht. Leben Sie wohl lieber Cousin, die Aeltern grüßen Sie recht herzlich.

Das oestreichische Corps welches sich hier befindet ist 10000 Mann stark.

### XIX. Von derselben.

— den 9. July 1809.

Seitdem ich Ihnen zuletzt geschrieben lieber Cousin hat sich die Scene hier vielfältig geändert und so viel es in meinen Kräften steht will ich Ihren Wunsch etwas näheres von unserer Lage zu wissen, zu befriedigen suchen. Mich dünkt ich schrieb Ihnen den Donnerstag nach den Einmarsch der Oestreicher, sie blieben noch hier bis zum 20ten Juny wo das ganze Corps ausmarschirte bis auf eine kleine Besatzung, welche nebst den Comandanten hier zurückblieb. Sie hielten fortdauernd die strengste Mannszucht und wenn einzelne Excesse vorgefallen sind, so geschah es bey den braunschweigischen Corps, was aber weniger die Schuld der Offiziere war als Mangel an Strenge in der Wahl der Subjekte, da die Werbung erstaunend stark betrieben wurde und man dabey keine Auswahl traf, sondern alles aufnahm, was sich fand.

Acht Tage nach dem Abmarsch der Oestreicher hörten wir, daß nachdem sie schon bis Leipzig vorgerückt sie sich wieder zurückgezogen weil ein starkes Corps von Westphälinger und Holländer sich mit den Sachsen vereinigt hätte. Sie zogen sich bis Rossen zurück und da das andre Corps sich über Waldheim ihnen näherte erwartete man stündlich ein Gefecht zwischen den beyden Corps. Den Donnerstag als den 29ten verließ die oestreichische Besatzung die Stadt und obgleich wir hier nur zwey Stunden von den Armeen entfernt waren hatte man keine Nachricht über die Lage der Dinge, bis man endlich hörte daß kein Gefecht sondern bloß kleine Vorposten



Scharmügel zwischen beyden Partheien vorgefallen wären, und daß sich die Oestreicher bis Seidenitz hinter Gruna zurückzogen, wo sie dieselbe Nacht bivouaquirt haben. Den Freytag kam Thielemann mit einem Theil der Sachsen und einigen Regimentern Westphälinger hier an, den Sonnabend früh kam der König Jérôme, und bald darauf die übrigen Westphälischen Truppen und mehrere Regimenter Holländer.

Den Montag hielt der König Revue über die Truppen und in der Nacht von Montag zu Dienstag brachen die Truppen alle schleunigst auf und verfügten sich nach Freyberg. Wie man sagt ist der König Jérôme vorgestern in Prag gewesen und Julie wird wahrscheinlich viel Einquartierung gehabt haben, wenn ein Theil der Truppen ihn begleitet hat, was man übrigens nicht bestimmt weiß, noch den Weg kennt, welchen sie nun eingeschlagen haben. Unsere Nachrichten hier sind so unvollständig, daß man sich bloß mit Schlüssen helfen kann und es kommt mir jetzt oft sonderbar vor wenn Zeitungschreiber welche oft 50 Meilen von den kriegerischen Vorfällen entfernt sind eine bestimmte Ansicht davon geben wollen, da ich aus eigner Erfahrung weiß, daß man sich nur ein paar Meilen von zwey beträchtlichen Corps befinden und doch nichts wissen kann. In Frohburg ist noch kein Mann Einquartierung gewesen, Blümner schrieb kürzlich der Tante und entschuldigte sich wegen seines langen Stillschweigens zwar mit den Kriegsunruhen, mußte aber doch am Ende des Briefes selbst gestehn, daß er weder Freund noch Feind gesehen. In Gnaundstein sind einige Uhlanen gewesen, welche sich aber sehr gut betragen und nur kurze Zeit dort aufgehalten haben. Der Prinz von Braunschweig Oels welcher sich nicht mit den Oestreichern zurückgezogen hatte, ist nach officiellen Berichten vorigen Dienstag am 4. July in Weida bei Gera gewesen.

Vor einiger Zeit hat endlich sich die Schiller entschlossen die bewußten Papiere zu schicken und mein Vater hat viel von dem Demetrius gefunden, welches ein außerordentliches Produkt scheint, so unvollständig es auch ist, da zu vielen Scenen nur der Plan existirt. Der Vater hat die Papiere so viel als möglich zu ordnen gesucht und sie ihr dann wieder zurückgesendet, es wird aber gewiß noch eine lange Zeit vergehen, ehe davon etwas in Druck erscheint. Wahrscheinlich ist die Tragödie von Döhlen Schläger, welche übersezt erscheinen soll der Facon; ein vortreffliches Stück (aus der dänischen Geschichte genommen) welches eine große Fülle tragischer Kraft enthält. Döhlen Schläger ist schon seit geraumer Zeit in Copet bey der Stael und vielleicht ist dieser Aufenthalt daran Schuld, daß seine Werke nicht früher in Deutschland erscheinen. . . . Mein Bruder war vorigen Sonntag bey uns und wird eine Reise in die Lausitz machen.

(Schluß im nächsten Heft.)

## Berliner Chronik.

### Rückblick auf die musikalische Saison.

Berlin, Anfangs Mai 1878.

Als eines der erfreulichsten Ereignisse der abgelaufenen Saison mag hier an erster Stelle der vollständigen Aufführung von Hector Berlioz's umfangreicher dramatischer Symphonie „Romeo und Julie“, durch den von Herrn Franz Mannstädt geleiteten Gesangverein und seine Capelle, gedacht werden.

Von allen Componisten Frankreichs vielleicht der bedeutendste, unbestritten jedoch der eigenthümlichste, von künstlerischer Gesinnung und durch den tiefen Ernst der Aufgaben, die er unermüdet an sich stellte, der reblichste, aber auch leider ein solcher, dem das Glück einer allseitigen Anerkennung fast nach jedem Werke gar winterlich kühl sich verschloß, einer Anerkennung, nach der er, voll verzehrenden Ehrgeizes mit fieberhafter Gluth lechzte: war Berlioz mit allen leuchtenden Vorzügen und den aus jener klimatischen Heißblütigkeit der Franzosen entspringenden Schwächen das echte Kind seiner Zeit und seines Vaterlandes. Immer geistig haarscharf zugespitzt, alle Sehnen zum Springen straff gespannt, das Triviale, dem Verbrechen gleich hassend, war er mit Unruhe seinem ihm vorschwebenden Ideale zugewendet. Kein Componist hat sich so wie er in Superlativen bewegt; sogar seine Monotonie, die er mit Vorliebe zur Kunstform erheben will, erscheint als gesteigerte Potenz einer unausgesetzten nagenden Reflexion. Von Vielen bewundert wegen der Kühnheit und Neuheit seiner Wagnisse, die nicht selten jedes ästhetischen Gefühles spotten, und in seiner fast die Grenze des Krankhaften berührenden, empfindelnden Zartheit überaus anziehend, war er doch, und dies untergrub zuletzt seine sonst so große Schaffensfreude, von Niemandem geliebt.

Hat ihn das Gefühl des Dankes, welchen er der unerwarteten Munificenz Paganini's schuldete, zur Milderung gegen die sonst von ihm despotisch behandelten Instrumente veranlaßt oder war überhaupt eine Wandlung in seinem Kunstschaffen eingetreten: die dramatische Symphonie „Romeo und Julie“, obwol an Bizarrie nicht arm, möchte ich für das ungetrübteste Werk seiner unaufhörlich arbeitenden Phantasie erklären. Er versucht in dieser Tonschöpfung, die aus sieben langen Sätzen besteht, eine Klarere, allgemein verständliche Ausdrucksweise anzunehmen, und vielfach ist es ihm, selbst den höchsten Ansprüchen gegenüber, durch die Energie seines Willens und seine hohe compositorische Begabung auch gelungen. Es finden sich Stellen, ja ganze weit ausgepönnene Sätze in diesem wunderbaren Werke, die zu allen Zeiten eine mächtige Anziehungskraft ausüben müssen und ihm, dem genialen Schöpfer, da einen Ehrenplatz anweisen werden, wo die Ersten sitzen. So ist beispielsweise die originelle Introduction „Kampf und Tumult“, die uns unvorbereitet inmitten der Vorgänge Verona's versetzt, zu einer äußerst glücklichen Stunde des Componisten entstanden. Das unheilbrohende, rauflustige Bratschenmotiv, von den übrigen In-

strumenten jankfächtigt und aufgeregt, doch immer auf künstlerischer Höhe, weiter geführt, ist ein gewinnender charakteristischer Zug, der von vornherein für das Werk einnimmt. Der dritte Satz, „Großes Fest bei Capulet“, schildert mit aller Farbenpracht, welche der Musik so reichlich zu Gebote steht, den Glanz eines unter der Gluth südlichen Himmels sich abspielenden Festes. Ein beständendes Bild! Es wittert haut göut und Parfüm zugleich. Man durchlebt die üppige Sommernacht und wandelt mit der Leichtlebigkeit eines reichen Nobiles unter den rauschenden Gewändern veronesischer Schönen, die es mit Kolerie und kleinen Schallhaftigkeiten nicht gerade genau nehmen. Als die Perle des ganzen Werkes erscheint mir jedoch der vierte Satz, „Königin Mab“, ein Scherzo von feinstem Schliß, das von einer Virtuosität der Instrumentation Kunde gibt, wie selbst des Meisters berühmte „Instrumentirungskunst“ kaum von Weitem ahnen läßt. Die „Liebeszene“ tritt den langsamen Satz einer Symphonie. Sie ist, nur zu lang, von überaus melodischem Reize, der selbst in seiner sinnlichsten Ascension ein geläutertes Ohr nicht beleidigt.

So geistvoll aber und raffinirt überlegt Berlioz hier in Allem austritt, so ist doch ein Fehlgreifen in der Anordnung auffallend und störend; denn die durch ihn heraufbeschworene Doppelgestalt, die Verschmelzung der Symphonie mit dem Drama, zeigt Widersprüche fraglichster Art. Während der streitschlichtende Fürst durch ein Posannensolo in Recitativ-Manier vertreten wird, tritt der langweilig commentirende Pater Lorenzo fast im Evangelistenton mit dem gesungenen Worte ein, und während Tenor und Sopran hinreichend vorhanden, sprechen Fagot und Oboe ein Sterbe-Duett, daß man bei dem überelegischen und unfreiwillig humoristischen Klange des einen dieser sonst im Orchester so werthvollen Instrumente auf alles Andere rathen könnte, als auf die musikalische Uebersetzung des bekannten Gesprächs in der Reichenhalle der Capulets. Sind Stimmen einmal am Plage, so ist der Grund für Lieder ohne Worte unerfindlich.

Auf dem Gebiete der Oper beschenkte das neue Jahr uns mit einem neuen Werk unseres fruchtbaren Berliner Landmannes Richard Wierst. Ich lege hier gleich von vornherein das freiwillige Bekenntniß ab, daß ich von des Componisten dramatischen Werken nur dies lekte: „Die Officiere der Kaiserin“, dessen Textbuch Ernst Wichert verfaßt, und die vor langen, ich glaube vor dreißig Jahren gegebene Oper „Der Rothmantel“ kenne. Was von Bühnenwerken des Componisten, die alle hier mit Erfolg aufgeführt worden sind, dazwischen liegt, ist mir unbekannt geblieben — nicht absichtlich oder aus Gleichgültigkeit — sondern aus Zufall, den ich beklage. Solche Zufälle pflegen größere oder kleinere Unterlassungsünden nach sich zu ziehen, denen dann nicht selten die unliebsamsten Motive unterlegt werden; aber sie kommen in dem Strudel eines immer neu ausgewählten Lebens einer Weltstadt nur zu häufig vor.

Gegen sein Erstlingswerk, dessen musikalischer und dramatischer Werth damals nicht unangewisselt blieb, fand ich den Autor sowol in der Durchbringung seines Stoffes, als auch im äußeren formalen Geschick in einem entschiedenen Fortschritt reiferer Entfaltung, welchen nur ein erklärter Widersacher nicht anerkennen könnte. Neue Bahnen bricht er freilich nicht. Er geht wohlgemuth und mit sich zufrieden, auf das Glück und die Behendigkeit seiner Feder trauend, die bekannte Opernstraße, ohne der neuen Reizmittel zu bedürfen, die er entschieden verwirft. Nur durch anerkannte, alte und liebe Erfahrungslätze, die keinen Zweifel aufkommen lassen, versucht er in der Anschauungsweise der Alten noch einmal zu sprechen. So findet sich im gesanglichen Theile eine geplante Observanz, die das engbegrenzte Gebiet augenblicklicher Faßlichkeit nie überschreitet, so im Orchester an keiner Stelle die gewagte Anwendung kühner oder auch nur einfacherer Instrumentaleffecte. Das Janitscharenstücken in seinem Parademarsch-Temperamente, das aber doch zu sehr nach Wachtstubenkanaker duftet, kann hier nicht zum integrierenden Theile der Oper gerechnet, sondern muß als possenhafte Farce angesehen werden, die auf einen im

Opernhause kaum zu erwartenden Besuch berechnet ist. Diese übergroße Nummer fällt gänzlich aus dem Rahmen. Mähte nicht Holz und Blech auch vertreten sein, das Streichquartett würde vollkommen genügen, das auszudrücken, was er zu sagen hat; ja, man irrt sich wol in der Wahrnehmung nicht, daß der Componist in der Lauterkeit seiner Kunstbestrebungen Alles, was auf der Bühne wirken würde, mit peinlicher Sorgfalt abgeglättet oder vermieden hat. Daher fehlen seinem Werke jene zündenden Geistesblitze, durch welche die Neuzeit frappirt und oft so unwiderstehlich den Hörer mit sich fortreißt; es fehlt ihm die Rücksichtslosigkeit des Genies, die Entfesselung einer reichen Harmonie und eines breiten melodischen Stromes: er ist bedächtig, verständig und haushälterisch, gehört zu gewissenhaften Naturen, die nicht nur nicht geistreich sein wollen, sondern nach den hochgespannten Forderungen der Jetztzeit es auch nicht sind. Er will nicht aus dem Schwinkel moderner Errungenschaften angesehen werden, er will den festen Boden der alten Oper, auf dem so Herrliches, so Unergängliches geblüht, erhalten oder wieder erobern. Ein für heutigen Standpunkt allerdings schwieriges und auch undankbares Unternehmen, da es sich immer klarer herausstellt, daß solchen, an sich aner kennenswerthen Bestrebungen alles Entgegenkommen des auf heutigem Niveau stehenden Publicums durchaus fehlt. Es wäre unrecht, die Schuld daran außer sich selbst suchen zu wollen. Sie ist vielmehr begründet in dem großen Irrthum aller Derer, die in der alleinigen Schätzung der ererbten Güter gegen die Zeitströmung und die große Verechtigung der, vielleicht unter den mißlichsten Constellationen Neues Wagenben, unausgeseht Front machen. Hätten Schumann und Chopin in dem scharfsichtigen Erkennen der Zeiterfordernisse, in der rücksichtslosesten Beschreitung neuer Wege nicht das Terrain erweitert, sie wären vergessen, wie Hummel und Dnslow. Allerdings liegt der Unterschied in der Verschiedenartigkeit des Schazes und dem Gewicht der Mitgift, aus denen der Einzelne schöpft.

Die Oper wurde kühl aufgenommen, kühlter sogar, als sie verdiente; denn wo trotz mancher musikalisch überlebten, herausfordernden Unbegreiflichkeiten, wie beispielsweise die trockenen und endlosen Recitative, noch so viel anzuerkennender redlicher Wille und so viel wirkliche Künstler schaft anzutreffen ist, da hätte der Beifall der Versammlung weniger zurückhaltend sein dürfen.

Als nicht unwichtige Merkmale der diesjährigen Saison sind noch drei Concerte von Belang zu registriren, die uns mit den neuesten Productionen unserer jüngeren Componistengeneration bekannt machten.

Herr Ernst Eduard Taubert, dessen Künstler ruf durch seine gern gesungenen und ebenso gern gehörten toscanischen Lieder sich immer mehr befestigt, erschien diesmal mit zwei großen Orchestercompositionen, einer fünfßäßigen Serenade und einer überaus reich und anziehend instrumentirten Ballade. Wie in allen größeren und kleineren Werken E. E. Taubert's eine feine artistische Sichtung waltet, im stürmischen Anlauf eine wohlthuende Klarheit den geläuterten Geschmack desselben bekundet, so sind auch diese beiden neuesten Erzeugnisse seines Talentes trotz mancher Einzelneit, die anfangs Bedenken erregen könnte, in der Anlage voll anmuthender Züge, voll Kraft und reichen inneren Lebens. Man hat den größeren Compositionen Taubert's hier und da den Vorwurf einer zu langen Verzögerung des Schlusses gemacht. Ich habe dieser Ansicht nie beitreten können; denn so lange Jemand, wie er, in gebildeter Weise zur Sache redet, höre ich ihm gern zu. — Der Componist stand in Person an der Spitze des Orchesters.

Durch den Eichberg'schen Gesangverein unter der Leitung seines Dirigenten wurde uns mit der Vorführung des Oratoriums „Otto der Große“ ein Einblick in die Schaffens thätigkeit des Stettiner Componisten Dr. C. A. Lorenz vergönnt. Das nicht ohne Weit schweifigkeit und Trockenheit verfaßte Textbuch von R. Zitelmann trug wol die Schuld, daß der sonst begabte Componist mit seinem Talente nicht so arbeiten konnte, wie es andere Werke von ihm bekunden. Geschichtliche Erzählungen, in ganz artige Verse und Reime gebracht, sind in den seltensten Fällen

geeignet, die musikalische Begeisterung anzuregen. Nur wo größere Chormassen auftreten und der Dichter den Componisten darin besser unterstützt, erhebt sich die Musik zu wirklich großem fesselnden Ausdruck. Die Chöre sind wirksam erfunden, ihre instrumentale Unterlage ist eine imposante. Da die Chöre indessen den bei weitem wichtigsten Theil des Oratoriums umfassen und alle, mit einer Ausnahme, durch die gleiche Wucht der Instrumente begleitet werden, der Componist außerdem dieselbe Wucht auch in die anderen Scenen hinüber trägt, so ist schließlich eine fast ermüdende Monotonie unausbleiblich. Das Recitativ, das sich in veralteter Breite gegen heutige verfeinerte Geschmacksrichtung aufthut, führt den Componisten auf manche Sandbank, die er nur mit bemerklichem Zeitaufwand umschiffet. Viele Einzelheiten wahrsten und tiefen Empfindens begegnen uns in jedem Theile des langen Werks, und trotz der durch die Gleichmäßigkeit der Instrumentation hervorgerufenen Eintönigkeit zeigt der Autor doch unverkennbaren Sinn für großen Stil und dramatisches Leben, so daß bei einem künftigen poetischeren Textbuche wol ein durchschlagenderes Werk zu erwarten steht.

Als dritte Concertnovität in der angeführten Reihe erbringt noch die Ausführung eines brillanten Clavierconcerts von Faver Scharwenka, in der, da doch dem Orchester ein sehr bevorzugter Antheil zufällt, anfänglich etwas fremdbedenden Tonart B-moll. Der Componist hat es jedoch verstanden, die dumpf melancholischen Klänge dieser Chopin-Tonart durch muthige Einsätze der Holzblasinstrumente und durch das Heranziehen der tapferen Streitmacht des ganzen Blechs einigermaßen heller zu färben. Wollte man etwas an dem Werke aussetzen, so wäre es das Nachlassen des compositorischen Flusses im letzten Satz. Eine Steigerung des Interesses für eine mehrsätzige Composition durch pompöse Phrasen wird immer eine zweifelhafte bleiben. Es ist diese Zuspätkunft zur schönen Lebensart bei dem längst erkannten Talente des Componisten um so bemerklicher und verstimmender, als die beiden ersten Sätze in Erfindung sowol, als auch in der echt künstlerischen Durchführung ein nicht ungewöhnliches Geschick verrathen. Den Clavierpart executirte Herr Scharwenka mit seiner ganz eminenten Technik, wie er sich in einer darauf folgenden Clavier-Étude eigener Composition und schwierigen Wiedergabe als einen bewunderungswürdigen Staccato-Spieler, der vielleicht seines Gleichen sucht, zeigte. —

Von unserm Hofcapellmeister Robert Kadetz wurde uns eine neue Symphonie (F-dur Op. 50) in der vorletzten Symphonie-Soirée der königlichen Kapelle zu Theil. Wie alle früheren Compositionen dieses feinsinnigen Künstlers das untrügliche Merkmal Leipziger Studienzeit, jenen bestechenden Odeur Mendelssohn's und Schumann's an sich tragen und sofort kennzeichnen, so auch dies neueste, Ph. Spitta gewidmete Werk, das in allen vier Theilen überall den willensfesten Herrn der Disposition und eine, die freie Hand bekundende Glätte und Klarheit sowol innerer als äußerer Anordnung erkennen läßt. Ohne Stürmisch zu sein, ohne Drangsal und affectirten Welt Schmerz fließt der erste Satz in lebensvoller Bewegung überaus anmuthend und leicht saglich, theilweise in frappirender Klangwirkung dahin. Die Bevorzugung der Violine im zweiten Thema als Melodieführer, unterstützt von den doppelten Cellogängen und Pizzicato-Bässen, verdient als ein eigenthümliches und gelungenes Wagniß hier genannt zu werden. Im zweiten Satz, einem Allegro molto, quasi presto, wird der ganze leichtbeschwingte Elfenpuck auf leuchtendem Rasen bei mattem Mondeslichte aufgeboten, der wol an Aehnliches erinnern mag, aber doch keineswegs in directer verwandtschaftlicher Beziehung zu irgend einem Vorgänger steht. Das Adagio, das kunstvollste Gebilde der Symphonie, wirkt durch seine breite edle Melodie und durch die feinste Verwendung der Instrumente vielleicht auf den empfänglichen Hörer am Anziehendsten; dennoch möchte ich der frischen Strömung des ersten Satzes den Vorzug geben. Wiewol der letzte Satz in seinem zweischlägig markirten Vierteltact fest und herausfordernd beginnt und rhythmisch abgerundet schließt, so will es mir doch scheinen, als ob in der Mitte desselben sich eine zu formale Haltung hervorbrängt. Jedoch will ich sehr gern glauben, daß hierin bei

wiederholtem Hören unter günstigerem Temperaturverhältniß meine Ansicht modificirt werden könnte. Die Symphonie errang einen außergewöhnlichen Beifall und verdiente ihn. Der Componist dirigitte selbst.

Auch in diesem Jahre stellte sich zur Zeit des Vorfrühlings jener wunderbar liebliche Singvogel ein, Etella Gerster, die inzwischen durch Vermählung ihren deutschen Namen mit Gardini vertauscht hat, und bezauberte Berlin nicht weniger und feierte nicht geringere Triumphe als im vergangenen Jahre. Wie konnte auch die erneute Zugkraft besser dargethan werden, als durch die allgemein angestauten Eintrittspreise, welche die Intendanz der Königl. Oper zu stellen glauben mußte! Trotz der immer wachsenden Anerkennung, die der Künstlerin entgegen getragen wurde, und der dem nordischen Naturell ganz fremden, aus einem wärmeren südlichen Himmelsstrich verpflanzten Beifallspenden hat es sich herausgestellt, daß der Uebergang, den Etella Gerster von der Kroll'schen Bühne zum Opernhause unternahm, für ihr immerhin jartes Organ nicht ganz günstig ausfiel. Der gewinnende Ausdruck, gewissermaßen die Einsalt ihrer Stimme, die in jenem Saale in allen Lagen vollständig zur Geltung kam, erlitt in dem unbarmherzigen Raume des weiten Opernhauses, namentlich in der mittleren Tonlage, manche gewichtige Beeinträchtigung. Nur der Enthusiasmus um jeden Preis konnte diesen Nachtheil übersehen. Wo jedoch das Orchester mit bewunderungswürdiger Discretion die Stimme unterstützte, wo das Ensemble ihrer Partner auf der Bühne ein gefügiges und collegialisches war, da siegte die Meisterschaft ihres Könnens und der Reiz ihres Stimmklanges. Zu bebauern bleibt, was im vorigen Jahre schon bemerkt wurde, daß ein so ungewöhnliches Talent sich selber Genüge zu leisten scheint, wenn es sich einseitig theils der physiognomielosesten, theils der trivialsten Musikgattung hingibt. Ihre Kunstleistung gipfelte diesmal bei Gelegenheit ihres letzten Auftretens im Saale der Singakademie in dem von Wilhelm Taubert für sie componirten Liede: „In der Märznacht.“ Das überaus feine Musikstück errang durch ihre Interpretation einen Beifall, wie er sich seit den unvergeßlichen Tagen Jenny Lind's nicht wiederholt hat. Wir sehen die zur Kammer Sängerin graduirte Künstlerin mit dem Wunsche scheiden, bei ihrem nächsten Wiedererscheinen sich auch unserer einheimischen Kunst etwas mehr annehmen zu wollen. Sie würde in Mozart, Schubmann, Schubert reiche Ausbeute für sich finden und neuer Vorbeeren sicher sein.

Raum war der letzte Ton dieser Sängerin verklungen, als die Pforten des Opernhauses sich abermals öffneten, um eine neue Philomele, Frln. Emilia Tagliana, der von Wien aus ein glänzender Ruf zur Seite steht, einzulassen. Ihr Repertoire scheint das ihrer Vorgängerin um ein ganz Beträchtliches zu schlagen; denn wir vernahmen Rossini in seinem zu allen Zeiten erfrischenden „Barbier“, Auber aus seiner besten Schaffensperiode, freilich aber auch als wichtigsten und letzten Trumpp Ambroise Thomas in seinem „Hamlet“, einem Werke, das eben so reich an erheuchelten Tieffinn und italienisirendem Schmerz, wie es arm an eigener Erfindung und Lauterkeit künstlerischer Gesinnung ist. Aber Frln. Tagliana's Ophelia war von hinreißendem Zauber und in keiner der beiden vorhergehenden Rollen hat sie mehr gezeigt, was für eine Coloratur Sängerin sie ist. Ihre umfangreiche Stimme, von einschmeichelndem Wohlklang, ist zugleich durch das Volumen ausreichend für den größten ihr gebotenen Raum. Reinheit der Intonation, das nothwendigste Erforderniß, war in allen Lagen, in den gewagtesten Einsätzen, in den schwierigen auf- und absteigenden Scalen, in jeder nur denkbaren Verschönerung wohlthuend zu bemerken. Am bewunderungswürdigsten rechtfertigte die jugendlich-schöne Künstlerin den ihr vorausgegangenen Ruf in der musikalisch wie dramatisch so peinvollen Wahnsinns-scene. Die Leistung war um so bedeutenber, als es ihr gelang, in einer ästhetisch bedenklichen Situation den guten Geschmack und das künstlerische Maß zu bewahren. Der Beifall war ein stürmischer. Wir beglückwünschen Frln. Tagliana zu einem solchen Erfolge und uns zu einem solchen Gewinne. Denn wie wir zu unserer großen Genugthuung vernehmen, ist durch schnelles Engagement die Künstlerin die

unfrige geworden und werden wir uns in ihr einer überaus anziehenden Zerline wie eines lebenswürdigen Pagen zu erfreuen haben!

Und nun zum Schluß noch ein ernstes Wort! Berlin wird nicht allein um eine vornehme Kunstgröße ärmer: auch ein Stück echten Kunstlebens wird ihm zugleich entzogen werden. Stockhausen verläßt uns; der gefeierte Dolmetsch Bach's und Beethoven's, der geistvolle Beherrscher großer Chormassen, die unschätzbare, aus weiten Ländern aufgesuchte Lehrkraft lehrt uns den Rücken, um nach Frankfurt am Main zu übersiedeln. Berlin hat keinen Platz für ihn. Wohin das Auge spähte, alle Plätze waren besetzt. Was ein Privatinstitut einer Provinzialstadt im richtigen Erkennen des Wertes eines so außerordentlichen Mannes ihm bereitwillig entgegenträgt, das vermochte das große Berlin, die Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht! Kein Stuhl frei, zu keiner Schatulle der Schlüssel zu finden, die Vereine zu arm, die hohe Behörde des Gustus entweder nicht beordert oder nicht gewillt, etwas zu thun. So ist der Abschied nach einem freilich nur kurzem Aufenthalte in Berlin! Kurz war er, aber unvergeßlich bleibt, was der rastlos thätige Meister in dieser Spanne geleistet. Mit einem bewältigenden Eindruck empfingen wir durch ihn, gewissermaßen von Neuem, die großen Werke von Bach, Händel, Beethoven, Mozart, Schumann und Brahms, die ja auch anderweitig wol gehört werden konnten; wer sie aber unter Stockhausen's Leitung gehört hat, von seinem musikalischen Geiste belebt, der wird ermessen, was wir besaßen und was wir wahrscheinlich für immer verloren haben. Der Sänger geht, und uns bleibt Nichts übrig, als das glückliche Frankfurt zu beneiden!

Hermann Krüger.

## Literarische Rundschau.

### Ein englisches Werk über Lessing.

Lessing, his life and writings by James Sime. In two volumes with portraits. London & Strassburg. Trübner, 1877.

Carlyle, dem der geistige Verkehr zwischen England und Deutschland so viel verdankt, sagt einmal, sein Vaterland vermöge wol unseren „heroes“ Goethe und Schiller Namen von entsprechendem Gewicht und Klang entgegenzuhalten, um Lessing aber müsse es uns beneiden.

England versucht jetzt, sich Lessing im besten Sinne anzueignen, nicht so oberflächlich, sondern auf Grund ernster Arbeit. Sime's Buch ist durchaus kein biographisches Kunstwerk. Wir finden in ihm weder den Wurf von Carlyle's Schiller, noch die klare Gliederung des Lewes'schen Goethe; ohne neue frappirende, fesselnde, anregende Auffassungen geht es schlicht und gleichmäßig daher, erwachsen aus einer gründlichen Kenntniß der einschlägigen deutschen Studien.

Man muß leider bekennen, daß das gebildete Publicum Englands jetzt eine gediegenere Darstellung Lessing's besitzt, als das deutsche, dem ein weit verbreitetes, glattes, aber flaches und phrasenschillerndes Werk dieses Literatendaseins größten Stiles wahrlich nicht erschließen kann. Schade, dem vortrefflichen Dangel fehlte jede Gabe lebendiger, künstlerischer Gestaltung, den kleinen, flinken Leuten, die sich an seinen Rodschößen halten, die Dangel'sche Gelehrsamkeit. Wie Uhland einst forderte, daß nur wer seine Studien kenne, über ihn reden dürfe, so hat der belesenste und gelehrteste deutsche Schriftsteller ein Recht darauf, daß mit Ausschluß aller oberflächlichen Nachahmung Dangel'sche Gründlichkeit sich verbinde mit einer kunstvollen biographischen Neuschöpfung. Wie viel besser hat es doch Windelmann bei Justi getroffen.

Wenn ich fortan in England eine eingehendere Werthschätzung Lessing's erhoffe, kann ich die Frage nicht unterdrücken, ob denn unser Publicum wirklich Lessing liest, mit Ueberlegung wieder und wieder liest? Weil wir Schiller in unserer Jugend zu viel lesen, entfremden wir uns ihm so schnell. Weil wir Lessing's Schriften in Prima und Secunda streifen, meinen wir altklug über die classische Tragödie der Franzosen, über das Transitorische, über die Fragmente raisonniren zu dürfen, ohne in reiferen Jahren von Neuem und tiefer aus den Quellen zu schöpfen. Man verstehe mich nicht falsch, aber dem Verständniß und der Wirkung Lessing's schadet es, daß Hauptwerke, wie Laokoon und Dramaturgie, auf Bildungsstufen vorgenommen werden, die solchem Geschick nicht gewachsen sind, in Gymnasien, in Töchterlyceen:

Ich singe nicht für kleine Knaben,  
Die voller Stolz zur Schule gehn,  
Und den Ovid in Händen haben,  
Den ihre Lehrer nicht verstehen.

Kein anderer Schriftsteller ist freilich so sehr Erzieher, wie er. Die Lectüre Lessing's bildet immer eine geistige Gymnastik und eine ethische Schulung. Er wirft uns nicht das Fertige von oben herab zu, sondern leitet uns allmählig bald auf schnurgeradem Wege, bald auf gewundenen Seitenpfaden zum Wahren hinan; wir genießen mit ihm die erhebende Freude des Findens und Erringens, und aus der zwingenden Consequenz dieser werdenden Resultate, der dramatisch-polemischen Lebendigkeit und der durchsichtigen Willkürlichkeit der Sprache heraus stärkt sich in uns der edle kritische Trieb zur Wahrheit.

Sime, nach Einfachheit strebend, wird häufig recht unkünstlerisch in der Gruppirung des Stoffes, unanschaulich in der Darstellung. Nicht nur, daß kein Versuch gemacht wird, Lessing's Freunde oder Gegner in lebendiger Charakteristik vorzuführen, auch der Held selbst kommt zu kurz. Manchmal flackert uns ganz gefällig ein ironisches Lichtchen entgegen, oft erfreut uns die herzlichste Bewunderung oder das unbefangene verständige Urtheil, aber der Mensch ist vernachlässigt worden. Kann die Photographie vorn dafür helfen, wie es das bekannte gewiß sehr treue Bild von Eva König vor dem zweiten Bande wirklich thut? Schwerlich, denn das Original ist übel gelungen und hätte gegen das Grass'sche Porträt zurückstehen müssen, möchte sich auch Goethe einst schwer von ihm trennen. Das ist nicht Lessing; dieses weiche Gesicht mit den verwischten Zügen scheint unter seiner Bestimmung für Gleim's Freundschaftstempel gelitten zu haben.

Dilthey hat in einem geistvollen Aufsatz mit Recht gerügt, daß wir in der Geschichte des geistigen Lebens zu wenig nach der Entwicklung der Lebensideale fragen. Es ist hinreißend, Lessing nach dem „Menschlichen“ streben zu sehen, von dem Augenblicke an, wo der junge Student erkannte, daß ihn die Bücher wol gelehrt, aber nicht zu einem Menschen machen könnten, bis zu dem Ziele der Humanität, zum Nathan, zur Erziehung u. s. w. Das Menschliche fand der Jüngling zuerst im vergnügten Lebensgenuß, worin er den angeflogenen Schulkraut von sich blies. Die Leipziger Zeit muß ganz anders behandelt werden. Mag Lessing in seiner unlyrischen Dichtkunst noch so viel nur der Observanz zu Liebe anbringen und mag er später in der Rettung des Horaz betonen, ein Dichter brauche nicht all die Rüsse und Becher seiner Nieber wirklich gekostet zu haben, so ist es doch unrichtig, mit Sime „nichts der Wahrheit ferner“ zu erklären, als daß Lessing's Jugendlieber erlebt seien. Das „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben“ ist als in Prosa aufgelöstes „Yesterday, brothers, can you believe it?“ allerdings kein flottes studentisches Trinklied mehr. Ein kleines Liebesgedicht „Der Genuß“ hat sogar immer auf mich den Eindruck des ernst und tief Empfundnen gemacht, und die Leichten Kleinigkeiten weisen doch nie auf einen jungen Wassertrinker und schwächernen Candidaten, sondern auf einen frischen, übermüthigen Gesellen. Offenfelder schreibt dem jungen „deutschen Molière“ in einer kürzlich wieder ausgegrabenen poetischen Epistel von Nichts, als vom Theater. Leipzig



hat Manchen auf neue Wege gebracht. Hier wurde Klopstock der halb weltliche, halb geistliche, halb anacreontische, halb seraphische Abbe, der die jungen Damen erst zu Thränen rührte und dann „Mäulchen“ sammelte; hier schwur Goethe zu der heiteren Lebensanschauung der Wieland'schen Musarion. Der Biograph muß Leben und Werke viel inniger verketten, als Sime es thut. Wie wichtig sind nach dieser Seite die Prosafabeln! Der „philosophische Liebling Minervens“, die Eule, verzehrt eine magere Maus und antwortet dem erstaunten Schatzgräber die bitteren Worte: „Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Lust leben? Ich weiß zwar wol, daß Ihr Menschen es von Euren Gelehrten verlangt.“

Einen viel stärkeren Accent muß ferner die Uebersiedelung nach Berlin als ein entscheidender Schritt erhalten. Der Sachse optirt für Preußen. Sime hätte nachlesen sollen, wie Gerwinus die Bedeutung der Staatsgebilde für die Literatur entwickelt hat: Sachsen alternd, gedrückt, kümmerlich sinkend, Preußen jugendlich, aufstrebend, freitheillich emporsteigend. Während Gellert die Aufgabe des Poeten darin sucht: dem, der nicht viel Verstand besitzt, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen, vergleicht der junge Lessing den Dichter mit einem Adler, der dem blöden Blick in den Wästen entschwebet. — Auch die Beurtheilung der Minna von Barnhelm hat dabei verloren, wo die paar feinen Stellen über den König, der nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann ist, der aber nicht alle verdienten Männer kennen, und wenn er sie alle kennt, nicht alle belohnen kann, so anerkennend und gerecht, wie verständig sind. Die Lieber des old grenadier Gleim hätten auch ein Wort mehr verdient. Dagegen möchte ich ausdrücklich die warme Herzlichkeit hervorheben, mit der Sime von Lessing's Freundschaft zu Kleist spricht, nachdem er den berühmten Brief an Gleim citirt hat: „A nobler and more fragrant wreath has rarely been placed upon a poet's grave. Such a letter from such a man would alone suffice to give Kleist immortality; and for one brief moment it lays open depths in Lessing's nature which he seldom revealed even to the few whom he most dearly loved.“ Der Biograph muß aber auch fragen, was gab Lessing dem Freunde; er muß z. B. die kleinen comprimierten Trauerspiele Philotas und Seneca äußerlich in einen Zusammenhang setzen.

Lessing's Leben zerfällt in drei Acte, wie sie große, bahnbrechende Männer so oft durchgespielt haben. Eine ringende, noch unfreie oder halbfreie Entwicklungszeit, dann auf der Höhe der eigensten, zugleich niederreisenden und aufbauenden Manneskraft, endlich die Vereinsamung des Alters, das die geleisteten Thaten der productiven Kritik durch eine laute Schar junger Ankömmlinge gefährdet und das gelobte Land der Verheißung nur mit einem Scheideblick von fern sieht. Unleugbar liegt ein Hauch der Tragik über der wolkenbüttler Zeit. Dieses Leben ist nicht voll ausgelebt worden, und was ihm am Wege erblühte, geistiger Austausch, ein spätes eheliches Glück, schnell verblühen. Die neuen literarischen Strömungen, auch die bedeutendsten, der Geniezeit mußten ihn verstimmen. Die feste Technik der Bühne schwankte wie ein Schiff im Sturm, oder bei Manchen wie ein Trunkener. Seinen Aristoteles, auf den er so gläubig fest die Rechte gelegt, schoben jetzt leere Hände als einen alten Pedanten ganz bei Seite. Emilie Galotti war vielen des jungen Geschlechts nur ein Gegenstand frostiger Bewunderung, sogar für den Laokoon hatte Klinger kaum ein Achselzucken.

Dürfte ich hier mehr in's Einzelne gehen, so hätte ich viel auf dem Herzen, gegen manche allgemeine Ausführungen sowol, wie gegen Punkte, die Lessing speciell betreffen. Origineller als den Dichtungen steht Sime der Dramaturgie, dem Laokoon — er geht näher auf Harris ein und bewährt sich als einen kunstsinrigen, unterrichteten Forscher —, den theologischen und philosophischen Schriften gegenüber, denen besonders Fehler seine Aufmerksamkeit so erfolgreich zugewandt hat. Bedauern muß ich, daß Sime für den Laokoon nicht die Arbeit eines Mannes verwerthet, der den Lesern dieser Blätter wohlbelannt ist, ich meine Henke, dessen vorzügliche Schrift „Die Gruppe des Laokoon“ die wärmste Empfehlung verdient. Diderot ist nirgends zu

seinem Rechte gekommen u. s. w. Der „Schuß“ wird mit dem einen Saße abgethan, er sei des „Freigeistes“ ganz unwürdig, während er doch an und für sich und in der Geschichte des Lustpieles viel wichtiger ist. Es handelt sich um die Frage nach dem Einflusse der antiken Komödie. Auch die heutige Literaturgeschichte will Entwicklungs-geschichte sein und für jede Erscheinung die Traditionen verfolgen, für den Ideenkreis im Großen und Einzelnen, den Stil, die Technik, die Gattungen, die Figuren. Was sind die Soldaten des Dramas bis zur Minna von Barnhelm? Nachkommen eines plautinischen Prahlhanses. Horribilicribrifax, Dramarbas u. s. w. sind nur seine Hypostasen. Es ist sehr bedauerlich, daß Herman Grimm's glänzende Darstellung der miles gloriosus, capitano Spavento, Falstaff, so wenig Nachfolge gefunden hat. Eine ergebnisreiche Untersuchung ließe sich für die Gestalt des Odoardo Galotti führen. Die einzelnen Gesichter können, je länger die Ahnenreihe sich erstreckt, recht verschieden aussehen, aber der prüfende Betrachter findet die Familienähnlichkeit, so entfernt sie sein mag, heraus und wird z. B. nicht behaupten: Francisca has nothing in common with the Lisetto of the early comedies. Auf die Emilia Galotti und die seit langen Jahren von großen und von schaaalen Köpfen untersuchte Frage, ob die Heldin den Prinzen liebt, will und kann ich nicht eingehen. Lessing hat den Schauspielern mehr überlassen, als Andere. Wir wissen, daß er in Hamburg seinen alten Stoff wieder hervorzog und leblich als Bühnendrama bearbeitete, das wir nicht besitzen. Bedeutende Künstler, der Gedanke etwa, wie trefflich Edhof den Odoardo spielen müsse, mögen ihn dazu angeregt haben. Die Rede ist sparsam, die Charakteristik so discret, daß oberflächliche Routine an diesen Rollen jämmerlich scheitert. Einzelne Figuren, besonders die Emilia und ganz besonders das stumme Spiel in der Scene mit dem Prinzen auf Dosalo, werden regelmäßig vergriffen. Oder das Publicum klagt über die peinliche Wirkung der großen Scenen in der Minna, während nur irgend eine larmoyante Liebhaberin Tadel, das gewagte Umbiegen um die Ecke des Tragischen aber die höchste Bewunderung verdient.

Ich erwarte nicht, daß wir Sime's Lessing verdeutscht wieder heimholen; nicht weil das Buch zu englisch, sondern weil es nicht bedeutend genug ist. Ja, es ist auffallend wenig englisch, obgleich es die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker?“ besonders ausführlich erörtert, denn ein Capitel, wie über die „Miß Sara Sampson“, bewegt sich nur in alten, ausgefahrenen Geleisen. Trotz allen Einschränkungen scheiden wir mit voller Anerkennung und Hochachtung von einem Manne, dessen lange, eifrige Beschäftigung mit Lessing der Hingebung an die große Persönlichkeit entsprungen ist: „With a work of his in our hands, we are in presence of a living man, not of a mere book,“ und der uns am Schlusse so einfach juruft: „The debt Germany owes him is immense.“

Erich Schmidt.

### Frenzel's „Berliner Dramaturgie“.

Berliner Dramaturgie. Von Karl Frenzel. 2 Bde. Hannover, C. Kümpler. 1877.

Wenn man die vorliegenden zwei starken Bände überblickt, welche einen großen Theil der bisherigen Theaterkritiken und verschiedene andere dramaturgische Aufsätze Frenzel's zusammenfassen, so muß zunächst die eine für unsere Zeit charakteristische Thatfache in's Auge fallen: welche große Arbeitskraft von unserer Tagespresse absorbiert wird. Die Theaterkritik ist doch nur eine Seite in der umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit Frenzel's, und auch von diesem einen Gebiete seines Wirkens geben die beiden Bände, welche nahezu tausend Druckseiten enthalten, nur eine Auswahl, wenn auch aus einem Zeitraum von fünfzehn Jahren. Solch ein Wieder-

abdruck schon früher in Tagesblättern erschienener Artikel pflegt im Allgemeinen beim Publicum nicht besonders lebhaft Theilnahme zu erwecken. Unsere Zeit geht zu schnell und in zu rastloser Thätigkeit dahin, als daß man es lieben sollte, einmal Halt zu machen und auf eine Reihe von Jahren zurückzuschauen. Diese Theaterrecensionen sind aber kein Potpourri, sondern sie bilden, zu einem Ganzen gesammelt, auch etwas Ganzes. Abgesehen von diesem Vorzug ist es sehr natürlich, daß ein Mann, der es mit seinem Berufe ehrlich meint und dessen Arbeiten, mögen sie ihrem Ursprung nach immerhin nur dem flüchtigen Tagesbedürfniß gebient haben, aus einer durchaus selbständigen Erkenntniß hervorgegangen sind, daß ein solcher Schriftsteller den Wunsch hegt, diese Zeugnisse seiner ernstlichen Arbeit und seiner Befähigung nicht mit den Blättern, denen sie ursprünglich angehörten, verflüchtigen zu lassen. Das Ansehen aber, welches Frenzel als Kritiker der „National-Zeitung“ seit einer Reihe von Jahren genießt, und das ihm weder sachliche Gegnerschaft noch kleinlicher Reid wird absprechen können, gibt jenem Verlangen die vollste Berechtigung.

Der erste Band der Frenzel'schen Dramaturgie enthält, ohne besondere Gruppierung und nur nach der Zeit ihres Entstehens geordnet, vierundsechzig Recensionen verschiedener Stücke und ihrer Aufführungen. Bei der Auswahl scheint der Verfasser von zwei Gesichtspunkten geleitet worden zu sein: erstens nur solche Besprechungen wegzulassen, welche durchaus unbedeutende Arbeiten betreffen, gleichzeitig aber vor Allem die Dichter der Gegenwart zu berücksichtigen. Auch im zweiten Bande ist dem classischen Repertoire des Berliner Hoftheaters ein verhältnißmäßig nur kleiner Raum angewiesen; es beschränkt sich auf eine Reihe von Shakspeare-Aufführungen. Ein anderer Abschnitt behandelt verschiedene „Neueinsudrungen“ (von Gutzkow, Bauernfeld u. A.), während die übrigen Abschnitte Specialerscheinungen der neuesten Zeit betreffen: die Vorstellungen der Meininger, die Faust-Aufführungen in Weimar, die Bayreuther Festspiele; endlich eine Reihe Monographien über hervorragende Schauspieler und Dichter. In diesen letzteren Aufsätzen zeigt sich Frenzel von der glänzendsten Seite seines Talentes. Durch geistreiche Anschauung, treffende Charakteristik und anziehende Schreibweise sind diese Essays das Werthvollste, was die beiden Bände der Dramaturgie enthalten.

In Frenzel's Recensionen steht der Feuilletonist höher, als der Kritiker. So scharfsinnig auch seine Beurtheilungen in den meisten Fällen sein mögen, so wird man doch bei seiner geistigen Beweglichkeit nie vorher sagen können, ob er über ein Werk günstig oder ungünstig sich äußern wird. Es wirken bei ihm oft Nebendinge mit, die für den Eindruck bestimmend sind. Wenn ihn in dem einen oder andern Stücke eine gewisse Seite anspricht, auch wenn sie nicht entscheidend für das Ganze ist, so wird er darüber leicht jene Schwächen übersehen, um deretwillen er eine andere Arbeit ohne Rücksicht verurtheilt. In dieser Beziehung wird denn auch bei Frenzel das Urtheil im eigentlichen Sinne weniger in's Gewicht fallen, als seine geistreiche Anschauung über den besprochenen Gegenstand. Damit soll nicht gesagt sein, daß er etwa seinen Einfällen und seinem Stil zu Liebe die Gerechtigkeit des Urtheils hintenan setzte. Keineswegs. Aber sein Urtheil ist mehr abhängig von seiner augenblicklichen Stimmung, als von feststehenden und für alle Gegenstände gleich maßgebenden Grundsätzen. In richtiger Erkenntniß dessen, was heute die Tageskritik leisten soll und leisten kann, pflegt deshalb Frenzel auch in seinem Urtheil stets seine Subjectivität zu betonen. Er gibt sich nicht das Ansehen, mit einer höhern Macht und Autorität begabt zu sein, und aus einer gewissen Willenhöhe herab seinen Spruch zu fällen, sondern er ist immer nur er selbst und stellt seine persönliche Meinung neben die des großen Publicums. Aus diesen Mancherlei Ursachen scheint mir aber auch die Bezeichnung „Dramaturgie“ kein für das Buch zutreffender Titel zu sein, und Frenzel hat ihn wol nur der Kürze wegen gewählt, nicht aber um sich mit der „Berliner“ Dramaturgie neben die „Hamburgische“ zu stellen. Was er im Vorwort über Lessing's Dramaturgie sagt, über den Unterschied zwischen damals und jetzt, ist an sich ja voll-

kommen richtig; aber eben deshalb hätte er vielleicht die Gleichartigkeit des Titels lieber vermeiden sollen.

Zwei Abschnitte in dem zweiten Theil des Buches sind es besonders, welche zur Polemik herausfordern können: die „Meininger“ Frage und die Weimariſchen Fauſt-Aufführungen. Das Thema der „Meininger“ iſt von mir ſelbſt ſchon früher in dieſer Zeiſchrift behandelt worden<sup>1)</sup>, und ich will deshalb hier nicht nochmals darauf zurückkommen. Was die Fauſt-Aufführungen betrifft, ſo kann ich wol begreifen, wie ein derartiges Experiment auf der Bühne einer kleinen, von dem Heiligenſchein unſerer Dichter-Heroen ausgezeichneten Reſidenz und vor einem gewählten, vorwiegend von literariſchem Intereſſe zuſammengeführten Publicum, die Zuſchauer für gewiſſe Zeit gefangen nimmt. Niemals aber werde ich es begreifen können, wie die Fauſt-Dichtung durch die alte Myſterienbühne zu voller dramatiſcher Erſcheinung kommen ſoll, und wie dieſe Myſterienbühne ſelbſt dem zweiten Theil der Fauſt-Dichtung theatraliſche Berechtigung erobern könnte. Frenzel ſelbſt ſcheint mir übrigens mit der zunehmenden zeitlichen Entfernung von „Ferrara“ kritiſcher über dieſe ganze Operation geſtimmt worden zu ſein. Aber er hat doch das kühne prophetiſche Wort noch ſtehen laſſen: daß die mittelalterliche Myſterienbühne eine Zukunft für das deutſche Theater habe. Streng genommen kann keine dramatiſche Dichtung in einer andern ſcenischen Einrichtung erſcheinen, als in derjenigen, unter deren Vorſtellung und Einwirkung das Dichterwerk entſtanden iſt. Für Shakespeare würde daher die altenglische Bühneneinrichtung dieſelbe Berechtigung haben, wie für Sophokles die Scene des antiken Theaters. Daß man mit Shakespeare ſolche Verſuche nicht für nöthig hält, hat ſeinen Grund erſtens in der ungeheuern poetiſchen Kraft des Dichters, welche auch ſolche Schranken durchbricht, und zweitens in der Neigung unſerer Zeit zum Aeußerlichen, in welcher auch das ſchon genügend Complicirte unſeres ſcenischen Theaters noch complicirter gemacht wird. Doch ich verirrte mich hier von dem beſtimmten Gegenſtand, um den es ſich handelt. Um bei „Fauſt“ zu bleiben, ſo iſt es charakteriſtiſch, daß, wie Frenzel anerkennt, die Gretchen-Scenen in jener dreitheiligen Bühneneinrichtung des Fauſt um ihre ganze Wirkung kommen. Die Gretchen-Tragödie iſt aber unbeſtreitbar das einzig wirklich Dramatiſche in der Fauſt-Dichtung, und wenn ihre Wirkung derart geſchwächt wird, ſo ſind mir die hübfchen Bilder, welche der „Spaziergang“ und einige andere Scenen in jener Bühneneinrichtung bieten, kein Erſatz dafür.

Nun, ein jeder Kritiker mag ſeine Liebhabereien haben, oder auch Capricen. Bei alledem wird man bei der Lectüre der Frenzelſchen Recenſionen durch ſeine geiſtige Lebhaftigkeit und Originalität häufiger angezogen und erfreut ſein, als durch einſeitige Anſchauung abgeſtoßen. Durch ſeine Abneigung gegen die Vergötterung von Autoritäten und ſattſam bewunderten Größen läßt er ſich häufig verleiten, in ſeiner Oppoſition einen Ton anzuschlagen, der mir nun einmal der wirklichen Größe gegenüber nicht angebracht zu ſein ſcheint. Bei einem Dichter wie Shakespeare, der uns doch durch die wahrhafte Göttlichkeit ſeines Genie's mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt, ſind nach meiner Meinung Schatten und Mängel doch aus einem anderen Ton zu beſprechen, als bei Stümpfern oder bei kleinen Talenten. Frenzel iſt aber durchaus modern in ſeinem ganzen Weſen, und er will vor allen Dingen den Lebenden ihr Recht nicht verkümmert ſehen. Deshalb können ſich auch am allerwenigſten die lebenden Dichter über ihn beklagen; denn er ſucht bei ihnen mit Vorliebe das Gute auf und iſt ſchonend gegen die Schwächen, wenn wirkliches Talent oder ein erſter Sinn ihm entgegenreten. Daß aus der Maſſe neuer Theaterſtücke nur ſelten etwas hervorragt, welches volle und freudige Anerkennung verdient, iſt nicht des Kritikers Schuld. Unter allen Umſtänden aber iſt Frenzel ſtets weit entfernt von jener verbreiteten frivolen Manier des hämiſchen Aburtheilens, durch welche der unfähige Kritiker entweder ſein eigenes Anſehen zu erhöhen ſucht, oder das

<sup>1)</sup> Man vergl. „Deutſche Rundſchau“, 1875, Juni- und Juli-Heft.

Object seiner Kritik nur dazu mißbraucht, um seinen Witz, oft auch nur seine Bosheit glänzen zu lassen. Denjenigen Werth, den Frenzel selbst für sein Buch in Anspruch nimmt, daß es künftigen Theater-Geschichtschreibern zum Nutzen dienen soll, wird man ihm ohne Einschränkung zuerkennen müssen. In dem Schluß-Artikel, „die Zukunft des deutschen Theaters“ behandelnd, hat Frenzel seine schon mehrfach ausgesprochenen Anschauungen über die neuerdings wieder vielbesprochene Theater-Reformfrage klar zusammengefaßt. Er ist für die freie Entwicklung des Theaters gegen jeden Schulzwang durch Akademien oder Bevormundung und Einschränkung des natürlichen Wachstums durch den Staat. In dieser Frage stimme ich mit ihm ganz und gar überein, und ich glaube, diese Anschauung wird über kurz oder lang auch wieder zur unbestrittenen Geltung kommen.

Rudolph Genée.

### Karoline Bauer in ihren Briefen.

Aus dem Leben einer Verstorbenen. Erster Band: Karoline Bauer in ihren Briefen.

Herausgegeben von Arnold Wellmer. Erster Theil. Berlin, Gerschel. 1877.

Wir müssen, der Wahrheit gemäß, bekennen, daß selten ein Buch uns so widerwärtig berührt hat, wie vorliegendes; und daß wir es nach den ersten zwanzig, dreißig Blättern zur Seite geschoben haben würden, wenn nicht Theilnahme für den Herausgeber uns veranlaßt hätte, die traurige Lectüre fortzusetzen. Wir haben Arnold Wellmer immer als einen ehrlichen und anständigen Schriftsteller geschätzt, und noch kürzlich Gelegenheit gehabt, ihn den Lesern dieser Zeitschrift als einen lebenswürdigen und gemüthvollen Erzähler zu nennen. Um so mehr bedauern wir, daß er sich einer Aufgabe unterzogen hat, bei welcher weder für ihn selber noch für die Welt irgend etwas Gutes herauskommen kann; obwohl wir begreifen, daß es in seiner Gemüthsstimmung schwer war, der Versuchung zu widerstehen. Er hätte dennoch aus Achtung vor der Literatur und vielleicht auch aus Achtung vor der Todten, deren literarischen Namen er mit dem seinen unauflöslich verbunden hat, den Muth der Selbstverleugnung üben und eine Sache von streng privatem Charakter nicht vor die Oeffentlichkeit bringen sollen. Es hätte dieser Publication, als deren Musageten er gleichsam das Mittelid und die Schadenfreude anruft, nicht bedurft, um der Welt zu zeigen, daß ihm übel mitgespielt worden ist — und am Ende, was geht das auch die Welt an? — oder um Gerechtigkeit zu erlangen, welche diesmal gar nicht von der öffentlichen Meinung abhing, sondern einzig und allein von dem schweizerischen Gesetzbuch und dem Richter.

Der Fall ist höchst einfach. Aus den vorliegenden Briefen geht zur Evidenz hervor, daß Arnold Wellmer an den Nachlaß der Gräfin Plater (Karoline Bauer) eine Schuldforderung hat, sowie ferner, daß die Gräfin ihm noch bei ihren Lebzeiten gewisse geheime „Memoiren“ übergab, mit der Autorisation, dieselben nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Beide Ansprüche, wiewol klar und unanfechtbar, sind nach dem Hinscheiden der Gräfin von dem Grafen, und zwar nicht in der glimpflichsten Weise, bestritten worden. Ihm kann der Vorwurf einer großen Undorftichtigkeit — um das mildeste Wort zu gebrauchen — nicht erspart werden. Denn bevor er gegen einen Mann von unbescholtenem Charakter, wie Wellmer, in den Zeitungen auftrat, hätte er sich zuerst von dem Werth oder Unwerth seiner Sache überzeugen müssen. Er würde dann erfahren haben, daß in den Händen Wellmer's Briefe der Gräfin zu Hunderten ruhten, jeder von ihnen compromittirend für sie, für ihn und für noch sehr viele Andere; er würde dann erfahren haben, daß in mehreren dieser Briefe eine Geldschuld in undeutbaren Ausdrücken anerkannt ist, und endlich, daß Wellmer eine Vollmacht besaß, in welcher die Gräfin ihm die Verfügung über

ihre „sämmtlichen Manuscripte“, sowie auch hauptsächlich über die „Memoiren aus dem intimen Leben“ gab. „Niemand,“ heißt es am Schlusse dieses Instrumentes, „hat das Recht, dagegen Einsprache zu erheben!“

Nun begreifen wir zwar, daß es für den Grafen sehr unangenehm sein muß, eine gewisse, bisher mit einem Schleier bedeckte Partie aus dem Leben Karoline Bauer's, seiner nachmaligen Gattin, schonungslos enthüllt zu sehen. Aber wenn er dies verhindern wollte — was vielleicht zur Vermeidung von allerlei noch in Aussicht stehendem Skandal allgemein zu wünschen gewesen wäre — so war der Weg, den er eingeschlagen hat, derjenige, der sicher nicht zum Ziele führen konnte. Durch diese durchaus unberechtigte und nicht zu rechtfertigende Herausforderung machte er es Wellmer nur allzuleicht, auf seinem „Schein“ zu bestehen. Einer freundlichen Verständigung würde Wellmer wahrscheinlich bereit gewesen sein, ein Opfer zu bringen. Der Graf zog es vor, den Mann, welcher im Besitze so gefährlicher Geheimnisse war, zu brüskiren und öffentlich zu beleidigen — und er wird nun die Folgen eines solchen Benehmens zu tragen haben.

So weit, obgleich wir für unser Theil gern auf die „Memoiren“ verzichtet hätten, sind wir doch durch eine unparteiische Beurtheilung der Sache gezwungen, auf Wellmer's Seite zu stehen. Er hat das wohlervorbene Recht (um welches wir ihn freilich nicht beneiden), jene „Memoiren“ zu veröffentlichen. Er hatte ferner das Recht, die persönlichen Angriffe des Grafen zurückzuweisen, vor Gericht jene Schuldverschreibung und vor dem Publicum jene Vollmacht geltend zu machen. Aber weiter ging, nach unserer Ansicht, sein Recht nicht. Denn wenn auch die vorliegenden Briefe Karoline Bauer's sein Eigenthum waren, so bleibt es doch eine offene Frage, ob Karoline Bauer sie für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte? Wir zweifeln daran; und selbst wenn die Worte „meine sämmtlichen Manuscripte“ diese Briefe mit einschließen sollten (was nicht zu beweisen sein wird), so hätte doch das Gefühl ihm verbieten sollen, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Denn das anmuthige Bild, welches er von Karoline Bauer, der einst so Gefeierten, in früheren Schriften entworfen, hat er durch Herausgabe dieser Briefe vollkommen zerstört. Statt der lebenswürdigen, jugendlich-schönen und heiteren Schauspielerin grinst uns hier das Gesicht einer von Geldgier und Eitelkeit verzehrten Greisin entgegen, welche sich, in diesem intimen Briefwechsel, nicht einmal überall die Attribute einer Dame zu bewahren weiß. Ihr hat Wellmer durch diese Publication am meisten geschadet, und damit auch sich, denn das vielgelesene, höchst unterhaltende und für die Bühnengeschichte nicht unwichtige Werk, welches unter dem Namen „Karoline Bauer“ geht, ist unheilbar mitgetroffen worden.

Mehr als ihr literarischer Beistand ist Arnold Wellmer der Schöpfer ihres literarischen Ruhmes gewesen. Kein Ritter hat sich jemals seiner Dame mit größerer Hingebung und Selbstlosigkeit gewidmet. Nur derjenige, welcher ein Manuscript von Karoline Bauer gesehen (und es sind deren genug, denn bevor Wellmer sich ihrer annahm, wanderten ihre Handschriften von einer Redaction in die andere), kann wissen, was ihr nachmaliger Herausgeber für sie gethan hat. Sie hat in der That nicht viel mehr als das Rohmaterial geliefert; die eigentliche Arbeit war von Wellmer. Und diese Arbeit, unendlich erschwert durch die stetig wachsenden Ansprüche der alten Dame, geht durch neun Jahre. Neun Jahre lang hat Wellmer Bände voll ihrer Erinnerungen aus dem Bühnenleben einem Publicum, welches auf erträglichen Stil hält, annehmbar gemacht; und ebenso lang eine Correspondenz mit ihr unterhalten, welche — nach den hier vorliegenden Proben — jeden weniger langmüthigen Sterblichen schon nach ebensoviel Wochen zur Verzweiflung getrieben haben würde. Neun Jahre lang erscheinen zahllose, von Arnold Wellmer bearbeitete Journalartikel unter ihrem Namen, und neun Jahre lang streicht sie mit immer zunehmendem Appetit die „goldenen Eier“ ein, wie sie mit unangenehmem Cynismus nicht milde wird, das Honorar zu nennen. Ihre Leidenschaft für Druderschwärze wird zuletzt nur noch erreicht durch ihre Leidenschaft für diese „golden opinions“;

und wenn auch, nach einem Worte der Alten, das Gold nicht riecht, so müssen wir doch sagen, daß alles Dies zusammen einen unausstehlichen Geruch von sich gibt, wie von ausgebrannten Theaterlampen, vermischt mit Ausdünstungen des niedrigsten Literatenthums.

Wir können uns nicht helfen; wir müssen das Ding beim rechten Namen nennen, da es einmal zu unserer kritischen Cognition gekommen ist. Nein, Arnold Wellmer hat der Verstorbenen ein schweres Unrecht zugefügt, indem er diese Briefe der Oeffentlichkeit gab, indem er uns hinter diese Coulissen sehen ließ! . . . Aus der lieblichen Fee hat Karoline Bauer sich plötzlich in einer Weise verwandelt, die wir nicht näher charakterisiren wollen; aber wir fürchten, diese letzte Verwandlung wird verhängnißvoll für sie sein. Wellmer hätte jeden Grund gehabt, wenn er der Lebenden nicht schonen wollte, doch der Todten zu schonen, wenn nicht aus Pietät — die freilich konnte er kaum noch haben! — so doch aus Klugheit, aus Rücksicht für sein eigenes Werk. Es ist eine böse Stimmung und eine böse Stunde gewesen, in der er sich zu dieser Publication hinreißen ließ; sie wird einen jener Erfolge haben, welche fast wie ein Pyrrhusieg sind, und wenn auch, nach dem ganzen Eindruck dieser Briefe, mehr gegen ihn gesündigt worden ist, als er, selbst durch die Herausgabe derselben, gesündigt hat: so hätte doch gerade dieses Bewußtsein ihm die Stärke der Resignation verleihen sollen. Er würde dann freilich eine bittere Täuschung, eine, welche einen guten Theil seines Lebens umfaßt, zu überwinden gehabt, zugleich aber auch eine unangreifbare Position eingenommen haben. Wie die Sache jetzt steht, läßt sein Verfahren sich vielleicht erklären, aber gewiß nicht entschuldigen.

### „Vom Don zur Donau.“

Die im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ abgedruckte Kritik des Buches „Vom Don zur Donau“ hat dem Verfasser, Herrn R. G. Franzos, zu einer an uns gerichteten Erwiderung Veranlassung gegeben, welche angebliche Unrichtigkeiten jener Besprechung zurechtustellen beabsichtigt. Da der Abdruck dieses Schriftstücks — von anderen Gründen abgesehen — schon durch seinen Umfang ausgeschlossen ist, begnügen wir uns damit, aus demselben das Folgende anzuführen:

1) Herr F. behauptet, es sei die Angabe unrichtig, daß er nach Beendigung seiner Studien „Wiener Journalist“ geworden sei, weil er sich erst neuerdings in Wien dauernd niedergelassen habe. Uns genügt, daß Herr F. seit Jahren für Wiener Blätter thätig und in diesem Sinne Wiener Journalist gewesen ist.

2) Herr F. bestreitet die Richtigkeit der Angabe, „daß seine Vorliebe für die novellistische Form der Sittenschilderung“ sich in seinem zweiten Buche noch gesteigert habe, und sucht das durch Zahlen zu beweisen. Wir haben darauf einfach zu erwidern, daß Herrn F.'s Sittenschilderungen auch da novellistisch gefärbt sind, wo sie sich nicht in der eigentlich novellistischen Form bewegen.

3) Herr F. glaubt, den ihm zum Vorwurf gemachten Mangel an Fleiß und Vertiefung als ungerecht bezeichnen zu dürfen, weil er drei schwierige fremde Sprachen erlernt und deren Literaturen für seine Arbeiten benutzt hat. Ueber die Stichhaltigkeit dieses Arguments zu urtheilen, überlassen wir unseren Lesern, indem wir unsererseits nur bemerken, daß dasselbe auf uns ebenso wenig Eindruck macht, wie die Berufung auf die 49 Kritiken, welche das in Rede stehende Buch über Herrn F.'s Erstlingschrift gestellt haben sollen. Wenn irgend wo, heißt es hier, daß man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen soll.

D. K.

## J. von Hartmann,

General der Cavallerie 3. D.

Diesen Namen, welcher den Lesern der „Rundschau“ durch einige militärwissenschaftliche Beiträge von hervorragender Bedeutung so werth geworden ist, werden sie künftig in keinem unserer Hefte mehr finden. Der General ist nach kurzer Krankheit und kaum vollendetem 61. Lebensjahr am 30. April in Baden-Baden gestorben.

Der General war einer von Denen, deren Andenken, mit den jüngsten Ruhmes- thaten der preussischen Armee auf's innigste verwebt, so bald nicht verlöschen wird. Geboren am 2. März 1817 zu Hannover — er war ein Sohn des hannöverschen Artillerie-Generals von Hartmann, der sich unter Wellington einen Namen gemacht — trat er, ein Siebzehnjähriger in preussische Dienste (10. preussisches Husarenregiment), und nahm fünfzehn Jahre später, als Generalstabsofficier, am badischen Feldzug Theil. Der Krieg von 1866 fand ihn an der Spitze einer Cavalleriedivision, die sich in mehreren Gefechten rühmlich auszeichnete; und in den Krieg von 1870 zog er als Commandeur der 1. Cavalleriedivision, die bei Courcelles und Gravelotte blutige Vorbeeren pflückte. Seinem Vaterlande die größten Dienste zu leisten und sich die höchsten Ehren zu gewinnen, war ihm im Loire-Feldzug beschieden, als er, nach dem Falle von Metz, mit seiner Division dem Heere des Prinzen Friedrich Karl folgte, und als Commandeur eines detachirten Theiles dieser Armee die siegreichen Gefechte von St. Amand und Château-Renault (7. und 8. Januar 1871) schlug und am 19. Januar Tours besetzte. Hiermit war die ihm gewordene Aufgabe ruhmvoll erfüllt; von Hartmann wurde zum General befördert und erhielt, nach dem Friedensschluß, den Vertrauensposten eines Commandanten von Straßburg, welchen er im Jahre 1875 niederlegte, um nach einem thatenreichen Leben sich fortan in beschaulicher Muße literarischen Arbeiten zuzuwenden.

Diese literarischen Arbeiten zu veröffentlichen hat die „Rundschau“ die Ehre gehabt, und sie sind daher unseren Lesern bekannt. Sie erinnern sich jenes ersten „kritischen Versuch“, welcher, unter dem Titel „Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871“ in unseren Hefen für Mai, Juni und Juli 1876 erscheinend, eine sehr eingehende Kritik des Generalstabswerkes gab. Das Aufsehen, welches sie weit über Deutschland hinaus erregte, sowie die Aufnahme, welche sie in den militärischen Fachkreisen fand, gaben ein ehrendes Zeugniß zugleich für den Freimuth, mit welchem der General an diese nicht leichte Aufgabe herangetreten war, und die schriftstellerische Kunst, mit welcher er sie gelöst hatte. Sein nächster Beitrag (im Decemberheft 1876), ein Aufsatz „Zur orientalischen Frage“, zeigte den General auch in politischer Hinsicht als einen völlig unabhängigen Charakter, und seine Worte weckten damals, noch vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, wir können ohne Uebertreibung sagen in Europa, einen mächtigen Nachhall. Sie wurden in der großen Presse Deutschlands, Englands und Frankreichs mit all' der Achtung commentirt,



welche diese freisinnige Aeußerung eines hohen preussischen Militärs so wohl verdiente. Dem russisch-türkischen Kriege selber hat der General nur einen Aufsatz (im Septemberheft 1877) gewidmet, während die Hefte für October und November 1877 und Januar 1878 seinen zweiten „kritischen Versuch“ über „Militärische Nothwendigkeit und Humanität“ brachten, welchem es bestimmt war, sein letzter zu sein. Diese schöne Arbeit haben wir als sein literarisches Vermächtniß zu betrachten; in ihr erscheint der General als der würdige Schüler von Clausewitz, welchem — anknüpfend an das von Karl Schwarz jüngst herausgegebene „Leben“ desselben — ein pietätvolles Wort zu weihen, einer seiner unerfüllten Wünsche geblieben ist.

Der General von Hartmann war zum Schriftsteller seines Faches in seltener Weise berufen. Nicht nur war er Soldat und Heerführer: das Vertrauen seines Königs und seine hohe Begabung führten ihn außerdem auf Posten, welche zugleich eine staatsmännische und diplomatische Seite besaßen. Er hatte Theil an der Militärreorganisation und war außersehen, diese für Preußens und Deutschlands Zukunft ausschlaggebende Maßregel in schwerer Zeit, 1859, als Regierungscommissar vor dem Landtage zu vertreten. Nachmals, als diese Maßregel im Kriege von 1866 ihre erste Probe bestanden, nahm er, im Jahre 1867, die nicht minder difficile Stellung eines preussischen Militärbevollmächtigten in München ein. Den innigen Zusammenhang von Völl und Heer und die mannigfachen Umgestaltungen, welche dem modernen Kriege sein Gepräge geben, hatte Niemand genauer, als er, zu studiren Gelegenheit gehabt; und Niemand konnte sie daher deutlicher und allgemein verständlicher darstellen. Er schrieb mit der überlegenen Kenntniß des Mannes, in dessen Hand alle diese Fäden einmal zusammengelaufen waren; eines Mannes, der in jeder Beziehung auf der Höhe seiner Zeit stand. Seine Schriften sind Muster eines guten Stils, von streng logischer Gedankenarbeit und feiner Form. Mit welch' unermüdlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit er zu Werke ging, wird dem Leser klar werden, welcher die Aufsätze, wie sie in der „Rundschau“ erschienen sind, mit der Separat-Ausgabe der „Kritischen Versuche“ (2 Hefte, Berlin, Gebrüder Paetel, 1877—1878) vergleichen will. Ihm war zu schreiben eine Herzenssache, und ganz erfüllt von literarischen Zukunftsplänen fanden wir ihn, als wir, im Herbst des vergangenen Jahres, ihn zum letzten Male sahen, eine hohe, ritterliche Erscheinung, in welcher mit der vollendeten Urbanität des Weltmannes sich die achtungsgebietende Haltung des preussischen Officiers harmonisch vereinigte. In dem lieblichen Freiburg hatte er sich ein von dem edelsten Kunstsinne durchgeistigtes Heim gegründet; und dort, am Fuße des Schwarzwaldes, und mit dem Ausblick auf die Vogesen, ausruhend nach so vielen Schlachten, wie schön hätte der Abend seines Lebens für ihn, wie reich für uns noch werden können! Sein Tod ist ein Verlust für das Vaterland, ein Verlust für die Literatur; und unter den Leidtragenden, die sich um sein zu frühes Grab geschart haben, steht auch die „Deutsche Rundschau“.

**p. Aegypten in Bild und Wort.** Dargelegt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Druck und Verlag von Eduard Calberger. 1. u. 2. Lieferung.

Vor uns liegen die beiden ersten Lieferungen eines Werkes, welches durch literarischen Werth, künstlerischen Schmuck und Pracht der Ausstattung eine der großartigsten Leistungen des deutschen Büchermarktes zu werden verspricht. Daß es sich hier nicht um eine jener ephemeren Erscheinungen handelt, deren Zweck erfüllt ist, wenn sie eine müßige Stunde ausgefüllt haben: dafür birgt uns in erster Linie der Name Georg Ebers, welcher — als Dichter und als Gelehrter — gleichsam repräsentativ für Aegypten geworden ist. Sein „Vorwort“ charakterisirt in meisterhafter Weise die Aufgabe, die das Werk sich gestellt, indem es unternimmt, das Land unserer frühesten Bibel- und Kindheits-erinnerungen, die Stätte der ältesten Kultur, an welcher die Herrschaft der Pharaonen, der Griechen, der Römer, des Christenthums und zuletzt des schonungslos umgestaltenden Islams einander gefolgt sind, in Bild und Wort darzustellen. Vielleicht tritt Ebers allzubehenden zurück, wenn er für sich nur beansprucht, der Erklärer der Bilder zu sein; es ist vielmehr die vollkommene Ebenmäßigkeit, oder sagen wir lieber Ebenbürtigkeit des literarischen und des artistischen Theiles, welche von vornherein für diese vornehme Arbeit das Urtheil bestimmt. Ein besonders günstiger Umstand ist es, daß einige unserer ersten Maler sich mit Vorliebe der Darstellung ägyptischen Lebens und der ägyptischen Landschaft zugewandt haben; die Holzschnitte nach Gemälden von Gustav Richter, Wilhelm Geng, Hans Malart und E. Werner, welche die beiden erschienenen Lieferungen bringen, sind in dieser Vereinigung und an dieser Stelle von großer Wirkung. Daneben geht in der Abbildung von Gebäuden, Denkmälern, Münzen, Volkstypen u. d. eigentliche Illustrationsarbeit, welche nicht minder trefflichen und kunst-erfahrenen Händen anvertraut ist. Ein feiner Sinn zeigt sich ebensoviel in der Anordnung wie in der Ausführung; und Alles zusammen macht einen reichen und würdigen Eindruck. Wir werden im Fortgange dieses Unternehmens mehrfach Gelegenheit haben, eingehenber darauf zurückzukommen; und wollen hier nur noch bemerken, daß das Ganze aus etwa 36 Lieferungen berechnet ist, von denen jede fünf Foliohögen enthält und eine der anderen in Zwischenräumen von 2—3 Wochen folgen wird.

**q. Marokko.** Briefe von der deutschen Gesandtschaftsreise nach Fez im Frühjahr 1877 von Ludwig Pietzsch. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1878.

Von unseren modernen deutschen Feuilletonisten, die im Dienste der Tagespresse stehen, gibt es kaum einen, der über alle nur denkbaren Dinge so leicht und gefällig zu plaudern vermöge, wie der stets bereite Mitarbeiter der „Boschischen Zeitung“, Ludwig Pietzsch. Was ihn selbst vor vielen seiner nicht minder gewandten Kollegen vorthellhaft auszeichnet, ist ein künstlerischer Zug in seinem Naturell, der seinen Blick für das Schöne und Charakteristische ge-

schärft und seine Feder allmählig gelehrt hat, dem Pinsel und Stift wirksame Concurrenz zu machen. Was er schreibt, tritt malerisch an uns heran und besigt jene Harmonie, die das Gefühl der Befriedigung in uns erweckt. Keinen besseren Chronisten konnte die deutsche Gesandtschaftsreise nach Fez finden, um die Ausführung ihrer Mission weiteren Kreisen bekannt zu machen, als Pietzsch; denn was seinen Briefen auch abgehen mag an stärkerer Betonung der politischen Motive und wissenschaftlicher Vertiefung, das ersetzt mehr als reichlich die farbenprächtige Darstellung aller Vorgänge und der originellen Scenerie, die deren Schauplatz bildet. Der Weg des Feuilletonisten führt zunächst von Berlin über Paris, wo er die Osterfeiertage verlebte und der nahebei Frühlings ihm seine lieblichen Boten entgegenendet, nach Marseille und dem Schlüssel des Mittelmeers, Gibraltar, von hier nach Tanger, dem eigentlichen Ausgangspunkt der Gesandtschaftsreise. Eine kleine Verzögerung gibt ihm in Tanger Anlaß, Land und Leute kennen zu lernen, und als endlich der prächtige Zug der Abgesandten des Sultans von Marokko eintrifft, die deutschen Gäste dem Herrscher zuzuführen, scheidet er mit dem Bewußtsein, genugsame Tage verbracht und gefellige Freuden gefunden zu haben, die denen daheim nichts nachgeben. Die Reise von Tanger bis Fez geht ohne sonderliche Abenteuer vorüber, doch gewährt ihre Schilderung einen Einblick in die landschaftlichen Eigentümlichkeiten der durchwanderten Gegenden und die Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner. Fez entspricht in seinem Aeußeren nicht den glänzenden Vorstellungen, die sich das Abendland so gern von der Pracht des Orients macht. Pietzsch findet eigentlich nur in einigen Arbeiten der dort heimischen Industrie wirklich Anerkennenswerthes. Auch die Entfaltung der militärischen Macht des Sultans zu Ehren seiner Gäste vermag ihm keine Bewunderung abzugewinnen, mit alleiniger Ausnahme der kühnen Reiterflüchen, dem Phantasiereiten. Trotzdem und obgleich die Abgesandten nicht allzueile in der Hauptstadt sich zu bewegen vermochten, bilden die Capitel, welche Fez behandeln, entschieden den Höhepunkt der Briefe, deren Verfasser ungachtet des kurzen Aufenthaltes nichts irgend Beachtenswerthes mitzutheilen vergessen hat. Was auch immer seiner Wahrnehmung sich bot, seien es nun Gebäude oder Anlagen, Leben der Muselmänner oder das der gedrückten Juden, die Entwicklung der Industrie, die Gebräuche des Hofes, oder die Künste der Küche — Pietzsch hat es festgehalten und in seinem frischen und amüsanten Stil uns vermittelt. An interessanten Einzelheiten reicher als die Hinfahrt ist die Rückreise, die über Mitenäs nach Tanger führt, wo Pietzsch die Gefährten seiner Reise verläßt, um nach kurzer Rast in Sevilla, dem die letzten vier Capitel gewidmet sind, seine Heimath wieder zu begrüßen.

**q. Jean Paul und seine Zeitgenossen** von Dr. Paul Merliq. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876.

Das Urtheil über den gemüth- und humorvollen Jean Paul ist ein bis jetzt nichts weniger als festes. Die Literaturhistoriker stehen sich in ihren Ansichten über ihn so schroff wie möglich gegenüber. Welch unüberbrückbare Kluft

beispielsweise zwischen Gerbinnus und Ebeling einer-, Bischer und Gottschall andererseits! Nerrlich gehört zur Partei der letzteren, d. h. er ist ein warmer Verehrer Jean Paul's, er anerkennt seine Werke und bringt das volle Interesse seiner Persönlichkeit entgegen. Aus diesen Empfindungen entspringt bei ihm der Voratz, zur Klärung der Ansichten über den Werth des Dichters des „Gesperns“ durch eine genaue Darstellung von dessen Verhältnissen seinen Zeitgenossen gegenüber beizutragen, und er hat diesen Voratz mit vielem Fleiß — der vor dem Studium der ganzen einschlägigen Literatur nicht zurückschreckte — ausgeführt. Die Gewissenhaftigkeit, mit der die Quellen benützt sind, gibt eine durchaus klare, unverfälschte Darstellung, die sich an das gegebene Programm hält und weder nach der Seite der Biographie — außer wo es der zu behandelnde Stoff mit sich bringt —, noch nach der der kritischen Analyse abschweift. Eine Behandlung nach diesen Richtungen hin wäre allerdings ebenso verdienstlich, und Dr. Nerrlich scheint, nach der vorliegenden Arbeit zu urtheilen, mehr als ein Anderer dazu berufen.

d. **Rabelais és kora. Tanulmány.** Irta Dr. Neményi Ambrus. Budapest, Zilahy Samuel. (Rabelais und seine Zeit, eine Studie von Dr. Ambros Neményi.)

Die ungarische Literatur hat in neuester Zeit zahlreiche Erscheinungen zu Tage gefördert, welche es verdienen würden, in einer von den drei internationalen Literaturen einen Platz zu haben. Es ist auch, als sehnte sich besonders die jüngere Schriftsteller-Generation, den engen Sprachgrenzen ihres Landes zu entkommen, und nicht ohne Staunen begegnen wir zeitweilig auf dem Titelblatte deutscher Bühnenwerke oder in französischen und englischen Fachzeitschriften den Namen magyarischer Autoren. Der Verfasser des oben angeführten Buches gehört in diese Classe. Seine Arbeit liegt uns zum Theile in deutscher Sprache vor und wird vielleicht in Kurzem der deutschen Lesewelt vollständig zugänglich gemacht werden. Es ist ein originelles und geistvolles Buch, lebendig und farbenreich, lehrreich und fesselnd von Anfang bis zu Ende. Rabelais ist dem Verfasser gewissermaßen nur ein Vorwand. Eigentlich schildert er die Geistesströmungen des 16. Jahrhunderts im Staate, in der Religion, in Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Literatur und Sprache. Alles das gruppiert sich maßvoll und übersichtlich um die Figur des Rabelais, die der Autor nach seinem eigenen Gesändnisse „größer als lebensgroß“ gezeichnet hat. Daß eine so fein angelegte, fast deilante Schriftstellernatur, wie diejenige Neményi's, sich durch den rüden, manchmal gemeinen, gewaltigen Pamphletisten des 16. Jahrhunderts so ganz beherrschen lassen konnte, ist wol nur durch das zu seiner Zeit verlängerte Gesetz zu erklären, daß Gegenstände sich mächtig anziehen. — Man kann sagen, daß mit Ausnahme der poetischen Erzeugnisse die gesammte magyarische Wissenschaft und Literatur älterer und neuerer Zeit eine Tochter deutschen Geistes ist. Wir wollen zufrieden sein, wenn Deutschlands Muster

uns öfters Werke vermitteln, wie das in diesen Zeilen angezeigte.

e. **Deutscher Sprachschatz** geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein stilistisches Hilfsbuch für jeden Deutsch-Schreibenden von Dr. Daniel Sanders. I. Systematischer Theil. II. Register-Theil. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1875—1877.

Der um die deutsche Lexikographie hochverdiente Verfasser gibt uns hier ein Werk, welches sich seinen früheren Leistungen auf diesem Gebiete würdig anreihet und zugleich für die Deutsch schreibende Welt ein Novum ist. Für die englische und französische Sprache gab es bereits ein derartiges, anerkanntes Hilfsbuch, welches für die deutsche bisher vermißt ward, wiewol sie die reichere und daher schwieriger zu behandelnde von den dreien ist. Hier nun hat es Herr Sanders unternommen, unsren Vorrath gleichsam zu Buche zu bringen und einem Jeden damit sowohl den Ueberblick zu ermöglichen, als die Wahl zu erleichtern, wenn es sich um einen bestimmten Ausdruck handelt. Es ist dies bei Weitem keine so einfache Sache, als Mancher meinen möchte, der mit den Schwierigkeiten nicht bekannt ist. Wenn der Dichter sagt, daß da, wo Begriffe fehlen, das Wort sich zur rechten Zeit einstelle, so geht es dem geistig Arbeitenden leider nur zu oft umgekehrt, daß nämlich gerade da, wo die Begriffe sich drängen, das rechte Wort ihm fehlt. Denn so fein sind die Unterschiede der Sprache, so groß ist die Zahl der sinnverwandten Ausdrücke, daß auch dem hellsten Kopf oft derjenige, den er sucht, sich hartnäckig entzieht. Für solche Fälle bietet sich Sanders' neues Werk als ein werthvolles, vermittelndes Nachschlagebuch. Ein Werk von solchem Umfang — 2136 enggedruckte Doppelcolumnen — läßt sich nur in der Benutzung selbst auf seine Vollständigkeit und Zuverlässigkeit prüfen; allein von welcher Seite wir es bisher in Angriff nahmen, es hat uns nicht im Stich gelassen; und so groß und bekannt sind der geduldige Fleiß, die Gründlichkeit, die Uebung und das eigenthümliche Talent des Herrn Sanders als Lexikographen, daß wir mit vollem Vertrauen seinen „Deutschen Sprachschatz“ als das Werk begrüßen, welches bestimmt ist, die vorhandene Lücke auszufüllen.

e. **Reyer's Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens.** Zweite Auflage in 2 Theilen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1878.

In rascher Reihenfolge haben wir die Lieferungen dieses ausgezeichneten Handbuches erhalten: ja, die Verlagshandlung hat in dieser Beziehung mehr gehalten, als ihr Prospect uns versprach; um volle vier Monate früher, als wir erwarten durften, haben wir mit der sechsen ausgegebenen 24. Lieferung den Schluß des Werkes und damit dieses vollständig in Händen. Aber auch in allen anderen Beziehungen ist es nicht hinter den Verheißungen zurückgeblieben; und wenn schon die vor sechs Jahren erschienene erste Auflage sich in wunderbar kurzer Zeit in der öffentlichen Meinung als ein Nachschlagebuch ersten Ranges festsetzte, welches in Deutschland nicht seines Gleichen hat und an Reichhaltigkeit und Kürze von keinem ähnlichen des Auslandes übertroffen wird: so darf dies um so mehr von

der zweiten Auflage gesagt werden, welche bei unverändertem Preise über 500 Seiten mehr gibt. Es ist in der That kein geringes Verdienst, uns ein literarisches Hilfsmittel gegeben zu haben, welches Jeder, seitdem wir es besitzen, als ein wirkliches Bedürfnis anerkennen und dem gegenüber Mancher sich fragen wird, wie er fertig geworden, so lange wir es nicht besessen haben?

g. **Bibliothek Freiligrath.** Verzeichniß der von Ferdinand Freiligrath nachgelassenen Bibliothek u. Stuttgart, Oscar Gerschel. 1878.

Am 18. Juni und den folgenden Tagen kommt in Stuttgart und in der Wohnung, welche der Dichter bis an seinen Tod bewohnt hat, Ferdinand Freiligrath's Bibliothek zur Versteigerung. Ein auch typographisch bemerkenswerth gut angelegter Katalog mit einem Vorwort (von Ludwig Balesrode) in deutscher und einer warm geschriebenen Lebensskizze in englischer Sprache, gibt uns einen Einblick in diese Sammlung von mehr als 8000 Bänden, welche nicht nur deswegen werthvoll erscheint, weil so viele Erinnerungen an den Dichter sich mit ihr verbinden, sondern auch weil sie, sowohl in der deutschen als der englischen Literatur, überraschend reich ist an seltenen Ausgaben und ersten Drucken — von Milton's „Paradise lost“ beispielsweise sind die vier, von dessen „Paradise regained“ die beiden ersten Ausgaben vorhanden. In der deutschen Literatur sind Goethe und Schiller besonders reichhaltig vertreten, sowohl in Einzelbruden und Gesamtausgaben, als auch in Briefwechseln, Biographien und Commentaren. Wer es weiß, mit welcher Liebe Freiligrath's Herz an seinen Bildern hing, wie sie sein trantes Heim in London schmückten und wie sie ihm, zusammen mit seiner Familie, sein Vaterland ersetzen mußten, bis zu dem Augenblick, wo er, mit ihnen zurückkehrend, seine letzte Heimath erreichte: der wird vielleicht bedauern, daß dieser Bilderchatz, der den Namen und so viel von dem intimen Leben Freiligrath's bewahrt, nicht auf irgend eine Weise vereinigt und dem deutschen Volke erhalten bleiben konnte. Doch Pietät wird jedem einzelnen dieser Bände folgen, wohin immer sie gelangen, und Viele werden gewiß gern die Gelegenheit benutzen, sich ein Andenken zu verschaffen an den unvergeßlichen Dichter.

g. **Erzählende Dichtungen von Rudolf Gottschall.** Breslau, Eb. Trewendt. 1876. Erster Band: Carlo Zeno. Eine Dichtung. Dritte Auflage. Zweiter Band: Die Göttin. Eine Dichtung. Zweite Auflage.

Bei so bekannten Dichtungen, wie die angezeigten, bedarf es keiner kritischen Erörterungen mehr; es genügt davon Noth zu nehmen, daß sie in einer billigen Ausgabe (der allerdings ein weniger gelbes Papier nicht hätte schaden können) neu erschienen sind. Gottschall hat es nicht bei einem einfachen Abdruck bewenden lassen, sondern in der „Göttin“ Manches geändert, was seinem „heutigen ästhetischen Standpunkt“ nicht mehr entsprach, und „Carlo Zeno“ durch eine neue Redaction zu größerer Einseitigkeit erhoben. Auch die glänzende Sprache ist durch die Uebersetzung correcter geworden.

g. **Im Zwielicht.** Märchen erzählt von Wilhelm Wenhafte. Berlin, Wundelmann & Söhne.

Ein ganz allerliebst ausgestattetes Buch, mit poesieburchdustetem Inhalt. Die Märchen sind mehr für große als kleine Kinder geschrieben, und die Verständigkeit ihres Autors thut hier und da ihrer Naivität Abbruch. Aber zumeist weiß Dr. Wenhafte doch den echten Märchentönen zu treffen und erinnert in einigen Theilen seines Buches an die besten Vorbilder in diesem Genre, ohne zu entlehnen oder seiner Originalität sonst Abbruch zu thun. Ein ungetrübter Humor kommt allen seinen Märchen gleich trefflich zu statten.

g. **Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.** 38.—42. Bd. Leipzig, F. A. Brodhause. 1876/77.

Diese nützliche, schon um der Correctheit ihrer Texte empfehlenswerthe Sammlung beschenkt uns in ihren neuesten fünf Bänden mit den Werken von vier Dichtern. Der 38. Band enthält das in der Geschichte der romantischen Schule bedeutende Werk von Novalis (Hardenberg) „Heinrich von Ofterdingen“, dem Julian Schmidt eine Einleitung über den Verfasser und seine Beziehung zur romantischen Schule voranscheidet. Ebenfalls von Schmidt eingeleitet und commentirt ist Werner's besonders durch Iffland's Aufführung und Darstellung weit bekannt gewordenes Schauspiel „Martin Luther oder die Weiße der Kraft“, (Bd. 39), dessen theatralische Wiedererweckung erst jüngst eine Berliner Bühne versuchte. Klopstock's Bardiet für die Schaubühne „Hermanns Schlacht“ bringt der 40. Bd., zu welchem Heinrich Dünker das biographisch-kritische Vorwort mit vieler Wärme geschrieben hat. Maidirt der geistvolle Commentator doch gar für eine Aufführung des Bardiets! Karl Siegen, der sich in die Werke Heinrich von Kleist's mit großer Vorliebe eingearbeitet hat, theilt im 41. und 42. Bd. „Ausgewählte Dramen“ (Hermanns Schlacht, Prinz von Homburg, Räthchen von Heilbronn, Zerbrochene Krug) dieses großartigen Dichters mit. Es spricht übrigens nicht für die Genauigkeit des Herausgebers, daß er bei den Angaben der Literatur über und von Kleist die jüngste Ausgabe von dessen Werken, nämlich die in der „Nationalbibliothek der deutschen Classiker“ erschienene, welche noch dazu manches in den bisherigen Ausgaben nicht Enthaltene aufgenommen hat, aufzuführen vergißt.

g. **Von der Universal-Bibliothek,** Leipzig, Philipp Reclam jun., gewiß einem der populärsten literarischen Unternehmen, ist jüngst das 1000. Bändchen erschienen, das Paul Heyse's bekannte Novelle „Zwei Gefangene“ enthält und mit einem Portrait des Verfassers geziert ist. Von diesem seltenen Erfolg nehmen auch wir gern und um so lieber Noth, als die Universal-Bibliothek die Werke von ca. 350 Autoren verschiedenster Zeiten und Nationen allen Kreisen zu dem denkbar billigsten Preis (4 Bändchen 20 Pfg.) zugänglich gemacht und dadurch die Literaturkenntniß sehr wesentlich gefördert hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

**Albrespy.** — Les livres penseurs et la république par André Albrespy. Paris, Sandoz & Fischbacher. 1878.

**Ammer.** — Münchener Bilderbogen. Humor und Satire aus Max-Ritzen von Th. v. d. Ammer. München, Pp. Höpfer. 1878.

**Amynator.** — Sieber eines deutschen Nachwächters. Von Gerhard v. Amynator. Bremen, G. Ed. Müller's Verlagsbuchhlg. 1878.

**Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,** in ihren Werken für das Pianoforte allein. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmasses und Fingersatzes von J. Moscheles, weil. Professor am Conservatorium in Leipzig. Pracht-Ausgabe. 7. Auflage. Mit instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen Werk. Lfg. 36—40. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

**Bergkristalle.** Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. I. Serie. 5. u. 6. Bändchen. Bern, Verlag von O. F. Haller. 1878.

**Berichte, Literarische,** aus Ungarn über die Thätigkeit der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des Ungar. National-Museums, der Kisfaludy-Gesellschaft, der Historischen Gesellschaft, der naturwissenschaftlichen und anderer gelehrten Gesellschaften und Anstalten, sowie auch einzelner Schriftsteller. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. II. Bd. 1. Heft. Budapest, C. Knoll. 1878.

**Binz.** — Ueber den Traum. Nach einem 1876 gehaltenen öffentlichen Vortrag von C. Binz, ord. Professor der Universität Bonn. Bonn, Verlag von A. Marcus. 1878.

**Brodersen-Plinneberg.** — Auf der cimbrischen Halbinsel. Erinnerung an 1849, 49, 50. Den Kampfgesossen zur 30jährigen Erhebungsfier gewidmet von Brodersen-Plinneberg. Altona, Schläpfer'sche Buchh. 1878.

**Bücher-Ornamentik, Die, der Renaissance.** Eine Auswahl stilvoller Titeleinfassungen, Initialen, Leisten, Vignetten und Druckerzeichen hervorragender italienischer, deutscher und französischer Officinen aus der Zeit der Frührenaissance. Nach der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. Lieferung I. II. Leipzig, Verlag von G. Hirth. 1878.

**Buchner.** — Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilh. Buchner. Mit in den Text eingedruckten Abbildungen. Offen, Verlag von G. D. Siedler. 1878.

**Caro.** — Auf einsamer Höhe! Novelle in Versen von Carl Caro. Breslau, Verlag von Ed. Trowant. 1878.

**Cernuschi.** — Le Bland Bill par Henri Cernuschi. Paris, Librairie de Guillaumin & Cie. 1878.

**Chopin.** — Friedr. Chopin's Werke. Bd. I. Balladen für das Pianoforte. Mit dem Bilde F. Chopin's in Schauer's Radirung nach Hovy's Medaillon. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

**Collection of British Authors.** — Tauchnitz Edition. Vol. 1727—29. An open verdict. By M. E. Braddon. In three volumes. — Vol. 1732. The lifted veil and Brother Jacob. By George Eliot. In one volume. Vol. 1735. 36. South Africa by Anthony Trollope. 2 Vol. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

**Darwin.** — Ch. Darwin's gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Liefg. 74—79. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1878.

**Doornkaat.** — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat Koolman. Heft 4. Norden, H. Braams. 1877.

**Ebers.** — Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unseren ersten Künstlern. Beschrieben von Georg Ebers. Lieferung 1—3. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1878.

**Eichengrund.** — 70 Semester. Eine Stubengeschichte von Friedr. Eichengrund. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 1878.

**Exposition Universelle de Paris.** 1878. Catalogue of the collective exhibit of the American Book-Trade and of kindred interests. Paris. 1878.

**Fenini.** — Letteratura Italiana di Cesare Fenini. Milano, H. Hoepli. 1878.

**Fernenschatz, Der, der Renaissance.** Eine Quelle der Belehrung und Anregung. Herausgegeben von Georg Hirth in München. Heft 7—10. Leipzig, Verlag von G. Hirth.

**Galler.** — Heinrich der Erste. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Eduard Pp. Galler. Wien, Verlag von F. Roth. 1878.

**Geysing.** — Reisebilder aus dem Europäischen Russland und dem Kaukasus von Edmund Geysing. Leipzig, C. F. Steinacker. 1878.

**Hibbs.** — Prussia and the poor; or observations upon the systematized relief of the poor at Elberfeld, in contrast with that of England. Founded upon a visit and personal inquiry. With an appendix by the Rev. Richard Hibbs, M. A. London, Williams & Norgate. 1877.

**Hillebrand.** — Profile. Von Karl Hillebrand. (IV. Band der „Zeiten, Völker und Menschen“.) — Berlin, Verlag von R. Oppenheim. 1878.

**Hopfen.** — Der alte Krattfiant. Eine bayerische Dorfgeschichte von Hans Hopfen. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1878.

**Jakow.** — Klänge vor Oden's Thür. Von Bernhard Jakow. 3. Aufl. Berlin, C. O. Hendel. 1878.

**Im Donaukreis.** II. Abtheilung: Die Kultur von Gustav Renner. Prag, Verlag von C. Bellmann. 1878.

**Katechismus der Volkswirtschaftslehre.** Ein Handbäuchlein des Wissenswürdigen aus dem Gebiete des Wirtschafts- und Berufslebens. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag, Verlag des Vereins. 1878.

**Leffing.** — Räuber altdeutscher Feinschmecker gesammelt von Julius Leffing. Berlin, Verlag von F. Weyersche. 1878.

**Kindan.** — Rebarmistrieb Schauspiel in vier

- Aufzügen von Paul Einbau. Berlin, Verlag von G. Stille. 1878.
- Lippert.** — Die Erdrinde und ihre Bildung. Das Wesentlichste der Geologie in gemeinsamer Darstellung. Von Julius Lippert. Mit vielen Holzschnitten. Prag, Verlag des „Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.“ 1878.
- Malfatti.** — Etnografia di Bartolomeo Malfatti. Milano, U. Hoepli. 1878.
- Monatsblätter, Deutsche.** Centralorgan für das literarische Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Heinrich Part und Julius Part. 1. Band. 1. Heft. April 1878. Bremen, J. Kühmann's Buchhandlung.
- Mosen.** — Julius Mosen. Eine biographische Skizze. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung.
- Naumann.** — Darstellung eines bisher unbekannt gebliebenen Stilgesetzes im Aufbau des klassischen Fugenthemas von Emil Naumann. Berlin, R. Oppenheim. 1878.
- Nicolai.** — Lectures choisies. Französische Chrestomathie. Systematisch geordnet und mit erläuternden Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen von F. A. Nicolai. Iserlohn, Verlag von J. Baedeker. 1878.
- Nordan.** — Aus dem wahren Milliardenlande. Pariser Studien und Bilder von Max Nordan. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Dunder & Humblot. 1878.
- Pierer's Universal-Conversations-Lexikon.** 6. vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Illustrationen. XIII. Bd. 1. 2. Hälfte. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann. 1878.
- Preuss.** — Die materielle Bedeutung des Lebens im Universum. Ein gemeinverständlicher Vortrag mit wissenschaftlichen Anmerkungen von Wilhelm H. Preuss. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh.
- Puppenkomödien, Deutsche.** Herausgegeben von Carl Engel. VI VII. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhlg. 1877/78.
- Rafael's Tapeten im Vatican zu Rom nach den Cartons im Kensington-Museum.** In Lichtdruck ausgeführt und herausgegeben von L. Koch. Mit einer Einleitung und mit Erläuterungen versehen von V. K. Schembera. Wien, L. Koch. 1878.
- Ramsauer.** — Die Reichseisenbahnfrage von Peter Ramsauer. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1878.
- Roeber.** — Lyrische und epische Gedichte von Friedrich Roeber. Berlin, D. Janke. 1878.
- Rufinus.** — Rückhaltslose Residenz-Briefe. Ein Wintertagsraum von Maximilian Rufinus. Berlin, Köhne & Müller. 1878.
- Sammlung physiologischer Abhandlungen** herausgegeben von W. Preyer. II. Reihe. 1. Heft. Die Kataplexie und der thierische Hypnotismus von W. Preyer. Mit 3 Tafeln. Jena, Verlag von G. Fischer. 1878.
- Szenen aus dem jüngsten Orientkrieg erzählt** von russischen Soldaten. Ein Vortrag, gehalten in der „Militärischen Gesellschaft“ am 27. März 1878 von A. von Drygalski. Berlin, G. E. Mittler u. Sohn. 1878.
- Schmidt.** — Portraits aus dem neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Berlin, Verlag von W. Perz. 1878.
- Spach.** — Goethe's Lyrik. Etudes sur les poésies lyriques de Goethe par M. E. Lichtenberger. Von Dr. Ludwig Spach, Bezirksarchivdirector in Straßburg. Straßburg, 1878.
- Spaeth.** — Theismus und Pantheismus. Ein Vortrag von Dr. H. Spaeth. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung.
- Stab.** — Touristen-Fahrten. Reisebilder von R. L. Stab. 2. vermehrte Auflage. Berlin, R. v. Pader's Verlag. 1878.
- Strachwitz.** — Gedichte von Moritz Graf Strachwitz. Gesamtausgabe. Mit einem Lebensbilde von Karl Weinhold. Siebente, vermehrte Auflage. Breslau, Verlag von Ed. Trevenant. 1878.
- Strümpell.** — Die Geisteskräfte der Menschen verglichen mit denen der Thiere. Ein Bedenken gegen Darwin's Ansicht über denselben Gegenstand. Von Ludwig Strümpell, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Veit & Comp. 1878.
- Walbmüller.** — Die Verlobte. Roman in vier Bänden von Robert Walbmüller. Breslau, Verlag von S. Schottlander. 1878.
- Wasserburger.** — Dichtungen von L. Wasserburger. Wien, Verlag von Konegen. 1878.
- Wichert.** — Ein starkes Herz. Roman von Ernst Wichert. 3 Bde. Jena, Verlag von G. Costenoble. 1878.
- Wiel.** — Diätetisches Koch-Buch für Gesunde und Kranke, mit besonderer Rücksicht auf den Tisch für Magenkranke. Von Med. Dr. Josef Wiel. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Fr. Wagner'sche Buchh. 1878.
- Wippchen's sämtliche Berichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. I. Der Orientalische Krieg. Mit Wippchen's Portrait von Gustav Feil. Berlin, B. Brill. 1878.
- Wohlmuth.** — Streifzüge eines deutschen Komödianten von Alois Wohlmuth. Mit 9 Illustrationen von Ed. Grölgner und einem Vorworte von Ed. Hanslid. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1878.
- Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XIII. 2. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1878. No. 1. 2. 3. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer. 1878.
- Zeitschrift für Rechtspflege und Verwaltung** zunächst für das Königreich Sachsen. Neue Folge. 45. Band. 2. Heft. Herausgegeben von Dr. Carl Heinrich Heydenreich, Oberappellationsrath. Leipzig, Verlag von B. Tauchnitz. 1878.

Verlag von Gebrüder Partel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.  
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Partel in Berlin.  
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.